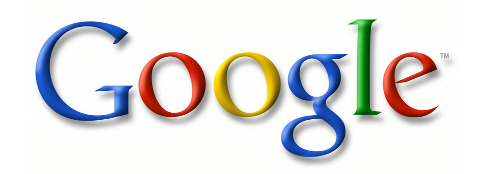
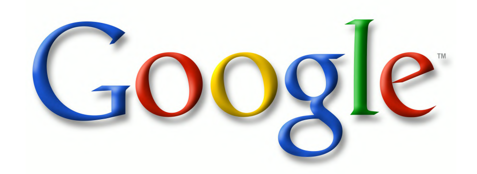
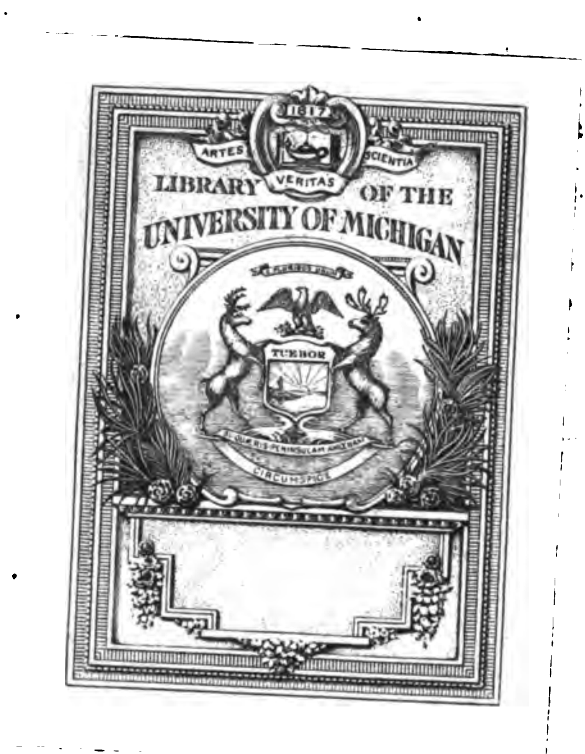
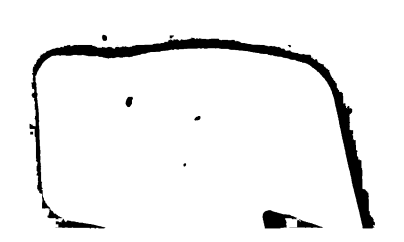





1817
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE



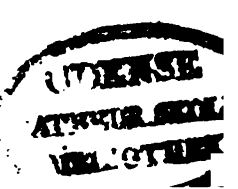
ALLGEMEINE
LITERATUR - ZEITUNG

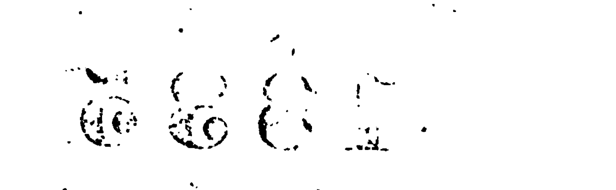
VOM JAHRE
1835.

ZWEITER BAND.

MAI bis AUGUST.

HALLE,
in der Expedition dieser Zeitung
bei C. A. Schwetschke und Sohn,
und LEIPZIG,
in der Königl. Sächs. privil. Zeitungs-Expedition.
1835.





ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mai 1835.

THEOLOGIE.

Hamburg, b. Fr. Perthes: *Beiträge zu den theologischen Wissenschaften von den Professoren der Theologie zu Dorpat. Erster* Band. 1832. 384 S. *Zweiter* Band. 1833. 413 S. 8. (3 Rthlr.)

Statt des früheren Jahresprogramms, welches von einem Professor der Facultät herausgegeben wurde, haben sich die Professoren der Theologie zu Dorpat entschlossen, jährlich ein Bändchen „Abhandlungen aus den verschiedenen Gebieten der heiligen Wissenschaft" dem gröfseren litterarischen Publikum vorzulegen. So entstanden die zwei nunmehr erschienenen Bände, von denen der *erste* (für 1832) handelt:

1. *Ueber die Entstehung, die Bestandtheile und das Alter der Bücher Esra und Nehemia* (S. 1—304.) von Prof. Dr. *Kleinert*.

Der bereits verstorbene Vf. versucht es, die verwickelten Untersuchungen über die fraglichen Gegenstände zur Entscheidung zu bringen. 1) Ueber Esra richtig anerkennend, dafs das Buch aus mehreren heterogenen Bestandtheilen zusammengesetzt sey, sucht der Vf. gegen die gewöhnliche Annahme späterer Composition zu erweisen: „dafs Esra selbst Vf. von c. 7—10. sey, und von ihm die gegenwärtige Gestalt des Buches Esra herrühre." Wir folgen hierin den weitschichtigen und ermüdenden Argumentationen des Vfs., soweit es in Kürze geschehen kann.

Um jenes Resultat überhaupt gewinnen zu können, mufs der Vf. c. 1—6. für älter als Esra ansehen. Dabei stöfst Hr. *Kl.* zuerst 4, 5 ff. an der Erwähnung des *Akhashverosh* und *Artakhshashta* an, welche nach dem klaren Zusammenhange nur *Cambyses* und *Smerdes* seyn können, hier freilich unter anderen Namen benannt, was aber um so weniger Schwierigkeit hat, da beide eigentlich nomina dignitatis sind. Dies leugnet Hr. *Kl.* bestimmt und glaubt die von *Gesenius* (Thes. I. S. 74 ff.) angestellte Vergleichung des Pers. *Khshhershe* (*Khshwershe*?) mit חשירש(א) und Ξέρξης so weit urgiren zu müssen, dafs man auch in der fraglichen Stelle nur an *Xerxes* denken könne. Zwar entgeht ihm nicht, dafs auch der Vater des Darius Medus Dan. 9, 1. *Akhashverosh* genannt werde, aber er glaubt dieser sey nicht Astyages, sondern der Grofsvater Kyaxares I. und Κυαξάρης sey = *Khshyeshersh* eine angebliche Nebenform zu *Khshhershe*. In letzterer Combination irrt er bestimmt. Obgleich zwar Rec. den Namen *Kyaxares* nicht mit Sicherheit etymologisch zu deuten weifs, so glaubt er doch das *y* urgiren zu müssen, welches ein ursprüngliches *u* voraussetzt, das auf keine Weise aus den Bestandtheilen des *Khshershe* d. i. *Khshathra-Khshaja* (شاه) *rex regum* herauszubringen ist. Jenes *Khshyeshersh*, wenn es überhaupt richtig gelesen ist, scheint allerdings Κυαξάρης zu seyn, nur ist es dann von *Khshershe* wesentlich verschieden. In gleicher Weise soll nun *Artakhshashta*, dem *Artaxerxes* etymologisch gegenüber gestellt, nur der Longimanus seyn. Hr. *Kl.*, sonst den etymolog. Zergliederungen der persischen Namen sehr abhold (S. 27. 213 ff.), läfst sich hier sogar verleiten, die beiden hebr. Formen in denselben etymologischen Zusammenhang zu bringen, in welchem *Xerxes* und *Artaxerxes* stehen. Er bewerkstelligt es so, dafs er die nachgewiesene Form ארתחשתר, deutlich *Arta-Khshathra* (*magnus rex* vgl. Ἀρτάξιας = *Arta-Khshaja*), für eine secundäre betrachtet aus *Arta-Khshert*, welche sich mit bekannten Uebergängen weiter zu *Arta-Khshersh* (vgl. אחשרש Esth. 10, 1.) und dem biblischen אַרְתַּחְשַׁשְׂתָּא aus ארתחשרש-תא (das ת formativ wie in סִפְרָה, das ja aber eigentlich Abstracta bildet) gestaltet habe. Wäre Hr. *Kl.* überhaupt noch mit den etymologischen Forschungen der letzten Jahre bekannt geworden, so würde er sich gern bescheiden, dafs er die Ergebnisse derselben, welche in jenen Namen nur nomina dignitatis nachweisen, durch Herodots *kritisch* noch nicht vollkommen sicher gestellte Aeufserung 6, 98. und *Wesselings* triviale Bemerkung dazu (die höchstens noch der unwissenschaftlichen Befangenheit Jäckels und Consorten genügt) nicht umwirft. Er würde sehen, dafs die supponirte Form *Artakhshert* nichts ist, während die nachgewiesene Form *Arta-Khshethr*, von der auch *Arta-Khshashta* ausgehen mufs, sich ungezwungen in die gesuchte Beziehung zu *Xerxes* setzt, dessen erster Bestandtheil dasselbe *Khshathra* ist. Er würde aber auch sehen, dafs Ἀρτα-ξέρ-ξης, wofern es nicht eigenmächtig dem *Xerxes* nachgebildet ist, eine andere Grundform voraussetzt und in die Bestandtheile *Arta-Khshathra-Khshaja magnus regum rex* zerlegt werden mufs, mithin ein Wort mehr in sich begreift, als der pers. und bibl. Name. Vgl. Fr. Pott Etymologische Forschungen, Einleit. p. 64 ff. Aber was gewinnen wir nun, wenn wir wirklich Esr. 7. den *Xerxes* und *Artaxerxes* verstehen? Nichts als eine Schwie-

Schwierigkeit (vgl. 6, 15.), die der Vf. nur dadurch zu heben vermag, dafs er 4, 6—23. als Parenthese betrachtet, welche die Feindseligkeiten der Samaritaner gegen die Juden auch zu Xerxes und Artax. Zeit, den erwähnten beim Tempelbau, als der Sache nach verwandt, anfügen soll. V. 24. bezieht sich daher nicht auf den unmittelbar vorausgehenden Vers, sondern auf v. 5, was sehr gewaltsam ist. — Den chaldäischen Abschnitt 5, 1—6, 18. betrachtet Hr. *Kl.* als Werk eines besondern Verfasser, der als Augenzeuge (5, 4.) die Vollendung des Tempelbaus beschreibt. Ist nun, argumentirt Hr. *Kl.* weiter, jenes Stück von einem Augenzeugen, so mufs das chald. Stück in c. 4. wegen der Erwähnung des Artaxerxes einen andern Vf. haben. 4, 24. gehört sonach dem an, der v. 8—23. einrückte, und zwar ist es ein späterer Concipient, der bereits 4, 1—5. mit 5, 1—6, 18. in Verbindung fand, und deshalb, der Verbindung angemessen, v. 6. 7. hebräisch, v. 24. chaldäisch hinzusetzte. Artaxerxes Name im Berichte eines Zeitgenossen des Darius 6, 14. mufs interpolirt seyn. — C. 6, 19—22, von Bertholdt und de Wette sehr spät angesetzt, verlegt Hr. *Kl.* in eine frühere Zeit mit Berufung auf Gesenius Urtheil über den Ausdruck: Darius König von Assyrien. — C. 7, 27—9, 17. sind allgemein dem Esra selbst beigelegt. Aber auch c. 10, welches in einem anderen Tone von Esra redet und ihm deshalb abgesprochen wird, vindicirt Hr. *Kl.* demselben mit dem Bemerken, er möge es wohl nach c. 8. 9. geschrieben haben; selbst 7, 1—11. wird dem Esra beigelegt, weil er unmöglich seine Schrift könnte ohne Anfang gelassen haben, und Hr. *Kl.* glaubt die gemachten Einwürfe als die ehrenden Prädikate und Titel aus der orientalischen Einfalt genügend erklären zu können. Mithin ist c. 7—10. von Esra selbst, obschon in verschiedenen Absätzen verfafst. — Rührt nun von Esra die gegenwärtige Form des Buchs her? Der Vf. entscheidet sich dafür und glaubt aus dem innigen Sachzusammenhange neben inneren Eigenthümlichkeiten auf die Identität des Vfs. von c. 1. 3, 1—4, 5. 6, 19—22. schliefsen zu müssen, der den chaldäischen Abschnitt 5, 1—6, 18. bereits vorfand und sammt der Liste c. 2. in seine Schrift aufnahm. Da keins der Stücke eine späte Abfassungszeit nothwendig macht, so kann der Vf. sehr wohl älter als Esra seyn, ein Zeitgenosse Serubabels, der ungefähr um 515. schrieb. Es liegt nun nichts näher, meint Hr. *Kl.*, als anzunehmen, dafs Esra selbst die vorgefundene Schrift erweiterte, c. 7—10. anhing, 4, 8—23. mit den verbindenden Versen 6. 7. 24. einschob und 6, 14. den Namen seines Gönners Artaxerxes hinzuschrieb.

Schon dieser kurze Auszug wird die ängstliche Befangenheit darstellen, vermöge welcher dem Vf. die Auctorität eines canonischen Buchs in Gefahr zu schweben scheint, wenn es nicht als gleichzeitiges Product dessen angesehen wird, über den es handelt. An die dünnsten Fädchen hängt er sich bei seiner Beweisführung an, wie 5, 4., worüber schon de Wette u. a. wiederholt geurtheilt haben, dafs die Stelle nicht genügend für einen Augenzeugen beweise. Dennoch dreht sich darum die Beweisführung über 1—6, man kann sagen, über das ganze Buch. Schon der Name Artaxerxes 6, 14. hätte Hn. *Kl.* warnen sollen, statt zu zwei kritischen Gewaltstreichen verleiten. Und können wohl überhaupt die übrigen Schlüsse *a posse ad esse* die voresraische Abfassung von 1—6, und die buchstäbliche Abkunft für Esra von 7—10. erweisen? Die frühere Ansicht, dafs ein später lebender Bearbeiter, dessen Zweck es war, die Wiedergeburt der Nation von der Rückkehr aus dem Exil an darzustellen, das gegenwärtige Buch aus authentischen Quellen geschaffen habe, bleibt daher unangefochten. Esras Zeit sammt den *memoires* desselben hatte er vor sich. Er mufs daher nach Esra gelebt haben. Die planmäfsige Zusammensetzung der älteren Stücke (c. 2. 4, 8—6, 18. 7, 12—9, 15.), woraus schon Hr. *Kl.* S. 107. auf „eine von einem Vf. absichtlich angelegte Einheit" zu schliefsen geneigt ist, ist sein Verdienst; die Darstellung dessen, was auf Tradition beruht (namentlich c. 1.) sein Werk. Nur das glaubt Rec. Hn. *Kl.* zugeben zu müssen, dafs keine sichere Spur eine sehr späte Abfassungszeit unter den Seleuciden oder Lagiden nothwendig mache.

2) Ueber Nehemia sind die Ansichten überhaupt weniger getheilt. Kein Streit herrscht über 1—7, 5, woran sich 7, 6—73. die Zählungsliste Esr. 2. anschliefst. Der Zusammenhang aber von 7, 5. mit 11, 1—3, welches Hr. *Kl.* gleichfalls für ein ächtes Stück des Nehem. hält, wird unterbrochen durch 7, 73—10, 40: die Vorlesung des Gesetzes durch Esra, die Feier des Laubhüttenfestes, und der feierliche Bund des Volks. Es fragt sich nun, von wem dieser Abschnitt sey, und wie er hierher gekommen. Darüber S. 130—303. Den Ansichten Bertholdt's, Gesenius's, de Wette's gegenüber behauptet Hr. *Kl.*, dafs der Abschnitt an richtiger Stelle stehe, dafs er keine Nachahmung von Esra 3. enthalte, am wenigsten aber in unhistorischem Geiste verfafst genannt werden könne. Ueberall, meint er, spricht der Augenzeuge. Dazu kann c. 8. die treffende, malerische Schilderung keinem späten Betrüger beigelegt werden, das Bufsgebet c. 9. athmet ganz den Geist der Wahrheit, und c. 10. giebt sich als sehr specieller, genauer, fast officieller Bericht eines Augenzeugen kund. Die Hauptangriffe auf den fraglichen Abschnitt gründen sich besonders auf die vermeinte unhistorische Verbindung Esras mit Nehemia (8, 9. 10, 2.), da doch nach Josephus Esra bereits vor Nehemia's Ankunft gestorben seyn soll. Hr. *Kl.* weist aber nach, — und das ist das Brauchbarste in der ganzen Abhandlung — dafs Josephus seine Nachricht von Esras Tode aus dem apokryph. Esra, dessen er sich allein bediente, rein nur erschlossen habe,

habe, irregeleitet einerseits durch die falsche Lesart 3 Esr. 5, 40: καὶ εἶπεν αὐτοῖς Νεεμίας καὶ Ἀτθαράτης (statt ὁ καὶ Ἀτθ. d. i. התרשתא), welche ihm das Verständniſs des Ἀτθαράτης, Ἀτθαρίας = Νεεμίας unmöglich machte: andrerseits durch die Stellung des Abschnitts zwischen Esr. 10. und Neh. 1. im Apokryphon. Es blieb ihm nichts übrig, als 3 Esr. 9, 37 ff. (Neh. 7, 73. 8, 1 ff.) in Esras Zeit zu setzen, und zwar in die Zeit vor Nehemias Ankunft, da er nicht Nehemia, sondern einen ihm unbekannten Attharates fand neben Esra. Trat nun scheinbar Esra nach der Begebenheit 3 Esr. 9. vom Schauplatze ab und Nehemia nun erst auf, so lag der Schluſs nahe, Esra müsse gestorben seyn. Mit Glück beseitigt ferner Hr. *Kl.* die chronol. Schwierigkeiten, durch welche man des Josephus Angabe zu stützen sucht, und hält mit Recht den Zeitgenossen Serubabels für einen anderen Esra, als den berühmten; rügt den auch von de Wette noch begangenen Fehler, Esra in das 7. Jahr des Xerxes, Nehemia dagegen in das 20. des Artaxerxes zu setzen. Daſs Josephus den Artakhshashta für Xerxes hält, beweist nicht mehr, als wenn er den Akhashverosh im B. Esther durch Artaxerxes, den Darius Nothus Neh. 13, 28. durch D. Codomannus erklärt. Dazu setzt ausdrücklich Josephus den Esra und Nehemia in die Regierungszeit Eines Regenten, und man muſs auf der einen Seite seine Auctorität verlassen, um sich auf der anderen darauf stützen zu können. Das c. 8—10. prädicirte Zusammenleben der beiden genannten Männer kann daher aus chronol. Gründen nicht angefochten werden, es findet sogar in 12, 36. eine neue Bestätigung. Nach mehreren Ein- und Ausfällen, die Nachlässigkeit der *viri docti* betreffend, welche über 8, 9. 10, 2. weitläufiger discutirt haben, sucht der Vf. die Frage zu beantworten, weshalb bei der öffentlichen Verhandlung Neh. 10, 1 ff. Esra nicht mit unterzeichnet habe, woraus Bertholdt auf den Tod des Esra schloſs. Hr. *Kl.* weiſs zwar darauf so wenig zu antworten als wir, meint aber die Sache könne sich so verhalten: Neh. 9. 10. habe so viel Aehnlichkeit mit der Manier des zweiten Theils von Esra, daſs man wohl daraus könne auf Identität der Vff. schliessen, mithin Esra selbst für den Vf. halten. Dazu liege es ja in der Natur der Sache, daſs Esra die wichtige Gemeineangelegenheit geleitet und selbst die Bundesacte ausgefertigt habe. Stillschweigend schloſs er sich in der 1 Person v. 31. an und es bedurfte seiner besonderen Unterschrift nicht. C. 8. aber kann nicht von Esra seyn, denn es redet in einem ganz andern Tone von ihm, mit Hinzusetzung seiner Titel und ehrenden Prädikate. Dennoch aber stehen c. 8. u. 9. in enger Verbindung. Es muſs also von einem Freunde, einem Gehülfen des Esra gearbeitet seyn. Beide schrieben im Einverständnisse und in Gemeinschaft. Nehemia endlich nahm das ganze Stück in seine Schrift auf. Die Anordnung von 1—11. ist freilich nicht sehr geschickt, aber doch auch nicht so abnorm, daſs nicht zwischen die sachlich eng zusammenhängenden Stücke könnten c. 8—10. eingeschoben seyn, wobei die Zeitordnung das Leitende war.

Auch hier sieht man leicht, daſs des Vfs befangene Kritik zu Gunsten einer vorgefaſsten Meinung bestimmt, was sie nicht erweisen kann. Er gesteht S. 295 fg. selbst, daſs c. 9. 10. bei ihrem speciellen Inhalte wenig Ausbeute geben, um aus Styl und Gedanken auf den Urheber schliessen zu können und der einzige aus der Situation entnommene schwache Grund kann unmöglich genügen. Und wie soll man sich das schriftstellerische Zusammenwirken Esras mit seinem Freunde denken? Der enge Zusammenhang von c. 8 und 9. beweist doch eben so viel als der Zusammenhang von c. 9 und 10., worauf Hr. *Kl.* die Identität des Vfs baut. *Bertholdts* Ansicht bleibt unseres Ermessens in so weit richtig, als er die Kapp. 8—10 von dem eingeschoben denkt, dem die gegenwärtige Form des Buches angehört. Wir betrachten den Abschnitt als ein besonderes Fragment, vielleicht aus einer Schrift gröſseren Umfangs entlehnt, um alles auf Nehemia Bezügliche bei einander zu haben. Vergl. Jes. 36—39. Die Erwähnung Nehemias bestimmte die Aufnahme, die zuvor erwähnte Volksberufung bedingte, als der Sache nach verwandt, die Stelle der Einschaltung. — Die Untersuchungen über c. 12 und 13. sowie der Excurs über das apokr. B. Esra sollen noch nachfolgen.

2. *Vertheidigung der lutherischen Abendmahlslehre gegen die reformirte und katholische* von Prof. Dr. *Sartorius*, S. 305—347.

Der Vf. leitet diese Abhandlung, welche schon früher in der Evang. Kirchenzeitung abgedruckt war, mit der Bemerkung ein, daſs keine der neueren Schriften über das Abendmahl von *Scheibel*, *Schulz* und *Sengler* (auch *Lindners* „Lehre vom Abendmahle" wird S. 343 in einer Note berücksichtigt) eine vollkommen befriedigende wissenschaftliche Darstellung und vergleichende Würdigung der drei verschiedenen Hauptlehren liefere, und daſs das wahre Verhältniſs der lutherischen Ansicht insbesondere zur katholischen und reformirten weder von *Schulz* noch von *Scheibel* gehörig erörtert sey. Ein Versuch zur Verständigung über diese widerstreitenden Ansichten fordere ein Zurückgehen auf die Grundprincipien (S. 307) derselben, wobei als Canon gegen alle Verirrungen der Speculation, durch deren Machtsprüche *Schulz* die ganze Streitfrage schon vorweg entschieden habe, die heilige Schrift und die Analogie des Glaubens dienen müsse. Es darf nicht auffallen, daſs derselbe Vorwurf „eines Präjudizes" gegen den Vf. nur von der entgegengesetzten Seite wiederkehrt. Er ist aber klug genug, von diesem Canon zu reden, ohne anzugeben, wiefern und wie weit er gelte. Die Polemik gegen Dr. *Schulz* dürfen wir wohl hier von unserem Gesichtskreise ausschliessen. Hr. *Sart.* wird natürlich, wenn er bei Vertheidigung seiner Ansicht

gegen

gegen andere auf Principien zurückgehen will, gleichfalls philosophiren müssen, da die bibl. Schriftsteller nur referiren und jede einzelne wissenschaftliche Darstellung sich auf ihre Relation als Beweis berufen hat. Und so ist es wirklich. Aber seine philosophische Sprache ist zu wenig scharf ausgebildet und aus fast allen deutschen Philosophemen zusammengewürfelt, als dafs sich auf eine lohnende Weise mit ihm streiten liefse. Er geht von den schwierigsten und höchsten Abstractionen aus und muthet seinen Lesern im voraus deren Verständnifs zu, ohne ihnen das Wörterbuch zu diesem Jargon mitzugeben. Zum Beleg diene sein Gedankengang:

Die Philosophie des natürlichen Menschen (S. 310) d. i. diejenige, welche ohne das Licht der Offenbarung mit unerleuchteter Vernunft philosophirt, schwankt in ihren Bestimmungen über das Verhältnifs des Geistes zum Stoffe, Gottes zur Welt stets zwischen den Gegensätzen der Identitäts- und Dualitätslehre hinüber und herüber, ohne je die wahre Mitte zwischen beiden finden zu können. Das Identitätssystem strebt immerdar den dualistischen Gegensatz des Schöpfers und der Creatur aufzuheben, indem es beide idealistisch und spiritualistisch, oder materialistisch oder in seiner Vollendung pantheistisch vermischt und als Eins setzt; während das Dualitätssystem sie stets sondert und als Zwei setzt. Die Vollendung desselben ist der abstracte Theismus, der Gott und die Welt aus einander und neben einander, nie in einander existiren läfst, deshalb aber der tiefen Sehnsucht des Menschen nach der Gemeinschaft mit Gott nie genug thut. Sucht er sich auch zur Wesenseinheit mit Gott nach der anderen Seite hin abirrend zu erheben, so wird doch durch das Bewufstseyn der Sünde Zwiespalt und Schwanken zwischen den obigen Gegensätzen wieder hervorgerufen. Die rechte Vermittelung beider kann aber nicht aus ihnen selbst herausgefunden werden, sondern wir verdanken sie allein der Offenbarung. Die heilige Schrift nämlich widerstreitet eben so sehr dem Identitäts- als Separationssysteme. Sie lehrt dagegen eine innige Union des wesentlich Zwiefachen. Sie hält von jenen beiden Gegensätzen das Wahre fest, von ersterem die Einheit, von letzterem die Zweiheit, scheidet aber das Falsche, die Identificirung und die Separirung aus. Diese Vermittlung wird zuerst an der Lehre von der Heteroousie Gottes und der Welt nachgewiesen, sodann, als durch Verwischung des Bildes Gottes im Sündenfalle das vereinte Zwiespältige zum entzweiten Zwiespältigen wurde (S. 313), an der Lehre von der Vereinigung der göttlichen und menschlichen Natur in Christo zu Einer Person. Die rechtgläubige Wahrheit behauptet hier zwischen dem Nestorianismus als Separationssystem und abstractem Theismus in der Philosophie, und zwischen dem Eutychianismus als Pantheismus und Confusions- oder Identitätssystem die allein richtige Mitte (S. 314).

Dieses Raisonnement trägt als Grundlage das Ganze. Wie dadurch im Allgemeinen der christl. und kirchlichen Symbolik zum Verständnifs des Verhältnisses zwischen dem Göttlichen und Menschlichen verholfen worden ist; so ergiebt sich die Anwendung auf die behandelte Lehre leicht. Irdisches und Himmlisches tritt auch hier in der Materie des Abendmahls neben einander auf. Der Streit über die gegenseitige Beziehung ist nach obigem Schema leicht zu schlichten. Die Transsubstantiationslehre ist als Eutychianismus irrig, denn sie behauptet keine Vereinigung des Himmlischen und Irdischen, sondern eine Identification desselben, eine Absorption des letzteren in das erstere (S. 315). Die Schulzisch-Zwinglische Ansicht separirt als nestorianischer Dualismus nicht weniger beide Substanzen. Irdisches und Himmlisches ist auch hier nicht unirt und selbst Calvins *manducatio spiritualis* hebt die Differenz nicht auf. Es bleibt daher nur die lutherische *unio sacramentalis* der beiden Materien mit den Reformirten gegen die Katholiken, und die *praesentia realis corporis et sanguinis Christi* mit den Katholiken gegen die Reformirten übrig. Was weiter aus Analogien, der heiligen Schrift, der Möglichkeit und dem Nutzen zu Gunsten der lutherischen Ansicht beigebracht wird, übergehen wir, da zum grofsen Theil nur Bekanntes wiederkehrt. Rec. glaubt aber nicht, dafs es unserer Zeit nöthig oder gerathen sey, durch Arkana der Exegese und Dogmatik dem Sacramente seine Würde und seinen Segen zu sichern. Der Vf. verkennt den Geist der christlichen Freiheit, wenn er meint, derselbe könne; weil er einst unter unseren Vätern in jene Formeln sich verpuppt habe, sein Leben nur in dieser Hülle fortsetzen. Diese Befangenheit hat auch auf des Vfs. Ansicht von der Union Einflufs gehabt. Er bemerkt S. 343, dafs er sich durch Vertheidigung der luther. Lehre keinesweges gegen die Vereinigung der beiden protestantischen Kirchen erklärt haben wolle. Er wünsche sie vielmehr sehnlichst; nur sehe er die getroffene so lange als eine provisorische an, als sie noch ihrer dogmatischen Vollendung entgegengehe. Er meint, eben so unhistorisch als unpsychologisch, diese könne durch *Colloquien* befördert werden, und theilt zu dem Zwecke die hierher gehörigen Artikel aus dem Marburger Colloquium und der Wittenberger Concordie von 1536 mit.

(Die Fortsetzung folgt.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mai 1835.

THEOLOGIE.

Hamburg, b. Fr. Perthes: *Beiträge zu den theologischen Wissenschaften von den Professoren der Theologie zu Dorpat. Erster* u. *zweiter* Bd. u. s. w.

(*Fortsetzung von Nr. 79.*)

In enger Verbindung mit der im vor. Stück abgebrochenen Abhandlung steht

3. *Die lutherische Lehre von der gegenseitigen Mittheilung der Eigenschaften der beiden Naturen in Christo*, vertheidigt von Prof. Dr. *Sartorius*. S. 348—384.

Es handelt sich nach der luther. Lehre vor Allem um die Möglichkeit und Beschaffenheit der realen Gegenwart des ganzen Christus in, mit und unter den Sacramenten des Abendmahls. Dafür wurde nach den Vorarbeiten von *Joh. Damascen.* und *Chemnitz de duabus naturis in Christo* das Lehrstück *de communicatione idiomatum* von dem Vf. der *Form. Concord.* genauer ausgebildet, und hieraus „die relative Ubiquität der menschlichen Natur Christi, d. i. die Möglichkeit gegenwärtig zu seyn, wo sie will" (S. 333) gefolgert. Wie ist sie aber gegenwärtig? Auch dies sucht Hr. *S.* zu bestimmen (a. a. O.). Wir müssen uns die im Sohne Gottes erhöhte menschliche Natur in der allerleichtesten, freisten und feinsten Beweglichkeit denken, die von der göttlichen Allmacht getragen schneller selbst als die des Lichtes wirkt, welches doch unter allen Geschöpfen das subtilste und schnellste ist, d. h. auf eine Weise, für die weder Anschauung noch Gedanke ausreicht. Der Vf. erklärt jedoch S. 348 zum Voraus, die *communicatio idiomatum* sey kein stützendes Annex der lutherischen Abendmahlslehre, sie habe ihre eigenthümliche Bedeutung darin, dafs wiederum in ihr die vermittelnde Wahrheit zwischen dem confundirenden Identitäts- und separirenden Dualitätssysteme am klarsten und entschiedensten hervortrete (S. 349). Nach dem Typus der Kirchenlehre entwickelt nun der Vf. die Psychographie des Göttlich-menschlichen im Erlöser, und sucht nach dem bekannten Schema zu erweisen, wie sich an den dogmatischen Bestimmungen das wahre Verhältnifs von beiden abnehmen lasse. Doch es würde vergeblich seyn, dem Vf. hier mit Gründen entgegenzutreten, die von uns eben so wenig aus einer durch Offenbarung erleuchteten philosophirenden Vernunft in seinem Sinne geschöpft, als von ihm in seiner alle Erfahrung überfliegenden psychologischen Untersuchung anerkannt werden könnten.

Fr. Tuch.

Statt der in der Vorrede zum *ersten* Bande versprochenen Vollendung der Untersuchungen „über Nehemia", der Abhandlung „über die Duchoborzen" von Prof. *Busch*, und der Erörterungen „über das Verhältnifs des Wissens zum Glauben in der neueren Theologie" von Prof. *Walter*, handelt der *zweite* Band (für 1833):

1. *Ueber den Regierungsantritt des Artaxerxes Longimanus, Zweifel an der durch die Herren DD. Krüger und Hengstenberg für denselben jüngst gegebnen Zeitbestimmung*, von Prof. Dr. *Kleinert*. (S. 1—232.)

K. W. Krüger hatte in seiner Abhandlung über den kimonischen Frieden (*Seebode's* Archiv, I, 2. S. 205—237) beiläufig die Ueberzeugung ausgesprochen, dafs des Xerxes Tod nicht mit Diod. (XL, 69) auf Ol. 78, 4 (v. Chr. 465), sondern Ol. 76, 3 oder 4 (v. Chr. 474 oder 473) anzusetzen sey. *Hengstenberg* hat diefs in seiner Christologie des A. T. II, 1. S. 401 bis 581 aufgegriffen und darauf eine neue Lösung der Räthsel der messianischen Weissagung Dan. 9, 2 gegründet. Jene 70 Jahrwochen seyen nicht von dem bekannten Edikte des Kyros ab zu rechnen, sondern von dem Regierungsantritt des Artaxerxes, wo Nehemia seine Kolonie nach Jerusalem führte, und wo Stadt und Tempel wohl mit Recht neu gebaut heifsen könnten. So passe denn die Zeitbestimmung ziemlich. — Diefs die Veranlassung der vorliegenden Untersuchung, wiewohl der Vf. die Beziehung auf die Stelle des Propheten in einer einzigen Note S. 4 abmacht.

Das *erste* Kapitel legt den *status causae* vor — selbst darin scheint ein Argument enthalten seyn zu sollen, — die Ansicht nämlich, wonach der Regierungsantritt Ol. 78, 4, ist eben die alte; das *zweite* Kapitel führt die Zeugen auf, 63 oder mehr an der Zahl, vom Ktesias, Manetho, Diodoros von Sikelien bis auf die Byzantiner und die lateinischen Chronikenschreiber des Mittelalters und die des Morgenlandes; das *dritte* Kapitel giebt die Resultate des 2ten und ist gegen dieses sehr kurz, sollte aber eigentlich noch viel kürzer seyn, da die Resultate jener Prüfung der Zeugen eigentlich *keine* sind. Diodoros ist der einzige, der in Betracht kommt und längst in Betracht gezogen ist: dafs man von ihm abweicht, geschieht in Folge innerer Gründe, und dafs man diefs darf; wer, der Diodor's Ungenauigkeit und zahllose Nachlässigkeiten, namentlich in der Chronologie, kennt, wollte diefs leugnen? Also jetzt das letzte und wich-

tigste Kapitel: die Würdigung des Zusammenhanges der Begebenheiten in dieser Beziehung, besonders auf des Thukydides Pentekontaëtie gegründet. Hier beruht *Krüger's* Schluſsfolge besonders darauf, daſs nach Plutarch's Zeugniſs Themistokles das Alter von 65 Jahren erreichte, daſs er als Kind schon gegen Peisistratos seine Unerschrockenheit bewiesen, und bei Marathon einer der Anführer gewesen sey, und dann, daſs Pausanias (I, 8, 3) den s. g. kimonischen Frieden unter Artaxerxes abschlieſsen lasse. Allein Pausanias gehört eben deſswegen, weil er den Artaxerxes nennt, zu *den* Zeugen, welche den Friedensschluſs 20 Jahre später hinausschieben; und wenn von jenen Combinationen aus dem Lebensalter des Thukydides nur diejenige zwingend erscheint, wonach er nicht 465 im Alter von 65 Jahren gestorben und spätestens 529 dem Peisistratos trotzig begegnet seyn kann: so fragt es sich, ob man jenem Histörchen ein so groſses Gewicht beilegen könne. Nicht zuverlässiger ist die Combination des Plutarch (Them. 31. Cim. 18), wonach sich Themistokles aus Besorgniſs wegen der Feindseligkeiten des Kimon im Jahr 469 vor der Schlacht bei Eurymedon den Tod zugezogen haben soll. Dagegen ist von einiger Wichtigkeit, daſs Plutarch voraussetzt (Aristid. 2), daſs Themistokles mit Aristeides erzogen ward, und noch mehr, und dieſs ist eigentlich bei des Thukydides Sorgfalt in der Anordnung der Begebenheiten nach der Zeitfolge die Hauptsache, daſs die Belagerung von Naxos, mit welcher die Flucht des Themistokles gleichzeitig ist, vor der Schlacht am Eurymedon erzählt (Thuk. I, 98—100) und also auch früher als diese, folglich spätestens 470 oder selbst, wenn man *e concessis* disputiren wollte, 467, angesetzt wird. *Krüger* hätte noch dieſs hervorheben können, daſs Perikles 40 Jahre hindurch (469—429) seinen politischen Einfluſs besaſs (Plut. Pericl. 16), daſs er nach des Themistokles Vertreibung und des Aristeides Tode erst sich erhob (ebendas. 7), daſs Aristeides 4 Jahre nach der Vertreibung des Themistokles starb (Nep. Arist. 2), daſs Themistokles also spätestens 473 vertrieben seyn muſs, wo dann sein Aufenthalt in Argos, welcher durch des Pausanias (stirbt spätestens 472) Veranlassung abgebrochen wird, und seine Reise nach Susa nicht die 8 Jahre bis zum angeblichen Todesjahre des Xerxes ausfüllen können. Damit stimmt endlich vollkommen, daſs seit 470 Kimon die Schaubühne der athenischen Groſsthaten allein einnimmt.

Wie verhält sich nun der Vf. gegen diese Argumente? Seine Gegengründe sind bei seinem Verfahren nicht ganz leicht zusammenzufinden. Er schickt nämlich eine Zeittafel der Ereignisse der griechischen Geschichte von 479—445 v. Chr. voraus, wo die Anordnung nach seinem Sinne ist, und sucht diese dann in Anmerkungen zu rechtfertigen, welche zugleich die Widerlegung der Gegner enthalten sollen. Themistokles' Verbannung ist ihm 472, der Tod des Pausanias 469, die Belagerung von Naxos und der Doppelsieg am Eurymedon 466: des Xerxes Tod also 465, und in diesem Jahre langt auch Themistokles in Susa an, welcher seit 467 auf der Flucht ist. Bei seiner Beweisführung muſs es uns freilich bedenklich machen, ihn so wenig unparteiisch und unbefangen zu finden, wie er sich z. B. S. 163 verräth: „Es läſst sich nicht leugnen, daſs darin etwas Dunkles und Schwieriges liegt. Indessen einer guten Sache (wie ich die Sache der durch so constante und glaubwürdige Tradition verbürgten 20—21jährigen Regierung des Xerxes wohl nennen darf) zu Liebe kann man schon etwas *wagen*, und so will ich nicht verzweifeln, sondern versuchen, das Dunkel ein wenig zu lichten:" eine *cupiditas*, welche es erklärlich macht, wie er bei einem entscheidenden Schritte sich eine *petitio principii* kann zu Schulden kommen lassen. Bei der Frage, wann Naxos von den Athenern belagert worden sey, schlieſst er nämlich so (S. 187): „Themistokles trifft von Pydna kommend die Athenische Flotte vor Naxos an. — Am persischen Hofe angelangt, findet er den Art. Lym. bereits νεωστὶ βασιλεύοντα. Xerxes starb 465, *ineunte anno* (s. Clinton. p. 247). Them. muſs also durch die Belagerungsflotte zu Naxos etwa in den letzten Monaten des J. 466 durchpassirt seyn; mithin kann auch die Belagerung selbst nicht wohl früher begonnen haben, als etwa in den ersten Monaten desselben Jahres." Sonst sind seine Beweise wunderbar κατ' ἄνθρωπον. Man lese nur, wie er in Betreff des Pausanias S. 144 fg. mit dem Leser gleichsam handelt, um seinen Proceſs 6 Jahre, von 475 bis 469, hinzuziehen, und wie er bei Themistokles, dessen Verbannung er übrigens ohne Weiteres 472 ansetzt, S. 163 fg. an die alte Liebe der Athener zu diesem ihren Feldherrn erinnert, um es plausibel zu machen, daſs sie auf das Gebot der Lakedämonier, ihn zur Strafe zu ziehen, noch einige Zeit gezögert hätten, und an das reine Bewuſstseyn des „herrlichen" Mannes, damit man es wahrscheinlich finden soll, daſs er, auf dasselbe gestützt, nach der Nachricht von der drohenden Gefahr noch eine Weile in Argos verweilt sey. Gern möchte er ihn dann auch, um die 2½ Jahre seiner Flucht nach Persien auszufüllen, einer dunkeln Andeutung des Plutarch aus Nesimbrotos zufolge den Weg über Sikelien führen. So wenig sichern Grundsätzen folgt er, da Thukydides' Darstellung diese Möglichkeit ganz ausschlieſst, und ihm des Thukydides Auctorität sonst, wie billig, bindend ist. Wir wollen nicht leugnen, daſs Hr. *Kl.* auch in dieser Arbeit den Beweis einer nicht gemeinen Gelehrsamkeit und eines groſsen Fleiſses dargelegt hat, und daſs auch Partien darin sich finden, wo in Nebensachen richtige Resultate gewonnen sind, wie wir z. B. den Beweis, daſs die Hegemonie an die Athener im J. 475, und nicht 477 übergegangen sey, vollkommen genügend finden: die Hauptsache scheint uns indessen verfehlt, und das eigentliche Ziel durch eine Masse Nebensachen verdunkelt. Wir sehen uns durch ihn in seine Werkstatt geführt, und sind genöthigt, jeder Operation seines Geistes, die

die er für seinen Zweck vorgenommen, zu folgen. So wie er uns in dem *zweiten* Kapitel nach leicht zugänglichen Hülfsmitteln die literarischen Notizen über seine Zeugen erst vorlegt: so sehen wir ihn im *vierten* die Zeit zwischen dem Perser- und peloponnesischen Kriege erst studieren, um darüber eine Uebersicht zu gewinnen, und seine auf die Frage bezüglichen Gedanken müssen wir vernehmen, wie sie ihm dabei eingefallen sind. Daher die unendliche Weitschweifigkeit, die freilich zuweilen durch Hn. *Hengstenberg*, dem er sich einmal anschliefst, nöthig geworden ist, wenn er dessen Gegengründe verfolgt. Das Charakteristischste ist aber die seltsame Befangenheit, womit er es als eine Art wissenschaftliches Märtyrerthum betrachtet, jenen Auctoritäten und dem heiligen Alter der spätern Jahreszahl die bequemere, aus Thukydides allein mit Wahrscheinlichkeit abzuleitende Ansicht zum Opfer zu bringen: der er übrigens S. 230 Unrecht thut, wenn er versichert, auf ihre sämmtlichen Argumente eingegangen zu seyn. — S. 364—413 liefert der Vf. noch einen Anhang, in welchem er einzelne Gedanken, namentlich über Hilarius, weiter ausführt, sammt einigen Auszügen aus *Hariri* und kritischen Bemerkungen dazu, welche weiter nicht zur Sache gehören.

C. Peter.

2. *Biblisch-archäologische Untersuchung über die Hiram-Salomonische Schiffahrt nach Ophir und Tarsis*, von Lic. *C. F. Keil*. (S. 233—302.)

Im 1 B. der KK. 9, 26 ff. wird uns berichtet, dafs Salomo im Vereine mit Hiram nach Ophir gesandt habe, um von dort her Gold zu beziehen. Kap. 10, bei der Schilderung der Weisheit und unermefslichen Reichthümer des Königs, kehrt V. 11 die Notiz wieder: „Hirams Flotte brachte von Ophir Gold, Sandelholz und kostbare Steine." Des Königs Reichthümer wuchsen so sehr, dafs alles von Gold gefertigt war und das Silber zu seiner Zeit gar keinen Werth mehr hatte; (V. 22) „*denn* die Tarsisflotte des Königs ging auf dem Meere mit Hirams Flotte und kam einmal in drei Jahren. Die Tarsisflotte führte Gold, Silber, Elfenbein, Affen und Pfauen." Bei unbefangener Betrachtung dieser Stellen ergiebt es sich, dafs die Fahrt nach Ophir der Centralpunkt von Salomos Reichthümern ist, die Hauptquelle, welche ihm die Schätze entfernter Länder zuführte. Es kann V. 22 von keiner andern Fahrt die Rede seyn. Dazu rechtfertigt sich der Ausdruck Tarsisflotte (der ja auch nur im Zusammenhange mit den vorhergehenden Stellen von der Flotte nach Ophir verstanden wird) vollkommen durch 22, 49, wo Josaphat, zur Herstellung des alten Handels, eine Tarsisflotte zu Ezjon-Geber bauen läfst, um nach Ophir zu fahren. Der Chronist stimmt in den beiden ersten Stellen über Ophir vollkommen überein, nimmt aber in der dritten Anstofs an der Tarsisflotte, woraus er (II, 8, 21) eine Flotte macht, die nach Tarsis ging. Den Grund der Aenderung in einer irrigen Voraussetzung von Seiten des Chronisten zu suchen, kann um so weniger befremden, da er auch (20, 36) den Josaphat, mit Uebergehung von Ophir, eine Flotte nach Tarsis bestimmt bauen läfst, und zwar zu Ezjon-Geber.

Dieser Ansicht gegenüber versucht Hr. *K.* die Auctorität des Vfs. der Chronik zu schützen. Sich berufend auf eine seiner früheren Behauptungen: „die Bücher der KK. so wie die der Chronik seyen spätere Auszüge aus gröfseren, gleichzeitigen Werken; beide seyen unabhängig von einander ausgezogen, die ersteren im babyl. Exil, die letzteren zur Zeit Esras", nimmt der Vf. auch hier an, dafs die differirenden Angaben sich nicht einander aufheben, sondern einander ergänzen. Er trägt kein Bedenken, dem Josaphat einen doppelten Versuch zur Herstellung des Seehandels beizulegen, wobei aber sowohl die Unternehmung nach Ophir 1 Reg. 22, 48, wie die nach Tarsis 2 Chron. 20, 36 durch Schiffbruch verunglückte. Es würde zu weit führen, wollten wir hier auf jene Behauptung über das gegenseitige Verhältnifs der histor. BB. eingehen, und wir bedürfen einer solchen vollständigen Erörterung nicht, da die Anwendung auf den speciellen Fall den Unwerth der ganzen Hypothese ermessen läfst. Denn, fragt man hier mit Recht, wenn Josaphat wirklich eine doppelte Schiffahrt versuchte, wie kam es denn, dafs der Vf. von 1 Regg. nur die Ophirfahrt auf Tarsisschiffen, der Vf. von 2 Chron. dagegen nur die Fahrt nach Tarsis auszog? Sollte wohl letzterer die Ophirfahrt, die ihm ja aus Salomos Zeit als eine überaus gewinnreiche bekannt war, übergangen haben, wenn er sie deutlich *neben der Fahrt nach Tarsis* in seinen Quellen erwähnt fand? Und dazu, wie kam denn der Chronist darauf — was Hr. *K.* geflissentlich übergangen zu haben scheint — den Josaphat seine Flotte für die Tarsisfahrt zu Ezjon-Geber bauen zu lassen? Stand dies etwa auch in seinen Quellen? Ein Mifsgriff fällt also immer dem Chronisten zur Last; die Sache bleibt genau dieselbe, möge man ihm mit Hn. *K.* die alten Annalen, oder, was der Vf. nirgends widerlegt hat, die gegenwärtigen BB. der KK. als Quelle vorlegen; die Schwierigkeit ist immer dieselbe, und Hr. *K.*, statt zu erklären, schiebt nur die Erklärung um einen Schritt zurück. Möge man sich das Verhältnifs nun denken wie man wolle, die Quelle des Mifsgriffs liegt sicher in dem Ausdrucke „die Tarsisflotte", welche nach des Chronisten Meinung nur nach Tarsis gehen konnte. Eine Tarsisflotte, die nach Ophir geht, ist bei dieser Voraussetzung ungereimt und es ist begreiflich, wie der Chronist eine Schiffahrt nach Tarsis annahm, die nie existirte. Ganz eben so verhält es sich mit den entsprechenden Stellen 1 Reg. 10, 22 und 2 Chron. 9, 21. Hr. *K.* mufs seiner Grundansicht getreu auch hier annehmen: Salomo habe neben seiner Schiffahrt nach Ophir noch eine andere Flotte gehabt, welche in Verein mit Phöniciern Tarsis bereiste. Um diese Tarsisschiffahrt noch

noch weiter zu motiviren, beruft sich der Vf. 1) auf den Ausdruck Tarsisschiffe für grosse Seeschiffe, welches eine frühere Handelsverbindung mit Tarsis voraussetze, ohne zu bemerken, dafs es nur phönicischen Handel mit Tarsis voraussetze, den niemand bezweifelt. In Gemeinschaft mit Phöniciern segelte ja auch Salomo's Flotte nach Ophir. 2) auf den Inhalt von 1 Reg. und 2 Chron. ll. cc., nach welchem die Fahrt nach Tarsis 3 Jahre nöthig hatte, während die Fahrt nach Ophir nur eines Jahres bedurfte. Letzteres ist nun im Texte nirgends begründet und wird lediglich aus Salomos jährlichen Einkünften *erschlossen*. Ferner liefert Ophir Gold, Sandelholz und Edelsteine, dagegen Tarsis Gold, Silber, Elfenbein, Affen und Pfauen.

Es ist zu bedauern, dafs der Vf. durch diefs Gewirr handgreiflicher Unrichtigkeiten sich selbst den Weg versperrt hat, über die Lage von Ophir einen vollkommen genügenden Beweis führen zu können. Wir folgen übrigens hier dem Vf. bei Erörterung der Lage von Ophir — die in diesem Bande noch enthalten ist — um so lieber, da er sich positiv für eine Meinung entscheidet, wo *Gesenius* noch im *Thesaurus* nicht mit Bestimmtheit zu entscheiden wagt. Mit Recht beschränkt Hr. *K.* die ganze Untersuchung auf Indien und Arabien, da die Ansicht, Ophir in Afrika zu suchen, zu wenig Wahrscheinlichkeit für sich hat.

Dafs *Ophir* 1) in *Indien* zu suchen sey, stützt sich hauptsächlich auf das *Σωφείρ*, *Σωφίρα* u. s. w. der *Septuaginta* (denen Josephus folgt), nach Hesych. ein indisches Goldland, das im Koptischen *COΦIP* für Indien leicht wiedererkannt wird. Obgleich nun, wie der Vf. mit Recht behauptet, diese Deutung nichts ist, als eine subjective Ansicht des griech. Uebersetzers, der das seinen Blicken längst entrückte Goldland Ophir auf Indien bezog: so glaubte man dennoch daran um so fester halten zu müssen, da sich von jenem *Sophir* = *Ophir* wieder eine Spur in dem *Σουπάρα* des Ptolem. = *Οὔππαρα* bei Arrian zu zeigen schien. Hr. *K.* hält die Aehnlichkeit mit Ophir für zu entfernt, und hilft sich damit, dafs es unnachweisbar sey, jenes *Supara* habe schon zu Salomo's Zeit existirt. Das will freilich wenig besagen, da sich eben so wenig der jüngere Ursprung darthun läfst, und das Verhältnifs genau so seyn würde, wie mit *Carrae*, حران bei Römern und Arabern, und חרן in der Genesis. Allein der erstere Einwand, die Unähnlichkeit der Namen mufste unseres Bedünkens stärker urgirt werden aus folgenden Gründen: Lag Ophir in Indien, so mufs der Name indisch seyn; ist er = *Σουπάρα* (bei *Edrisi* سوبارة, d. i. Sansc. *su-pâra*, die schöne Küste), so mufs ein Wegfall des *s*, mindestens eine Erweichung zu *h* nach dem Zendgesetz angenommen werden, wovon sich für das erstere weder im Munde des Indier, noch des Hebräer ein Grund denken liefse, das zweite dagegen in indischen Mundarten nie vorkommt. *Οὔππαρα* des Arrian kann diefs nicht beweisen, denn aus der Stelle im Periplus folgt gar nichts für die Identität desselben mit *Supara*, die *Reland* als günstig für seine Meinung zu schnell statuirte; und dazu unterscheidet sich der Name noch sehr deutlich durch *ππ*, welche etymologisch gerechtfertigt werden müssen. Offenbar ist *Οὔππαρα* ein ganz andrer Name, componirt mit ausgestofsnem *a* aus *upa-pâra*, welches sich zu *su-pâra* verhält, wie *upa-pârçva* (die entgegengesetzte Seite) zu *su-pârçva*. Das koptische *COΦIP* übrigens scheint uns mit dem Sansc. *Sauvîra* combinirt werden zu müssen, nach *Wilson*: *a district apparently the part of the gangetic provinces occupied by the Suviras*, als Name eines Districts, der auf das ganze Land, wie *India*, ausgedehnt wurde. Die drei verglichenen Formen sind daher nach Form und Bedeutung wesentlich von einander verschieden, und es dürfte einleuchten, dafs die so nahe scheinende Vergleichung mit *Ophir*, dessen *ī* doch immer in Betracht kommen mufs, besondern Schwierigkeiten unterliegt. Ueberhaupt läfst sich aus dem Namen nichts für indische Abkunft entnehmen, da auch *v. Bohlens* (Indien Th. 2. S. 137) Vergleich mit *apar* (wohl *apara*) bei näherer Betrachtung nicht Stich hält. — Ferner die dreijährige Fahrt und die von Ophir bezogenen indischen Producte können nach den obigen Bestimmungen des Vfs. nichts beweisen, und es wird ihm dadurch leicht, Gold, Edelsteine und Sandelholz auch aufser Indien nachzuweisen. Allein abgesehen davon, setzt das Beziehen indischer Producte nicht nothwendig directe Verbindung mit dem Mutterlande voraus, und der Vf. wirft sehr richtig die Frage auf, warum denn die Phönicier, wäre ihnen wirklich der Seeweg nach Indien bekannt gewesen, sich erst mit Salomo verbanden, um einen längeren und gefahrvolleren Weg um Arabien herum zu wählen, da ihnen der nähere vom persischen Golf aus offen stand? Und wie selten man es noch zur Zeit der Ptolemäer wagte, über den arabischen Meerbusen hinaus zu segeln, ist aus Strabo hinlänglich bekannt.

(*Der Beschlufs folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mai 1835.

THEOLOGIE.

Hamburg, b. Fr. Perthes: *Beiträge zu den theologischen Wissenschaften von den Professoren der Theologie zu Dorpat* u. s. w.

(*Beschluss von Nr.* 80.)

Ist somit keiner der Gründe für Indien beweisend, so gewinnt schon dadurch die Ansicht, für welche sich auch Hr. *K.* bestimmt, dies Eldorado der Hebräer sey 2, in *Arabien* zu suchen. Dahin verweist uns entschieden Gen. 10, 29, wo Ophir als Joktans Nachkomme zwischen *Sheba* und *Khavila* gestellt wird. Hr. *K.* vermuthet, Ophir habe noch innerhalb des Bab el Mandeb gelegen in Bilad Hadshr nördlich von Loheia, und meint, es könne nicht allzuweit gelegen haben, da Salomo sicher schon Kunde vom Golde Ophirs hatte, vielleicht durch die Königin von Saba, und deshalb mit Hiram beschloss, direct von dorther die Reichthümer zu beziehen. Diese nähere Bestimmung muss freilich auf sich beruhen, doch vereinigt sich alles wohl, wenn wir, der historischen Notiz im Völker-Catalog folgend, Ophir an Arabiens Küsten verlegen. Hier waren die Sabäer; auf der gegenüberliegenden Küste Afrika's lag Adule; der lebhafteste, gegenseitige Handelsverkehr in die Binnenländer ist ausser Zweifel gesetzt. Noch den arab. Dichtern ist عدولية ein grosses Seeschiff, dessen Beziehung auf Adule die späteren (vgl. *Suseni* zu *Tharaf. Moall.* v. 4) schon eben so wenig verstanden, als der Chronist das אניות תרשיש. Indiens Colonien erstreckten sich bis ganz in die Nähe. An der Mündung des arab. Meerbusen lag *Sokothra* (*Dioscoridis insula*), deren sanscritische Benennung (nach *v. Bohlen Dwîpa sukhatara* die Glücksinsel) allein schon, wenn andere Andeutungen fehlten (vgl. *Wilford* in *Asiat. Res.* Th. 10. S. 116), indische Ansiedelungen beweisen würde. Schon Manus Gesetze geben Bestimmungen über den Handel, und ein Begegnen der indischen und arabischen Industrie bereits in alter Zeit lässt sich um so weniger in Zweifel ziehen, da die jemenischen Javaner Zimmt und Cassia, entschieden indische Producte, auf den Tyrischen Markt bringen Ez. 27, 19. Diese jemenischen Javaner sind unstreitig auch im sanscr. *Javana* (s. *Wilson s. v.*) gemeint. Wie sie in der Bibel Gewürz exportiren, so erhielt sich ihr Andenken im Ausdrucke für den Pfeffer sanscr. *javanaprija* eigentlich den Javanas lieb, von ihnen gesucht. Ferner ist Arabiens jetzt freilich erloschener Goldreichthum durch Bibel und Profanscribenten sicher gestellt. Arabien selbst lieferte dem phönicischen Welthandel Edelsteine Ez. 27, 22, woneben der Mahabharata Schiffe erwähnt, die mit Edelsteinen beladen am Meeresufer scheitern (*v. Bohlen* a. a. O. S. 140). Sandelholz liefert Indien und Afrika, Affen und Elephanten sind beiden gemein, und noch in der äthiopischen Sprache führt der Elephant den Namen *nagê*, der nur das sanscrit. *nâga* (eigentlich das Bergthier) seyn kann *). Bei dieser Menge gegenseitiger Berührungen kann es nicht befremden, wenn wir auf dem jemenischen Stapelplatze *Ophir* die Reichthümer dreier Länder vereinigt finden; wir werden es begreiflich finden müssen, wenn uns hier indische Pfauen begegnen, und namentlich Affen und Elfenbein unter indischer Benennung (קוף = *kapi*, eigentlich der Behende, und שֶׁנְהַבִּים mit *Ag. Benary* von *ibha* der Elephant, mit semit. Artikel in semitischer Zusammensetzung, die dem indischen *nâgadanta*, *gadshadanta* „Elephantenzahn" genau entspricht). Dazu kommt die vollkommen genügende Etymologie des Namens *Ophir* vom arab. غفر; dazu die nicht ganz zu verwerfende Tradition bei *Eupolem.* in *Euseb. pr. ev.* 9, 30, der Ophir nennt νῆσον κειμένην ἐν τῇ ἐρυθρᾷ θαλάσσῃ. Vielleicht meint er, wie der arab. Uebersetzer, — den übrigens Hr. *K.* S. 273 irrig aus dem Griech. übersetzen lässt und als Gewährsmann für Indien anführt, — 1 Reg. 9, 28 دهلك الى من الهند, die Insel *Dahlak*, welche 30 arab. Meilen von Jemen entfernt auf dem Wege nach Aidzab liegt. Vgl. *Abulfeda* in *Büsching's* Magaz. IV. S. 278. *Roediger, de origine et indole arabicae libb. V. T. historicor. interpretatione* p. 32. So viel wenigstens folgt immer aus diesen Andeutungen, dass man traditionell bereits *Ophir* am arab. Golf suchte.

Die Untersuchungen über Tarsis sollen erst im nächsten Bande nachfolgen. Wir sind sehr begierig zu erfahren, wie der Vf. den vielfachen Klippen entgehen wird, die sich seiner Untersuchung entgegen stellen müssen. Wir erkennen übrigens den Fleiss des

*) Eine andere nicht uninteressante Berührung giebt dasselbe *nâga* als Neutr. das Zinn, welches wir im Semit. אֲנָךְ (Aethiop. *nâk*) wieder erkennen zu müssen glauben, da das Arab. Verb. أنك, dick, schwerfällig seyn, sicher mit *Gesenius* für ein Denominat. zu halten ist.

des Vfs rühmend an, und namentlich den Arbeiten des Hn. *Kleinert* gegenüber eine verständige Auswahl des Stoffes, verhehlen aber nicht, dafs die Darstellung durch noch gröfsere Einschränkung gewonnen haben würde. Denn um z. B. *Wahls* grundlose Annahme eines *Ophīr* und *Ophīr* zu widerlegen bedurfte es der vielen Worte S. 271 f. nicht, da jetzt der Anfänger weifs, dafs eine Form *Ophīr* oxytonirt oder paroxytonirt den festen Sylben- und Tongesetzen der hebr. Sprache zuwiderläuft.

3. *Chronologische Untersuchung über die Jahre, welche vom Auszuge der Israeliten aus Aegypten bis zur Erbauung des salomonischen Tempels verflossen sind*, von Lic. *C. F. Keil.* S. 303—363.

Die vielfachen Versuche, die Richterperiode chronologisch festzustellen, beruhen alle auf den Angaben 1 Reg. 6, 1. u. Act. 13, 20. Nach der ersteren Stelle soll die ganze Periode vom Auszuge aus Aegypten bis zum salomon. Tempelbau 480, nach der anderen Stelle die Richterperiode allein 450 Jahre betragen haben, was eine Differenz von 94 Jahren giebt. Beides vereinigt sich aber wieder nicht wohl mit den Zahlangaben im B. der Richter und mit der Berechnung bei Josephus. Hr. *K.* macht in vorliegender Abhandlung einen selbstständigen Versuch die verschiedenen Widersprüche auszugleichen. Zuerst erklärt er sich mit Recht gegen jeden Gewaltstreich der Kritik, die obige Zahlangabe 480. entweder in 648. oder in 592. zu verwandeln und zeigt treffend (S. 313), dafs die von Michaelis überschätzte Angabe des Josephus nichts sey als eine eigene chronol. Combination, bei welcher Joseph. einmal die 20 Jahre des Simson in die Zeit des Philisterdrucks einrechnet, das andremal dieselben besonders zählt und so den Zeitraum, mit sich selbst im Widerstreite, auf 592 und 612 Jahre angiebt. Addirt man, mit Uebergehung der nicht bestimmten Jahre, die bestimmten Zahlangaben im Buch der RR., so gewinnt man 410 Jahre. Dazu 40 Jahre in der Wüste = 450. Diese Zeitbestimmung mochte schon alt und zur Zeit des Apostels die herkömmliche Ansicht seyn. Daraus erklärt Hr. *K.* (S. 323) die Angabe des Apostels, dem es keinesweges darauf ankam, seine Zuhörer in der Chronologie zu unterrichten, sondern Gottes Führung seines Volks in der Vorzeit zu zeigen. Er schlofs sich daher an die gangbare Meinung an, ohne sich weiter um 1 Reg. 6, 1. zu kümmern. Die Angabe von 480 Jahren in der letzteren Stelle wird daher durch jene beiden Autoritäten nicht umgeworfen, und es fragt sich nun, wie weit sie sich mit dem B. der RR. selbst vereinigen lasse.

Um nun jene 480 Jahre im B. der Richter wiederzufinden, bestimmt Hr. *K.* die unbestimmt gelassene Zeit von der Vertheilung des Landes bis zu Josuas Tode (sich stützend auf einen sehr unsicheren Zeugen Jos. 14, 7. 10) auf 7 Jahre; die Zeit von Josuas Tode bis zum Einfall des Mesopotamier auf 10 Jahre. So werden nur 17 Jahre gewonnen, wo man gewöhnlich nach Josephus 43 annimmt. Rechnet man nun besonders die Jahre der Bedrückung und die Jahre der Befreiung und Ruhe, so erhält man mit den 40 Jahren in der Wüste bis zu Jairs Tode (Jud. 10, 3) 358 Jahre, wobei Samgars Sieg über die Philister in die 80jährige Ruhe nach Ehuds Siege fällt. Schwieriger ist der folgende Zeitabschnitt zu bestimmen. Hr. *K.* nimmt an, dafs die Invasion der Ammoniter im Osten und die der Philister im Westen nach Jairs Tode gleichzeitig seyen, sich darauf berufend, dafs Jud. 10, 7. beide Feinde neben einander angegeben werden, ohne dafs von einer Bekämpfung der Philister die Rede sey. Der Referent erzähle zuerst Jephthas Sieg im Osten und hole erst nach Erwähnung der 3 Nachfolger desselben die Unterdrückung durch die Philister nach. Diese Zeit nun denkt sich der Vf. so: Simsons Geburt sammt seiner ganzen Wirksamkeit fällt in die Zeit des 40jährigen Philisterdrucks. Das Ende dieser 40 Jahre wird bestimmt durch Samuels Sieg über die Philister 1 Sam. 7, 1—14. Eine Lücke zwischen dem B. der RR. und 1 Sam. ist demgemäfs nicht anzunehmen. Eli war nicht Richter, sondern nur Hoherpriester. Er ist daher sowenig im B. der RR. erwähnt als Simson im 1 Sam. Eli's Amtsführung fällt zur Hälfte noch in Jairs Zeit vor den Anfang des Philisterdrucks, die andere Hälfte fällt in die Zeit der Philisterherrschaft und Eli fungirte noch einige Zeit neben Simson. Dagegen ist nun *freilich* die deutliche Notiz 1 Sam. 4, 18. „Eli richtete Israel 40 Jahre." Allein Hr. *K.* glaubt hier vom *usus* abgehen zu dürfen und שפט nicht wie sonst immer vom Richteramte verstehen zu müssen, sondern von der Rechtspflege, die dem Eli als H. Priester zustand. Abgesehen sogar von dieser Notherklärung, welche der Stelle Gewalt anthut, hat die ganze Berechnung noch in sich Schwierigkeiten, die Hr. *K.* mit Stillschweigen übergeht. Zur bequemeren Uebersicht setzen wir hier die gleichzeitigen Begebenheiten nach Hn. *K's.* Ansicht neben einander:

Abfall der Israeliten und Unterdrückung

a) im Osten durch die		*b*) im Westen durch die Philister, in welche Zeit Simsons Thätigkeit fällt,	
			Transp. 358 J.
Ammoniter	18 J.	vom Anfang ders. bis zu Elis Tode	20 -
Jephtha	6 -	vom Tode Elis bis zum Siege über die Philister unter Samuel	20 -
Ebzan	7 -	von da bis zum Tode Sauls	30 -
Elon	10 -	David	40 -
Abdon	8 -	Salomo bis zum Tempelbau	3 -
	49.		480.

Es ist klar, wenn die Ammoniter gleichzeitig mit den Philistern einfielen, so geht die Zeit vom Anfange

fange der Invasion bis zu Abdons Tode nicht in der gleichzeitigen Philisterherrschaft im Westen auf, sondern Samuels Sieg über die Philister fällt in das letzte Jahr Elons, nach welchem noch Abdon mit Samuel gleichzeitig 8 Jahre Richter war. Das pafst schlecht zu 1 Sam. cap. 7. Jephthas Nachfolger beschränkt auch Hr. *K.* S. 349 nicht blofs auf den District jenseit des Jordan, nur, meint er, seyen sie nicht zugleich Richter über Juda gewesen, „weil von keinem die Besiegung der Philister oder auch nur ein Versuch dazu gemeldet werde." Mufs nicht aber vielmehr umgekehrt daraus gefolgert werden, dafs zur Zeit ihrer Herrschaft die Philister wirklich nicht die Herren des Landes waren? Mufs denn dies bei dem fragmentarischen Character des B. der RR. nothwendig aus 10, 7 vorausgesetzt werden? Dazu folgt 13, 1 sehr deutlich auf Abdons Tod: „darauf thaten die Kinder Israel wieder übel" u. s. w., was ja nichts weniger als eine Rückbeziehung auf 10, 7 begünstigt. Ist ferner Hn. *Ks.* Ansicht über Simson und Eli richtig, so fällt der Kampf mit den Philistern, der dem Eli den Tod brachte, in Simsons kräftigste Zeit. Sollte er da wohl im 1 B. Sam. fehlen, weil er Richter und nicht Priester war, da gerade, wo man im Kampfe mit den Feinden den Richter und nicht den Priester erwarten mufs? Später läfst sich auch wieder Simson nicht ansetzen, da er sonst noch zur Zeit des Sieges unter Samuel müfste gelebt und gewirkt haben. Kurz, hier will sich die Gleichzeitigkeit schlecht fügen. Nimmt man nun dazu, dafs nach 1 Sam. 4, 18, richtig verstanden, Eli wirklich 40 Jahre hindurch Richter war, so ist an eine Gleichzeitigkeit Simsons, *Elis* und *Samuels* im mindesten nicht zu denken. Die in ihre Zeit fallenden Kämpfe mit den Philistern sind demnach wesentlich verschiedene Facta, und das Ende des 40jährigen Philisterdrucks kann nicht durch 1 Sam. 7, 1—14 bestimmt werden.

Wie viel ist aber anzunehmen von Samuels Siege über die Philister an bis zum Tode Sauls? Gewöhnlich rechnet man 12 (Jos. Ant. 6, 13, 5) + 40 (Act. 13, 21) = 52 Jahre. Hr. *K.* dagegen nimmt nur 39 Jahre an, sich besonders auf Samuels Alter stützend, um die angenommene 40jährige Regierung Sauls als unstatthaft zu erweisen. Da Samuels Prophetenruf schon unter Eli im ganzen Lande verbreitet war, so mufs er wohl bei Elis Tode wenigstens 30 Jahre alt gewesen seyn. Mithin war er mindestens 50 Jahre alt, als er die Philister schlug. Erst als er alt geworden veranlafst die Bestechlichkeit seiner Söhne das Volk vom Samuel einen König zu fordern. Da mufs er mindestens 60 Jahre alt gewesen seyn. Nun lebt er noch fast die ganze Regierungszeit des Saul hindurch. David flieht zu ihm nach Rama 1 Sam. 19, 18 und noch später lebt er c. 20—25. David war aber erst 30 Jahre bei seiner Thronbesteigung. Mithin kann seine ganze Verfolgung nicht über 10 Jahre gedauert haben. Sonach kann auch Samuel höchstens nur 5 Jahre vor Saul gestorben seyn. Hätte nun Saul 40 Jahre regiert, so müfste Samuel ein Alter von 100 Jahren erreicht haben. Schon zu Anfange (?) seiner Regierung verrichtete Saul mit seinem Sohne Jonathan Heldenthaten (1 Sam. 13. 14). Es kann also nichts daraus gefolgert werden, dafs er einen 40jährigen Sohn, den Isboesth, hinterläfst. Er kann füglich schon bei seiner Thronbesteigung ziemlich erwachsene Kinder gehabt haben, und war, etwa 40 Jahre alt, im Sinne des Hebräer immer בחור (1 Sam. 9, 2) d. i. ein Mann in seinen besten Jahren. Rec. räumt gern dem Vf. ein, dafs die positive Angabe von 40 Jahren für Sauls Regierung nur unsicher verbürgt ist, kann aber auf der anderen Seite der Argumentation aus Samuels Alter keinesweges Vollgültigkeit zugestehen. Die ganze Differenz beträgt 10 bis 12 Jahre und dem Samuel ein Alter von circa 100 Jahren zuzugestehen, kann nicht mehr befremden, als wenn sein Vorgänger Eli im 98sten Lebensjahre den Hals bricht. 1 Sam. 4, 15.

Stillschweigend ist Rec. bisher auf die Prämissen des Vfs über das Buch der Richter eingegangen. Von der Haltbarkeit derselben ist der ganze Erfolg der Berechnung abhängig. Richtig urtheilt der Vf. S. 337: „die ganze Darstellung des Buchs der Richter hat einen theokratisch-pragmatischen Character; sie zeigt, dafs der Vf. desselben keine vollständige Geschichte der Richterperiode zu liefern beabsichtigte, sondern vom theokratischen Gesichtspuncte ausgehend nur diejenigen Begebenheiten aufnahm, die für seinen Zweck pafsten und zur Bestätigung desselben dienten." So wenig aber an eine vollständige und in sich zusammenhängende Geschichte dieser Zeit gedacht werden kann, eben so wenig glauben wir, ist an eine vollständige Chronologie zu denken. In Uebereinstimmung damit sind auch die chronol. Angaben nur runde: 7, 10, 20, 40, 80, die man nur als ungefähre Angaben einer längeren oder kürzeren Dauer des angedeuteten Factum fassen kann. Doch hier streitet der Vf. S. 326 ff. für die Glaubwürdigkeit der Zahlangaben. Die 40 Jahre in der Wüste werden dadurch als sicher gestellt erwiesen, dafs man sie später für eine richtige Angabe hielt und die spärlichen Notizen über das Leben des Volks in der Wüste in die ersten und letzten Jahre verlegte. Er meint, es sey unerwiesen die übrigen Angaben im B. der RR. für runde zu halten, man müsse sie als beglaubigt annehmen, „wenn wir nicht die Möglichkeit einer Berechnung der Richterperiode ganz aufgeben wollen." Das ganze B. der RR. wird S. 343 betrachtet als fortlaufende Schilderung der in ununterbrochener Reihenfolge vorgefallenen Begebenheiten, was sich schwerlich mit der oben allegirten Ansicht des Vfs vereinigen dürfte. Und was verbürgt uns denn die Zahlangabe in 1 Reg. 6, 1 anders als die Stelle selbst? Erweislich hat der Diaskeuast der BB. der KK. öfters beim Synchronismus seine Zahlangaben herausgerechnet, wie z. B. bei der Regierungszeit Jothams und Ahas, wo er falsch rechnet. Wer steht dafür, dafs jene 480 Jahre nicht auch durch Berechnung gefunden sind, ausgehend von der Tradition, die Richterperiode habe minder lange

lange gedauert, als sie durch die runden Zahlangaben im B. der Richter bestimmt ist? Und dennoch ist jene Zahlangabe für Hn. K. der einzige Leitstern. Er geht wirklich im Kreise herum, wenn er einerseits seine Berechnung einzig auf jene Zahlangabe basirt, andrerseits seine Ansicht von der Richterperiode S. 328 zum Beweise anführt für die Richtigkeit der vermeinten runden Zahlangaben und S. 363 für die Angabe der 480 Jahre in 1 Reg. 6, 1. Was der Vf. beweisen will ist nicht bewiesen, und man sollte lieber davon abstehen eine Periode chronologisch feststellen zu wollen, für welche keine sichere Basis gewonnen werden kann.*) *Fr. Tuch.*

DEUTSCHE SPRACHLEHRE.

1) Essen, b. Bädeker: *Methodisches Handbuch zu dem Uebungsbuche für den deutschen Sprachunterricht in Volksschulen*, von Inspektor *M. Wagner*. 1823 (?). XIV u. 125 S. kl. 8. (8 gr.)

2) 3) *Ebend.*: *Uebungsbuch für den deutschen Sprachunterricht in Volksschulen*, von Inspektor *M. Wagner*. *Erste* Abtheilung. Die Wortarten und ihre Biegung. — *Zweite* Abtheil. Satzlehre. *Zweite*, sehr vermehrte und verbesserte Auflage. 1833. 72 u. 66 S. kl. 8. (6 gr.)

4) *Ebend.*: *Methodischer Leitfaden für den Rechtschreib-Unterricht in Volksschulen, Seminarien und den untern Klassen einer höhern Bürgerschule*, von Inspektor *M. Wagner*, erstem Oberlehrer am Schullehrer-Seminar zu Brühl. 1833. XIV u. 81 S. kl. 8. (6 gr.)

5) *Ebend.*: *Uebungsbüchlein für den Rechtschreib-Unterricht in Volksschulen*, von Inspektor *M. Wagner* u. s. w. 1833. 29 S. kl. 8. (2 gr.)

Der Vf. dieser Methodenlehren, ein tüchtiger und denkender Schulmann, geht von dem richtigen Grundsatze aus, dafs man den gewöhnlichen Lehrern des Elementar-Unterrichts in Volksschulen das *Was* und *Wie* nicht scharf genug bezeichnen könne, und dafs den Schwächern anzurathen sey, sich anfänglich ganz streng an den aufgestellten Gang zu halten, und gerade durch diese Gebundenheit werde er die wahre Freiheit im Unterrichten erlangen, — denn diese soll bei dem tüchtigern Lehrer in Hinsicht der Behandlung der einzelnen §§. nicht beschränkt werden: „der wird jeden derselben, so oft er ihn vorführt, jedesmal anders geben und dennoch immer innerhalb der gesteckten Grenze bleiben." — Der zweite richtige Grundsatz bei jedem Unterrichte, besonders aber beim Volksschulunterrichte, ist, nur nicht zuviel lehren zu wollen, sondern sich auf jeder Stufe mit dem Nothwendigen zu begnügen, worauf sich dann immer weiter fortbauen läfst. — Dafs aber der Lehrer sich nicht für sich mit dem Nothwendigsten begnügen darf, versteht sich; denn dieser mufs sich von jeder Erscheinung den innern Grund anzugeben wissen, da er sonst unmöglich die gehörige Sicherheit, die zum Lehren erforderlich ist, gewinnen kann. — Nach diesen Grundsätzen sind die beiden methodischen Handbücher angefertigt, und die Uebungsbüchlein enthalten hinlänglich die Materialien zum Verarbeiten. — Da wir gegen die Behandlungsweise nichts einzuwenden wissen, so wollen wir uns nur mit einigen Bemerkungen begnügen, wie sie uns bei der Durchsicht aufgestofsen sind in Hinsicht der sprachlehrlichen Begriffe. — Wir sehen nicht ein, warum nach S. 6 in No. 1 nicht das Richtige kann begreiflich gemacht werden, dafs *der*, *die*, *das* defswegen das *bestimmte* Geschlechtswort genannt wird, weil es den Gegenstand als einen bestimmten oder schon erkannten andeutet, dagegen *ein*, *eine*, *ein* nur den Gegenstand überhaupt, welches durch einige Beispiele recht wohl deutlich gemacht werden kann; denn dafs der Unterschied der beiden Artikel blofs in der vollständigern oder mangelhaftern Declination gesucht werden solle, ist doch gar zu vage. — Die Erklärung der sprachlichen *dritten* Person als die *von welcher man spricht*, im Gegensatze von der ersten und zweiten, ist unrichtig, indem ja auch von der ersten und zweiten Person etwas ausgesagt wird. — Was nicht spricht und zu dem nicht gesprochen wird, das ist ein *Drittes*. — Bei der Comparation S. 52 u. f. ist der Bezeichnung der Steigerung zwischen zwei Adjectiven mit *mehr* nicht gedacht. — *Dauernde Vergangenheit* für *Imperfectum* ist zu abstract (S. 58) — besser: *Gegenwart in der Vergangenheit*. — Die Mittelwörter lassen sich wohl als thätige und leidende, aber nicht ohne weitere Bestimmung (S. 64) als Mittelwort der Gegenwart und der Vergangenheit bezeichnen: *geliebter Vater* drückt ja auch Gegenwart aus. — Die sogenannte Unregelmäfsigkeit (besser *Abweichung*) der Zeitwörter (S. 65) wird blofs am zweiten Mittelworte erkannt. — Wir glauben nicht, dafs man (nach S. 71) lehren könne, der Imperativ von *lesen*, *nehmen* u. ähnl. könne auch *lese*, *nehme* u. ähnl. heifsen, sondern halten diefs für sprachunrichtig. — In No. 4 macht Hr. *W.* keinen Unterschied zwischen *Worte* und *Wörter* und schreibt doch selbst *Hauptwörter* und nicht *Hauptworte*. — S. 16 wird gelehrt: diejenigen Sylben, *bei denen man nichts denkt* (?), heifsen Nebensylben, und S. 50 wird sehr wahr gesagt: „Keine sprachlehrliche Uebung führt tiefer in das Wesen der Wörter hinein, als die Erklärung der Innen-Deutsamkeit der Vor- und Nachsylben." — S. 25 würde von den Selbstlauten besser *gedehnt* und *geschärft* als *lang* und *kurz* gebraucht werden. — Nie kann in der Schule etwas als Regel gelehrt werden, wie S. 36 die auch vom Vf. angenommene Schreibung *dafs*. *Fafs* u. ähnl., was nicht von den Schriftstellern allgemein angenommen ist. — In *Buch*, *Fluch* u. ähnl. wird niemand — (wie's S. 39 heifst) — *mit Besonnenheit* sich bestreben, den Selbstlauter zu schärfen. — Das Wort *übertünchen* (S. 42) drückt nicht *beweifsen* aus. — Von den Verbindungs-*s* und *en* in zusammengesetzten Wörtern ist nichts gesagt, und also auch nichts von Unterschieden wie *Landmann* und *Landsmann*. — S. 68 fehlt *Haide* unter den Wörtern mit *ai*. — Man schreibt nicht (S. 76) Bett-Tuch, sondern *Betttuch*.

*) Die Differenz zwischen den Zahlen im Buche der Richter und 1 Kön. 6, 1, und das Zuviel der ersteren dürfte sich wohl am Einfachsten durch die Annahme lösen, dafs einigemal mehrere Richter, welche nur einzelne Stämme anführten, eine Zeitlang *gleichzeitig* wirkten (s. *Leo* Vorlesungen über die jüd. Geschichte S. 129). Red.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mai 1835.

THEOLOGIE.

Leipzig, b. Vogel: *Die Theologie* und *die Revolution.* Oder die theologischen Richtungen unserer Zeit in ihrem Einflusse auf den politischen und sittlichen Zustand der Völker. Von Dr. *Karl Gottlieb Bretschneider.* 1835. 178 S. gr. 8.

Wie in der römischen Kirche oft behauptet worden ist, dafs der Protestantismus der Ruhe und Wohlfahrt der Staaten gefährlich sey, dafs namentlich die französische Revolution nicht würde ausgebrochen seyn, wenn man nicht den Jesuitenorden aufgehoben und den Philosophen und Encyklopädisten nicht verstattet hätte, des Altars, der Priester und der Religion zu spotten und die moralische Macht des Priesterthums über das Volk zu untergraben, so haben neuerdings die Dunkelmänner in unserer Kirche uns oft versichert, das Halten an den Satzungen unserer symbolischen Bücher sey die beste Stütze der Legitimität und Monarchie. Dagegen trage die neuwissenschaftliche Theologie den gröfsten Theil der Schuld an den grofsen politischen Bewegungen und an den demokratischen Bestrebungen unserer Zeit. Diese Anklagen haben besonders in höhern Cirkeln viel Glauben gefunden und den Theologen, welche die Theologie des 16ten und 17ten Jahrhunderts zu repristiniren sich bestreben, die besondere Gunst mancher Hochgestellten erworben, dagegen nicht geringes Mifstrauen gegen die Gottesgelehrten hervorgebracht, welche man gewöhnlich, wiewohl in sehr verschiedenem Sinne, Rationalisten nennt. Hr. Dr. *Bretschneider* hatte das Unrichtige dieser Anklagen schon in einem Aufsatze der von Hn. G. R. *Pölitz* herausgegebenen *Jahrbücher der Geschichte und Staatskunst* (Novemb. 1834.) beleuchtet; da aber jener Aufsatz nur kurze Andeutungen enthält und bei weitem nicht Alles dahin Gehörige umfafst, so hat der Vf. es angemessen gefunden, den hochwichtigen Gegenstand in der uns vorliegenden Schrift ausführlich zu behandeln. Diefs ist mit so viel Ruhe und Würde, mit solcher Wahrheitsliebe und Unparteilichkeit, so gründlich und dabey doch so gemeinfafslich für jeden, der nur etwas fassen kann und will, geschehen, dafs wir diese Schrift unter die gediegensten und zeitgemäfsesten rechnen müssen.

Sie zerfällt in 12 Abschnitte. Im *ersten* wird der Stand der Sache kürzlich dargestellt. Das Streben, dem Verderben der Zeit, besonders dem revolutionären Geiste durch *theologische* Mittel, d. h. durch das Zurückführen zum frühern Kirchenglauben, abzuhelfen, hat sich seit 1815 gezeigt. „Für die Wiederbelebung des mystischen Supernaturalismus gründete man Zeitungen, Volksblätter, Tractatengesellschaften, und war dabei, trotz der Finanznoth in allen Ländern, um Geldmittel nirgends verlegen, indem für ein so frommes und zugleich so politisches Werk die Mittel reichlich gespendet wurden." (S. 5.) Den Culminationspunkt erreichten diese Bestrebungen in der römischen und evangelischen Kirche ziemlich zu gleicher Zeit, 1829 u. 1830. Da wurde in Frankreich das Daseyn der Jesuiten eingestanden und die Nothwendigkeit dieses Ordens für die Monarchie behauptet. „Zu gleicher Zeit (S. 5) begann in Deutschland die öffentliche Denunciation des Rationalismus durch das Organ der Berliner Kirchenzeitung, wobei es wohl kaum auf etwas Anderes abgesehen seyn konnte, als darauf, die sogenannten Rationalisten von den Lehrstühlen und aus den Kirchenämtern zu vertreiben, und die Regierungen zu Werkzeugen der mystischen Kirchgläubigkeit zu machen."

Das Jetzt und das Vormals vergleicht der *zweite* Abschnitt. Die Klagen über Verschlechterung der Menschen und Sitten sind zu allen Zeiten vernommen worden. Für die in Rede genommene Untersuchung giebt es aber bei der Vergleichung des Jetzt mit dem Sonst keinen schicklichern Zeitpunkt, als das Jahrh. der Reformation, wo der kirchliche Glaube in seiner vollsten Kraft und Gültigkeit war, wo man dafür Blut und Leben liefs, und wo der Supernaturalismus allein die Welt beherrschte. Liest man nun die Klagen *Luther's* über seine Zeit, von welchen hier wörtliche Auszüge gegeben werden, so war es doch damals gar arg und weit schlimmer, als jetzt. Ueberhaupt ist die Anklage, dafs unsere Zeit unsittlicher sey, als irgend eine frühere, völlig grundlos, vielmehr sprechen zahlreiche Thatsachen für eine höhere Sittlichkeit unserer Tage. „Der Trunk (S. 23) und das Uebermaafs von Essen ist aus den Kreisen gebildeter Gesellschaften verbannt und Mäfsigkeitsvereine arbeiten ihm auch in den niedern Ständen entgegen. Die Gesetzgebung und die richterliche Behandlung des Rechts ist überall verbessert worden. Schulen aller Art werden mit regem Eifer gestiftet, verbessert, erhalten, und besonders wird mit grofsen Opfern für die bessere Erziehung der niedern Stände gesorgt. Die Unglücklichen finden überall nicht nur Theilnahme, sondern auch Hülfe. Wohlthätigkeits-

anstalten aller Art haben sich vervielfältigt. Die Sitten sind menschlicher, freundlicher, nicht blos feiner geworden." u. s. f. Damit wird nicht geleugnet, dass unsere Zeit gleichwohl an kirchlichen, sittlichen und politischen Gebrechen leidet; ob aber die Repristination des alten Kirchenglaubens das rechte Mittel sey, diesen Gebrechen abzuhelfen, wird Niemand glauben, der den *dritten* Abschnitt, *„vorläufige Bedenklichkeiten"* überschrieben, gelesen hat.

Die grosse Lehrmeisterin, die *Geschichte* wird hier befragt, und diese lehrt, dass die Erneuerung des alten Kirchenglaubens *rein unmöglich* ist. Alles hat seine Zeit, und was im Laufe der Zeit durch die fortgeschrittene Cultur veraltet und unpassend geworden ist, was sich nicht mit den erlangten bessern Kenntnissen einer weiter gekommenen Zeit vereinigen lässt, mit dieser vielmehr in offenbarem Widerspruche steht, das vermag keine menschliche Macht wieder herzustellen. Das Papstthum mit seiner Allgewalt konnte die Reformation nicht hindern, und die sogenannte Orthodoxie in unserer Kirche vermochte, ungeachtet der vollen Geltung, deren sie sich im Allgemeinen erfreuete, das allmähliche Eindringen und die immer weiter gehende Verbreitung freierer religiösen Ansichten nicht zurückzuhalten. „Wie will man hoffen (S. 9), dass sie jetzt, wo sie so viel verloren hat, mehr leisten und Uebel *heilen* soll, die sie nicht zu *verhindern* vermochte? Wie möchte sie, die in ihrer vollen Kraft den *Anfängen* der ihr entgegenstehenden Veränderungen nicht zu begegnen wusste, vermögend seyn, jetzt die völlig *ausgebildeten* Veränderungen rückgängig zu machen? *Sollte der abgelebte Greis zu Stande bringen, was dem Manne in voller Lebenskraft zu schwer war?*" So wenig *Luther* die Reformation gemacht hat, eben so wenig ist die neuere Theologie die Frucht dieser, oder jener freimüthigen Schriftsteller, sondern *die nothwendige* und unvermeidliche Folge aller Fortschritte, welche seit 300 Jahren in dem gesammten Culturzustande der Nationen Statt gefunden haben. So lange es nun unmöglich ist, alle diese Fortschritte rückgängig zu machen und den Culturzustand der alten Zeit, in welchem die Orthodoxie ihren Stützpunkt fand, wieder herzustellen, so lange müssen alle Bestrebungen, der kirchlichen Theologie unserer symbol. Bücher Geltung zu verschaffen, nothwendig misslingen, wie eifrig sich auch die Staatsgewalt dafür verwenden mag. „Dahin (S. 37) kann man es leicht bringen, wenn man die Orthodoxthuerey *von oben her* begünstigt und belohnt, dass sie eine Menge Proselyten macht, dass das Verunglimpfen der Vernunft, das Verlästern des sogenannten Rationalismus, die demüthig thuende Selbstverachtung, welche in sich nichts als Schwäche und Sünde findet, die Frommrederey von dem Herrn Christo, als wenn er der Weltregent allein und Gott der Vater zur Ruhe gesetzt sey, und das ganze Schautragen des Talars der Kirchgläubigkeit zur Mode werde, welche viele mitmachen, bald in redlichem Glauben, bald als Heuchler, um sich Gönner zu verschaffen, bald aus Ehrgeiz, um eine Rolle zu spielen, bald aus Mangel an Kenntniss und Prüfung der Sache. Besonders werden sich, sobald solches Wesen hohe Protection bekommt, die eigentlichen Ungläubigen und Indifferentisten, denen jeder Glaube gleichgültig ist, sehr gern an eine Sache anschliessen, *die sie blos als eine Speculation betrachten.*"

Wohin es aber führen würde, wenn man die Fortschritte der Wissenschaften durch politische Maassregeln hemmen wollte, um die Möglichkeit, dass die Theologie stationär bleibe, herbeizuführen, liegt bereits in der Erfahrung vor. Die Muhammedanischen Reiche und unter den christlichen Italien, Spanien, Portugal, das Spanische Amerika geben uns das Beispiel, was die politische Hemmung der wissenschaftlichen Fortschritte wirkt, — tödtliche Schwäche der Staaten, Verarmung, innere Zerrüttung *und endlich doch den unvermeidlichen Einbruch der wissenschaftlichen Wahrheit.* Man darf auch nicht übersehen, dass unsere Regierungen durch die preiswürdigsten Beschlüsse und Verfügungen in die offenste Opposition gegen die symbolischen Bücher der christl. Hauptparteyen getreten sind. Sie haben die Toleranz promulgirt und den schlechthin unaufgeblichen Grundsatz ausgesprochen, dass die katholische und die protestantischen Confessionen *gleiche* Rechte neben einander haben und sich mit Liebe vertragen sollen. Den symbol. Büchern ist diess durchaus zuwider. Die Päpste haben im westphäl. Frieden und auf dem Wiener Congresse gegen diese Gleichstellung protestirt, und je mehr ein Katholik den Dogmen seiner Kirche treu ist, desto unduldsamer muss er gegen die evangelische Kirche seyn. Das in den Symbolen der Protestanten ausgesprochene Dogma ist gleich unduldsam gegen die Katholiken. Es betrachtet sich als den einzigen Weg zur Seligkeit, den Papismus aber als den Weg zur Hölle. Nach den symbol. Büchern ist der Papst der Antichrist, das apocalyptische Thier, durch welches der Teufel die Christen zur falschen Anbetung und zur Hölle führt. Und was wird dann aus der Union? Nach den symbol. Büchern der Lutheraner und Reformirten sind ja die Divergenzen in den Dogmen vom Abendmal und der Prädestination von der grössten Wichtigkeit. Ladet man beide Confessionen zur Union ein, so verlangt man, dass die Differenz hinsichtlich dieser Glaubenspunkte kein Hinderniss der brüderlichen Gemeinschaft seyn solle, *sondern jeder davon halten möge, was ihm als das Schriftmässigste und Vernünftigste erscheine.* Wäre es nun aber wohl consequent, diese Freiheit hinsichtlich der Lehren von der Trinität, dem Sündenfall, der Erbsünde u. s. w. zu verweigern und, wie die neuevangelischen Zeloten wollen, zu fordern, hierin müsse jeder, den man als Lehrer in unserer Kirche dulden solle, fest an die (ganz unbiblischen) Satzungen unserer Bekenntnissschriften halten? „Ob sie (S. 47)

(S. 47) daher auch für ihre Personen sich für die Union erklärt haben mögen, so sind sie doch in der That und den Grundsätzen noch Gegner derselben, und es liegt auf der Hand, daſs, wenn ihr Treiben und Eifern in das Volk gebracht wird, auch die (so preiswürdige) Union zwischen Lutheranern und Reformirten nicht bestehen kann." — „Je mehr man dem starren Festhalten an den Symbolen und Dogmen des 16ten Jahrh. Anhänger erwirbt, desto mehr wird man der Union Feinde erziehen."

Der Thron und der katholische Altar ist der *vierte* Abschn. überschrieben. Hier wird die durch die Freunde des Papstthums, besonders durch französische Parteyschriftsteller, ausgerufene Meinung, *daſs der Thron auf dem Altare ruhe* und das katholische Kirchenthum die festeste Stütze des monarchischen Princips und der Legitimität sey, mit der Fackel der Geschichte beleuchtet. Niemals ist die Monarchie mehr angefochten worden, als im Mittelalter, wo die Kirche die vollste und allseitigste Geltung hatte, *und* (S. 52) *es war gerade das Priesterthum, was sie am härtesten angriff, es war gerade die göttliche Auctorität, die es sich beilegte, womit es die Macht der Fürsten befehdete*; Jesuiten haben die Rechtmäſsigkeit des Königsmordes und des Aufruhrs gelehrt, die Heiligkeit des Eides zum Spotte gemacht und sind dessen in mehren Fällen *überwiesen* worden. „Wie möchte man (S. 54) daher nur glauben, daſs ein Priesterthum, das von seinem Beginnen an danach gestrebt hat, die Rechte der Monarchie an sich zu reiſsen, sich zum Richter und Herrn der Monarchen aufzuwerfen, welches das verderbliche Beispiel von Thronentsetzungen so oft gab, den Aufruhr gegen den legitimen Monarchen in Schutz nahm, wenn er ihm vortheilhaft war, das zuerst und allein, aber wiederholt das hochgefährliche Beispiel von Auflösung des Treueides gab, — wie möchte man glauben, daſs solch ein Priesterthum die Stütze des Thrones seyn könne?"

Eben so wenig der protestantische Supernaturalismus, und die altkirchlichen Eiferer rühmen sich dessen ohne allen Grund. Dieſs zeigt der *fünfte* Abschnitt. Von der Legitimität der Monarchieen weiſs die Bibel nichts, und im Neuen Testamente kann schon deſshalb davon keine Rede seyn, weil die Welt, zu welcher Jesus und die Apostel sprachen, *nicht unter* einer legitimen Monarchie in unserm Sinne stand, sondern unter der Usurpation. Aber das N. T. lehrt die Obrigkeit als göttliche Ordnung ehren, der eben jetzt bestehenden Herrschergewalt zu gehorsamen, *auf welche Weise auch die Gewalthaber ihre Macht erlangt haben mögen*. So verpflichtet das Christenthum zur redlichsten Unterthanstreue, und als Weltreligion verträgt es sich nicht blos mit der Monarchie, sondern mit jeder Staatsverfassung. Die Verbindlichkeit der christl. Vorschriften hierüber hat noch kein rationalistischer Theolog geleugnet, vielmehr lassen diese Gottesgelehrten es sich angelegen seyn, die auch auf den einleuchtendsten Vernunftgründen beruhende Heiligkeit dieser Gebote in's hellste Licht zu setzen. So ist nicht abzusehen, wie die Lehre, in der Bibel sey jedes Wort vom heiligen Geiste eingegeben, den Monarchieen eine besondere Heiligkeit ertheilen könne; wohl aber kann nach dem Zeugnisse der Geschichte die Inspirationstheorie der Monarchie leicht hinderlich werden. Der Supranaturalismus, der Alles, was in der Bibel steht, für *Gottes Wort* nimmt, und nicht, wie der s. g. Rationalismus, das immer Geltende von dem Temporellen und Localen scheidet, tritt überall, wo der Staat etwas thut, was, wie der Inspirationsgläubige meint, gegen irgend einen Satz der Bibel ist, oder eigentlich nur gegen seine Auslegung des Bibelbuches, sogleich mit der Widerstandsformel auf: *Man müsse Gott mehr gehorchen, als den Menschen.* „Damit (S. 67) bestreiten die Päpste die Toleranz und die Gültigkeit der gemischten Ehen, damit bestreiten Hr. Dr. *Scheibel* und die Seinen die Union, und der Hr. Bischof *Mauermann* in der sächsischen Kammer die Rechte des Staats in Kirchensachen. Der Supernaturalismus in beiden Kirchen setzt sich hoch über die Monarchie und fordert von dieser Gehorsam. Er ist so lange monarchisch, als er diesen Gehorsam bei der Monarchie findet; er wendet sich aber an den Glauben des Volkes, wenn die Monarchie seinen Willen nicht thut. So sucht *de la Mennais* in seinen „Worten des Glaubens" die Hülfe der Democratie gegen den Ungehorsam der dermaligen Monarchie in Frankreich, und auch unsere altkirchlichen Eiferer begnügten sich nicht, die Regierungen gegen den Rationalismus aufzurufen, sondern wandten sich auch an das Volk, und wollten die Democratie zum Richter dieser Sache auffordern. Die Früchte solcher Appellationen an die Democratie haben sich in der Renitenz der Schlesischen Gemeinden gegen die Union deutlich genug an den Tag gelegt." Nichts in der Welt kann das Volk leichter zu dem gefährlichsten Widerstande gegen die Monarchie aufregen, als die altkirchliche Ansicht von der Bibel. Dieſs wird geschichtlich nachgewiesen.

Im *sechsten* Abschnitte *„die wissenschaftliche Theologie und die Revolution"* beweist der Vf., daſs die theologische Aufklärung mit dem Revolutionsgeiste des Zeitalters nicht in der geringsten Verbindung stehe. *Historisch* läſst sich ein Zusammenhang zwischen beiden darum nicht nachweisen, weil ein solcher Zusammenhang nicht vorhanden ist, nach dem Geiste der aufgeklärten Theologie *nicht vorhanden seyn kann.* „Nicht eine einzige der Forderungen (S. 79), welche man an die constitutionelle Monarchie macht, hat in den Grundsätzen der neuern Theologie ihren Grund, nicht eine ist etwa aus *Wegscheider's* Dogmatik geschöpft. Weder die Verantwortlichkeit der Minister, noch die Civilliste der Monarchen, noch die Unabhängigkeit des Richterstan-

standes vom Staate, noch die Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetze, noch die gleiche Berechtigung des Bürgerstandes zu Staatsämtern, noch das Bewilligungsrecht der Steuern, noch die Controlle der Staatsausgaben sind aus *theologischen* Gründen verlangt und verfochten, oder bestritten und widerlegt worden. Die aufgeklärte Theologie hat bei Erhebung dieser Forderungen keine Schuld, die neu aufgelebte Altkirchgläubigkeit bei ihrer Bestreitung kein Verdienst." (S. 80) „Weder die Parteien in Frankreich haben gezeigt, dafs sie von theologischen Motiven ausgehen, noch haben, so viel man weifs, die Burschenschaft und andere geheime Verbindungen in Deutschland irgend auf Grundsätzen des Rationalismus beruht. Im Gegentheile aber hat die Demagogie in Deutschland einen Anstrich von altkirchlicher Orthodoxie zur Schau getragen, der eher darauf schliessen läfst, dafs sie in dem altkirchlichen Supernaturalismus ein Hülfsmittel für ihre Zwecke erkannt haben dürfte. — Es ist bekannt, wie man beim Turnwesen und (bei) ähnlichen Vereinen einen Anstrich von Altgläubigkeit und Frömmeley fand. Wie jene Partey gemeint hat, dadurch ihre Zwecke zu fördern, das können vielleicht Männer, wie Hr. Dr. *Hengstenberg* in Berlin, wissen, der früher in genauerer Verbindung mit diesem Parteywesen gestanden hat. Gerade aber von der Seite des Hn. Dr. *Hengstenberg* und der ihm anhängenden Partey geht die grundlose und gehässige Anklage vorzüglich aus, dafs die theolog. Aufklärung die Revolution begünstige?" —

(*Der Beschlufs folgt.*)

PREDIGERWISSENSCHAFT.

LEIPZIG, b. Barth: *Andeutungen aus dem Gebiete der geistlichen Beredtsamkeit* von Dr. *J. K. W. Alt*, erstem Prediger an der Petri-Paul-Kirche zu Eisleben. *Zweites* Heft. 1835. XIV u. 95 S. 8. (9 gGr.)

In der von uns bereits bei Anzeige des ersten Heftes (A. L. Z. Mai 1834, Nr. 78) ausführlicher charakterisirten Weise giebt der Vf. jetzt seine Ansichten und Bemerkungen: *Ueber Entweihung der Kanzelsprache, über den Gebrauch des Gebetes zu Anfange und am Ende der geistlichen Rede, über die Wiederholung der Haupttheile am Schlusse derselben, über den Gebrauch der geistlichen Dichtkunst in ihr, über die gebräuchlichen Anreden im geistlichen Vortrage, über Textbenutzung bei Ausführung der Predigt und über Benutzung von Ereignissen der Gegenwart in derselben.* Im Ganzen werden alle diese Gegenstände mit klarem Blicke und gesundem Takte behandelt und meistentheils erläutern gut gewählte Beispiele die Regel, so dafs auch der geübtere und erfahrnere geistliche Redner, wenn er sich von dem leider oft ziemlich krausen und bunten Treiben auf dem homiletischen Gebiete frei gehalten hat, diese Blätter nicht ohne mannichfaltige Anregung und Belehrung durchlaufen wird. Hier und da findet sich freilich auch etwas Spreu unter dem Weizen. Es würde nicht der Fall seyn, wollte sich der Vf. entschliefsen, noch mehr zu sichten und auf blofse Unterhaltung Verzicht zu leisten. Der ganze Ton, der ihm, wenn er witzig seyn will, zuweilen misglückt, würde dadurch gewinnen. Eben so können wir unsern früheren Tadel, dafs Manches haltungslos und schwankend erscheinen mufs, da der Vf. es verschmähte, der geistlichen Rede durch Aufstellung ihres eigenthümlichen Principes ihren bestimmteren Charakter zu vindiciren, auch jetzt nicht zurücknehmen. Die Gegenbemerkungen im Vorworte S. IX machen, weit entfernt, eine Rechtfertigung zu enthalten, gerade den Mangel von Neuem fühlbar. Eben aus dem der christl. Rede eigenthümlichen Inhalte und aus dem Umstande, dafs sie kirchliche Rede ist, mufs jenes Princip entwickelt werden. Durch Redensarten wie „Belehrung aus dem Gebiete des geistlichen Lebens, Weckung religiöser Gefühle und Ideen, Entwickelung sittlicher Keime, Anregung eines gotteskindlichen Sinnes und Wandels" (S. 2) oder „Christianisirung des Christen" (S. 43) ist Nichts gewonnen. Recht deutlich wird diefs Schwanken in dem Abschnitte über den Gebrauch der geistlichen Dichtkunst in der geistlichen Rede und über die Textbenutzung. Dort wird die Anwendung geistlicher Liederverse erst gestattet, um, wenn die Rede in gleichem Gleise länger fortgegangen ist, „etwas Liebreiz über das Ganze zu verbreiten" und nachher werden diejenigen mit einem Male „arme Schächer" gescholten, welche Verse einweben, um der matten Darstellung ein bischen Kraft zu erborgen. — Hier fehlt es ganz an einem tieferen Eindringen in das Verhältnifs der Ausführung zum Texte. Alles wird viel zu sehr äufserlich gefafst und von der lebendigen, organischen Verbindung, in welcher jene mit diesem stehen kann und — wenn die Wahl des Textes frei gelassen ist, — immer stehen soll, ist fast gar nicht die Rede. — Rec. wünschte sehr, dafs sich der achtungswerthe Vf. weniger auf der Oberfläche hielte, damit seine Andeutungen noch in höherem Grade als Beiträge zu einer wissenschaftlichen Gestaltung der Homiletik betrachtet und empfohlen werden könnten.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mai 1835.

THEOLOGIE.

Leipzig, b. Vogel: *Die Theologie und die Revolution* — — von Dr. *Karl Gottlieb Bretschneider* u. s. w.

(*Beschlufs von Nr. 82.*)

Die *Natur der politischen Bewegungen unserer Zeit* erörtert der *siebente* Abschnitt, und der *achte* „*der altkirchliche Supernaturalismus und der religiöse Unglaube*" giebt S. 129 das Resultat: „Gelänge es den Eiferern, die Regierungen so weit zu verblenden, dafs die wissenschaftliche Theologie von den Kanzeln und den academischen Lehrstühlen wirklich verdrängt würde, und dafs man in der Kirche nichts mehr vernähme, als die Theologie der evangelischen Kirchenzeitung, so würden wir nach einem Jahrhunderte (Rec. meint, bei weitem früher) dieselbe Erfahrung machen, die *Luther* an sich machte, wenn er mit dem Kirchendogma auch (in einer angeführten Stelle) *Gott und Christum* verloren zu haben versichert, und welche Frankreich zu seinem grofsen innern Verderben gemacht hat, indem es mit dem katholischen Dogma auch Gott und Christum einbüfste. Was die altkirchlichen Eiferer jetzt treiben und anstreben, *das eröffnet den Weg zum Unglauben und zur Irreligiosität für künftige Geschlechter.*" Eins ist noth, nämlich, dafs, was eben der s. g. Rationalismus sich zur Aufgabe gemacht hat, zwischen den kirchlichen Dogmen und den Wissenschaften Eintracht gestiftet werde. Dafs diefs wohl möglich sey und wie es geschehen könne, zeigt der *neunte* Abschnitt, „*die Eintracht zwischen dem religiösen Glauben und den Wissenschaften.*" Man unterscheide nur Buchstaben und Geist, Form und Materie, Lehrart und Lehre, das ewig Wahre des Christenthums und das Locale und Temporelle im N. T. Wie das Ideale des Evangel. aus seinen Formen und Hüllen herauszusuchen sey, wird S. 136 ff. in kurzen Andeutungen trefflich dargelegt.

„*Die Theologie und die Sittlichkeit*" ist der *zehnte* Abschnitt überschrieben. Zur Zeit der Blüthe der Altkirchlichkeit war es um die Sitten schlecht bestellt. Die dogmatischen Theorieen der Prediger konnten kein thätiges Christenthum wecken und nähren. Da trat *Spener* auf und seine Bemühungen, so wie die *Francke's* (nicht Franke's) und anderer wackeren Männer, die die orthodoxen Eiferer mit dem Spottnamen Pietisten, der bei ihnen einen eben so üblen Klang hatte, als in den Ohren der heutigen Zeloten der Name Rationalisten, schalten, waren segensreich. Eine durchgreifende und bleibende Wirksamkeit konnten sie aber deswegen nicht haben, weil sie von dem unbiblischen Dogma von der *Erbsünde* ausgingen, das alle sittliche Begeisterung unmöglich machte, und das den edlen Bestrebungen der Pietisten eine trübselige, widernatürliche Ansicht von dem Menschen, dem Leben und der Welt beimischte, welche sich gegen den fortgehenden Widerspruch gegen die Natur der Dinge nicht behaupten konnte. Doch führte diese Schule die Theologen mehr zum Practischen zurück und hinterliefs die Ueberzeugung von der Unfruchtbarkeit vieler theologischen Speculationen für das Leben. Durch das Fortschreiten der Wissenschaften mufsten jene Speculationen immer mehr an Ansehen verlieren, wovon die Folge war, dafs man sich desto eifriger der christl. Moral zuwendete und diese zum Hauptgegenstande der Predigten machte. Die *Kant*'sche Philosophie, welche das Bewufstseyn des Sittengesetzes und der Verbindlichkeit, ihm zu gehorchen, als das Gewisseste, was es im menschlichen Gemüthe gebe, aufstellte und dem frühern Eudämonismus kräftig entgegentrat, gab hierzu einen besondern Anstofs. Nun mufs man entweder allen Einflufs der Philosophie und des Predigtamts auf die Moralität leugnen, oder man mufs gestehen, dafs diese Bemühungen, sittliche Kenntnisse zu verbreiten und die sittliche Kraft anzuregen, nicht ohne wohlthätige Folgen bleiben konnten. „Wie viel (S. 149) mögen nur die so viel gehörten, so viel gelesenen und so weit verbreiteten Predigten des deutschen Chrysostomus, des trefflichen *Reinhard* gewirkt haben, die grofsentheils dem Gebiete der christl. Moral angehörten, und welche an *männlicher* Beredtsamkeit bis jetzt noch unübertroffen sind, *und noch mit Erbauung werden gelesen werden, wenn längst die geschraubten, witzelnden, wortklingelnden, vernunfthöhnenden Predigten unserer neuesten Supernaturalisten werden vergessen seyn.*"

Doch in Folge der *Schelling*'schen und *Hegel*'schen Philosophie tauchten die Eiferer für die Altkirchgläubigkeit auf, „und schifften mit vollen Segeln, da sie den Wind günstig fanden." Es entstand eine neue Klasse von Predigern, welche den Menschen erst einzureden suchen, er sey vermöge der Erbsünde durch und durch schlecht, gottlos und verdammlich, und ohne alle Kraft zum Guten. Dann flöfsen sie ihm durch die Schilderung des göttlichen Zorns über solches Verderben und der entsetzlichen Höllenstra-

fen, mit denen er drohe, Schrecken ein, damit Sehnsucht nach einem Erretter entstehe, und endlich beruhigen sie ihn mit der Versicherung, dafs jenes Schrecken ein vergebliches sey, wenn er an den Retter glauben könne, der alle Strafe schon längst getragen habe. Nichts in der Welt kann der Sittlichkeit nachtheiliger werden, als diese Satzungen, nach welchen die Sittlichkeit als etwas dem Menschen Fremdes erscheint, wobei auf eigenes Verdienst nichts ankomme. Denn so wird gelehrt: Du bist um eines Andern (Adams) willen verdammt, und Du wirst um eines Andern (Christi) willen gerecht und selig!

Der *eilfte* Abschnitt „*Rückblick auf das Ganze*" concentrirt das, wie unsere Leser schon aus dem wenigen hier Angeführten ersehen, in den vorhergehenden Abschnitten *vortrefflich* Erörterte, und der *zwölfte* „*die Hegelsche Philosophie als Heilmittel des Zeitalters*" verbreitet sich Anhangsweise über die neueste Philosophie. Von ihr erwarten Manche (einige Kurzsichtige) die Repristination des christl. Glaubens der Vorzeit; aber das ist eine ganz eitle Hoffnung. *Erstlich* fehlt dieser Philosophie das Haupterfordernifs, um in's Grofse zu wirken, die allgemeine *Verständlichkeit*. *Hegel*, hat man gesagt, sey selbst nicht im Stande gewesen, sich seinen Schülern völlig klar zu machen, unter allen soll ihn nur *ein* Jünger verstanden haben; aber, wie der Meister selbst geklagt, nicht recht. Wie dem auch seyn mag, so viel wissen wir alle, dafs nach seinem Tode seine Schüler anfangen, sich über das rechte Verständnifs ihres Meisters zu streiten. *Zweitens* steht diese Philosophie mit den wesentlichen Lehren des Christenthums in einem solchen Widerstreite, dafs sie das wahre Evangelium vernichten würde, wenn sie allgemeinen Eingang finden könnte, was jedoch, da die Kraft der gesunden Vernunft unverwüstlich, und das Wort des reinen Evangeliums so sonnenklar ist, glücklicherweise unter die Unmöglichkeiten gehört. Zwar haben *Hegel's* Schüler das System ihres Meistors laut genug als *das letzte* und *allein wahre* ausgerufen, aber der jüngste Tag müfste doch sehr bald kommen, wenn das wirklich die *letzte* Philosophie seyn sollte. Nein, sie kann sich nicht erhalten, weil sie über das Urgewisse hinausgeht und einseitig ist, hiermit aber in das Gebiet des dialectischen Scheins, oder der Phantasterei trift. Was Hr. Dr. *Bretschneider* kurz, aber völlig einleuchtend und befriedigend hierüber sagt, mögen unsere Leser selbst nachlesen. Die ganze Schrift wird jedem Unbefangenen grofse Befriedigung gewähren, denn der würdige Vf., dem sonst in Ansehung früher geäufserter dogmatischer Ansichten der Vorwurf eines Mangels an folgerechter Durchführung dieser nicht ohne Grund gemacht ist, hat sich hier ganz consequent an das auf dem Titelblatte beigebrachte Apostelwort gehalten: *Wir können nichts wider die Wahrheit, sondern für die Wahrheit*, 2 Cor. 13, 8.

ÄSTHETIK.

Mainz, b. Schott's Söhnen: Dr. G. C. Grofsheim *Versuch einer ästhetischen Darstellung mehrerer Werke dramatischer Tonmeister älterer und neuerer Zeit*. 1834. VI u. 193 S. 8. (1 Rthlr.)

Das Vorwort stellt in bilderreicher, oft dunkler Sprache hauptsächlich folgendes auf: Es ist niederschlagend, wenn die eilig vorüberziehende Menge nur am Aeufsern sich ergetzt, ohne das Tiefe und Solide in den Kunstwerken zu ahnen. Daher sey es billig, die Schlafenden zu wecken und den Schleier wegzuziehen. Das Publicum braucht nur Empfänglichkeit und hat sie; es bringt Fähigkeit zu dem Höchsten mit. Der Künstler müsse also aufklären, nicht der blos technisch Gebildete, nicht der blos Beschauende, der Kritiker, der die ihm nicht lächelnde Muse durch Sophisterei zu gewinnen sucht, sondern der, welcher weniger nach Aufsen als nach Innen sieht, woher allein die ästhetische Kraft kommt, die den Künstler macht. Es ist daher irrig zu glauben (fährt der Vf. fort), und selbst *Kant* stellt es in Abrede, dafs unser Kunstvermögen durch Principien erregt werden könne; und wir dürfen uns die Anwendung desselben nicht als ein subjectives, sichtbares, sondern als ein idealisches Verfahren denken, das, im Geist empfangen, nur im Geiste angewendet wird u. s. f. Darum heifst es ferner: Keinem Zweifel unterworfen ist der Glaube, dafs die Kunst ein reines Produkt der Natur ist. Das Mechanische der Kunst macht (nach des Hn. Doctors Dafürhalten) den Darsteller nur dann zum Künstler, wenn er bei seinen Productionen nicht auf den weitschallenden, sondern den stillen Beifall seiner Zuhörer Bedacht zu nehmen versteht. Nehmen wir das einmal unbedingt an, so steht doch immer die Frage: Ist dem Künstler auch das rein von Natur gekommen, oder hat er es nicht vielmehr erst zu lernen? Die Herren reden so viel von der Schneiderscheere und schneidern doch selbst in's Wunderliche. Wenn ihr nicht gehen wollt wie im Paradiese, könnt ihr die Scheere gar nicht entbehren. Wollt ihr aber lieber laufen, wie euch Gott geschaffen hat, so geht zu den Hottentotten, und bestreicht euch mit Kuhmist. Es lautet weiter: „Das rein Speculative der Kunst, die Lehre der Harmonie ausgenommen, die ihre *Hauptelemente* ebenfalls aus der Natur geschöpft, kann sich vermöge seiner Principien nur zu den Wissenschaften zählen, und ist von der Tafel der Künste auszustreichen, weil es lediglich den Verstand anspricht und sich mit den Gefühlen zu befassen die Kraft nicht hat." Da haben wir es klar, wie unklar und widersprechend Alles durcheinandergeht in Leuten, die nicht Kopf, sondern allein Gefühl seyn möchten, wenn es möglich wäre. Sieht denn der Hr. Dr. nicht, dafs die Hauptelemente aller Dinge aus der Natur geschöpft sind? Sind es nicht auch Klang, Ton, Rhythmus? Oder hätte nicht erst des Menschen Verstand diese Dinge bemerken, ordnen, in eine gewisse Reihe bringen müssen, damit

mit ein das Gefühl in seine Dienste nehmen könne? Es ist ein wahres Unglück, dass die Herren Feinfühler immerfort zum vermeintlichen Ruhme des Gefühls den Menschen zerreissen und das Denken schmählich herabwürdigen. Hat denn der Vf. keine Gedanken gehabt, als er sein Buch schrieb? speculirte er nicht über die Kunst? Eine jede Darstellung dieser Art Kunstverfechter ist ein Widerruf ihrer eigenen Sätze. Daher *fallen* sie auch aus einem Widerspruch in den andern. Gehört die Lehre der Harmonie unter das Spekulative der Kunst und also zu den Wissenschaften, wie er ausdrücklich will, so darf er auch die Harmonie (Accordverflechtungen) schlechthin nicht zur Kunst rechnen, er muss sie von der Tafel der Künste ausstreichen. Nach seiner Meinung sollte die Harmonie, als Sache der Wissenschaft, auch nicht die Kraft haben, sich mit den Gefühlen zu befassen. Denn dass er sie ausnimmt, weil sie ihre Hauptelemente aus der Natur geschöpft hat, ist ein ganz nichtiger, oder gar kein Grund, weil eben Alles, worüber speculirt werden kann, aus der Natur geschöpft werden muss. Den Stoff macht sich der Mensch nirgend, er empfängt und verarbeitet ihn zu einem neu Zusammengesetzten. — Hätte der Vf. mit seinem Auflehnen gegen die Speculation des Verstandes recht, so wäre ja gerade die Hauptsache unserer neueren Musik so viel als nichts, mehr hinderlich als förderlich! Käme aber wirklich auf Harmonie nichts an, so ist es doch zu wunderlich, dass er sich selbst bei harmonischen Beschreibungen aufhält und einen Werth in sie setzt. Wie oft beschreibt er die Uebergänge aus einem Accord in den andern und preist die wirksame Wahl! Ohne vorher geordnete und erlernte Harmonielehre sollten aber die Herren Tonsetzer das Uebergehen aus einem Accord in den andern wohl bleiben lassen! Nicht einmal ein wüstes Gewirre schrecklicher Tonmassen sollten sie hervorbringen, hätte ihnen der Verstand nicht vorgearbeitet. Warum haben denn die Alten nichts Aehnliches versucht? hatten sie etwa nicht poetischen Geist genug? Weil sie aber die Sache mit ihrem Verstande nicht durchdacht hatten, konnten sie auch bei allem Gefühl für Schönheit und Natur in ihrer Tonkunst nichts damit anfangen. — Kurz ohne Gedanken sind die Gefühle nichts, auch die Kunst kann nicht ohne sie seyn. Gedanken aber hat und giebt die Kraft, die wir Verstand nennen. Selbst diese Gefühle müssen verstanden werden können, sollen sie nicht in eine leere Masse zusammenstürzen. Der Vf. sagt, er wolle in die „Region hoher Geisteskräfte einiger grossen Tonmeister eingehen." Gehört denn der Verstand nicht zum Geiste? Wie kann denn da unser Schriftsteller, nachdem er geringfügig und herabsetzend vom Wissenschaftlichen in der Kunst geredet hat, hinzufügen: Und so lassen wir denn dem Fleische, was des Fleisches ist? Ist denn in ihm der Verstand Fleisch und das Gefühl Geist? Aus solchen Einseitigkeiten wird nimmermehr etwas Tüchtiges. Uebrigens berichtet der Vf. selbst, für wen er sein Buch geschrieben: „Für blos technische und rein speculative Künstler ist dieser Versuch nicht geschrieben." Allein er hat sich hier nicht folgerecht ausgedrückt; die ersten sind ihm blose Musikanten und Seiltänzer, und die andern sind Theoretiker und Kritiker, denen die Kunst nicht lächelt. Wie nennt er sie denn Künstler? Nur vergisst er fast überall, dass eben alle Einseitigkeit nichts taugt. Der echte Künstler muss äussere Technik und Beurtheilungskraft haben, also etwas von Beiden, für die er nicht schreibt. Der Vf. ist eine Art Kunstmystiker und macht es denn auch so, wie die meisten Mystiker: Sie allein begreifen oder genauer befühlen, was andere ehrliche Leute nicht befühlen zu können gestehen. Darum verachten sie auch in der Regel Alles, was nicht mit ihnen in Exstase ist. Das ist aber eben so wohl zu viel als zu wenig. Sind wir nun in diesen Dingen mit dem Vf. nicht einig, so ist eine nothwendige Folge, dass er auch mit uns nicht einig ist. Er wird sagen, wir hätten unrecht, und begriffen ihn nicht. Dasselbe sagen wir auch und stellen das Unsere gerade so ehrlich hin, wie er das Seine, streiten uns auch nicht weiter darüber, sondern überlassen es vollkommen den Lesern, auf welche Seite sie sich wenden wollen. Für uns ist viel zu viel Declamation in dem Buche und hin und wieder immer noch zu viel Leidenschaftliches, wie in seinen frühern Schriften. Dennoch ist der Vf. hier weit mehr in seinem Bereiche, als wenn er sich ins Historische wagt. Es wird Viele geben, die seine Beschreibungen bekannter Opern mit Vergnügen lesen. Wir empfangen Wort-Darstellungen folgender Meisterwerke: Romeo und Julie, von *Georg Benda*, S. 1—8; *le Déserteur*, par *Monsigny*, S. 8—18; *la Rosière de Salency*, par *Gretry*, S. 18 bis 31; *il matrimonio segreto, di Cimarosa*, S. 31—47; *Don Giovanni*, von *Mozart*, S. 47—75; *Iphigénie en Aulide*, par *le Chevalier Gluck*, S. 75—91; Der Freischütz, von *Karl Maria v. Weber*, S. 91—107; *les deux Journées*, par *Cherubini*, S. 107—117; *Joseph*, par *Méhul*, S. 117—130; *Zémire et Azor*, par *Gretry*, S. 130—147; *Iphigénie en Tauride*, par *Gluck*, 147—176; *Athalia*, von *Schulz*, S. 176—193. Die Beschreibungen werden gleichgestimmte Gemüther oft lebhaft unterhalten, sobald sie die Opern bereits kennen, was nothwendig vorausgesetzt werden muss.

MUSIK.

ESSEN, b. Bädeker: *Der physikalische Tonmesser, welcher durch den Pendel, dem Auge sichtbar, die absoluten Vibrationen der Töne, der Hauptgattungen von Combinations-Tönen, so wie die schärfste Genauigkeit gleichschwebender und mathematischer Accorde beweist*, erfunden und ausgeführt von *Heinrich Scheibler*, Seidenwaaren-Manufacturist in Crefeld. Nebst 3 Steindrucktafeln. 1834. VIII u. 80 S. 8. (16 gGr.)

Der geehrte Erfinder hebt sein Werk mit folgenden Worten an: „Ueber einen Gegenstand klar und kurz

kurz schreiben, ist eine Fertigkeit, die mir nicht eigen ist, die ich auch nie versucht habe. Ueber einen solchen Gegenstand, wenn er, wie der meinige, ganz neu ist, klar und kurz schreiben, wird mir also noch weniger gelingen. Meine Freunde aber, welche meine Arbeiten in der Nutzanwendung kennen, behaupten, es sey besser, daſs ich sie bekannt mache, als daſs sie mit meinen Stimmgabeln verrosteten und daſs am Ende nur einige rein temperirte Scalen übrig blieben, von denen man nicht wisse, wodurch sie so rein seyen." Das Undeutliche, Abgebrochene und Bunte, was seine Schreibart allerdings zuweilen an sich trägt, kennt der Vf. demnach selbst und tröstet sich mit dem Werthe der Sache, die in der That Werth hat. Wir wollen gleich das erste Urtheil *Schnyder's von Wartensee* den Lesern mittheilen, weil es in den Gegenstand selbst übersichtlich einführt. Es lautet: „Herr *Scheibler* aus Crefeld hat eine sehr interessante akustische Entdeckung gemacht, die er Samstag den 22sten Sept. (1832) einer sehr zahlreichen Versammlung des Frankfurter (a. M.) physikalischen Vereins mittheilte. Er hat die wellenförmigen Tonschwingungen, die, wenn man 2 fast im Einklang stehende Töne erklingen läſst, auch dem ungeübten Ohre sehr vernehmbar sind, die schon *Chladni* und andere Akustiker kannten, mit dem Namen Schwingungen bezeichneten, aber nicht weiter beachteten, zu einem neuen Tonmaaſse benutzt, vermittelst welchem (?) er nicht nur die Bestimmung der Schnelligkeit der Tonvibrationen auf eine bis jetzt noch nicht gekannte Genauigkeit bringen kann, sondern auch im Stande ist, Orgeln, Klaviere und andere Instrumente zu jeder Zeit, von aller subjectiven Laune oder Gemüthsstimmung unabhängig, mit mathematischer Gewiſsheit in einer solchen Reinheit zu stimmen, wie es bisher mit allem Fleiſs, aller Kunst und aller Uebung nicht möglich war. Alles dieses habe ich bei seinen mir gemachten Privatmittheilungen ganz bewährt gefunden, und die Probe selbst an meinem Streicherflügel zu meiner vollkommensten Befriedigung gemacht." Darauf setzte ihm 1832 der Allen bekannte Hr. Hofrath Prof. *Munke* in Heidelberg zu, seine treffliche, unerschütterlich stehende Arbeit in London bei der Königl. Societät, eben so in Petersburg bekannt zu machen und ihm durch eine Anzeige in Poggendorff's Annalen die Priorität zu sichern. Desgleichen versprach auch der Mathematiker und Physiker Hr. *A. Roeber* in Crefeld in denselben Annalen eine ausführliche Darstellung, von der genauesten Richtigkeit der Sache auf's vollkommenste überzeugt, wie von der leichten praktischen Ausführung, so daſs sie Hr. *R.* nicht blos für theoretisch interessant erklärt, sondern auch für eine Erscheinung, die für den ausübenden Musiker unter die wichtigsten gezählt werden muſs. — Nicht minder ehrenvolle Zeugnisse dafür liefern die Herrn *J. N. Wolff*, Musikdir. in Crefeld und der Musiklehrer *Wortmann* daselbst, welcher versichert: „In 15 bis 20 Minuten habe ich auf beide (beschriebenen) Arten die Normalscala des Flügels gleich rein in allen Tonarten." Und so muſs man denn mit ihm wünschen, es möchte diese neue, höchst vortheilhafte Stimmweise allgemein angewendet werden. — Wissenschaftlich gebildete Männer lassen sich die Erfindung ohne Weiteres nicht entgehen, und Musiker, die es mit ihrer Kunst wohl meinen, werden die nicht zu groſsen Beschwerden des Lesens und Studirens gewiſs nicht scheuen. — Zuvörderst beschreibt der Vf., wie er seit 1812 oder 1813 auf seine neue Erfindung kam. Wer sollte glauben, daſs ein Arrangement von mehren Maultrommeln Veranlassung gab? Versuche mit dem Monochord gaben nichts Zuverlässiges; er sah ein, daſs ein mathematisches Monochord nicht zu verfertigen sey. Es wurden daher zu seinen Scala- und Neben-Gabeln noch so viele Zwischengabeln gestimmt, daſs vom kleinen bis zum eingestrichenen *a* alle dazwischen liegenden Stöſse und ihre Geschwindigkeiten am Pendel gezählt und gemessen werden können. „Alle meine Stimmarten und Untersuchungen haben den Vortheil, daſs das Auge Richter in letzter Instanz über die Vibrationen ist; da das Ohr nur zählt und gar nicht über Höhe und Tiefe urtheilt." Dies die eigenen Worte des Erfinders unmittelbar vor seiner Darstellung seines *Metronoms und Pendels.* Wichtig ist das Capitel: Stoſs, Schwebung, *Battements* mit 8 Gattungen von Stöſsen (Schwebungen, welchen Ausdruck der Vf. unpassend findet). Das ausführlich verhandelte *Tonmaſs* (S. 29). Hier heiſst es unter Andern: „Ich habe 52 Stimmgabeln so geordnet, daſs zwischen jedem Scalaton noch so viele andere Töne liegen, daſs man die Stöſse von dem einen zum andern, und demnach von *a* bis *ā*, alle am Pendel messen kann." — S. 42 Stimmung der musikalischen Instrumente. Nach des Erfinders Gabeln gestimmt, erhält man eine sonst noch nie gehörte Reinheit. Man hat nicht unumgänglich 12 Gabeln zum Stimmen nöthig: sechs reichen auch hin, was erprobt ist. Am unfehlbarsten stimmt man jedoch nach 12 *T*-Gabeln, wovon man das Genaue im Buche selbst lesen muſs. Die Hauptsache ist: das Temperiren muſste schlechthin bis jetzt schwanken, Reinheit, d. h. Gleichheit der Temperatur, war nicht möglich: *der Pendel aber führt zum unwandelbaren Ziele.* „Wer sich nicht mit einem Metronom behelligen will, stimme nach *Unisono*-Gabeln. Er darf sicher seyn, daſs er möglichste Reinheit der Temperatur erlangt, so weit das Ohr sie zu beurtheilen vermag. Wer aber gern untersucht, dem rathe ich zu 12 *T*-Gabeln und einem Metronom. Noch besser, legt er sich noch 13 *Unisono*-Gabeln zu." — Alles Uebrige ist anziehend für jeden, der nicht blos flüchtig lesen will, dazu höchst nützlich. Wir machen also alle Denkenden auf das Werk aufmerksam und danken dem unermüdeten und kunstsinnigen Mann für alle Beharrlichkeit und Treue, die immer, wenn auch zuweilen etwas spät, anerkannt werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mai 1835.

THEOLOGIE.

Leipzig, b. Vogel: *Die Fortbildung des Christenthums zur Weltreligion.* Eine Ansicht der höheren Dogmatik von Dr. *C. F. v. Ammon.* — *Zweite* Hälfte, *erste* Abtheilung. 1834. XXXII u. 286 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Wenn wir diese Schrift schon bei der Anzeige der ersten Hälfte derselben (A. L. Z. 1834. Nr. 58), sowohl mit Rücksicht auf ihren Inhalt, als auf ihren Verfasser, eine der merkwürdigsten und bedeutendsten nannten, welche die gegenwärtige Zeit hervorgebracht hat, so findet dieses schon durch die erste Hälfte sattsam begründete Urtheil noch vollere Bestätigung durch Dasjenige, was die vorliegende erste Abtheilung der zweiten Hälfte darbietet. Denn dieselbe Erhebung über dogmatische Vorurtheile, dieselbe Unabhängigkeit von kirchlichen Fesseln, dieselbe Freiheit und Schärfe des Blickes in Absonderung des Temporellen, Lokalen und Zufälligen von dem Wesentlichen und Ewigen, dieselbe Freimüthigkeit endlich in Nachweisung und Darlegung Desjenigen, was dem reinen Christenthume im Laufe der Zeiten Ungehöriges und Fremdartiges angeheftet oder beigemischt worden ist, — alle diese auszeichnenden Eigenschaften, die mehr oder weniger schon in der ersten Hälfte hervortraten, und um so beifälliger aufgenommen wurden, weil sie sich bei einem Manne zeigten, der lange eine schwankende Stellung schien eingenommen zu haben, und nun endlich wieder in seiner ganzen, festen Haltung auftrat, — alle diese Eigenschaften werden hier in einem wo möglich noch höheren Grade sichtbar, und solcher Stellen, an denen der Vf. im ersten Bande noch hie und da ein gewisses Schwanken zu beobachten schien, findet sich in diesem zweiten Bande auch nicht eine einzige mehr. In Einer Hinsicht freilich werden sich wohl die meisten Leser mit uns getäuscht sehen, insofern man nämlich in diesem zweiten Bande schon die Vollendung des ganzen Werkes erwarten durfte, und denselben in der festen Voraussetzung zur Hand nahm, man werde hier schon die vollständige Lösung des am Schlusse des ersten Bandes gegebenen Versprechens finden, nämlich: alle die dort ausführlich aufgezählten, die meisten Hauptpunkte des kirchlichen Dogma berührender Lehrabschnitte, die schon bei oder unmittelbar nach der Entstehung des Christenthumes sich in eine jüdische Farbe kleideten, nach den rein evangelischen Grundsätzen Jesu rectificirt, und dadurch dem Christenthume selbst die Würde einer Weltreligion vindicirt zu sehen. Dies ist nun zwar in dem vorliegenden Bande noch nicht geschehen, und wir sehen uns mit unserer gespannten Erwartung noch auf eine versprochene zweite Abtheilung dieser zweiten Hälfte, als den endlichen Beschluss des Ganzen, hinausgewiesen. Wir sind aber so weit entfernt, den Vf. deshalb zu tadeln, dass wir ihm nicht blos alle Rechtfertigungsgründe für dies Verfahren zu Gute kommen lassen, sondern sogar bekennen müssen, dass diese Verzögerung des Endresultates dem ganzen Werke zu grossem Vortheile gereiche. Geschieht es an sich schon sehr leicht, dass man bei einem Gegenstande, dessen man sich vollkommen mächtig weiss und von dem man lebhaft ergriffen ist, unvermerkt über die Grenzen der Ausführlichkeit hinausgeht, die man sich Anfangs gesteckt haben mochte: so lag dies hier um so näher, da der Vf., gesetzt auch dass es ursprünglich nicht in seinem Plane gelegen habe, doch bei der Arbeit selbst erkennen musste, dass hier wirklich noch eine Mittelstufe zu betreten sey, um einen allseitig gebahnten Weg zum Ziele vor sich zu haben. Denn es war wirklich nicht genug, das Hervorgehen der ersten Verkündigung des Christenthumes aus dem Judenthume nachzuweisen, und von diesem Standpunkte aus, Blicke in den Scheidungsprocess des reinen und jüdische Christenthumes vorzubereiten. Mit dem Ausgange der Pflanzungsperiode der Kirche ging das Christenthum in die Hände vormaliger Heiden über, und musste, wenn es gleich in vielen Stücken das jüdischen Kolorit auch in diesen Kreis mit sich hinübertrug, doch auch hier, durch die Einflüsse der verschiedenartigsten Philosopheme, so wie durch die Einwirkung äusserer Umstände, eine mannichfach veränderte Gestaltung gewinnen. Wie man auf diese Weise sich immer weiter von der ursprünglichen Simplicität des reinen Christenthumes entfernte, wie das lautere, vernunftmässige Evangelium Jesu zu einem künstlichen Gewebe von über- und widervernünftigen Sätzen umgestaltet, wie diese durchaus praktische, das Gemüth unmittelbar ergreifende und geradezu auf das Leben einwirkende, und in dieser Qualität rein menschliche und allgemeine Religion in das öde Gebiet abstruser Verstandes-Spekulationen und leerer Spitzfindigkeiten hinübergezogen, und auf tausend Seitenwegen mit einer Menge von Dogmen überladen wurde, von denen die älteste christliche Zeit Nichts wusste, die Jesus selbst nie anerkannt

kannt haben würde, und von denen selbst in der apostolischen Lehre nur schwache Keime vorhanden waren, über deren monströse Entwickelung in späterer Zeit sie eben so erstaunt, als unwillig gewesen seyn würden: dies Alles mufste auf historischem Wege nachgewiesen werden, wenn sich klar und vollständig das Resultat herausstellen sollte, was aus der verschiedenartigen dogmatischen Masse, die sich im Laufe der Jahrhunderte angehäuft hat, ausgeschieden und geläutert werden müsse, um das reine Christenthum wieder zu gewinnen, das, als die wahre Religion für alle Erdenvölker, bei jedem Wechsel der Zeiten und Meinungen siegreich bestehen wird. Dafs eine solche Entwickelung unerläfslich sey, hat der Vf. auch sehr wohl eingesehen, und dafs sie zunächst folgen werde, ausdrücklich angedeutet, wenn er die erste Hälfte des Werkes mit der Aeufserung beschliefst: mit dieser *geschichtlichen* und *kritischen* Darstellung werde sich der folgende Band beschäftigen. Allerdings ist nun, wie schon bemerkt, die *kritische* Darstellung in dem vorliegenden Bande noch nicht mitbegriffen; aber wir bedauern diesen Aufschub um so weniger, da wir es hier mit einer *historischen* Darstellung zu thun haben, die, wie sie an sich in hohem Grade fesselt, so auch zugleich die solidesten Prämissen zu dem Resultate giebt, das der zu erwartende letzte Band herbeiführen soll.

Die Aufgabe, die der Vf. hier zu lösen hatte, war keine andere, als: zu zeigen, wie und unter welchen Einflüssen sich die dem reinen Christenthume ursprünglich nicht angehörigen Dogmen allmählich ausgebildet haben, die in der späteren Zeit zu fast ausschliefslichen Kriterien christlicher Rechtgläubigkeit erhoben wurden. Die Lösung dieser Aufgabe, wie sie hier vorliegt, ist im Ganzen in hohem Grade gelungen zu nennen, wiewohl wir hierbei nicht bergen können, dafs wir doch Einiges anders gewünscht hätten. Um mit dem Geringsten anzuheben, so scheint uns schon die Ueberschrift dieser ganzen Abhandlung nicht glücklich gewählt zu sein. Denn wenn der Vf. das dritte Buch, welches diesen ganzen Band einnimmt, *das Christenthum der Heiden* nennt, so fällt es zwar gleich in die Augen, dafs diese Ueberschrift in Beziehung auf die des zweiten Buches: *das Christenthum der Juden*, gewählt ist, aber man fühlt auch zugleich, dafs diese beiden korrespondirenden Ausdrücke in ganz verschiedener Bedeutung genommen und zu nehmen sind. Bei den Juden nämlich gab es wirklich ein unabhängiges Christenthum, d. i. eine allmählig entwickelte Lehre von dem Christus oder Messias, der da kommen sollte, und es war nachzuweisen, wie diese theils gebildet, theils auf Jesus angewendet, und als an ihm in Erfüllung gegangen betrachtet ward. Bei den Heiden hingegen fehlte es an einer solchen historischen Grundlage gänzlich; sie hatten und kannten keinen Christus vor Christo; sie überkamen das Christenthum als eine ganz neue Lehre, und fanden nur Anknüpfungspunkte in ihren philosophischen Systemen, die nun, da ihre Subtilität mit dem durchaus populären und praktischen Christenthume verschmolzen ward, zur Vergeistigung des überlieferten Volksglaubens tauglicher und dienlicher wurden. Unter dem Christenthume der Heiden ist demnach nur die Gestaltung des Christenthumes in der heidnischen Welt zu verstehen; wie sich dies denn auch aus dem Inhalte des dritten Buches deutlicher, als es aus der Ueberschrift geschlossen werden konnte, ergiebt. Blicken wir nun weiter auf den Umfang des hier behandelten Stoffes, so finden wir allerdings, dafs, von der Auferstehung Jesu an, die dogmatische Entwickelung des Christenthumes in allen wichtigen Momenten und Wendepunkten mit grofser Vollständigkeit durchgeführt ist, müssen aber auch hier bedauern, dafs das Buch schon mit Blicken, und zwar mit ziemlich spärlichen Blicken in die scholastische Theologie schliefst, da es die Fortbildung der Dogmen doch wohl bis zur Reformation, als ihrem Kulminations- und Wendepunkte, hätte fortführen sollen. Es scheint aber wirklich, als ob der Vf. sich durch seine allzu grofse Ausführlichkeit in den ersten Kapiteln den Raum für die Ausführung der letzten genommen habe, und zum Schlusse geeilt sey, ehe derselbe noch gehörig vorbereitet war. So wie man nun auf der einen Seite den hierdurch erwachsenen Verlust beklagen mufs, kann man auf der anderen Seite nicht umhin, die schon erwähnte zu grofse Ausführlichkeit in den früheren Kapiteln zu tadeln; denn diese ist wirklich bisweilen in einem solchen Grade vorhanden, dafs man einige Abschnitte kaum in einem Handbuche der Dogmengeschichte so ausführlich findet. Der Vf. hat sich hie und da in einer Weitläuftigkeit gefallen, zu der ein vieljähriger Forscher, bei einer Fülle von Reminiscenzen und bei einer lebendigen Anschauung, leicht hingerissen werden kann, die aber hier zu dem Zwecke, der erreicht werden sollte, nicht erforderlich war. Sehen wir aber von eigentlichen Theologen ab, und denken wir uns solche Leser, die in der Kirchen- und Dogmengeschichte nicht so speciell bewandert sind und seyn können, so leistet eben jene Weitläuftigkeit einen grofsen und sehr wesentlichen Dienst. Denn es thut in unseren Tagen ganz besonders wieder noth, die Geschichte zu unserer Lehrerin zu nehmen, um veraltete Vorurtheile endlich einmal als solche zu erkennen, und ihr Joch muthig abzuschütteln. Es ist fast unglaublich, wie weit die Unkunde der historischen Entwickelung der herkömmlichen Dogmatik bei Vielen der so genannten gebildeten Laien geht, die immer steif und fest behaupten, und Einer dem Anderen nachsprechen, dieses und jenes Dogma, z. B. Trinität, Erbsünde, stellvertretende Genugthuung u. dgl. habe man ja von je her in der Christenheit geglaubt, und die höchlich erstaunen, und sich wohl gar mit Unwillen abwenden, wenn man ihnen sagt, dafs den ersten christlichen Jahrhunderten jene Dogmen fremd gewesen seyen, und dafs sie sich erst im Verlaufe der späteren Zeit, oft durch sehr unchristliche Mittel, fixirt und ausgebildet haben. Solche Unkundige, die oft am lautesten mitsprechen von Dingen, die sie

am

zu wenigsten verstehen, ja, die nicht selten eine Stellung im Staate einnehmen, in der sie von Amtswegen mitzusprechen haben, während sie das Christenthum doch nie anders als durch eine dogmatische, vielleicht gar nur durch eine publicistische Brille angeschauet haben, können hier eines Anderen und Besseren belehrt, können durch Darlegung von Thatsachen zu der Erkenntniſs geführt werden, daſs, wie die Geschichte der Philosophie wenigstens theilweise *eine* Geschichte der Verirrungen des menschlichen Geistes zu nennen ist, die Dogmengeschichte eben so füglich eine Geschichte der Verirrungen des christlichen Bewuſstseyns genannt werden kann, und daſs man durch dieses Labyrinth der ausschweifendsten Ueberspannungen bald des Verstandes, bald der Phantasie, sich nur hindurchgewunden haben darf, um sich voll heiliger Sehnsucht zu der lauteren Milch des Evangeliums zurück zu wenden, und bei der reinen Lehre Jesu in der wohlgeprüften Ueberzeugung zu beharren, daſs sie an allen den spitzfindigen und unerbaulichen Zuthaten, mit denen man sie in der Folge zu versetzen gewuſst hat, sehr unschuldig sey. Wie reiche Ausbeute in dieser Hinsicht unser Vf. giebt, und wie viele treffende Bemerkungen er einzustreuen weiſs, wird eine kurze Uebersicht der einzelnen Kapitel zeigen.

Das ganze *dritte* Buch zerfällt in *dreizehn* Kapitel, von denen, wenn man sie gleich insgesammt mit groſsem Interesse und vieler Befriedigung lieset, doch gar Manches eigentlich nicht so ganz hierher gehörte. Dies gilt gleich von dem ersten Kapitel, über die Eindrücke, welche die Rückkehr Jesu in das Leben und die Trennung von seinen Schülern auf sie hervorbrachte; denn daſs diese Eindrücke zu dem „Christenthume der Heiden" nicht gerechnet werden können, liegt auf der Hand. Als Einleitung und Uebergang indessen ist dem Leser auch dieses Kapitel nicht unwillkommen, und wir wünschen nur, daſs es auch eben in dieser Qualität hätte bezeichnet und eingeführt werden mögen. Der Vf. zeigt zuerst, daſs ein gerichtlich beglaubigtes, oder unangefochtenes Nationaldocument der Auferstehung Jesu nicht vorhanden sey, und sodann, daſs die aus dem Inneren seiner ersten Schule hervorgegangenen Berichte, bei aller Uebereinstimmung in dem Wesentlichen der Thatsache selbst, doch in der Darstellung der Auferweckung und Erhöhung Jesu merklich von einander abweichen. Alles, was das bekannte Wolfenbüttelsche Fragment (von *Lessing* mit mehreren anderen Stücken edirt aus dem Werke, dessen von *Reimarus* eigener Hand sauber geschriebenes Original sich auf der Hamburger Stadtbibliothek befindet) an Widersprüchen in der Erzählung der Evangelisten von der Auferstehung Jesu hervorgehoben hat, ist hier kurz und klar gewürdigt. Die Erzählung des Johannes wird als die einfachste bezeichnet, bei der man leicht wahrnehmen könne, wie die Zusätze der übrigen Evangelisten entstanden seyen, und das Resultat der ganzen Untersuchung ist: wer da glaube, daſs Gott nicht, wie Menschen, von seinen eigenen Gesetzen Ausnahmen mache, sondern daſs, nach Act. 15, 18 alle Weltveränderungen in einer ewigen Anschauung und Anordnung Gottes gegründet seyen, der könne eine volle Herrschaft des Todes über den Körper Jesu nicht annehmen, ohne den Zusammenhang der Weltursachen und Wirkungen zu unterbrechen, und in die unaussprechlich weise Einheit derselben die Unvollkommenheit einer zurückschreitenden Bewegung einzuschalten; was aber die Himmelfahrt angehe, so werde jeder gründliche und gewissenhafte Forscher einräumen, daſs die beiden Augenzeugen unter den Berichterstattern, Matthäus und Johannes, vorsätzlich einen Schleier über dieses Ereigniſs gezogen, und nur die Gewiſsheit ausgesprochen haben, daſs die irdische Gemeinschaft mit ihrem groſsen Lehrer gänzlich aufgehoben sey, ohne doch über die Ursache, oder die Art und Weise seiner Trennung von ihnen das Geringste zu veröffentlichen. Der Abschnitt schlieſst mit der sehr zu beherzigenden Bemerkung: „Der reinen und echten Rechtgläubigkeit kann das Licht der Kritik und Wissenschaft nie gefährlich werden; es fällt nur den Augen des Blöden auf, der in das Wesen der seligmachenden Wahrheit, wie sie von Gott kommt, niemals so tief eingedrungen ist, als es sein christlicher Beruf von ihm fordert."

Das *zweite* Kapitel, welches in Beziehung auf die Hauptsache gleichfalls nur als vorbereitend und einleitend betrachtet werden kann, handelt von der Gründung der ersten Christengemeine zu Jerusalem und ihrem Lehrbegriffe. Hier empfehlen wir unseren Lesern zunächst und ganz besonders, was der Vf. über die Begebenheit des ersten christlichen Pfingstfestes beibringt; wir halten es, abgesehen von einigen Einzelnheiten z. B., daſs γλώσσῃ λαλεῖν bedeuten könne: *hebräisch* reden (S. 24.), für das Sinnreichste, was sich in der Kürze über diesen vielbesprochenen und oft mit so vieler Vorliebe ins Wunderhafte ausgemalten Vorgang sagen läſst. Daſs die Apostel in fremden, nie erlernten Sprachen geredet haben, ist als unerweislich dargestellt; ihre Schriften zeigen, wie unvollkommen selbst ihre Kenntniſs der griechischen Sprache war; Paulus, der doch mit Recht für den gröſsten Philologen unter ihnen gilt, verstand in Lystra die lykaonische Volkssprache nicht, und es ist überhaupt historisch erwiesen, daſs die Apostel gerade da der ausländischen Sprachen nicht mächtig waren, wo sie mit denselben groſse Dinge hätten ausrichten können. In der That war es auch Lukas Absicht gar nicht, hier etwas die Apostel ausschlieſslich Betreffendes zu berichten, sondern er wollte nichts Anderes sagen, als daſs die auf der Alijah versammelten 120 Personen gemeinschaftlich in ihrer Landessprache gebetet und gesprochen haben, und daſs dies den Herbeikommenden nur deshalb so auffallend war, weil man die Christen insgesammt für Galiläer hielt. Wer dies Alles erwägt, der wird sich allerdings, wie der Vf. hofft, leicht trösten, ein „halb philologisches, halb traditionelles Wunder" eingebüſst zu haben. — Was den

Lehr-

Lehrbegriff der ersten Christengemeine betrifft, so wird hier gezeigt, dafs dieser im Ganzen noch sehr einfach war, und dafs die Apostel namentlich mit den Grundsätzen der jetzt hie und da wieder so beliebten transscendirenden Theologie, „die mit der ewigen Zeugung des Sohnes beginnt und mit seiner Menschwerdung aufhört", nicht einverstanden waren, da sie im Gegentheil seine irdische Persönlichkeit ganz bestimmt als Trägerin des Göttlichen in ihm hervorhoben.

Als einen bedeutenden Schritt zur Fortbildung des Christenthumes stellt das *dritte* Kapitel den Uebertritt des Paulus und seinen Lehrbegriff dar, und hier haben wir, wenn gleich noch immer stark judaisirende Dogmatik, doch, bei der Bekanntschaft des Paulus mit griechischer Philosophie und Literatur, schon einen Uebergang zu dem Christenthume der Heiden, wovon das ganze Buch die Ueberschrift trägt. Die Bekehrung des Paulus wird hier nach der in den Berichten selbst so nahe liegenden physischen und psychologischen Weise erklärt, und Rec. hätte in der letzteren Beziehung nur noch gewünscht, dafs auch auf den Eindruck hätte Rücksicht genommen werden mögen, den die Anrede des Ananias: Σαοὺλ ἀδελφὲ, auf sein Gemüth machen mufste. Was den Lehrbegriff betrifft, den Paulus sich allmählich im Laufe seines Berufes aneignete, so zeigt der Vf., dafs er dabei von der reinen Idee Gottes ausging, und seine positive Religion auf die rationale und natürliche gründete. Schliefslich werden die freisinnigen Grundsätze des Heiden-Apostels nach seinen eigenen Aussprüchen in eine Uebersicht zusammengestellt, und daran knüpft sich der, unwissenschaftlichen Eiferern nie genug zu wiederholende Zuruf: „Wo sind die Symbole, die Concilienschlüsse, die Bekenntnisse, die zahllosen Lehrbegriffe einzelner Orden und Schulen, von welchen man sagen dürfte, dafs sie durchaus und folgerecht auf diesen herrlichen Grundsätzen aufgebaut wären! Und wenn sie das nicht, oder doch gewifs nicht ganz sind: wie darf man es wagen, sie apostolisch zu nennen, und für sie den unbedingten Glauben Anderer in Anspruch zu nehmen!" —

Im *vierten* Kapitel, von der ersten Gestaltung des gemeinschaftlichen Lehrbegriffs der Christen aus den Juden und Heiden, und dem Hervortreten der Gnosis, sehen wir zwar der beiden alten Bekenntnisse beim Irenaeus (nach Rufin) und beim Tertullian, gebührend erwähnt, vermissen aber eine nähere Beleuchtung des sogenannten apostolischen Symbolum, die hier ganz an ihrem Orte gewesen wäre, da gerade von dem Verhältnisse der heiligen Urkunden zur apostolischen Tradition ausführlicher die Rede war. Befriedigender ist dagegen, was über die Entstehung und Bedeutung der Gnosis, so wie über die allen gnostischen Systemen gemeinsamen Sätze beigebracht wird. Ueber die einzelnen Gnostiker aber und ihre besonderen Systeme ist der Vf. in eben dem Maafse zu ausführlich, als er über die Wichtigkeit der gnostischen Theologie für die Fortbildung des Christenthumes zu kurz ist; denn gerade diese hätte er hier am klarsten sollen hervortreten lassen. Dafs man sich übrigens noch eher mit Hesiod's Theogonie, als mit den metaphysischen Gaukeleien der Gnostiker befreunden werde, unterschreibt Rec. eben so gern, als was der Vf. ihrer hohlen und verkehrten Christologie entgegensetzt: dafs wir nämlich zuerst *wissen* müssen, dafs Jesus ein weiser und guter Mensch gewesen sey, ehe wir *glauben* können, dafs er Gottes Sohn sey, und mit ihm in der nächsten geistigen und sittlichen Gemeinschaft stehe.

Ein sehr gelungenes Kapitel ist das *fünfte*, mit der Ueberschrift: grofser Einflufs der neuplatonischen Philosophie durch Origenes auf die Bildung des christlichen Lehrbegriffs. Denn wenn wir gleich den Vf. gern auch im Allgemeinen über den viel besprochenen und bestrittenen Platonismus der Kirchenväter überhaupt ausführlicher vernommen hätten, und nur bedauern können, dafs er seinen Lesern diesen gerechten Wunsch versagt hat, so ist doch nicht zu leugnen, dafs Origenes hier den Mittelpunkt ausmacht, und was in dieser Beziehung hier gegeben wird, ist eine dankenswerthe Gabe für Alle, die sich über den wahren Stand der Dinge unterrichten wollen. Sie sehen ihn hier als einen Mann geschildert, der sich dem aus fremdem Judenthume und der eigenen Beschränktheit hervorgehenden Stabilitäts-Princip in der christlichen Theologie siegreich und bis auf unsere Zeiten fortwirkend widersetzt hat. Sie können hier aus dem Gegensatze die grofse Lehre schöpfen, dafs Nichts von je her den Aberglauben mehr befördert, und der Irreligion freiere Bahn gebrochen hat, als jene unseelige Zunfttheologie, die sich auf ein abgeschlossenes und matt erleuchtetes Büchersystem beschränkt, und von der höher steigenden Erleuchtung des menschlichen Geistes aufser diesem Kreise keine Kenntnifs nimmt. Sie finden hier die philosophischen und theologischen Grundsätze des Origenes, sein hermeneutisches Princip und seine Dogmatik, sowohl von ihrer Licht- und Schattenseite, mit eben so scharfem, als unbefangenem Blicke beleuchtet, und die Frage: in wie fern die Religion Jesu durch die Philosophie und Theologie dieses Kirchenvaters in ihrer Fortbildung gehindert oder gefördert worden sey, auf eine so klare Weise gelöset, dafs sie dem Vf. schwerlich ihre Einstimmung in das Schlufswort werden versagen können: man müsse die Schriften des Origenes nicht gelesen haben, wenn man unerinnert seyn könne, dafs schon der erste philosophische Begründer des Systems der alten Kirche auch der Kritiker und Reformator aller im sechszehnten Jahrhunderte verworfenen Irrthümer war.

(*Der Beschlufs folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mai 1835.

THEOLOGIE.

Leipzig, b. Vogel: *Die Fortbildung des Christenthums zur Weltreligion* — — von Dr. C. F. v. Ammon u. s. w.

(*Beschluss von Nr. 84.*)

Weniger befriedigend erscheint das *sechste* Kapitel, von dem Manichäismus. Richtig sind allerdings die Punkte hervorgehoben, in denen derselbe mit dem Christenthume in Berührung kam; diefs sind unleugbar die beiden Lehren vom Teufel und vom Ursprunge der Sünde. Nun aber hätte gezeigt werden sollen, dafs und wie diese beiden Dogmen des Mani auf die reine Lehre Jesu, der sie eigentlich fremd sind, einen deteriorirenden Einflufs gewannen. Statt dessen scheint der Vf. vielmehr eine wirkliche Verwandtschaft jener beiden Lehren mit dem echten Christenthume anzunehmen, von der wir uns nicht wohl überzeugen können. Er räumt zwar ein, dafs Jesus nichts Neues vom Teufel gelehrt, vielmehr die vorhandenen Begriffe von ihm, Matth. 12, 25 ff. gleichsam an der Wurzel verletzt habe, meint aber, dafs an vielen anderen Orten der positiv dogmatische Ton kaum zu verkennen sey, und man den Worten der Schrift Gewalt anthun müsse, wenn man in ihnen blofse Herablassung zu herrschenden Volksbegriffen ohne eigenes und bestimmtes Fürwahrhalten der heiligen Auctoren finden wolle. Wenn man indessen bedenkt, wie durchstehend Jesus und die Apostel eine allumfassende und jeden fremdartigen Einflufs ausschliefsende Vorsehung Gottes lehren, bei der auch die Leiden des Lebens zu weisen und heiligen Zwecken dienen, und wie bestimmt sie sich sowohl über den Ursprung der Sünde im Menschen, (Matth. 15, 19; Jak. 1, 14;) als über die Qualität der Versuchungen (1. Kor. 10, 13;) erklären: so hat man, hinsichtlich dessen, was hie und da in ihren Reden von physischen und moralischen Einwirkungen des Teufels vorkommt, in der That nur zwischen Selbstwiderspruch und Accommodation zu wählen, und bei dieser sich von selbst entscheidenden Wahl braucht man nicht erst zu dem eben so schwankenden, als unzureichenden Nothbehelf seine Zuflucht zu nehmen, dafs es an historischen Gründen fehle, die Lehre der Apostel von Engeln und Dämonen für einen Theil der göttlichen Offenbarung zu halten.

Das *siebente* Kapitel stellt den Kampf der Monarchianer, Noëtus, Praxeas, Sabellius, Paulus von Samosata u. s. w. gegen die sich ausbildende Christologie und Dreieinigkeitslehre so übersichtlich und pragmatisch dar, dafs jeder nur nicht ganz Befangene hier gleichsam mit Händen greifen kann, auf welche prekäre Weise diese Dogmen aus dem reinen Christenthume hervorgebildet wurden, und dafs auf den Concilien, wo man sie stereotypirte, nicht sowohl die von dem Geiste Christi ausgehende Freiheit waltete, als vielmehr „Befangenheit, Eile, Kabinetsglaube, Furcht, Hafs, Parteisucht, und politische Gewalt und Strenge." Dasselbe gilt von dem *achten* Kapitel: Pelagius und Augustin, oder Natur und Gnade im Widerstreite dogmatischer Mifsverständnisse. Die ganze Darstellung, Entwickelung und Beurtheilung der Streitpunkte, welche aus diesem grofsen, für die christliche Dogmatik so folgenreichen Kampfe hervortreten, ist meisterhaft zu nennen, und nur das Eine ist uns hier zu wünschen übrig geblieben, dafs der seinen Stoff so vollkommen beherrschende Vf. das zwar unwiderlegliche, aber doch noch immer bei Weitem nicht allgemein anerkannte Urtheil über das Dogma des Augustinus: „dafs diese unklare und unchristliche Lehre die Allgemeinheit der göttlichen Gnade aufhebe", noch durch ein tieferes Eingehen in die eigenen Aussprüche Jesu hätte begründen mögen; wobei dann namentlich auf den Umstand wäre Rücksicht zu nehmen gewesen, dafs Jesus einst ein unschuldiges Kind als Vorbild Dessen, was Christen seyn sollen, aufstellte, um daraus den schlagenden Beweis zu führen, dafs er gewifs nicht an eine von Grund aus verderbte menschliche Natur gedacht habe.

Weiter verfolgt nun das *neunte* Kapitel die Fortschritte der nächstfolgenden Zeiten zur höchsten symbolischen Steigerung des Göttlichen in Jesu bis zum Ideale eines Gottmenschen mit wesentlich verzweigter Doppelnatur, und auch hier ist die historische Schilderung mit den lehrreichsten und treffendsten Bemerkungen durchflochten. Anstatt dafs die Väter zu Nicäa und Konstantinopel hätten bedenken sollen, dafs Christus und seine Apostel sich nirgends so klar und bestimmt über einen Gegenstand ausgesprochen haben, der so sehr alle Fassungskraft des Menschen übersteigt, als die dort gestempelte Homousie, vernichteten sie vielmehr, durch die Formel: „wahrer Gott vom wahren Gotte", alle Aussichten auf eine mögliche Vereinigung ihres Dogma mit der klaren Lehre der Bibel, des Symbols selbst, und der Vernunft. Die Nestorianischen und Eutychianischen Streitigkeiten steigerten den rechtgläubigen Eifer immer mehr, und lieferten den traurigen Be-

Beweis, dafs man schon damals damit umging, jedes über das nicänische Glaubensbekenntnifs hinausgehende Lehren, Denken und Untersuchen strenge zu ahnden. Das pseudo-athanasianische Symbol endlich vollendete ein dogmatisches System, von dem gewifs Keiner, der des Vfs. biblische und philosophische Reflexionen über dasselbe mit Unbefangenheit und Aufrichtigkeit gelesen hat, mit ihm zu bekennen Anstand nehmen wird, dafs es ein ganz anderes sey, als die einfache Bibellehre von dem Vater, Sohne und Geiste, und dafs, wenn Paulus oder Johannes wieder unter uns auftreten und unsere Symbole, von dem nicänischen an bis zur Eintrachtsformel, ihrer Aufmerksamkeit würdigen sollten, wohl grade der Trinitäts-Artikel von ihnen mit Marginalien versehen werden dürfte, die nicht im Sinne unserer rechtgläubigen Dogmatiker ausfallen möchten.

Wie nun, von dem Mittelpunkte der Trinität aus, die kirchliche Dogmatik auch in ihren übrigen Theilen sich immer vollständiger ausbildete, wie namentlich in des *Gennadius* Werke *de ecclesiasticis dogmatibus*, ungeachtet der darin noch vorhandenen, nur leider übersehenen lichten Ideen, schon die Keime der in der folgenden Zeit mit so grofser Vorliebe behandelten und entwickelten Dogmen von der Verehrung der Maria und der Heiligen, von den Sakramenten, namentlich der Messe, und von dem Fegefeuer, enthalten waren, und wie man fortan kein Bedenken trug, von der bestimmten Lehre der Schrift sofort abzugehen, wenn es sich um die Feststellung herrschender Meinungen handelte, — dies wird im *zehnten* Kapitel anschaulich und mit grofser Umständlichkeit gezeigt. — Da aber alle bisher nachgewiesenen dogmatischen und rituellen Veränderungen sich ohne Zweifel ganz anders gestaltet haben würden, wenn nicht die Verfassung der Kirche auf sie einen mächtigen Einflufs geäufsert hätte, so geht der Vf. im *eilften* Kap. zu der Darstellung über, wie sich allmählich in der abendländischen Kirche eine absolute Monarchie bildete, verfolgt den historischen Bildungsgang derselben von Petrus und seinem angeblichen Primate an, bis auf Gregor's vollendet durchgebildete Hierarchie, die, als eine unermefsliche Erbschaft, von seinen Nachfolgern mit eben der Gewissenhaftigkeit behauptet ward, welche die Menschen immer zu beweisen pflegen, „wenn es sich um die Vertheidigung eines amtlichen Rechtes, und den Besitzstand eines grofsen Unrechts handelt", — und wendet sich von diesem historischen Gemälde endlich zu ernsten Betrachtungen über den Einflufs jener Ereignisse auf den Zustand der christlichen Kirche, welche in folgende Antithese ausgehen: „Achthundert Jahre sind verflossen, seit Gregor VII. den ungöttlichen und revolutionären Versuch wagte, den freien Staat in das Feudaljoch der Kirche zu spannen; wir stehen nun im Wechsel der Dinge auf dem entgegengesetzten Wendepunkte der Meinungen, welche den Staat vergöttern, um die Kirche zu entwürdigen, und sie zu einer Armenschule der Polizei herabzudrücken. In der Geschichte des sich fortbildenden Christenthumes wird jede dieser Verirrungen ihre Stelle und ihren Richter finden. Möge der letzte Wahn nur vorübergehender und weniger verderblich seyn, als der erste!" Wahrlich, ein Wunsch, zu dem wir von ganzem Herzen Amen! sagen, und von dem wir hoffen wollen, dafs er nicht lange mehr blos in der Kategorie der sogenannten frommen Wünsche bleiben möge!

Die Ansicht der beiden orthodoxen Kirchen des Orients und Occidents bis zu ihrer Trennung im Mittelalter, welche den Inhalt des *zwölften* Kap. ausmacht, geht von einer kurzen Schilderung der Dogmatik, Liturgie und Hierarchie der griechischen Kirche aus, und weiset darauf den Grund ihrer Trennung von der römischen da nach, wo er in der That allein zu finden ist, nämlich in der seit dem 4ten Jahrh. immer feindseliger hervortretenden Eifersucht der Patriarchen von Rom und Byzanz. Dies wird theils aus der Geschichte des *Photius* bewiesen, theils aus Mittheilungen aus der Schrift des Patriarchen *Nektarius*: πρὸς τὰς θέσεις περὶ τῆς ἀρχῆς τοῦ Πάπα ἀντίῤῥησις, a. 1662, die um so willkommener sind, weil diese Schrift in Deutschland wenig bekannt geworden ist. Die Geschichte hat es auch sattsam bestätigt, dafs das röm. Episkopat den Plan, zu herrschen und zu unterjochen, sowohl auf Kosten der Einigkeit, als der Wahrheit, stets unverrückt festgehalten hat, und unser Vf. knüpft daran die wahre Bemerkung, dafs jede Autokratie, die kirchliche, wie die politische, die Grofsen der Erde und ihre nächsten Räthe in die gefährlichste aller Versuchungen führe, zu glauben, dafs es in ihrer Gewalt stehe, irgend einen Einfall oder Wunsch zur Wahrheit zu stempeln, wenn sie nur einmal die Form eines Ukas, oder einer Bulle tragen, und dafs eben dieser Wahn in der neueren Zeit so oft den rastlosen Geist unruhiger Reaktion hervorgerufen habe. Die am Schlusse leider blos angedeutete Parallele zwischen der griechischen, römischen und protestantischen Kirche, als Repräsentanten der aristokratischen, monarchischen und demokratischen, Verfassungsform, hätte umfassender durchgeführt werden müssen, wenn des Vfs. günstiges Urtheil über die griechische Kirche hätte motivirt erscheinen, und der Einflufs des grofsen Schisma auf die Fortbildung des Christenthumes klarer hervortreten sollen.

Den Beschlufs macht das *dreizehnte* Kap. mit Blicken in die scholastische Theologie, die, wenn hier gleich mehr eine allgemeine Uebersicht wäre zu wünschen gewesen, doch, durch präcise Hervorhebung der Hauptpunkte, die bedeutende Wendung hinlänglich veranschaulichen, welche die Auffassung und Behandlung des Christenthumes durch eine Lehrart nahm, bei der man zwar von den heil. Schriften und kirchlichen Gesetzen ausging, aber doch den eigentlichen Gegenstand der Untersuchung unmerklich auf das freie Gebiet der Vernunft versetzte. Wer nur nicht ganz Fremdling auf dem Gebiete der Geschichte und Philosophie ist, dem mufs es hier klar wer-

setzen; was der Vf. schliefslich als seinen Endzweck bezeichnet: dafs das Christenthum, welches die Scholastiker aus den Händen *Augustin's* und der griechischen Väter empfingen, schon ganz ein anderes war, als das apostolische der ersten Bekenner *Jesu*; dafs es unter der Leitung ihrer Grundsätze und unter dem Einflusse ihrer Methode, so wie bei ihrem fast allgemeinen Mangel an exegetischer Bildung, sich wieder anders gestaltete, als im 7ten und 8ten Jahrh.; dafs heidnische Lehren, Gebräuche und Sitten sich immer mehr mit dem kirchlichen Systeme des Abendlandes verschwisterten, und dafs zuletzt grade diese *Befreundung* des herrschenden Kirchenglaubens mit einer hohlen und sophistischen Dialektik das *Bedürfnifs der Reformation* weckte, welches sich *schon* im Laufe des 15ten Jahrh. so laut und *heftig* aussprach.

Wir schliefsen hiemit eine Anzeige, die wir nur deshalb so ausführlich gegeben haben, um theils dem ehrwürdigen Vf. zu zeigen, wie anziehend und lehrreich uns seine Arbeit gewesen ist, theils aber auch einen möglichst vollständigen Prospectus über ein Werk zu geben, dem wir dadurch recht viele Leser zu gewinnen wünschten. Wir hoffen zuversichtlich, dafs Alle, die, durch den ersten Band vorbereitet und angeregt, sich auch mit diesem zweiten Bande eine nähere Bekanntschaft erwerben, den Wunsch mit uns theilen werden, dafs Hr. v. *Ammon*, der uns schon hier so viel Treffliches gegeben hat, recht bald Kraft und Mufse haben möge, ein Werk zu vollenden, das immer eine Zierde unserer Literatur seyn wird, und dessen letzter Theil leicht der interessanteste werden, und unserer *Zeit* die beherzigungswerthesten Wahrheiten einschärfen dürfte.

MEDICIN.

Wien, gedr. b. v. Schmid: *Liber fundamentorum pharmacologiae auctore Abu Mansur Mewafik Ben Ali el Herwi.* Epitome codicis manuscripti persici Bibl. caes. reg. Viennensis inediti. Primus Latio donavit D. R(omeo) *Seligmann.* Pars II. Accedunt notae ex codicibus manuscriptis persicis ineditis (الفاظ ادويه, auctore Nur eddin Muhammed Abdullah Schirasio et صاح الادويه auctore Ali ben Husein el Ansari) nec non ex Lexico persico Burhani Kati, aliisque. 1833. VIII u. 112 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gGr.)

Der *erste* Theil dieser Schrift wurde bereits in diesen Blättern (1833. Januar Nr. 10. S. 79) angezeigt. Der Herausgeber fährt fort einen alphabetischen Auszug aus der genannten Wiener Handschrift mit Zuziehung der auf dem Titel genannten andern persischen Schriften zu geben, beginnt von dem Buchstaben د, mit dem Worte دارصينى, Zimmt, und endet mit ياقوت, Rubin. Die Schlufsschrift des Codex ist, in lateinischer Uebersetzung: *Scripsit Ali filius Ahmedis el Esedi el Tusi, poetae, mense Schewwal anno 447 Hedschirae*, was blos auf den Abschreiber geht, denn die Verfassung der Schrift fällt gegen hundert Jahre früher, in das letzte Drittheil des zehnten christlichen Jahrhunderts. Eine mühsame aber sehr verdienstliche Arbeit hat der Herausg. damit übernommen und wir wünschen, dafs es ihm seine Mufse verstatten möge, mehreres noch für den Anbau der Arabischen Geschichte der Medicin zu thun, für welche so viel noch zu thun übrig ist. Diese Arbeiten können bei den nunmehr besser geöffneten Quellen der Arabischen und Persischen Sprache und bei den trefflichen lexikalischen Hülfsmitteln, die wir über die semitischen Dialecte besitzen, uns nach und nach dahin führen, ein Lexicon der arabischen Arzneimittellehre zu erlangen, eine Arbeit zu welcher wir jüngere, des Arabischen kundige Aerzte wohl ermuntern möchten. Viele Namen, welche bis jetzt gar nicht oder nur mühsam aus dem Griechischen etymologisirt werden konnten, finden hier ihre Erläuterung, und daneben wird die Geschichte der Medicin und des Handels im Mittelalter selbst nicht leer ausgehen. In der vorliegenden Schrift schon fallen in dieser Hinsicht auf: زعفران, *safuran*, Safran; قرمز, *kirmis*, Kermes; قطن, *kutn*, Baumwolle (französ. *coton*); سكر oder شكر, *sugger*, *schegger*, Zucker; سكبينج, *sikbinedsch*, *sagapenum*; سماق, *summak*, Sumach; صندل, *sandel*, Sandelholz; صابون, *sabun*, Seife; فستق, *fistuk*, Pistacie; قراسيا, *kirasija*, Kirsche; قسط, *kust*, Costus; كبر, *keber*, Capern; كرويا, *kerawja*, *Carvi*, Karbe; كافور, *kafur*, Kampher; كبابه, *kebabe*, Kubebe; لك, *lek*, *Gummi laccae*, Lak; من, *menn*, Manna; مصطكى, *mastaki*, *Mastiche*, Mastix; مر, *murr*, Myrrhe; نطرون, *natrun*, *Natron*; نفط, *naft*, Naphtha, Bergöl; هندبا, *hinduba*, Endivie, *Cichorium Endivia*; لادن, *laden*, *Ladanum*, und so noch viele andere. Bei andern Worten sieht man deutlich die Herleitung und Umbildung aus dem Griechischen, so هيوفاريقون, *hifarikun*, *Hypericum*; قنطوريون, *kanturijun*, *Centaurium*; كمادريوس, *kemaderjus*, *Chamaedrys*; كمافيطوس, *kemafitus*, *Chamaepitys*; سقولوقندريون, *skulufenderjun*, *Scolopendrium*; فاونيا, *fawanija*, *Paeonia*; während es bei folgenden

den zweifelhaft seyn kann, welcher Sprache das Wort ursprünglich angehört: زرنيخ, *sernich*, *Arsenicum*; سقمونيا, *sekmunia*, *Scammonium*; مازريون, *maserijun*, *Mezereum*; مغنطيس, *mighnatis*, Magnetstein; قاقله, *kakule* (*Cocculus*), *grana Paradisi*. Unzweifelhaft orientalischen Ursprungs dagegen ist تربد, *turbet*, *Turpethum* und قليه, *kalie*, Asche der Salicornia. Ein brauchbares lateinisches Register beschliefst das Werk.

Von dem thätigen und kundigen Vf. dieser Arbeit haben wir in der Zukunft auch eine Bearbeitung von *Abu Oseiba's* Lebensbeschreibungen der Aerzte zu hoffen, von welcher die Wiener Hofbibliothek vor Kurzem eine sehr wichtige Handschrift aus Constantinopel, nach dem Tode des dortigen Hekim Bascha, erhalten hat.

Choulant.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BONN, b. Habicht: *Ueber die Entstehung der in neuerer Zeit im Protestantismus und im Katholicismus hervorgetretenen Gegensätze mit besonderer Rücksicht auf Hermes und seine bisherigen Gegner* von *Johannes Baptista Baltzer*, Doct. d. Theol. u. ord. Prof. an d. K. Pr. Univ. zu Bresl. 1833. VI u. 166 S. 8. (20 gGr.)

Hermes und seine Schule bildet eigentlich das Mittelglied zwischen Katholicismus und Protestantismus, indem jener Meister behauptet, dafs jeden Mensch die eigene Vernunft, wo und wie weit sie ihn mit unumgänglicher Nothwendigkeit leitet, für *eben so unfehlbar anzuerkennen genöthigt ist*, *als jede andere übernatürliche göttliche Auctorität*, denn diese sey von der eigenen Vernunft nur darin verschieden, dafs sie eine unmittelbar göttliche, die Vernunft dagegen nur eine mittelbar göttliche, aber doch immer noch, wenn auch nicht *in principio* — dann doch *in fine cognitionis* als eine *göttliche Auctorität* müsse anerkannt werden, und zwar deswegen, weil *Gott* sie dem Menschen gegeben habe. — Sollte es übrigens, meinte *Hermes*, einen Philosophen geben, der ein so gegründetes Vertrauen zu seiner Erkenntnifs haben könnte, dafs er nicht selbst schon durch ein Gebot seiner praktischen Vernunft verpflichtet würde, die übernatürliche Offenbarung als göttlich anzunehmen, und *aus ihr seine Erkenntnifs zu vollenden*, so würde er doch durch die vorgelegte Reflexion der *theoretischen* Vernunft dazu genöthigt werden. — Wenn aber nun (S. 67) die Hermesische Schule die Gabe der unfehlbaren Erklärung der von Christus den Menschen geoffenbarten göttl. Heilslehren der kirchlichen Auctorität zuschreibt oder dem gesammten Lehramte, wenn es als moralischer Lehrkörper zu einem allgemeinen Concilium zu dem Zwecke sich versammelt, um die göttl. Heilslehre des alten und neuen Bundes dem christl. Volke nach der Wahrheit zu erklären, und sie gegen unrichtige Deutungen fehlbarer Menschenlehren zu sichern, so möge sie zusehen, wie consequent logisch dann die Anerkennung der Vernunft als einer göttlichen Auctorität zu diesem Zugeständnisse sich verhalte. Hr. *B.* glaubt im Namen seiner Schule darin das Expediens aus dieser Schlinge gefunden zu haben, dafs er hinzusetzt, wenn Gott dem Menschen keine Vernunft und dadurch keinen nothwendigen Glauben als natürliches Wahrheitsmittel gegeben hätte, er die genannte übernatürlich unfehlbare kirchl. Auctorität aufser sich weder suchen noch finden könnte. Die Hermesische Schule hat also freilich das Verdienst die wissenschaftliche Forschung im Gebiete der katholischen Kirche zu postuliren und jeder *blinden* Hingebung an die kirchl. Auctorität den Fehdehandschuh hinzuwerfen. Wie viel aber damit im Ganzen gewonnen sey, wird jeder wissenschaftliche Theolog, der Nicht-Katholik und vertraut mit dem Wesen der Concilien ist, leicht beurtheilen können.

Ueber die Entstehung der in neuerer Zeit im Protestantismus und im Katholicismus hervorgetretenen Gegensätze sucht der Vf. zu zeigen, wie im Protestantismus auf der einen Seite „ein ungläubiger antichristlicher (?) Rationalismus, auf der andern ein unbedingter Positivismus und ein sich selbst nicht verstehender sentimentaler Pietismus, *rücksichtl.* (?) ein allen Supernaturalismus aufhebender Pantheismus und falscher theologischer Mysticismus alle nach dem verlornen Christenthum sich zurücksehnenden Geister umnehle." Im Katholicismus hingegen halte einerseits ein blind ergriffener Supernaturalismus und ein blind angenommner kirchlicher Auctoritätsglaube und eine ihm unterliegende falsche Vernunftscheu alle durch den das Christenthum destruirenden Kantischen After-Rationalismus eingeschüchterten Geister gefangen; andererseits begeistere ein vermeint intellectual angeschauter, *rücksichtlich*, ein wahrhaft gläubiger zum Christenthume und zum Katholicismus hinführender Rationalismus, und ein daran sich anschliefsender, auf Ueberzeugung beruhender Supernaturalismus und kirchlicher Auctoritätsglaube die sich selbst verstehenden Geister für die Erstrebung der höchsten Menschenzwecke im Christenthume und im Katholicismus.

Das ganze Schriftchen ist, ungeachtet manches darin vorkommenden Verfehlten, nicht ohne Interesse und verdient katholischer Seits ernstlich beherzigt zu werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mai 1835.

MEDICIN.

Berlin, b. Rücker: *Handbuch der medicinischen Klinik* von Dr. *Moritz Ernst Adolph Naumann*, ordentl. Prof der Medicin an der Königl. Preuss. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn u. s. w. *Zweiter Band* 1830. 876 S. *Dritter Band* 1ste Abtheilung. 1831. 896 S. 8. (9 Rthlr.)

(S. die Rec. des 1sten Bandes in Nr. 58 der A. L. Z. 1833.)

Dieser *zweite* Band des geschätzten klinischen Handbuches, über welches ein allgemeines Urtheil bereits bei der Anzeige des 1sten Bandes abgegeben worden ist, beginnt unter IX mit der Abhandlung der Krankheiten der in der Brusthöhle und im Halse gelegenen Drüsen (*Adenitis thoracijugularis*). Die Entzündung der Schilddrüse, der Kropf, die *Thymitis* und *Bronchiadenitis* werden unter diesem Abschnitt zusammengefafst. Als Formen des Kropfes stellt der Vf. auf: 1) den lymphatischen Kropf, 2) den Blutkropf (*Struma vasculosa aneurysmatica*), 3) den harten Kropf (*Struma scirrhosa*, *degenerata* etc.) und unterscheidet von diesem wahren Kropfe die anderweitigen Anschwellungen am Halse, die häufiger mit demselben verwechselt worden sind. Hierbei führt er auf: 1) den Fettkropf; 2) den Balgkropf, 3) den Skrofelkropf, 4) den Luftkropf, 5) den Blasenkropf, 6) die krankhafte Ausdehnung des Schlundes, 7) die aneurysmatische Geschwulst der Carotiden. In der Aetiologie ist mit Sorgfalt alles zusammengefafst was bisher mit der Bildung des Kropfes in ursachliche Beziehung gestellt worden ist. Das endliche Urtheil über diesen noch so sehr ins Dunkel gehüllten Gegenstand geht dahin, dafs in den meisten Fällen die Concurrenz mehrerer sich unterstützender Schädlichkeiten, erfordert werde, damit der Kropf als endemisches Uebel sich bilden könne. Von besonderer Wichtigkeit scheint hierbei aber eine der elektrischen Spannung fast gänzlich beraubten Atmosphäre zu seyn, worauf *von Humboldt* und *Iphofen* vorzugsweise aufmerksam gemacht haben. Die Therapeutik des Kropfes läfst in der Vollständigkeit ihrer Darstellung nichts zu wünschen übrig. Ganz besonders schätzbar ist aber die vollständige Zusammenstellung aller derjenigen Thatsachen, welche über die Anwendung der Jodine gewonnen worden sind. Auch was über die Wirksamkeit des *Broms* und der *Chlorine* bis jetzt bei der Behandlung des Kropfes beobachtet worden ist, findet man nachgewiesen. Mit grofsem Fleifse hat der Vf. unter der Abtheilung *Thymitis* alles zusammengetragen, was von den ältern und neuern Aerzten über die Krankheitszustände der *Thymus*-Drüse bis jetzt bekannt geworden ist. Es würde dankbar erkannt worden seyn, wenn derselbe hier zugleich auf das in neuster Zeit zur Sprache gebrachte *Asthma thymicum* der Neugeborenen ausführlicher eingegangen wäre. In dem Abschnitt *Bronchiadenitis* weiset der Vf. nur kurz auf verschiedenartige krankhafte Affectionen der Bronchialdrüsen hin, ohne auf eine ausführlichere Darstellung ihrer Krankheitszustände einzugehen. Wir vermissen auch hier die Angabe, dafs die organischen Entartungen und Aufschwellungen der hinter dem Kehlkopf gelegenen Drüsen hin und wieder als Ursache der Dysphagie beobachtet worden sind.

In der Abtheilung X wird die *Carditis* abgehandelt. Als besondere Modificationen werden aufgestellt, 1) die acute Herzentzündung, 2) die chronische Herzentzündung, 3) die Herzentzündung der Kinder, 4) die Herzentzündung nach Verwundung des Herzens, 5) die Entzündung der Kranzadern des Herzens, 6) die Entzündung der Aorta, die Entzündung der Hohlvenen. Der ganze Abschnitt ist mit einer seiner Wichtigkeit entsprechenden Ausführlichkeit abgehandelt, und in Rücksicht auf die Zusammenstellung fleifsig gesammelter Thatsachen ausgezeichnet. Vielleicht erhielten die Ausgänge der Herzentzündung eine zu ausführliche Erörterung, da die meisten derselben als organische Krankheitszustände in dieser Abtheilung zur Sprache gebracht werden.

XI. Die Krampfsucht des Herzens (*Neurosis cardiaca*). Der Vf. nennt Krampfsucht des Herzens jede vom Nervensystem ausgehende oder consensuell entstehende Störung seiner Functionen und des damit verbundenen Uebelbefindens, welche häufiger periodisch, selten anhaltend beobachtet wird, und oft auf das täuschendste organischen Affectionen des Herzens zu gleichen scheint, woraus sich denn eine grofse Schwierigkeit in der Diagnose ergiebt. Er betrachtet die verschiedenen Zustände unter dem Ausdruck der gesteigerten und verminderten Herzthätigkeit. Als ursachliche Verhältnisse für die erstere Art der Thätigkeitsabweichung führt er auf: 1) die angeborene Gröfse des Herzens, 2) die Vollblütigkeit, 3) die allgemeine Krampfsucht (*Hysterie* und *Hypochondrie*), 4) Affectionen des Unterleibes, 5) Allgemeine Schwäche, 6) die Schwangerschaft. Als Ursachen für die zweite Art bezeichnet er 1) die angeborene Kleinheit des Herzens, 2) die Reizlosigkeit des Herzens, 3) die Schwangerschaft.

Zur besseren Verständigung wird in diesem Abschnitte mit abgehandelt die genauere diagnostische Begründung der innormalen Bewegungen des Herzens, der Ohnmacht und der Angst. In ersterer Beziehung werden betrachtet, 1) das schwächere Herzklopfen, 2) das Herzpochen, 3) das Herzzittern, 4) das Herzwallen, 5) der schwache Herzschlag. Hierbei wird mit angeknüpft die Betrachtung des stärkeren Hervortretens des Gefäſslebens in einzelnen Theilen, als das Klopfen der Halsschlagadern; das Pulsiren der Herzgrube; das allgemeine Klopfen der Arterien. Bei der Angst kömmt die Brustangst, die Bauchangst, die krampfhafte Angst, die allgemeine Angst, die psychische Angst zur Erörterung. Bei der Ohnmacht wird zuerst der verschiedenen Gradesabstufungen gedacht und dann eine *Syncope cardiaca*, *cerebralis*, *abdominalis*, *hysterica* unterschieden. Die Therapeutik dieses Kapitels ist weniger ausführlich bearbeitet.

Im Abschnitt XII werden die organischen Krankheiten des Herzens zur Erörterung gebracht, für welche die ungewöhnliche Bezeichnung *Phthisis cardiaca* gewählt worden ist. Folgende Krankheitszustände werden hier speciell abgehandelt, 1) die Substanzwucherung, 2) die Substanzverminderung, 3) die Substanzerweichung, 4) die Erweiterung der Herzhöhlen und zwar *a*) das falsche *Aneurysma* des Herzens, *b*) die Erweiterung aller Herzhöhlen mit normaler Dicke oder mit Hypertrophie, *c*) die Erweiterung der Höhlen mit Verdünnung der Wandungen, *d*) Erweiterung einer einzelnen Hälfte oder Höhle und zwar mit Verdickung und Verdünnung im linken und im rechten Herzen, *e*) die Erweiterung mit Verdickung der einen und Verdünnung der anderen Hälfte, *f*) die Erweiterung der Aorta, *g*) Erweiterung des Herzens in Verbindung mit Erweiterung des Anfanges der Aorta, *h*) die sackförmige Erweiterung, richtiger das falsche *Aneurysma* der Aorta, *i*) die Erweiterung der Hohlvene, 5) Unvollkommene Schlieſsung der Communicationsmündungen zwischen Arterien und Ventrikeln, 6) Abnorme Communicationsöffnungen. Hierbei kömmt die Blausucht zur Erörterung. 7) Verengung der Communicationsöffnungen nach ihren verschiedenen Unterarten, 8) Verknöcherung des Herzens. Hier kömmt auch die Verknöcherung der Kranzschlagadern und daher auch die *Angina pectoris* zur Erörterung. Der Vf. spricht hierbei die Ansicht aus, daſs aus den vorhandenen Thatsachen der Schluſs zu ziehen sey, daſs Affectionen der Kranzarterien vorzugsweise häufig den Erscheinungen der *Stenocardie* zum Grunde liegen, daſs aber auch gewisse andere Miſsverhältnisse in den Functionen des Herzens dieselben bedingen können (dieser Meinung stimmt auch Rec. bei). 7) Abnorme Lage des Herzens. Die Diagnostik dieser gesammten Zustände ist vorzugsweise nach *Kreysig* bearbeitet, die Therapeutik gedrängt dargestellt und am Schlusse eine kurze Angabe der speciellen Behandlung der einzelnen Krankheitsformen beigegeben. Dieser ganze Abschnitt giebt abermals ein Zeugniſs von dem groſsen Fleiſse den der Vf. auf die Sammlung von Thatsachen aus älteren und neueren Schriften verwendet hat.

Unter XIII handelt der Vf. den Scheintod, vom Pneumokardiacalsysteme (*Eklysis pneumo-cardiaca*) ausgehend ab. Der Scheintod der Erhängten, Erwürgten und Erdrosselten, der Ertrunkenen und Ertränkten, der Erstickten, der Erfrorenen, vom Verbrennen, der vom Blitz Getroffenen, der Neugeborenen wird hier in historischer pathologischer und diagnostischer Beziehung mit Ausführlichkeit und Gründlichkeit erörtert. Auch diejenigen plötzlichen Todesarten, welche aus inneren Ursachen entstehen und mit den genannten Zuständen eine groſse Aehnlichkeit darbieten, werden hier zur Betrachtung gezogen. Beim Scheintod der Kinder ist auch die Lungen- oder Athemprobe mit abgehandelt. In der Therapeutik werden zuerst die Hülfsmittel beim Scheintode im Allgemeinen, dann ihre Anwendung bei den einzelnen Arten in Erwägung gezogen. Bei der Prophylaktik gedenkt der Vf. der Leichenhäuser, ohne näher auf diesen Gegenstand einzugehen, was jedoch bei der anderweitigen Vollständigkeit seiner Abhandlung zu wünschen gewesen wäre.

Der Abschnitt XIV enthält die Krankheiten des Gefäſssystems (*Angiopathia*). Die Schlagaderentzündung; die Schlagadergeschwulst, sowohl nach ihren verschiedenen Unterarten, als nach ihrem verschiedenen Sitze; die Schlagadernverengerung; die Entzündung der Blutadern; die Blutadergeschwulst mit ihren Unterarten; die allgemeine Entzündung der Blutgefäſse; die krampfadrige Pulsadergeschwulst; die Erweiterung der Gefäſsendigungen; die Uebergangsformen aus der Erweiterung der Gefäſsendigungen zur Parasitenbildung in der Form des Muttermaals und der Warze. Die Entzündungen des Saugadersystems werden hier zur Erörterung gebracht und hierbei alle zerstreuten Thatsachen für die Aufklärung dieser Krankheitszustände sorgfältig benutzt. Seite 731 findet man die Beispiele von in den Gefäſsen gefundenen Würmern gesammelt. Von S. 736—754 wird die weiſse Schenkelgeschwulst abgehandelt. Dem Vf. scheint es ausgemacht zu seyn, daſs unter dieser Benennung mehrere ganz verschiedene Krankheitsformen beschrieben worden sind. Als besondere Causalmomente werden betrachtet, eine rheumatische Affection, eine entzündliche Turgescenz der Lymphgefäſse des Schenkels, ein entzündliches Venenleiden (Rec. beobachtete das Uebel aus dieser Ursache entstanden selbst bei einem Manne), ein entzündliches Nervenleiden; und ein allgemeines constitutionelles Leiden, was in gewissen Dyscrasien seinen Grund hat. Von S. 754 bis 765 sind allgemeine Bemerkungen über die Blutflüsse eingeschaltet. Am Schlusse dieses Gesammtabschnittes ist eine reichhaltige Literatur über die einzelnen Krankheitszustände angegeben. Das was der Vf. hier über die Pathologie und Therapeutik der Blutflüsse mitgetheilt hat, steht hier auſser Zusammenhang mit den darauf bezüglichen speciellen

len Krankheitsformen, und zeigt nicht jenen Grad von Vollständigkeit, welche die Bearbeitung der Lehre von den Blutflüssen verdient; auch scheint die *Phlegmatia alba dolens* bei ihrem sehr verschiedenartigen Grundverhältnisse hier nicht so ganz an ihrem Platze zu seyn, und ihrer Formgestaltung nach sich mehr an die secundären Zellgewebskrankheiten zu reihen.

Der Abschnitt XV handelt vom Erkranken des Blutes. Der Vf. begreift darunter diejenigen Zustände, in denen das Hauptleiden auf eine fehlerhafte Mischung der Säfte sich zurückführen läfst, welche in dem gesammten Reproductionsgeschäfte, daher in der Färbung der Haut, dem ganzen Habitus und in der Beschaffenheit der Se- und Excretionen sich offenbart. Zur speciellen ausführlichen Erörterung wird hier gebracht 1) die erhöhte Venosität, die als eine quantitative, durch Anhäufung des Blutes in den Venen bedingte, qualitative durch ein Vorherrschen der venösen Beschaffenheit des Blutes erzeugte, und als eine aus beiden Grundverhältnissen gemischte, betrachtet wird. Den eigentlichen tieferen Grund der erhöhten Venosität des Blutes setzt der Vf. in ein Mifsverhältnifs zwischen Aufnahme und Ausscheidung, in Folge deren das Gefäfssystem mit Säften überhäuft wird, die eben deshalb auf einer niederern Stufe der Belebung stehen bleiben, gleichsam den Stempel der individuellen Animalisation noch nicht erhalten haben. Seite 846 und 847 sind die bis jetzt bekannt gewordenen Beispiele von Bluter-Familien gesammelt und von S. 848—853 folgt eine Abhandlung über die Petechien. Die nicht selten lebensgefährlichen Zustände, welche nach dem Eindringen deleterer Flüssigkeiten durch wunde Hautstellen in den Körper beobachtet werden, sind nach des Vfs Ansicht zu nächst als Affectionen der Blutmasse zu betrachten. Beispiele dieser Art werden S. 856 nachgewiesen. Im allgemeinen spricht sich die erhöhte Venosität aus, *a*) in der Form der phlegmatisch-venösen Constitution *b*) in der Form der atrabilär-venösen Constitution. Auch ein gemischter Zustand wird beobachtet. 2) Die erhöhte Artesiellität erscheint nach des Vfs Ansicht gleichsam als übermäfsig erhöhtes Lungenleben, wobei das Blut stärker gesäuert, der Cruor desselben heller geröthet ist, eine vermehrte Entwickelung von gerinnbarer Lymphe Statt findet. 3) Die erhöhte Chylosität bezeichnet denjenigen Zustand, welcher durch die übermäfsige Ausbildung von Nahrungssäften ausgezeichnet ist, die noch auf der unteren Stufe der Animalisation sich befinden, von dem individuellen Charakter derselben nicht durchdrungen worden sind. Bei einer Steigerung dieses Zustandes nimmt das Blut mehr eine chylöse-lymphatische Beschaffenheit an, und setzt dadurch eine Anlage zu einer grofsen Zahl von Krankheiten. Beim weiblichen Geschlecht und in der späteren Periode des kindlichen Lebens ist diese Constitution am deutlichsten ausgesprochen. Skropheln, *Rhachitis*, *Helminthiasis*, Physkonien, Schleimflüsse, Wassersuchten, treten als Folge krankhafter Ausartungen hervor. 4) Die indifferente Beschaffenheit der Säfte, unter welcher Bezeichnung der Vf. vorzugsweise den Zustand der *Anaemie* vor Augen hat. Rec. ist der Ansicht, dafs dieser ganze Abschnitt in die allgemeine Pathologie zu verweisen gewesen wäre, wo er im Zusammenhange mit den sonstigen Säftefehlern abgehandelt werden konnte. Hier steht er offenbar ganz abgerissen und ohne Zusammenhang mit der Beschreibung derjenigen Krankheitsformen für welche diese Zustände nur als Bildungselemente betrachtet werden können. Bei den Blutflüssen der Haemorrhoiden, dem *morbus atrabilarius*, dem *morbus maculosus*, den dyscrasischen Krankheitszuständen, mufs jetzt nothwendig eine Wiederholung des hier schon Gesagten Statt finden, wenn jene Abhandlungen nicht an Vollständigkeit verlieren sollen. Sollte ferner auch nicht der Scorbut hier seinen Platz haben finden müssen, wenn der Vf. seiner Absicht getreu, in der ersten Abtheilung seines Werkes, alle Krankheiten die das Blut und das Gefäfssystem betreffen, abhandeln will?

Wegen der grofsen Wichtigkeit der im *dritten* Bande abgehandelten Gegenstände hat der Vf. denselben in zwei Abtheilungen getheilt, in dieser *ersten* Abtheilung aber nachfolgende Gegenstände abgehandelt.

XVI. *Haematosepsis*, Hinneigung des Blutes zur fäuligen Zersetzung. Das einfache Faulfieber. Die Synonymik, Charakteristik, Nosographie und Aetiologie dieses Krankheitszustandes sind ausführlich abgehandelt. Mit Recht betrachtet der Vf. das Faulfieber gröfstentheils als einen *morbus secundarius*, bei dem nur hin und wieder ein *Contagium* sich bildet. Mit Recht stellt er das Faulfieber als einen *morbus sui generis* auf, der vom *Typhus* und dem Nervenfieber streng zu scheiden ist, der den organisch contagiösen Krankheiten, als miasmatisch contagiöse Form gegenüber gestellt werden kann. Beide können sich in einem gewissen Grade verbinden, aber niemals ohne Beeinträchtigung ihrer Wesenheit, so dafs mehr oder weniger hybride Erzeugnisse gebildet werden, indem der eigenthümliche Charakter des organischen *Contagiums* einer, dasselbe zum Theil zerstörenden Einwirkung unterworfen ist. Bei Entfernung der putriden Beimischung kann jener Charakter sich freier wieder entwickeln und endlich wohl allein zurückbleiben, aber niemals vermag das *Contagium septicum* in das *Typhus Contagium* überzugehen. Das Faulfieber-*Miasma* nähert sich, nach den Umständen, bald den mephitischen Effluvien, bald den wirklichen Contagien in gewisser Hinsicht an, daher kann dieselbe Krankheit zu einer Zeit contagiös seyn, zu einer anderen wieder nicht. Der so locker zusammengesetzte und ephemere Ansteckungsstoff setzt, um Wurzel zu fassen, kein besonderes Verhältnifs der Organisation voraus, sondern er ist dem thierischen Leben in jeder Form verderblich, kann daher von Thieren auf Menschen übertragen

gen werden und umgekehrt; auch hebt derselbe, da er keine Anlage zu vertilgen hat, niemals die Receptivität für die Krankheit auf, die ihn selbst zum Daseyn gelangen liefs. Wir haben es im Faulfieber mit einer im Kampfe gegen chemische Affinitäten unterliegenden Lebensthätigkeit zu thun, und schon hieraus folgt, dafs hier sich selten nur ein wirkliches *Contagium* bilden könne, indem dies belebte Factoren voraussetzt. Das Blut ist hier mit fremdartigen Stoffen belastet, welche vermöge der, theils durch ihre schnelle Zunahme, theils durch ihre qualitative Beschaffenheit, vermehrten Wahlverwandschaft zu den verschiedenen Elementartheilen des Blutes, mit diesen sich chemisch zu verbinden streben. Als wichtigere Complicationen des Faulfiebers hebt der Vf. hervor: das entzündliche Fieber, das gastrische Fieber, das typhöse Fieber, das colliquative Faulfieber (Rec. würde die erste und letzte Form mehr als aus der besonderen Wesensgestaltung hervorgehende Modificationen betrachten). In der Diagnostik sind die Krankheitszustände aufgeführt die eine Verwechselung mit dem Faulfieber möglich denken lassen. S. 49—50 werden die beobachteten Faulfieber-Epidemien geschichtlich kurz angedeutet, dann Bemerkungen über die geographische Verbreitung beigefügt, und endlich eine Zusammenstellung der septischen Thierkrankheiten, als des Milzbrandes in seinen verschiedenen Formen angehängt.

Von der allgemeinen Betrachtung des Faulfiebers, geht der Vf. dann über auf mehrere ursprünglich topische, septische Affectionen, als den Brandschwär (*Carbunculus*), die schwarze Blatter; den Hospitalbrand; den Brand der Greise, und den trockenen toxischen Brand. Dem Vf. bei alle diesen letztern Erörterungen speciell zu folgen, überschreitet den Raum dieser Anzeige. Auffallend aber ist es dem Rec. gewesen, hier den sogenannten Wasserkrebs ausgelassen zu sehen.

Die Indicationen, welche der Vf. für die Behandlung des Faulfiebers aufstellt sind, folgende. 1) Man wirke zunächst auf den Grundcharakter der Krankheit, auf jenen Procefs im Blute, der zuletzt mit der Zerstörung der natürlichen Mischungsverhältnisse zu endigen droht. Diese Indication mufs gleichsam die leitende Idee bei der Behandlung des Faulfiebers geben, an welche sich die anderweitigen Anzeigen, gleichsam nur accidentell anreihen. Die Mineralsäuren, der Genufs einer reinen Luft, und die mäfsige Anwendung der Kälte, entsprechen erfahrungsmäfsig dieser Aufgabe. Sie neutralisiren gleichsam die fremdartig gewordenen, oder in die Blutmasse eingedrungenen Elemente, bevor dieselben die natürliche Mischung des Blutes unmittelbar gefährden können, oder machen wenigstens eine analoge Wirkung in den Se- und Excretions-Organen um so gewisser geltend, je weniger das Blut, bei seiner gesunkenen assimilirenden Kraft, sie nach den Gesetzen des Lebens sich anzueignen, oder ihrer eigenthümlichen Beschaffenheit zu berauben vermag. Der Vf. ist der Ansicht, dafs die Wirkung dieser gedachten Mittel durch die Mitanwendung der tonischen und Reizmittel alienirt werde; dafs diese letzteren Mittel zwar in dem laxen Gewebe die Se- und Excretionen für eine Zeitlang zu beschränken vermögen, gerade dadurch aber veranlassen, dafs ein um so mehr mit halbzersetzten Stoffen beladenes Blut aufs Neue zur Circulation gebracht wird. Auch begünstigen sie im Anfange leicht die so gefährlichen septischen Entzündungszustände, und fachen dadurch den Entmischungsprocefs immer stärker an. Dennoch gesteht der Vf. zu, dafs es Fälle genug gebe, in welchen diese Mittel nicht entbehrt werden können, für welche er dann eine 2te Indication aufstellt, welche die Verbindung der reizenden stärkenden Behandlung mit der antiseptischen in sich schliefst, und dann ihren Platz einnehmen soll, so bald die lähmende Impression des entarteten Blutes auf den ganzen Körper sich zu äufsern beginnt. Aber auch hier kömmt es in Rücksicht auf Reizmittel mehr auf mächtige Reizmittel als auf die sogenannten *Nervina* an, da der zum Faulfieber sich gesellende *Status nervosus* seiner Genesis nach, von dem des reinen Nervenfiebers himmelweit verschieden ist. Die 3te Indication bei der Behandlung des Faulfiebers ist gegen den, die Cohaerenz immer mehr auf lockernden, sphacelös-colliquativen Procefs gerichtet, und erheischt die *Adstringentia*. An und für sich sind diese Mittel dem Grundcharakter der Krankheit wenig angemessen, denn nur indem sie die gänzlich erschöpften Organe in einen erzwungenen, nicht durch die fortschreitende Besserung bedingten Zustand vermehrter Cohaesion versetzen, können sie die profusen Ausleerungen für einige Zeit hemmen. Daher bleibt diese Indication der ersten immer untergeordnet, und wird nur durch eine *Indicatio vitalis* gerechtfertigt. Die 4te Indication fafst die Berücksichtigung der Complicationen zusammen, welche die reine Form der *Febr. putrida* trüben.

Rec. gesteht dem Vf. zu, dafs diese Auffassung des Gegenstandes viel Wahres enthält, und Thatsachen einschliefst, welche die besten Praktiker durch ihre Erfahrung vielfach erkannt haben; ob sie aber geeignet sey festere Haltungspunkte für das Handeln am Krankenbette zugeben, als bisher aufgestellt worden sind, ist einer Frage zu unterwerfen.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mai 1835.

MEDICIN.

Berlin, b. Rücker: *Handbuch der medicinischen Klinik von Dr. Moritz Ernst Adolph Naumann* — — *zweiter u. dritter* Band u. s. w.

(*Fortsetzung von Nr.* 86.)

Rec. theilt die Ansicht, dafs wir es beim Faulfieber mit einer im Kampfe gegen chemische Affinitäten unterliegenden Lebenskraft zu thun haben, bekennt aber zugleich, dafs uns jener fehlerhafte Chemismus seiner Natur nach unbekannt ist, und dafs er aus Erfahrung der Meinung nicht beipflichten kann, dafs die Säuren denselben so absolut zu bekämpfen im Stande sind. Nur zu oft hat er es erfahren, wie wenig zuverlässig und entscheidend die Wirkung der Säuren in diesem Krankheitszustande ist, und erfahrene Aerzte dürften ihm hierin beistimmen. Darum haben die Aerzte die Erhaltung eines gewissen Maafses der Lebenskräfte als ein unerläfsliches Bedingnifs bei der Kur des Faulfiebers stets erkannt, und eben hierdurch mufs die allgemeine leitende Heilidee eine doppelte objective Beziehung in sich schliessen, die Bekämpfung der Sepsis nämlich und die Erhaltung und Erhebung der allmeinen Lebenskraft, bis zu einem Grade, bei welchem die eigene Naturthätigkeit, die Durchbildung des uns in seinen tiefsten Grundverhältnissen nicht aufgeschlossenen Krankheitsprocesses, durchzubilden vermag. Dafs bei den leisesten Anklängen des Faulfiebers die Säuren und die Kälte, bei zweckmäfsiger Anwendung, diesen beiden Anforderungen genügen können, ist nicht in Abrede zu stellen, aber dann wohl immer in Rücksicht auf ihre gleichzeitige roborirende Kraft. Solche Fälle dürften aber bei der gröfstentheils secundären Entwickelung der Krankheit in der That nur selten seyn, und eben darum wird der Arzt genöthigt werden auf die Erhebung der allgemeinen Lebenskraft eben so viel Sorgfalt zu verwenden, als auf die sehr problematische direkte Bekämpfung der Sepsis des Blutes. Die roborirende und nach Umständen die reizende Kurmethode, macht daher einen sehr wesentlichen, unter allen Umständen in Anschlag zu bringenden Theil der Faulfieberbehandlung. Der Hr. Vf. hat dies auch bei der Aufstellung der zweiten Heilindication vollkommen anerkannt, und es ist der Erfahrung entsprechend was derselbe über den nutzlosen Gebrauch der *Nervina* gesagt hat. Nicht minder hat es seine Richtigkeit mit dem Mifsbrauche und der unzweckmäfsigen Anwendung der roborirenden und excitirenden Mittel beim Faulfieber und den nachtheiligen Folgen, welche daraus für die Steigerung des Krankheitsprocesses hervorgehen können. Die unbedingte und stärkere Anwendung der Säuren findet übrigens in sehr vielen Fällen, wegen Verwickelung des Krankheitszustandes oder Darniederliegen aller Verdauungsfähigkeit, ebenfalls ihren grofsen Schwierigkeiten, so wie es auch auf der andern Seite wieder Fälle giebt, wo dasselbe von der roborirenden und reizenden Kurmethode gesagt werden kann, worauf hier weiter einzugehen der beschränkte Raum verbietet. In der Iatrik handelt der Vf. die Anwendung der einzelnen Mittel gründlich ab, geht dann auf die speciell zu behandelnden Symptome, und die bereits oben erwähnten septischen Localkrankheiten über. Abgesehen davon, dafs die Therapeutik dieser Krankheitszustände nicht überall mit der erwünschten Vollständigkeit gegeben worden ist, dürfte wohl manches dagegen erinnert werden können, dafs die in der Nomothetik beim Faulfieber aufgestellten allgemeinen Heilindicationen, auch für die Behandlung dieser Zustände, gelten sollen.

Im Abschnitt XVII wird der *Typhus contagiosus* abgehandelt. Ausführlich erörtert der Vf. die Synonymik. In die Charakteristik wird viel Hypothetisches aufgenommen; da sie die Grundansicht des Vfs von dem Wesen der Krankheit ausspricht, so möge eine kurze Andeutung ihren Platz finden. Ursprünglich wird der *Typhus* gebildet, wenn Schädlichkeiten, die im höchsten Grade gesteigert, ein Faulfieber veranlafst haben würden, bevor es dazu kommt, einen menschlichen Organismus ergreifen, dessen Nervensystem auf irgend eine Weise gesunkene Energie wahrnehmen läfst. Die Schädlichkeiten konnten zwar noch nicht einen wirklichen Entmischungsprocefs des Blutes hervorrufen, verändern aber doch die Beschaffenheit des letztern auf eine solche Weise, dafs dieselbe reizend narkotische Kräfte anzunehmen beginnt. (Müfste aber dann nicht bei der gesteigerten Intensität der Ursache die narkotische Wirkung auch beim Faulfieber um so stärker hervortreten, und doch fehlt dort das den *Typhus* auszeichnende Mitleiden des Nervensystems der Regel nach ganz, und tritt vielmehr wie der Vf. beim Faulfieber selbst vertheidigt hat, nur als eine Complication auf, läfst sich überhaupt die Differenz zwischen Faulfieber und *Typhus*-Ursache nicht einfacher in der Art auffassen, dafs erstere mehr als anorganische dem Chemismus angehörige letztere mehr als eine organische Potenz betrachtet wird? Rec.) Die reizende Wirkung der Ursache äufsert sich zunächst

nächst in den Schleimhäuten, besonders den Luftwegen. Ihr schliefst sich erst später eine deutlicher hervortretende narkotische Wirkung an, die einen Grad erreicht, der das mehr oder weniger ausgedehnte Fortbestehen derselben bedingt. Im Blute geht während dieser Zeit ein eigenthümlicher Procefs vor. Es ist bei dem gesunkenen Hirneinflufs sich mehr selbst überlassen, und das in demselben eigenthümliche Streben nach höherer Belebung, kann im Organismus nur unvollkommen realisirt werden. In Folge dieses bestehenden, vielleicht selbst gesteigerten Bildungstriebes und unter Mitwirkung jener durch die erregende Ursache in die Blutmasse geführten fremdartigen Elemente, trennen sich aus dem Blute eigens modificirte, gewissermaafsen selbstständig gewordene und belebte Atome, welche nun die Eigenschaften beider Factoren, sowohl des Blutes als der dasselbe modificirenden Agentien, in sich vereinigen. Diese Atome bilden nach des Vfs Ansicht das *Typhus-Contagium*. Die fortgesetzte Ausbildung desselben im Körper wird aber durch die Krankheit selbst auf gewisse Grenzen beschränkt; denn im Zeitpunkt wo der tiefste Narcotismus besteht, wird der dem Blute nothwendige Nerveneinflufs in dem Grade vermindert, dafs die Belebbarkeit desselben, oder wenigstens der in demselben bis zur späteren Zeugung gesteigerte Belebungstrieb, nothwendig zu sinken anfangen mufs, und eben dadurch mufs die weitere Entwickelung des *Contagiums* selbst unmöglich gemacht werden (Auf eine gründliche Beleuchtung dieser Hypothese einzugehen verbietet der beschränkte Raum dieser Anzeige, nur die eine Frage will Rec. aufwerfen: wie erlangen denn die milderen Krankheitsformen des *Typhus*, die eine so bedeutende *Narcosis* nicht mit sich führen, ihre Beendigung? Dafs es aber dergleichen bei *Typhus*-Epidemien häufig giebt, ist eine unwiderlegbare Thatsache). Der Vf. beschreibt den Verlauf des *Typhus* in vier Stadien, dem der Infection, dem der vorherrschenden katarrhalischen Reizung, dem des vorherrschenden *Narcotismus*, und dem der Genesung. Als Formen eines irregulären Verlaufes bezeichnet er den *Typhus inflammatorius*, den *Typhus gastricus*, den *Typhus nervosus*, den *Typhus putridus*. Er beschreibt ein flaches und papulöses *Typhus* Exanthem. Dem Rec. scheint es als habe er der Beschreibung der Complicationen des *Typhus*, vorzüglich den Entzündungszuständen, zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt, deren Diagnose am Krankenbette gerade so ausnehmend schwierig ist. Rec. der den *Typhus* nicht blos in verschiedenen Gegenden Deutschlands, sondern auch in Frankreich tausendfältig beobachtet hat, ist ferner der Ansicht, dafs die ungewöhnlichen Verschleppungen der Dauer, weit weniger dem *Typhus* als solchen, sondern sehr häufig aus einem, aus dem *Typhus* hervorgehenden secundären Nervenfieber ihren Grund nehmen, wohin auch ein grofser Theil der Recidive gehört. Für diese Krankheitszustände mufs denn auch ein ganz anderer Gesichtspunkt bei der Behandlung festgehalten werden. Was der Vf. über den verschiedenen Ursprung des *Typhus*, theils aus ursprünglich miasmatischer Quelle, theils aus verdorbenen thierischen, besonders menschlichen Effluvien vorträgt, verdient die vollkommenste Beherzigung. Alles was derselbe über das *Typhus-Contagium* sagt, ist mit Scharfsinn erfafst, und auf Erfahrungsthatsachen gegründet. Die Bemerkungen die über die *Contagien* im Allgemeinen und die Entstehung und das Wachsthum der organischen Körper hier eingeschaltet sind, verdienen im Buche selbst nachgelesen zu werden. Dem Rec. scheint die Benennung typhöse Darmentzündung, für den sogenannten *Typhus abdominalis*, oder das Abdominalnervenfieber nicht ganz passend, da dieser Krankheitszustand eine mehrfachere Causalbeziehung haben kann. Dagegen pflichtet er der strengen Abscheidung des eigentlichen Nervenfiebers, aus dem Begriffe des *Typhus* vollkommen bei. Sehr schätzenswerth ist der von S. 214—225 gegebene geschichtliche Nachweis der *Typhus* Epidemien der früheren Zeit. Beigefügt ist eine Betrachtung des englischen Schweifsfiebers, des hungarischen Fiebers und der dem *Typhus* analogen Thierkrankheiten. Ueber die Behandlung des *Typhus* sind die Ansichten der bessern Aerzte zusammengestellt. — Die Pest, das gelbe Fieber und die indische Cholera sind hier angeschlossen. In Rücksicht auf die letzte Krankheit hat seit der Ausarbeitung dieses Artikels, und dem Erscheinen dieses Werkes, die Erfahrung der deutschen, englischen und französischen Aerzte, einen so bedeutenden Zuwachs an Einsicht geliefert, dafs es ganz am unrechten Orte seyn würde, eine genauere Würdigung desselben hier vorzunehmen. Im Allgemeinen mufs jedoch bemerkt werden, dafs die vorgetragenen Ansichten ihre Gültigkeit behauptet haben.

Im Abschnitt XVIII wird der Pockenausschlag sehr ausführlich und in jeder Beziehung gründlich abgehandelt. Die Menschenpocken, die Kuhpocken, die Varioloiden, die Varicellen kommen hier der Reihenfolge nach zur Erörterung; — die Verwandschaft der Mauke und der Schafpocken ist in Betracht gezogen, und alle wichtigeren auf diese Gegenstände bezüglichen Thatsachen sind sorgfältig gesammelt und gewähren einen angenehmen Ueberblick. Der Hypothese, welche der Vf. über die Bildung der *Contagien* aufstellt, ist bereits beim *Typhus* in einer kurzen Andeutung gedacht. Auch die Regeneration des Pocken-Contagiums leitet er von einer Verbindung einer äufseren Potenz, der Regel nach dem schon gebildeten Contagium, mit gewissen Elementarbestandtheilen des Blutes ab, und vermuthet, dafs dasselbe dem Blute nicht in dem Grade fremdartig entgegen gesetzt sey, als das Typhus Contagium, weshalb es denn auch in demselben nicht eine gleiche Veränderung hervorrufen, wohl aber leichter und in viel gröfserer Menge sich regeneriren, und gerade dadurch dem Leben gefährlich werden könne. Aus diesem geringeren Gegensatze zwischen Contagium und Blut lasse sich auch folgern, dafs das Blut ge-

[illegible] das Contagium [illegible] Wesen nicht [illegible] [illegible] Typhus, und dafs es daher mehr zur Entwickelung der [illegible] Bestandtheile des Blutes, nicht aber zu der der [illegible] komme. Eben deshalb trage das Contagium der Pocken auch eine mehr materielle Natur als das des Typhus. Beide könnten aber wohl kaum zu einem dritten Agens in Vereinigung treten, wohl aber könne das Contagium der Menschenblattern dem des Typhus sich annähern, und mit dem Verluste des gröfsten Theils seiner besonderen Natur in dasselbe übergehen. (Wir fragen, welche Thatsachen liefert die Erfahrung für diese Annahme des möglichen Ueberganges der Pocken in ein Typhus-Contagium, unter Beeinträchtigung der Natur des ersteren? Rec.) Weit mehr bedinge die Quantität des Pocken-Contagiums die Neigung zur septischen Colliquation, und das Contagium des Faulfiebers könne mit demselben unbeschadet der Eigenschaften des ersteren in Verbindung treten und mit demselben sich fortpflanzen. Uebrigens setze jede Metamorphose eine Veränderung des zu Verwandelnden voraus, wodurch es dasjenige zu seyn aufhört was es bisher war. Eine solche Veränderung kann aber nicht statt finden, ohne dafs die bisherigen Eigenschaften ganz oder zum Theil verschwinden. Da nun aber diese an die Bestandtheile des materiellen Substrats gebunden sind, so müssen die Elemente desselben, ihr bisheriges Verhältnifs zu einander verlieren, mithin in gewisser Art zersetzt werden. Also nur gewisse organische Elemente des Blutes sind zur Regeneration des Contagiums geeignet, und sobald dieselben verbraucht worden sind, hört sein Bildungsprocefs nothwendig auf. Das neugebildete Contagium wird nun theils aus dem Körper ausgeschieden, theils bleibt dasselbe nur zur Hälfte gebildet, mit andern, ihm nur in gewisser Hinsicht zugewendeten, organischen Elementen des Blutes in einer neutralen, in die innigste Blutmischung aufgenommenen Verbindung zurück und macht fortan einen wesentlichen Bestandtheil desselben. (Für eine solche Halbbildung des Contagiums als einer organisirten Potenz giebt es aber gar keinen Beweis, auch läfst sich in der ganzen Natur nichts ähnliches wahrnehmen. Rec.) Alle vor jetzt in die Blutmischung übergeführten Bestandtheile des Chylus, welche die Anlage zu der einmal überstandenen contagiösen Krankheit, aufs neue begründen könnten, nehmen nun, bevor sie weiter entwickelt werden, den Charakter jener, ihnen zunächst verwandten, neutralen Verbindung an. Weil aber diese dem Contagium unzugänglich ist, so wird dadurch die Ansteckungsfähigkeit für die einmal überstandene Krankheit entweder ganz, oder doch bis zu einem gewissen Grade, und für eine gewisse Zeit aufgehoben. Daher nimmt der Vf. an, dafs im Typhus jene neutrale Verbindung gar nicht gebildet werde, oder nur so locker bestehe, dafs sie nach einiger Zeit aus dem Blute wieder verschwinden mufs, worauf die Ansteckungsfähigkeit wieder hervortritt. In den Menschenpocken ist sie so vollkommen gebildet, dafs sie später nur selten eine Veränderung erleidet, und daher fast vollkommene Sicherheit gewährt. In den Kuhpocken scheint sie aber nur in einem geringeren Grade in die wesentlichen Beziehungen der organischen Grundmischung des Blutes eingegangen zu seyn. Die Ansteckung der Menschenpocken ist eine weit gröfsere, weil ihr Contagium in dem nämlichen Verhältnisse eine, man möchte sagen chemische Verwandschaft zum Blute äufsert, als in welchem seine organische Verwandschaft, — verglichen mit demjenigen des Vaccinations-Contagiums, als eine geringere erscheint. Das Kuhpocken-Contagium ist ein schon bei weitem mehr thierisch assimilirtes Contagium, als das noch in seiner ursprünglichen Fülle waltende der Menschenpocken. Darum facht letzteres einen heftigern Bildungsprocefs im Blute an, während derselbe bei den Kuhpocken als ein mehr dem Assimilationsprocesse sich anschmiegender Vorgang erfolgt. Als ein der natürlichen Beschaffenheit des Blutes wenig entgegengesetztes Agens, kann es daher nur durch unmittelbare Einbringung in die Säfte anstecken. (Rec. bricht hier die Andeutung dieser Hypothese ab, — sie enthält Voraussetzungen, die keine thatsächliche Begründung haben. Worauf stützt sich z. B. die Annahme, dafs das Kuhpocken-Contagium ein mehr thierisch assimilirtes sey und deshalb die unmittelbare Einbringung in die Säfte zur Ansteckung erforderlich werde. Hat nicht die Erfahrung gelehrt, dafs auch die Einimpfung der Menschenblattern eine mildere Krankheitsform erzeugt, als wenn die Ansteckung auf dem gewöhnlichen Wege erfolgt, was sich nach der Annahme des Vfs gerade umgekehrt verhalten würde. Die Hypothese, welche der Vf. über die Entwickelung des Menschenpocken-Contagiums aus den Varicellen in dem Zusammentreffen mit einer leprösen Constitution und dem Typhus aufstellt, lassen wir auf sich beruhen, da ihr jede thatsächliche Haltung abgeht. Eben so wenig ist die Ansicht auf mehr als auf eine subjective Annahme begründet, dafs die Varicellen als die gemeinsame Urform aller beim Menschen vorkommenden pustulösen Exantheme zu betrachten sind.)

Die Masern sind im XIX Abschnitte abgehandelt, und der Vf. gesteht, dafs es ihm schwierig geworden sey das Verhältnifs ihres Contagiums zu dem des Typhus und der Pocken festzustellen. Es dürfte ihm auch schwerlich gelingen seiner Ansicht von der ursprünglichen Bildung des Masern-Contagiums einen besonderen Eingang zu verschaffen. Er leitet diesen Ursprung ab von einer allgemeineren katarrhalischen Affection, bei welcher das Secretionsprodukt eine besonders dünne wässerige scharfe Beschaffenheit angenommen hat, wobei die Membranen immer mehr ihres schleimigten Ueberzuges beraubt worden sind. Concentrirt sich nämlich in einem solchen Falle die oberflächliche Reizung nicht zur Bildung eines örtlichen Entzündungsheerdes, so ist nichts einleuchtender, als dafs bei längerer Dauer dieses allgemeinen katarrhalischen Leidens, eine zum Theil mit den dunstförmig gewordenen scharfen Secretionsprodukten (auf dem Wege in die Lungen)

geschwängerten Luft in die feinsten Bronchialäste gelangen mufs. Dies hat in vielen Fällen nichts, als diese Steigerung der schon vorhandenen Affection zur Folge; oder es kommen eben auffallende Rückwirkung, allerlei unbestimmte Ausschlagsformen zum Vorschein. Befindet sich aber ein Kind fortwährend in einer mit solchen Exhalationen imprägnirten Atmosphäre, so müssen endlich jene Elemente in solcher Menge in die Lungen dringen, dafs sie hier auf das Blut in bestimmter Weise einzuwirken anfangen. Es wird im Blute ein Contagium gebildet, welches aber, im Verhältnifs zu demjenigen des Typhus, selbst dem der Blattern, höchst unvollkommen ist und nur schwachreizende Eigenschaften besitzt. Ist dasselbe einmal gebildet worden, so entweicht es theils durch die Lungen, theils gelangt es durch die Haut nach aufsen, wo es durch die Haare, wie durch Leiter angezogen, oberhalb der Wurzeln derselben sich ansammelt und als exanthematische Form sich offenbart. (Auch dieser Hypothese fehlt jede thatsächliche Beziehung in der Erfahrung. Die hier in Anspruch genommene katarrhalische Erkrankung ist so häufig, dafs die Bildung des Masern-Contagiums niemals ausgehen würde und doch zeigt die Erfahrung das Gegentheil. Hat wohl jemals eine solche Entwickelung in der Erfahrung überhaupt bemerkt werden können? Hat sich z. B. an die Epidemien der Influenza so etwas jemals angereiht? Was spricht dafür, dafs die Haare die Ableiter des Contagiums nach der Haut abgeben? Rec.)

Im XXsten Abschnitte, in welchem der Scharlach zur Betrachtung kömmt, stellt der Vf. folgende Theorie von der Natur und der Bildung des Scharlachcontagiums auf. Die Gelegenheit zur Bildung desselben ist zwar in keiner Jahreszeit ausgeschlossen, erfolgt aber vorzüglich wenn einem heifsen Sommer kühle Herbsttage folgen. Es waren nämlich in diesem Zeitraume reichlichere Abscheidungen aus der Blutmasse nothwendig geworden, indem der Reinigungsakt des Blutes bei andauernder Hitze, wegen der leichten Gelegenheit zur Zersetzung, viel zusammengesetzter werden, und daher rasch und mit besonderer Energie vor sich gehen mufs. Tritt nun plötzlich kühle Witterung ein, so wird dieser gesteigerte Ausscheidungsprocefs mannigfachen Hindernissen unterworfen, Haut- und Lungenausdünstung werden vermindert, und nehmen eine andere Richtung und vorzugsweise nach den mit den gastrischen Ausscheidungen beschäftigten Organen. Dies erfolgt in vielen Fällen ohne sonderliche Störung; in andern aber werden allerlei gastrische Zustände ausgebildet; es kann aber auch, wenn grofse Hindernisse statt finden, zu typhösen Affectionen Veranlassung gegeben werden. Vereinigt sich nun mit diesen Umständen eine Witterungs-Constitution, bei welcher an und für sich die Erzeugung katarrhalischer exanthematischer Contagien, besonders desjenigen der Masern — oder des Typhus-Contagium als solche zur Ausbildung gelangen, — so kann aus diesen Elementen, [illegible]) ein drittes ganz neues und selbstständiges Contagium gebildet werden, welches [illegible] der Vf. das des Scharlachs. Der Aufenthalt in [illegible], wenig gelüfteten Zimmern während des Winters kann zur Entstehung des Scharlachs im darauf folgenden Frühlinge ebenfalls Veranlassung geben (dann müfste in holzreichen Gegenden beim Landvolke der Scharlach alle Frühlinge eintreten. Rec.). Derselbe würde unter günstigen Umständen jede stärker hervortretende gastrisch-katarrhalische Krankheitsrichtung (Eine solche sehen wir seit einer Reihe von Jahren in mannigfaltiger abwechselnder Steigerung, ohne dafs der Scharlach daraus hervorgeht. Rec.). Der Vf. nimmt also an, dafs das Contagium des Scharlachs aus der ursprünglichen miasmatischen Basis des Masern- und Typhus-Contagiums zusammengesetzt sey, und sucht in der weiteren Erörterung darzuthun, dafs der Krankheitsprocefs des Scharlachs aus jenem reizenden Elemente des Masern, und dem narkotischen des Typhus-Contagiums seine besondere Gestaltung erhalte. Nicht aus der Verbindung des ausgebildeten Masern- und Typhus-Contagiums als solcher, soll das Scharlach-Contagium gebildet seyn, sondern es macht ein drittes selbstständiges Contagium, welches aus den Bildungselementen jener Contagien hervorkeimt, bevor dieselben selbst zu Stande gekommen sind. Diese Erklärung eines Unbekannten aus einem anderen Unbekannten, kann wohl nicht zu grofsen Aufhellungen der Sache führen. Es liegt der ganzen Hypothese überhaupt eine ganz willkürliche Annahme zum Grunde. Denn weder aus Thatsachen, welche für eine solche Genesis sprechen, noch aus den Wirkungen des Scharlach-Contagiums läfst sich die vorgetragene Ansicht begründen. Wenn zur Genesis des Scharlach-Contagiums die miasmatischen Elemente des Masern- und des Typhus-Contagiums zusammen treffen müfsten, so würden diese Elemente zu Zeiten wo sich Masern oder Typhusepidemien ausbilden, gewifs am stärksten angehäuft, und gerade dann die Begünstigung für ihre Vereinigung nicht minder grofs seyn. Kann es aber wohl aus Erfahrungsthatsachen nachgewiesen werden, dafs die Bildung des Scharlach-Contagiums sich vorzugsweise an solche Zeitperioden knüpfe? Läfst sich bei dem Scharlach als Krankheitsform wohl die Wirkung des reizenden Einflusses des miasmatischen (katarrhalischen) Elements der Masern, als wesentlicher Zug im Krankheitsbilde erkennen? Woraus soll sich die narkotische Wirkung des miasmatischen Elements des Typhus im Scharlach abnehmen lassen? Die Schriften der erfahrensten Aerzte sprechen die unbedingte entzündliche Natur des Scharlachs aus, und wenn bei der Intensität des Krankheitsprocesses das Gehirn zwar häufiger ins Mitleiden gezogen wird, so dürfte dies wohl vor anderen Grundbeziehungen weit ungezwungener abzuleiten seyn.

(Der Beschlufs folgt.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mai 1835.

MEDICIN.

Berlin, b. Rücker: *Handbuch der medicinischen Klinik* von Dr. *Moritz Ernst Adolph Naumann* — — *zweiter* u. *dritter* Band u. s. w.

(*Beschlufs von No. 87.*)

Mit der näheren Beziehung des Scharlachcontagiums zum Nervensystem hat es überhaupt wohl nur sehr bedingt seine Richtigkeit. Der Vf. hat jene Beziehung des Scharlachcontagiums zum Gehirn in der *Nosogenie* zwar als ein wesentliches Moment in der Krankheitsbildung aufgestellt, bei der Beschreibung der Krankheit aber weit weniger aus den Erscheinungen nachgewiesen. Ja Rec. möchte es für einen Mangel an der Ausführlichkeit dieses Abschnittes halten, dass der Vf. die beim Scharlach so häufig, und in mehrfacher Formverschiedenheit hervortretende Gehirnentzündung nur sehr allgemein betrachtet hat, während demselben an sonstiger Vollständigkeit und Gründlichkeit der Betrachtung nichts abgeht. Uebrigens erkennt Rec. den Scharfsinn den der Vf. bei der Darstellung seiner Contagien-Theorie dargelegt hat, vollkommen an, wie er nicht minder erwähnen mufs, dafs dieselbe zur Erklärung der Entwickelung der verschiedenen Krankheitsprocesse auf das Sinnreichste benutzt worden ist, so dafs er dringend dazu auffordern kann die hierauf bezüglichen Gegenstände, welche hier nur unvollständig angedeutet werden konnten, im Buche selbst mit Aufmerksamkeit nachzulesen. Welche Erinnerungen auch im Einzelnen gegen die aufgestellten Theorieen gemacht werden können, so mögen sie dennoch dafür, dafs der Vf. auf eine geistreiche Weise einen neuen Versuch gemacht hat, in ein dunkles Gebiet einzudringen, was noch durch keinen früheren besser beleuchtet worden ist, als durch seine Bestrebungen, die unter allen Umständen ein Zeugnifs seines Scharfsinnes und seines regen wissenschaftlichen Eifers an den Tag legen. Rec.

In der zweiten Abtheilung des *dritten* Bandes, welche 1832 erschien, werden abgehandelt:

XXI. Der Friesel, *Exanthesis miliaris*. Der Vf. unterscheidet in der Form des Friesels folgende Verschiedenheiten: *a*) das phlyktänöse Frieselexanthem ohne Randröthe (*miliaria proprie sic dicta*, *alba* etc.) *b*) das phlyktänöse Frieselexanthem mit Randröthe (*miliaria purpurata*, *rubra*), *c*) das papulöse Frieselexanthem (*miliaria papulosa*, Frieselknötchen). Er leitet den Ursprung des Friesels ab von einer *Dyscrasia sanguinis*, die mehr in einer reizenden Eigenschaft des *Serums* als des *Cruors* ursprünglich begründet sey und nicht selten von miasmatischen Einwirkungen erzeugt werde. Er hält ferner dafür dafs ein wirkliches *Friesel-Contagium* nur in seltenen Fällen, und als höchst ephemere Erscheinung, und vorzugsweise nur dann gebildet werde, wenn in sehr engen erhitzten Räumen ein im hohen Grade am Friesel darnieder Liegender durch die Schärfe seiner concentrirten Exhalationen das Blut der Umstehenden, durch den Inspirationsakt gleichsam zu vergiften vermag. Dies *Contagium* dürfte überhaupt nur mehr in einer Abnormität des *Serums* bestehen, und sich der Bedeutung der eigentlichen *Contagien* nur mehr annähern. Weil in den verschiedensten acuten Krankheiten eine solche Abnormität des Blutserums leicht erzeugt werden kann, so ist auch das häufige Erscheinen von kleinen phlyktänösen *Eruptionen* in denselben leicht erklärbar. Weil ferner in gewissen epidemischen und selbst epidemisch-contagiösen Krankheiten ein durch ihren eigenthümlichen Charakter bedingtes Mifsverhältnifs der Blutmischung in einem gewissen Zeitpunkte ihres Verlaufes nothwendig erfolgen mufs, so darf das constante Erscheinen des Friesels in manchen solcher *Affectionen* keine Verwunderung erregen, obwohl derselbe häufiger aus allgemeinen und epidemischen Ursachen, oder aus besonderen, aber mit einander übereinstimmenden Entwickelungsumständen gewisser Individuen, als aus einem eigenthümlichen *Contagium* zu erklären ist. Ueber den innern Vorgang der Krankheitsbildung entwickelt der Vf. folgende Theorie. Das Friesel-Miasma, indem es beim Einathmen die Bronchial-Schleimhaut trifft, wirkt zuerst fluidisirend auf deren Secretionsprodukte. Dadurch wird diese Membran allmälig den serösen Häuten näher gestellt. In je höherem Grade dies geschieht, um so inniger müssen die serösen Membranen in der Brusthöhle, Pleura und Pericardium mit der Bronchialschleimhaut sympathisiren. Es entsteht daher ein allgemein gereizter Zustand dieser Häute, aus welchem die charakteristischen Symptome von Lungenoedem, und von beginnender *Pericarditis* besonders hervorstechen. Die Theilnahme des Herzens selbst verräth sich gleichzeitig durch eine Menge von fälschlich sogenannten Nervensymptomen. Das Blut nimmt gleichfalls an dem erregten, erethistischen Zustande dieses Organs Antheil und sucht eine gesteigerte Plasticität durch die Trennung von seinen serösen Be-

Bestandtheilen geltend zu machen. Um diese grofse *Apokalle* zu [illegible], [illegible] der [illegible] hörig, nämlich das ganze Hautorgan des Körpers, namentlich die oberen, zunächst der Epidermis liegenden Schichten, selbst einer serösen Membran ähnlich zu stimmen. Daher die profusen Schweifse und das Frieselexanthem, als Zeichen, dafs die eigenthümliche Reizung der Haut zu haften beginnt u. s. w. (Die Bildung des Friesels sowohl als acute wie als chronische Krankheitsform knüpft sich in der That an so verschiedenartige ursachliche Beziehungen, dafs die von dem Vf. aufgestellte Theorie wohl nicht für alle Bildungsverhältnisse des Friesels als ausreichend betrachtet werden kann. Vorzüglich aber wird bei derselben ein wesentlicher Punkt, die ganz besondere, in der Erfahrung nachgewiesene Beziehung des Friesels zum Nervenfieber, vermifst. Im allgemeinen aber pflichtet Rec. der Grundansicht bei, dafs dem Friesel am häufigsten epidemische und individuelle dyskrasische ursachliche Momente zum Grunde liegen).

Als Anhang ist diesem Abschnitte zugegeben, die Abhandlung über den *Pemphigus* in seinen verschiedenen Formen. Ferner der *Urticaria*; der *Psydracia* (Juckbläschen) und der *Roseola* (das rothe Ausfahren). Unter den Begriff der *Psydracia* hat der Vf. mehrere sonst als specielle Formen aufgestellte Hautaffectionen zusammengefafst, um die sonst gewöhnliche Zersplitterung dieser Affectionen nach unwesentlichen Differenzen, zu vereinfachen. Er beschreibt *a*) eine *Psydracia phlyctaenosa*, welcher die sogenannte falsche Krätze mit den Ausartungen zu grindartigen Borken und daher die *Impetigo* mit einschliefst. *b*) Eine *Psydracia pruriginosa* welche die Formen des *Prurigo* umfafst. *c*) Eine *Psydracia lichenosa* (*Lichen*). *d*) Eine *Psydracia eczematica* (*Eczema*, *Hydroa*).

Unter den Begriff der *Roseola* stellt er *a*) die *Roseola maculosa* (rothe Flecke) *b*) *Roseola ecthymica* (Feuerpusteln) *c*) *Roseola acnosa* (*Vari*, *Acne*) *d*) *Roseola ficosa* (*Sycosis*).

XXII. *Porrigo*, der schorfige Abschuppungsausschlag. Hierher rechnet der Vf. 1) den *Strophulus* (das Gesämte), 2) die *Tinea faciei* (Milschorf), 3) die *Tinea capitis*, 4) die *Pityriasis* (Kleienförmige Abschuppung der Haut).

XXIII. *Erysipelas.* Der Vf. charakterisirt die Rose als eine congestiv-entzündliche Reizung der Haut, welche ursprünglich besonders von dem lymphatischen Gefäfsnetzen der *Cutis* auszugehen, sich aber bei zunehmender Reizung auf die blutführenden Gefäfse auszudehnen scheint, so dafs auch die Absonderungswerkzeuge der Haut und das Schleimgewebe mit afficirt werden können; bei sehr heftig werdenden Entzündungen vermag dieselbe auf die tiefer gelegenen Zellgewebschichten der Haut und sogar auf die Umhüllungen der unterhalb gelegenen Muskeln sich auszudehnen. (Diese allgemeine Charakteristik der Krankheitsform stimmt mit der Natur auf das vollkommenste überein, in sofern hinzugefügt wird, dafs die Rose ihrem Ursprunge nach jedesmal als ein Reflex eines Allgemeinleidens zu betrachten sey. Rec.) Der Vf. unterscheidet 1) die einfache Rose und stellt als zufällige Formverschiedenheiten derselben auf *a*) den glatten Rothlauf *b*) den blasigen Rothlauf; die oedematöse und scirrhöse Form rechnet er mehr zu den Ausgängen. 2) Das *Erysipelas compositum*. Hier unterscheidet er *a*) die entzündliche Rose (*Erysipelas phlegmonosum*). Rec. hält diese Formgestaltung für eine Steigerung der extensiven und intensiven Gröfse, nicht aber für eine *Complication*, *b*) die gastrische Rose, *c*) die typhöse Rose, *d*) die brandige oder faulige Rose, *e*) die chronische Rose (*Erysipelas habituale*). 3) Nach der Verschiedenheit des Sitzes, der Gesichtsrose, die Rose am Rumpfe, an den Gliedmafsen, die Wanderrose. Gleichsam eingeschoben werden hier die Abhandlung *a*) über die Rothsucht der Neugeborenen, *b*) über die Gelbsucht der Neugeborenen, *c*) das Fratt oder Wundseyn bei Neugeborenen und dann kömmt endlich die Rose der Neugeborenen ausführlich zur Erörterung, worauf die Verhärtung des Zellgewebes zuletzt den Beschlufs macht. Als Anhang kömmt dann ferner der Gürtel zur Sprache. Nach der Verschiedenheit der Entstehungsweise stellt der Vf. folgende Verschiedenheiten auf: 1) *Erysipelas primarium ab irritatione, idiopathicum.* Die durch unmittelbare Einwirkung schädlicher Potenzen erzeugte Hautentzündung, 2) *Erysipelas sympathicum, verum, consensuale*, 3) *Erysipelas symptomaticum*, 4) *Erysipelas metastaticum*, *Pseudoerysipelas*. (Rec. bekennt dafs er den Begriff der Rose nicht so weit ausdehnen möchte, dafs alle Hautentzündungen darin aufgenommen werden, wie der Vf. gethan hat. Dies führt nur zur Verwirrung in der Praxis und zu Fehlgriffen bei der Behandlung. Darum ist auch *Rust's* und *Kluge's* verdienstliches Bemühen, unter dem Begriff des *Pseudoerysipelas* alle, ihrer ursachlichen Beziehung nach verschiedenen Hautentzündungen von der wahren Rose abzusondern, allgemein dankbar anerkannt worden. Die wahre Rose aber ist immer als Reflex eines Allgemeinleidens aufzufassen, und daher sowohl in ihrer *Genesis*, als auch in ihrer Bedeutung und Behandlung, von den andern Hautentzündungen gar sehr verschieden. Dafs es übrigens idiopathische acute Zellgewebsentzündungen giebt, die *Rust* unter der Benennung *Inflammatio telae cellulosae artuum* aufgeführt hat, und die von der Rose als solcher wesentlich verschiedene Krankheitszustände darstellen, wird durch die Erfahrung nachgewiesen, und Rec. kann dem Vf. nicht beistimmen, wenn er diese Uebel wieder in das Gebiet der Rose hineinzuziehen bestrebt ist. Er hält es vielmehr für einen grofsen Fortschritt in der richtigen Würdigung und Behandlung der sonst unter den Begriff der Rose zusammengestellten Krankheitsformen, dafs in der neueren Zeit

Zeit auf eine genaue Trennung derselben von der Rose, von allen am Krankenbette erfahrenen Aerzten gedrungen wird.) Schätzenswerth ist die geschichtliche Uebersicht von epidemischen Rosen in der älteren Zeit. In einem Anhange wird die Verbrennung, die Frostbeule, der Blutschwär, und das *Panaritium* abgehandelt.

XXIV. Allgemeine Betrachtung der Hautaffection, *Dermopathia generalis*. (Diese allgemeinen Betrachtungen stehen hier offenbar an einer unrechten Stelle, nachdem schon ein grofser Theil der Hautkrankheiten abgehandelt worden ist. Rec.) Alle exanthematische Krankheitsformen lassen sich nach des Vfs. Ansicht, hinsichtlich ihres Verhältnisses zum ganzen Organismus theilen. 1) In die fieberhaften contagiösen Exantheme. 2) In die fieberhaften nicht contagiösen Exantheme. 3) Die chronischen contagiösen Exantheme. 4) Die chronischen nicht contagiösen Exantheme. (Wir lassen diese Eintheilung auf sich beruhen; bemerkt mufs indessen werden, dafs der Vf. *Psora*, *Porrigo* und *Herpes* als die Gattungen der chronischen contagiösen Exantheme bestimmt, dafs wir in diesem Bande aber nur den *Porrigo* abgehandelt finden, *Scabies* und *Herpes* aber fehlen. Es dürften aber diese letzteren Krankheiten mit gleichem Rechte als die Grundformen hier einen Platz haben finden müssen, wenn nicht eine ganz willkürliche Zusammenstellung der Krankheitsformen statt finden soll.) Die chronischen nicht contagiösen Hautkrankheiten werden nun in diesem Abschnitte zur Erörterung gebracht.

a) Die Sommersprossen, b) die Leberflecke, c) der Maalfleck (*Vitiligo*), d) der Blutfleck. Hier wird auch von der Kopfblutgeschwulst der Neugeborenen gehandelt.

Hierauf geht der Vf. über auf mehrere Krankheitszustände, deren Darstellung am natürlichsten mit der allgemeinen Ansicht über die Hautaffectionen zusammen zu hängen scheint, und zwar sind dies a) die krankhaften Erscheinungen welche das Schwitzen betreffen (*Hidrosis anomala*), b) die Hautwassersucht, c) die Fettsucht und als Zugabe wird auch die Selbstverbrennung abgehandelt, d) die Balggeschwülste, e) die fehlerhafte Beschaffenheit des Oberhäutchens (*Epidermidis vitia*) und zwar die *Rhagades*, die *Calli*, die Haargewebe welche auf der Haut abgesetzt sind, f) die fehlerhafte Beschaffenheit der Nägel, g) die fehlerhafte Beschaffenheit der Haare. (Rec. mufs es dem sachverständigen Leser überlassen in diese Zusammenstellung von Krankheitsformen einen Zusammenhang zu bringen, und sich mit der Krankheitseintheilung des Vfs. zu befreunden, ihm hat dies, selbst beim Anerkenntnifs des vielen Vortrefflichen was dies Werk in einzelnen Beziehungen enthält, doch nicht gelingen wollen.)

XXV. Vom Erkranken der Muskeln, *Myopathia*. In diesem Abschnitte giebt der Vf. eine dankenswerthe Uebersicht der Krankheiten der Muskeln, die bisher als besondere Krankheitsformen so wenig beachtet worden sind. Er beginnt 1) mit der Muskelentzündung. Dem Muskelschmerze ist hier eine gründliche Betrachtung gewidmet. Die Ausgänge der Muskelentzündung werden erörtert. Unter den chronischen, nicht entzündlichen Affectionen der Muskeln werden hervorgehoben a) die zu grofse Beweglichkeit, zu grofse Reizbarkeit der Muskeln, b) die Trägheit oder verminderte Beweglichkeit der Muskeln. Verschiedenartige Abweichungen der Farbe und der Textur der Muskeln werden hier beiläufig betrachtet. 2) Kömmt die Sehnenentzündung zur Erörterung.

Rec. schliefst die Anzeige der ersten Hauptabtheilung dieses Werkes, indem er sich auf dasjenige allgemeine Urtheil bezieht, was er bereits bei der Anzeige des 1sten Bandes abgegeben hat. Gerne spricht er dem Vf. den Dank seiner Kunstgenossen aus, für die mühevolle Sammlung der in der Literatur zerstreut liegenden Thatsachen, und der historischen Nachweise. Sie macht eine besonders verdienstliche Seite des Werkes. Dennoch aber mufs er bemerken, dafs hierbei oft eine Vorliebe für die Alten hervorzustechen scheint, selbst bei solchen Krankheiten bei welchen ihre Auctorität wenig in Anschlag zu bringen seyn dürfte, während wenigstens in einzelnen Abschnitten die neuere Literatur, rücksichtlich der Sammlung dieser Thatsachen, nicht immer mit gleicher Sorgfalt benutzt worden ist. Auch wäre es erwünscht gewesen die Citate mehr unter allgemeinere Gesichtspunkte geordnet zu sehen, die hin und wieder auch manches werthlose mit einschliefsen, was füglich hätte wegbleiben können.

Gern erkennt Rec. die vielen verdienstlichen gründlichen Beleuchtungen einzelner Gegenstände an, die ohne Zweifel zur Förderung der Wissenschaft beitragen werden, und die eine zweite ausgezeichnete Seite des Werkes bezeichnen. Diese wissenschaftliche Nützlichkeit ist aber offenbar dadurch sehr getrübt, dafs die einzelnen Krankheitszustände abgerissen von ihrem durch ihr Wesen begründeten natürlichen Zusammenhange dargestellt werden, wodurch mindestens Wiederholungen veranlafst werden mufsten, wenn die Beziehung der einzelnen Formen auf dasjenige was die Gattung in ihres Wesensbildung Gemeinsames einschliefst, nicht ganz verloren gehen soll. Die Wissenschaft strebt nach allgemeinen Principien, für deren Feststellung die vom Vf. gewählte Ordnung in der Eintheilung aber nicht vortheilhaft seyn kann.

In praktischer Hinsicht läfst das Werk viel zu wünschen übrig. Schon die zum Grunde gelegte Eintheilung und die Einschaltung der ihrer Natur nach heterogensten Krankheitszustände unter die, die einzelnen Abschnitte bezeichnenden Gesichtspunkte erschwert den Handgebrauch. Wenig Aerzte möchten z. B. die Fettsucht, die *Combustio spontanea*, die Hautwassersucht, unter den *Exanthemen* suchen; wenige den Kropf zwischen der *Phthisis* und den Herzkrankheiten; die Gelbsucht der Neugeborenen unter der Rose u. s. w. Besonders wird aber die bequemere praktische Brauchbarkeit dadurch gestört, dafs in der Characteristik, *Nosographie*, *Aetiologie*, *Nosogenie*, *Therapeutik*, die verschiedenartigsten

Krankheitsformen unter einem Gesichtspunkte neben einander gestellt abgehandelt werden, so dass man das auf die einzelne Form Bezügliche, an verschiedenen und oft sehr entfernten Stellen zusammenlesen muss. In der *Nomothetik* finden wir allgemeine Heilindicationen für die in dem betreffenden Abschnitte neben einandergereihten Krankheiten aufgestellt, während ihr verschiedenes Wesen eine solche Zusammenfassung gar nicht gestattet. Können z. B. dieselben allgemeinen Heilindicationen für die Sommersprossen, die Leberflecke, die Maalflecke, die Blutflecke und die Schädelblutgeschwulst der Neugeborenen; für die Rose und die Gelbsucht, und das Wundseyn der Neugeborenen aufgestellt werden? Manche Krankheiten werden in einen Anhang zu den einzelnen Abschnitten verwiesen, gleichsam als fehlte ein Platz für sie im Systeme. In der *Iatrik* finden wir die gewöhnlichen Heilmethoden zwar gewürdigt, viele Beobachtungen anderer Aerzte angegeben, aber wir entbehren oft des aus eigener Erfahrung gereiften sicheren Führers, und die sorgfältigere, nur durch die eigene Erfahrung sich bildende specielle Beziehung der Heilmethoden und Heilmittel, auf die speciellen Modificationen des Krankheitszustandes, die der zum Handeln am Krankenbette genöthigte Arzt gerade sucht, wenn er einen Rath nothwendig hat.

Uebrigens wird dies Werk unter allen Umständen einen grossen Werth in der medicinischen Literatur behalten, und darum wünscht Rec. dass der Vf. an der Herausgabe desselben thätig fortarbeiten möge.

(*Die Fortsetzung wird folgen.*)

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

KASSEL, in d. Luckhardt. Hofbuchh.: *Predigt über die unzertrennliche Verbindung der Vernunft und des Christenthums*, gehalten in der Brüdergemeinde zu Kassel am 24. Aug. 1834 von Dr. *C. F. W. Ernst*, erstem Prediger an der genannten Gemeinde u. Consistorialrath. Von einigen Bürgern aus der Brüdergemeinde in den Druck gegeben. Im Febr. 1835. 16 S.

Der Vf., als Prediger des lichtvollen geistigen wahren Christenthums schon aus früherer Zeit her rühmlichst bekannt, macht im Eingange erst auf den Streit aufmerksam, der immer zwischen geistlicher und weltlicher Macht Statt hatte, obgleich beide Gewalten Hand in Hand gehen sollten. Dann weist er darauf hin, wie auf eine ähnliche Art die Menschen oft über den Vorrang der Vernunft und des Christenthums hadern, obgleich beide auf's innigste verbunden sind. Aus Röm. 12, 1. nimmt er Veranlassung zu seinem Hauptsatze. Er beweist 1) die wichtige Wahrheit, dass Vernunft und Christenthum in der innigsten Verbindung stehen, und gründet 2) darauf einige Ermunterungen. Die Beweisgründe für das Erstere sind folgende: *a*) Vernunft und Christenthum sind beide Geschenke Gottes. *b*) Die Vernunft allein erkennt die Wahrheit und Göttlichkeit dieser Religion. *c*) Ihrem Inhalte nach sind beide eins. *d*) Das Christenthum hat zuerst das Licht der Vernunft völlig angezündet. *e*) Beide geben dem Menschen die nämliche Bestimmung. — Die Ermunterungen im 2ten Theile bestehen darin: *a*) Wir sollen die Weisheit und Güte des Ewigen preisen, dass er uns durch die Vernunft über die willenlose Natur erhob und uns das Christenthum gab, durch welches der Geist in uns, die Vernunft, zum deutlichen Bewusstseyn gebracht wurde. *b*) Wir sollen über den Vorrang der Vernunft und des Christenthums nicht streiten, sondern beide als Gottes höchste Gaben achten und verehren. „Alle die Menschen, welche die Vernunft verachten, sie für schwach und durchaus verderbt erklären, lästern eben so sehr Gott und Jesum, der die erleuchtetste Vernunft war, als diejenigen, welche ihren Spott über das Christenthum ausgiessen. Diese Menschen verstehen nicht, was sie wollen, sie denken nicht tief genug, sonst würden sie auf die Höhe gelangen, wo Vernunft und Christenthum in dem schönsten Einklange stehen u. s. w." *c*) Eben so wenig sollen wir uns aber auch leere Meinungen, die aus dem Morgenlande herstammen, für Christenthum aufdringen lassen, sondern die Lehre Jesu rein und unverfälscht, wie er sie selbst vorgetragen hat, bekennen. „Welcher erleuchtete Christ kann z. B. glauben, dass alle Menschen von ihrem Ursprunge an mit einer schweren Sündenschuld und mit ewiger Verdammniss in die Welt einträten, als Kinder und Sclaven des bösen Geistes unfähig zu einigem Guten, und geneigt zu allem Bösen wären? Ist das etwa die Lehre Jesu? O, nichts weniger als dieses! Er nimmt ein Kind, stellt es unter seine Schüler und sagt: wo ihr nicht umkehrt und werdet wie die Kinder, so könnt ihr nicht in's Himmelreich kommen." *d*) Lasst uns leben und wandeln, wie Jesus befohlen hat. „Nicht der blinde Glaube an das Verdienst und die Person Jesu, denn der ist leicht, sondern das Thun und Handeln macht uns zu wahren Christen. An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen, sagt der Erlöser; es werden nicht alle, die zu mir sagen u. s. w."

Das möge genug seyn, um das Lichtvolle, das Eindringliche, Populäre und Zeitgemässe dieser Predigt darzulegen. Sie hat in Beziehung auf die auch in der Residenzstadt Kassel sehr verbreitete finstere Partei sogar eine geschichtliche Wichtigkeit. Es gehörte der Muth, die Freimüthigkeit und die Wahrheitsliebe eines *Ernst* dazu, zu einer Zeit, wo die Vernunft fast mit Füssen getreten ward, und an einem Orte, wo er von so vielen Feinden des Lichts umgeben war, diese lichtvollen Worte der Wahrheit zu reden. Dank ihm von allen, denen das reine wahre Christenthum noch am Herzen liegt, für diesen Muth! Dank aber auch den wackern Bürgern, die diesen Vortrag dem grösseren Publicum übergaben! Sehr wahrscheinlich haben endlich Worte, wie diese, dazu beigetragen, den verderblichen Bestrebungen der pietistischen Reaction in Hessen Einhalt zu thun; möchten nur nicht auch gewaltsame Mittel dazu mitgewirkt haben.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mai 1835.

PHILOSOPHIE.

Dresden, b. Grimmer: *Die philosophische Geheimlehre von der Unsterblichkeit des menschlichen Individuums* von *C. H. Weiße*. 1834. 92 S. 8. (12 gGr.)

Seit geraumer Zeit ist, wenigstens in der eigentlich wissenschaftlichen Philosophie, das Interesse an den alten Schulbeweisen für die Unsterblichkeit der Seele gänzlich verschwunden; ja es scheint sich damit sogar eine Gleichgültigkeit für den Gegenstand selbst eingefunden zu haben, welchen man neuerdings, auf die Autorität eines bedeutenden Namens gestützt, ebenso für eine innerlich unwahre, als zudem noch durch die neuere Philosophie ausdrücklich beseitigte Vorstellung uns ausgeben möchte.

Zu gestehen ist freilich, daſs die tiefere Entwicklung der Speculation in der Gegenwart den bisherigen Unsterblichkeitstheorieen keinesweges günstig ist; überhaupt, wir scheuen nicht, es auszusprechen, daſs die gewöhnlichen Ansichten darüber vor jeder gründlichern Betrachtung von selbst zusammenfallen. Es kann nämlich als das übereinstimmende Ergebniſs der bisherigen speculativen wie höhern Naturforschung angesehen werden: daſs die Seele nur *in ihrer Leiblichkeit wirklich*, als unleibliche aber eine bloſse Abstraction, ein leeres Gedankending sey. Ebenso hat man auch den *Leibnitz*schen Begriff der Seelenmonas, als einer an sich *unvergänglichen*, aus sich selbst sich wandelnden Einheit, in dieser Einseitigkeit wenigstens, müssen fallen lassen. Und überhaupt, da der Gedanke eines eigentlichen *Anfangens* des Individuellen sich nicht abweisen läſst, kann ebenso wenig die ihm entsprechende Vorstellung eines *wahrhaften Vergehens* desselben umgangen werden. Alles *bloſs* Endliche muſs irgend einmal seinen jüngsten Tag erleben, d. h. eine Umwandlung eingehen in sein *Anderes*.

Ueberhaupt aber liegt in der ganzen Anforderung eines förmlichen Beweises für die Fortdauer etwas Schiefes und Unklares, das längst hätte auffallen müssen. Ein künftig eintretender, faktischer Zustand soll erwiesen, d. h. durch besondere Gründe seine Existenz garantirt werden. Diese könnten nur apriorische seyn, oder als Thatsachen in der Erfahrung liegen. Eine rein apriorische Begründung zu suchen, wäre in diesem Falle unstatthaft, weil das apriorische Denken nirgends vom Faktischen, sondern lediglich von Allgemeinbegriffen und deren Verhältnisse im *Denken* handelt. Ebenso bliebe es ungereimt, von einem künftigen, noch unerlebten Zustande einen thatsächlichen oder Erfahrungsbeweis verlangen zu wollen, der unseres Wissens auch noch nie versucht worden ist. Indem sich somit die beiden Grundformen alles wissenschaftlichen Erweisens hier als unzureichend zeigen; schiene dafür nur das Feld der Hypothesen und Vermuthungen übrig zu bleiben, mit welchen die Philosophie, in ihrer streng-wissenschaftlichen Haltung, nichts weiter zu schaffen hat. Soll daher die ganze Frage dennoch, wie sie es verdient und wie es nöthig ist, für wissenschaftliche Behandlung gewonnen werden; so wäre dies nur auf einem ganz andern, bisher noch nicht versuchten Wege möglich; wovon sogleich!

Indem solchergestalt nämlich die Wissenschaft aus sich selbst zur Unterstützung jenes Glaubens Nichts zu thun vermag, noch auch zuerst ihn hervorgerufen hat; tritt doch gerade dadurch die *Thatsache* desselben, die ursprüngliche Gewiſsheit einer Fortdauer, wie sie im Menschengeschlecht zu allen Zeiten sich findet, desto merkwürdiger und bedeutungsvoller hervor. Es ist das ursprüngliche Zeugniſs, das der Geist des Menschen sich selbst giebt von seiner innern, wesenhaften Unendlichkeit, in dessen ungetrübter Zuversicht er sich nicht irre machen läſst durch die Grübeleien der Schule dafür oder dawider.

Damit ergiebt sich aber auch für die Wissenschaft ein neuer Gesichtspunkt für die ganze Frage. Jener Glaube, lediglich als Faktum, als psychologische Erscheinung betrachtet, ist merkwürdig genug um nach Ursprung und Bedeutung untersucht zu werden. Er wird nun das *Gegebene*, der faktische Ausgangspunkt, den wir vorher vermiſsten; und wenn daraus auch keine förmliche Demonstration für die Unsterblichkeit erwächst im bisherigen Sinne; so wird doch die ursprüngliche Ueberzeugung derselben zur Gewiſsheit befestigt, indem dadurch die ahnungsvolle Seite des Menschen in ihr Recht und ihr Verständniſs gesetzt wird. Es bedarf hier überhaupt nicht einer *positiven* Beweisführung, auch wenn eine solche möglich wäre; vielmehr reicht es bei dieser Frage hin, nur die dagegen erhobenen Bedenklichkeiten hinwegzuräumen, die Möglichkeit der Fortdauer aufzuweisen, überhaupt den ganzen Gedanken begreiflich zu machen und ihn einzureihen in den allgemeinen Naturzusammenhang, um eine voll-

stän-

ständige Ueberzeugung davon zu befestigen; denn Jeder will sich überzeugen lassen, wenn er nur kann, weil er ursprünglich schon überzeugt ist. Dies wäre die Eine Weise, dem Probleme wissenschaftlich näher zu treten.

Indem ferner jedoch das Hauptbedenken gegen die Fortdauer des Seelenindividuums in der untheilbaren Verbindung mit seiner leiblichen Existenz beruht, müfste man suchen gerade von dieser, der physiologischen Seite aus dem Räthsel beizukommen: der Begriff der Leiblichkeit und des leiblichen Todes im Zusammenhang mit den verwandten Problemen der Erzeugung wäre zum Mittelpunkt der Untersuchung zu machen. Auch hierdurch wird uns ein bestimmtes Gebiet der Erforschung angewiesen; alles unsichere Fabeln und Greifen in's Leere ist ausgeschlossen, und das wissenschaftliche Princip, auf welches wir die Schlüsse in die unbekannte Region gründen, ist das der *Analogie*.

Aus diesem doppelten Gesichtspunkte hat Rec. in einer eben erschienenen Schrift den Gegensand behandelt; aber selbst hier schien es nöthig, die allgemein wissenschaftlichen Bedingungen dieser Frage vorauszuschicken, um für die vorliegende Schrift einen festen Maafsstab der Beurtheilung zu gewinnen.

Auch der Vf. spricht sich (S. 43), mit ausdrücklicher Beziehung auf einen neuerdings versuchten apriorischen Beweis für die Unsterblichkeit, über die Unmöglichkeit einer solchen aus; — aus dem richtigen Grunde, weil die geistige Persönlichkeit kein blofs Apriorisches, Logisches oder Mathematisches sey, sondern ein Lebendiges, welches nur durch Erfahrung als Thatsache erfafst werden kann, um erst hieraus Gegenstand einer spekulativen Behandlung zu werden. Auch Er sucht daher, wie wir, die feste Handhabe einer *Anschauung*, eines Gegebenen, um daran den spekulativen Hebel anzulegen. Dabei verlegt er aber die Untersuchung in den Abschnitt seines Systems, der vom absoluten Geiste handelt, und der sich zwischen Aesthetik, Ethik und Religionsphilosophie einherbewegt. Wo nämlich der göttliche Geist dergestalt in die Besonderheit und Begrenzung des endlichen Geistes hinaustritt, dafs er diesen ganz erfüllt, dafs die endliche Individualität völlig aufgeht in der göttlichen Ebenbildlichkeit, da ist das Creatürliche auch das geistig *Absolute* geworden, mithin auch — nach einer Schlufsfolge, deren Rechtmäfsigkeit wir nachher beleuchten wollen — das *Unsterbliche*.

Hierdurch ist aber nur den höhern, in die Absolutheit des Geistes eingetretenen Individualitäten die Fortdauer zuzusichern. Ja der Vf. steht nicht an, statt bei der natürlichsten Folgerung stehn zu bleiben, dafs die Fortdauer der übrigen unentschieden bleiben müsse, bis zur positiven Behauptung fortzugehen: dafs sie den endlichen Individualitäten ganz abzusprechen sey. Er theilt das Menschengeschlecht wie in geistig endliche und absolute, so auch in sterbliche und unsterbliche Individuen, wobei er zugleich behauptet, — kaum jedoch zur Ueberzeugung für den Bibelkundigen — dafs auch das neue Testament nur für die Wiedergebornen die Fortdauer, für die Andern aber den ewigen Tod oder das Nichtseyn lehre.

Die unmittelbarste Anschauung des Ewigen in begrenzter Form ist jedoch die *ästhetische*, die des Schönen und Erhabenen. Es liegt nämlich im Wesen der schönen Erscheinung, in der individuellsten Begrenzung und engsten Geschlossenheit ein Ewiges, innerlich Unendliches zu umfassen, welches, hervorgegangen aus der zeitlichen That künstlerischen Schaffens, selbst die Zeit erfüllt. Diese Anschauung ist die allgemeinste Thatsache, die man anzuführen hat, um die Gegenwart des Ewigen im Endlichen zu erweisen. Die erscheinende Schönheit ist überhaupt Bürge dafür, dafs es Etwas im Menschengeiste giebt, was sein irdisches Leben und sein endliches Bewufstseyn überdauert, und im ewigen Leben der göttlichen Substanz unsterblich fortlebt. (S. 49.) So ist bei dieser Untersuchung die Frage vielmehr also zu stellen: *Was* das Unsterbliche in unserm Geiste sey, wie es sich zum Selbst unserer Selbst, zum wahren Ich machen, und die Nichtigkeit des endlichen Selbst in sich absorbiren und tilgen könne? (S. 37) Dies ist aber nur möglich durch geistige Wiedergeburt, wodurch die Lehre von der menschlichen Unsterblichkeit sich von selbst zu einem Mysterium gestaltet, das sie den an ihr Theilnehmenden nicht nur lehrt, sondern auch verleiht in gewissem Sinne, indem nur der ihrer innerlich theilhaftige Geist auch an sie glauben kann. (S. 59.)

Indefs fordert die tiefere philosophische Erkenntnifs für den Geist in jeder Form des Daseyns eine körperliche Basis: nur in ihrem Leibe ist die geistige Individualität wirklich. Auch hier bietet die ästhetische Anschauung eine Analogie, diese künftige höhere Leiblichkeit sich zu denken. Im physiognomischen Ausdruck, der durch die physische Leiblichkeit hindurchblickt, überhaupt in dem Charakter und Typus der Geistigkeit, der sogar umgestaltend die Körpermasse durchdringt, zeigt sich uns faktisch das *Vorhandenseyn eines zweiten Körpers in jenem stoffartigen*, den wir ausschliefslich für unsern Körper halten, während sich jener in diesem um so unzweideutiger und eigenthümlicher ausprägt, je gröfser, tiefer, charaktervoller die geistige Individualität ist, welche sich darin zur leiblichen Erscheinung bringt. — So wird, da jene doppelte Corporisation schon hienieden uns deutlich entgegentritt, die allgemein geistige Substanz der creatürlichen Individualität auch künftig nach dem Verluste des materiellen Leibes, „den höhern Körper, welchen sie nun einmal nicht entbehren kann, *unter jeder Bedingung neu zu erzeugen wissen.*" (S. 57.)

Der

Der letzte Wink wird erst verständlich, wenn wir aus den andern Schriften des Vfs (seiner „*Idee der Gottheit*" und der „*kurzen Darlegung seines Systems der Philosophie*") die betreffenden Andeutungen hinzufügen und seine Ansicht danach vervollständigen. — Die unmittelbare Existenz nach dem Tode und nach der Entbindung von der Leiblichkeit *ist* nämlich die eines *Seelenschlafes*, einer schlummernden, thatenlosen Ruhe, worin die höhern Kräfte der Seele, das gewonnene Lebensresultat derselben, zwar bewahrt, aber in die Unwirklichkeit und bloſse Potenz zurückversetzt sind. Erst mit der *Auferstehung*, welche physischer Seits zugleich mit einer Erneuerung und höhern Umschaffung der Erde oder der Gesammtkörperwelt verbunden ist, erwachen die *Wiedergeborenen* zu neuem Leben, welches ihnen auch eine höhere Körperlichkeit gewährt.

Dies erst ist die Seeligkeit, welche der Vf., hierin genau an die Kirchenlehre sich anschlieſsend, nur mit dem Eintritt eines neuen Himmels und einer neuen Erde, d. h. unter der Bedingung einer höheren physischen Umgestaltung denkbar findet. Das Geschlecht kann nur zumal, und mit der gänzlichen Verjüngung aller seiner übrigen Lebensvoraussetzungen das höhere, wahrhaft ihm gemäſse Daseyn betreten. —

Dies ist in kurzem, aber vollständigem Umriſs die Theorie des Vfs über die Fortdauer, in welcher Tiefsinn, sinnreiche Consequenz und Originalität Keiner verkennen wird. Doch kündigt er seine Untersuchungen nur als vorläufige, der weitern Entwicklung und tiefern Begründung bedürftige an; und wie wir insgesammt wohl in diesen Gegenständen nicht sobald zu einem uns selbst völlig genügenden Abschluſs gelangen werden, wie hier besonders von wechselseitiger Förderung und Nachhülfe das Beste zu erwarten ist: so möge auch er die nachfolgenden Erinnerungen in diesem Geiste aufnehmen, wobei wir nicht bergen, daſs wir sogleich schon über die *Grundthatsache*, von welcher er ausgeht, uns mit ihm nicht einverstanden erklären können.

Er beruft sich auf die ästhetische Anschauung, um zu erweisen: daſs ein wahrhaft Ewiges, Substantielles in die engste Begrenzung eingehe, und gerade nur in *solcher* gegenwärtig sey. Hiermit scheint er jedoch für die weitere Anwendung, welche er dem Satze geben will, entweder zu viel zu beweisen, oder zu wenig. Denn ein jedes Endliche, falls es nur auf Individualität Anspruch macht, falls ihm eine innere Entelechie und Zweckthätigkeit eingepflanzt ist, stellt in seiner individuellen Begrenzung wahrhaft eine Unendlichkeit dar; deſshalb ihm auch — in allgemeinster, nicht ästhetisch künstlerischer Bedeutung — *Schönheit* zuzusprechen ist. Es hat Theil an der *Schönheit* wie an der *Wahrheit* des All, dessen Gleichniſs es ist; und jene beiden Begriffe fallen in dieser Sphäre vielmehr zusammen. Daher ist nicht nur mit *Weiſse* zu sagen: bloſs das Schöne stellt in individueller Gestalt ein Unendliches dar; sondern zugleich: jede wahrhafte Individualität ist die Selbstdarstellung, die Gegenwart eines Unendlichen, mithin auch schön. — Alle Beweise demnach, die *Weiſse* aus der ästhetischen Erscheinung auf das Daseyn eines Ewigen, mithin auch — Unsterblichen, in endlicher Gestaltung gründen zu können glaubt, würden sich mit gleichem Rechte auch auf den Begriff der Individualität überhaupt ausdehnen lassen. Alles Individuelle würde, weil ein Unendliches darstellend, auch zeitlich unendlich seyn; wo der Sprung und das Lückenhafte dieser Folgerung noch deutlicher in die Augen fällt, als in jener eingeschränkteren Fassung, wiewohl die Schluſsfolge dort und hier nur auf demselben Principe beruht.

Nun hat aber an sich selbst schon das Schöne gerade am allerwenigsten auf zeitliche Dauer Anspruch zu machen; vielmehr ist der Gipfel und die Blüthe desselben eine so vorüberschwindende Erscheinung, daſs die Natur selbst sie nur einen Moment festhält, während der Geist allein, der *Gedanke*, in seine allgemeine Idealität sie aufnehmend, ihr in sich selbst und seinem Gedächtnisse Dauer zu verleihen vermag. Dies jedoch Unsterblichkeit zu nennen, wird der Vf. selbst weit entfernt seyn! — Ueberhaupt erscheint jeder Kulminationspunkt des Daseyns, wiewohl er die realisirte Vollendung desselben, *sein ewiger Begriff* ist, nur in vorübergehender Eile: kaum erkannt, vielweniger genossen, fällt er der leise verwandelnden Zerstörung zum Opfer. Und das Höchste verdient ja nur deſshalb diesen Namen, weil es, selten erreicht, zudem ohne dauernden Bestand ist. Zuletzt, was ist gerade flüchtiger, als die höchste Formgestaltung der innern Vollendung eines Dinges, seine Schönheit?

So würde die Aesthetik gerade nicht für, sondern gegen die Unsterblichkeit zeugen, wenn man sie zur Bürgschaft aufriefe: ja von hier aus gewinnt sogar die entgegengesetzte Lehre Werth, Bedeutung und Adel. Durch dies Gefühl allein kann die Flüchtigkeit der irdischen Dinge, wie alles Schönen und Herrlichen ertragen werden. Fällt es auch der Zeit, der Vernichtung zum Opfer; so hat es doch das Höchste erreicht, dem Ewigen Ausdruck verliehen, und ihm sich geopfert, nicht der gleichgültigen, wesenlosen Zerstörung. Dies nicht nur resignirende, sondern erhebende Gefühl der gänzlichen Hingebung in den Dienst des Göttlichen, das für sich selbst Nichts mehr seyn und bedeuten will, die höchste Uneigennützigkeit dieser Selbstvernichtung, die spekulativ sogar bis zu dem bezeichnenden Satze fortging: Wer Gott liebt, der kann nicht wollen, daſs Gott ihn wieder liebe; — dies Bewuſstseyn hat nicht nur eine ästhetische, sondern auch eine religiöse Seite; und Wer möchte Solchen, die also denken, eine selbstische Unsterblichkeit aufdringen, da sie ihr Selbst eben überwunden haben? — Nur be-

befinden sich die Ablehnenden eigentlich in einem theoretischen Widerspruche gegen sich selbst. Indem nämlich diese Liebe des Ewigen die Selbstheit in ihnen aufgezehrt, so dafs nicht mehr sie, ihre enge Eigenheit, sondern eine höhere Macht in ihnen lebt und Person geworden ist, haben sie ihr eigentliches, göttliches Selbst und damit die Ewigkeit sich zugesichert. Ihr Selbst ist erhöht, ergänzt, verklärt, nicht aufgehoben. Und so könnte man mit Recht sagen, dafs nur der, welcher der Unsterblichkeit nicht bedarf noch ihrer begehrt von Aufsen, derselben am sichersten sey: er dauert fort, weil er schon hier die Ewigkeit sich gewonnen, weil er göttlicher Natur geworden ist.

Ein Aehnliches spricht auch die Beweisführung unseres Vfs aus. Nur die Wiedergeborenen sind unsterblich, weil sie von der gleichen Substanz mit dem Schöpfer sind, und es ist die Bestimmung des creatürlichen Geistes, zum *Absoluten* zu werden, was ihm der Quell und das Princip seiner innern Ewigkeit und seines Bestandes, mithin auch der Unsterblichkeit wird. Dies ist sogar als der Kern und Mittelpunkt der ganzen Beweisführung anzusehen. — Indem jedoch diese ethisch-religiöse Betrachtung sich dialektisch in ihr Gegentheil hinüberfindet, aus der völligen Entsagung die rechte Zuversicht und Befriedigung zu finden; so ist dies doch, wie man den Gedankengang auch ausdrücke und einkleide, weder ein apriorisches Beweis, noch eine auf Thatsächliches sich stützende Argumentation, sondern nur der höchste und reinste Ausdruck jener ursprünglichen Gewifsheit im Menschen, welcher wir gleich Anfangs begegneten.

Theoretisch nämlich beurtheilt, bleibt hier eine Lücke übrig, von welcher indefs zu bekennen ist, dafs sie nicht blofs die *Weifse*'sche Ansicht drückt, sondern die Hauptschwierigkeit ausmacht in der ganzen Behandlung des Problems. Sey auch bewiesen, dafs das Ewige, Göttliche eintrete in creatürliche Begrenzung und diese völlig Eins mit sich mache: warum soll nun das Ewige, der in individuelle Gestalt eingetretene absolute Geist dieser Gestalt auch *unendliche Zeitdauer* verleihen? Dafs Ewigkeit in metaphysischem Sinne nicht Unsterblichkeit ist, dafs beide Begriffe an sich gar Nichts mit einander zu thun haben; dies weifs der Vf., und er hat diesen Gegensatz schon mehr als einmal mit einer Klarheit ausgesprochen, dafs an eine solche Verwechselung hier nicht zu denken ist. — Aber das Bedenken kehrt nur in anderer Gestalt wieder; Gott nämlich nicht nur als abstract Ewiges, sondern als unendliche, die Zeit *erfüllende* Substanz gedacht, wie wir mit dem Vf. zu thun bereit sind: — warum soll er, auch also gefafst, irgend einem seiner zeiterfüllenden Gebilde, sey es auch dem höchsten, die gleiche Eigenschaft der *ewigen* Zeitfüllung, oder der *unendlichen Dauer* verleihen? In jenem Begriffe selbst wenigstens, wie er auch gedacht werde, liegt nichts davon. *Weifse* selbst hat die Frage scharfsinnig in den Gegensatz gedrängt: nicht ob das menschliche Bewufstseyn unsterblich sey, sondern ob der *unsterbliche Mensch*, *Selbstbewufstseyn werde*, sey zu untersuchen. Aber auch dies Letztere zugegeben, ist damit zugleich *bewiesen*, dafs jenes „Unsterbliche" dem menschlichen Bewufstseyn an seiner Unsterblichkeit blofs dadurch Antheil gebe, dafs es darin erscheint?

Hier also scheint noch das Grundproblem übrig zu bleiben für die bisherigen Theorieen über Unsterblichkeit, den Uebergang nachzuweisen von dem Begriffe der zeiterfüllenden Ewigkeit zum Gedanken einer unendlichen Zeitdauer des Creatürlichen. Die Schuld des bisherigen Mifslingens scheint uns aber, dafs man auch hier noch mit zu abstracten Begriffen verkehrt, welche durch ähnliche abstracte Sätze widerlegt werden. Es ist hier nämlich sogleich an die schon erwähnte Wahrheit zu erinnern: dafs jedes Endliche als solches in sein *Anderes* übergeht, das Andere selbst wird; und dergestalt sich in ihm verliert: — *so lange* nämlich, setzen wir den Bereich jener ganzen Begriffssphäre überschreitend, sogleich hinzu, als ihm das *innere* Selbst abgeht; so lange es sich nicht zum wachen, sich fassenden Selbst, als der Einheit *über* dem Wechsel erhoben hat. Hierdurch ist dies ganze Princip des blofs einfachen Anderswerdens überwunden, die Creatur ist hier im Uebergehen *sich selbst* die Andere und doch die Eine zugleich. Der Begriff der Persönlichkeit mit Einem Worte ist es, der über diesen ganzen Bereich hinausführt, der aber wieder nicht in solcher Abstraction gelassen werden mufs, sondern bis zu seiner Erscheinung im leiblichen Daseyn nach allen physiologischen Beziehungen hinabverfolgt werden mufs.

So kann unseres Erachtens jene Lücke nur ausgefüllt werden, einestheils durch eine dialektische Entwicklung des Begriffs der Persönlichkeit, anderntheils durch erfahrungsmäfsiges Verständnifs desselben an der bestimmten Anschauung menschlicher Persönlichkeit und deren Beschaffenheit im gegenwärtigen Daseyn, welches hier keiner weitern Ausführung bedarf, indem diese an einem andern Orte versucht worden ist.

(*Der Beschlufs folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mai 1835.

PHILOSOPHIE.

Dresden, b. Grimmer: *Die philosophische Geheimlehre von der Unsterblichkeit des menschlichen Individuums* von *C. H. Weiße* u. s. w.

(*Beschlufs von Nr. 89.*)

Auf die Analogie ferner zwischen der höhern ästhetischen Leiblichkeit und dem künftigen Leibe der Wiedererstandenen, wie sie der Vf. vorübergehend erwähnt (S. 56), möchte ich eben so wenig Nachdruck legen, als er selbst es thun zu wollen scheint. Es entgeht ihm nämlich nicht, dafs der Hauptnerv des Beweises, der in jener Analogie liegen soll, hierbei gerade fehlt; indem es zu einer solchen geistigen Ausprägung des Charakters in Physiognomie, Bewegung, Sprache u. dgl., was, nach des Vfs Ausdruck, ein zweiter oder innerer Körper seyn soll, es immerdar eines ersten, stoffartigen bedarf, ohne welchen der zweite, wie die ganze Persönlichkeit zu einer blofsen Abstraktion oder unwirklichem Gedankendinge herabsinkt. Der ästhetische Charakter der Persönlichkeit unterwirft sich das Leibliche, durchdringt, gestaltet es; aber er erzeugt es weder, noch kann er selbst sich verwirklichen, ohne dasselbe vorauszusetzen. Hier zeigt sich eben, was der Theorie eigentlich abgeht, eine physiologische Basis, die, von Unten her den Begriff unterbauend, ihn dadurch ebenso von seiner Abstraktion erlöst, als ihn durch Belege aus der Wirklichkeit erst völlig begreiflich und verständlich macht. So war es denn unvermeidlich, dafs bei der Hauptfrage nach der künftigen Corporisation der Seele hier eigentlich nur ein *Postulat* ausreichen müfste: die absolute Substanz (Gott) werde den zur Fortdauer bestimmten Individualitäten ihren Körper eben *unter jeder Bedingung* neu zu erzeugen wissen (S. 57).

Wir kommen nun zur charakteristischen, aber, wie uns dünkt, härtesten und willkürlichsten Seite dieser Unsterblichkeitstheorie. Nur die zur absoluten Geistigkeit hindurchgedrungenen Individuen dauern fort, d. h. stehen auf bei der allgemeinen Wiedererneuerung am jüngsten Tage: die andern bleiben, um ihrer innern Nichtigkeit willen, im vorigen Nichtseyn. Ihre Verdammnifs ist eben ihr ewiger Tod. — Nach seinen Prämissen konnte jedoch, wie schon früher erwähnt, *Weiße* nur bis zu der Behauptung fortgehen: dafs die Gründe, die man dort für die Fortdauer habe, hier fehlen; wefshalb kein Grund vorhanden sey, um auch auf diese die Fortdauer auszudehnen. Statt dessen substituirt er dem negativen Unentschiedenbleiben, wie es allein im Zusammenhange liegt, sofort die positive Behauptung: *defshalb* ist den andern die Fortdauer abzusprechen.

Will man jedoch die ganze Hypothese sich spekulativ und physiologisch näher begreiflich machen, und nicht an ein *bon plaisir*, an einen absoluten Willensakt Gottes den Rekurs ergreifen; so ist schlechthin nicht abzusehen, wie sich durch die blofs ethische Vollendung der Wiedergeborenen auch ihre *physiologische* Substanz dergestalt verwandelt haben soll, dafs sie fähig werden bei der höhern Umgestaltung des Weltalls wieder zu erwachen und mit neuer Leiblichkeit sich zu umkleiden, während dazu in den Andern kein Vermögen geblieben seyn soll. Was begründet denn überhaupt jenen durchgreifenden Gegensatz in der physischen Beschaffenheit der beiden Geschlechter, dort zur ewigen Fortdauer tauglich, hier schlechterdings untauglich zu seyn? Ueberhaupt finden wir uns damit in eine so neblichte Region des Vorstellens und Vermuthens hineinversetzt, dafs hier allerlei weitere Hypothesen zwar möglich, ihr Beweis jedoch schlechterdings unmöglich bleibt. Das *Gegebene*, woran die Untersuchung festzuhalten hätte, ist hier eben ganz verlassen.

Indefs dürfen wir nicht verbergen, dafs die Behauptung einer nur partiellen Fortdauer des Menschengeschlechts bei *Weiße* mit dem Edelsten und Grofsartigsten seiner Ansicht zusammenhängt, mit der ethisch religiösen Strenge, welche die höchsten Gaben der Geisteswelt nicht verschwendet und profanirt sehen will. Defshalb glaubt er das Reich des absoluten Geistes, wie er es nennt, die Gemeinde der dem göttlichen Dienst geweiheten Genien bis auf die Wurzel abscheiden zu müssen von dem Haufen der blofs endlichen Individuen. Jedem aber ist gestattet nach seiner Unsterblichkeit zu streben und sie sich zu erkämpfen; und wie dieser Glaube, wenn er im Menschengeschlecht zur lebendigen Flamme entzündet werden könnte, eine tiefe Erschütterung, ein Ringen nach innerer Erlösung und Heiligung erzeugen müfste: so scheint er ihm bestimmt künftig die Stelle des Glaubens an ewige Seligkeit oder Verdammnifs vertreten zu müssen, welchem das Zeitalter ohnehin entwachsen sey.

Aber hier handelt es zunächst sich nur darum, welcher Glaube der wahre, und ob er den seinigen wahr zu machen im Stande sey? Und ist, auch abgesehen davon, die Verheifsung künftiger Seligkeit oder

oder Unseligkeit, die in unsere Wahl gestellt ist, weniger eingreifend und gemütherschütternd, als was er dafür zu substituiren gedenkt? — Auch halten wir jenen alten Glauben keineswegs für so antiquirt, dafs er einer solchen Nachbesserung bedürfte; vielmehr sind wir alles Ernstes überzeugt, dafs die Religionswissenschaft auch in diesem Punkte sich ihm immer mehr annäheren, und ihn zu verständlicher Anerkenntnifs bringen werde. Wir unseres Theils können nämlich in jener Hypothese, verglichen mit diesem, dem allgemeinen moralischen Sinne des Menschen nicht weniger entsprechenden, als an die vorchristlichen Ahnungen der Völker sich anschliefsenden Glauben einer im Selbstbewufstseyn eines Jeden sich vollziehenden Vergeltung, — nur wiederum ein Zurückweichen ins *Abstrakte* eines unbestimmten Nichtseyns erblicken, im Gegensatze mit einem eigentlich ebenso schwankend gehaltenen Fortexistiren, in dem zugleich schon die Seeligkeit bestehen soll. Käme er auch mit dem theoretischen Beweise davon zu Stande; wir würden dennoch die alte Lehre kräftiger, menschheitsgemäfser, poetischer finden. Wie das Gute dieser Welt nicht ohne den Kampf und die siegreiche Bewährung gegen ein wahrhaft Böses, so auch der Himmel nicht ohne den Gegensatz eines wahrhaft unseligen, nicht blofs in dumpfer Nichtexistenz bestehenden Zustandes, welchen wir schon in der Gegenwart bestimmt genug vorempfinden können, nicht minder wie den entgegengesetzten der Seligkeit. (*Weifse* verabscheut, wie wir, das Ausmergeln und Entkräften der scharfausgeprägten Anschauungen des christlichen Glaubens in die vagen Abstraktionen moderner Spekulation, und hat sich mehr als einmal kräftig dagegen ausgesprochen. Sollte dieser Theil seiner Theorie nicht ein übriggebliebener Rest seyn jener Behandlungsweise und des Geistes jener Philosophie? Denn wenigstens im neuen Testamente diese Lehre wieder zu finden, wird kaum ohne die gewaltsamsten Deutungen möglich seyn.

Ueberhaupt müssen wir heutiges Tages dringend abmahnen, bei allen solchen Forschungen die Bibel ins Spiel zu bringen, und durch sie bestätigen lassen zu wollen, was Einem irgend zu behaupten beliebt: — weniger mit Bezug auf *Weifse* äufsern wir dies, als in Rücksicht auf das immer mehr sich verbreitende Unwesen, das sich spekulative Behandlung des Christenthums zu nennen wagt! Die Sätze des Christenthums haben eine so bestimmte und individuelle Bedeutung, dafs die flachen Allgemeinheiten, die man ihnen unterschiebt, um sie dadurch, so hofft man, aus der Vorstellung zur Vernunft zu erheben, dagegen höchst ärmlich und langweilig sich ausnehmen. Und ist dies die neue Ehrfurcht, die man vor der christlichen Lehre an den Tag legt, dafs man sie — nach dem kräftigen Worte *Lessings* bei einer ganz ähnlichen Gelegenheit — als die *wächserne* Nase betrachtet, die Jeder nach seinen Lieblingshypothesen oder, so Gott will, Philosophemen zu modeln gut genug findet?

Sehen wir vorerst auch in der gegenwärtigen Untersuchung, wie weit wir mit reiner Vernunftforschung, an der Hand der Naturanalogie reichen, ohne uns von dorther ein Zeugnifs christlichen Wohlverhaltens geben zu lassen, was bei der gegenwärtigen getheilten Denkweise Manchem sogar als ein zweideutiges Manifest erscheinen könnte. — Es ist das grofse Princip aller Naturentwicklung, dafs Nichts in sie eintritt und sich darstellt, das nicht schon durch verwandte Erscheinungen sich angekündigt hätte. Dieses, durch die ganze Entwicklungsgeschichte der Natur hindurchgreifende Gesetz, welches allein die grofsen Entdeckungen im Felde vergleichender Physiologie begründet hat, ist nun auch im weitesten Sinne auf den Menschen anzuwenden, und speciell auf jenes Problem zu beziehen. Gilt es freilich nun auch in diesem Falle, dafs die Weissagung erst durch die eingetretene Erfüllung, das Vorbedeutende durch das, worauf es gedeutet, völlig klar werden kann: so wird es freilich, wie wir schon eingestanden, mit der Frage nach dem künftigen Zustande immer nur bei Hypothesen nach dem Principe der Analogie sein Bewenden haben. Je mehr es indessen uns gelänge, unser gegenwärtiges Daseyn allseitig zu verstehen; desto gewisser möchte es sich als die *Vorgegenwart* eines künftigen uns ankündigen. Doch thut es jetzt nicht mehr Noth, mit so allgemeinen Vorblicken und Andeutungen sich zu begnügen; indem die Untersuchung von unserm Vf. wie von anderer Seite her in solcher Weise schon angeregt worden ist, von der wir nicht zweifeln, dafs sie, um ihrer tiefgreifenden allgemein menschlichen Bedeutung willen, weiteres Interesse erwecken, und durch gemeinsamen Antheil weiter gefördert werden wird.

Fichte.

HEIDELBERG, b. Groos: *Ueber die Unsterblichkeit der menschlichen Seele.* Ein Sendschreiben an Herrn Prälat *Hüffell* in Karlsruhe. Von *K. Chr. von Langsdorf*, Grofsh. Bad. Geh. Hofr. und erstem ordentl. Lehrer der Mathematik zu Heidelberg. 1834. 58 S. 8. (4 gGr.)

Der nun verstorbene Vf. dieser Schrift hat sich bekanntlich erst in seinem späten Alter mit der Theologie zu beschäftigen angefangen und hat in mehreren meist polemischen theologischen Schriften seine Ansichten in einem ultrarationalistischen Sinne ausgesprochen. Die vorliegende Schrift ist die letzte, kurz vor seinem Tode erschienene. Dafs der Vf., bei seinem schonungslosen Eifer gegen alles, was ihm auf blinder Autorität zu beruhen schien, doch die vernunftgemäfsen Grundideen der religiösen Ueberzeugung standhaft festhielt, beweist auch diese Schrift, worin er als Vertheidiger des Glaubens an die Unsterblichkeit der Seele auftritt. Die Schrift ist ebenfalls durchaus polemisch und zwar nach zwei Seiten hin. Zunächst gegen *Hüffells* Briefe über die Unsterblichkeit der Seele, der ihm diesen Glauben nicht streng genug begründet zu haben schien; auf der

der andern Seite aber auch gegen Richter's Schrift über die letzten Dinge, gegen den er die Wahrheit der Unsterblichkeit zu vertheidigen sucht. Rec. weiss den wohlmeinenden Eifer des Vfs für das, was ihm vernunftgemässe religiöse Ueberzeugung schien, sehr zu schätzen, aber so wie er auch in seinen früheren theologischen Schriften den Vf. weder in gelehrten Kenntnissen noch in der philosophischen Durchbildung für fähig hielt, in theologischen Angelegenheiten so entscheidend mitzusprechen, wie er zu thun pflegte, so hat er auch in diesem Falle die wesentlichen Streitpunkte, um die es sich handelt, gar nicht getroffen. Die beste Seite der Schrift ist die Polemik gegen Hüffell, der freilich schon dem einfachen gesunden Menschenverstande in seinen Briefen über die Unsterblichkeit der Seele Blössen genug gegeben hat. Der Vf. analysirt und zerstört mit seinem nüchternen kritischen Verstande das lose Gewebe der sentimentalen Ergiessungen, womit H. den Glauben an die Unsterblichkeit statt sicherer Gründe oder wissenschaftlicher Nachweisungen zu behaupten sucht, und zeigt im Einzelnen oft treffend, wie sich damit wohl das weibliche Herz der Freundin, an die jene Briefe gerichtet sind, bestechen, nicht aber die Ueberzeugung des denkenden Mannes gewinnen lasse. Den scharfen Waffen dagegen, mit denen Richter gegen die Unsterblichkeit der Seele streitet, ist der Vf. bei Weitem nicht gewachsen. Er gesteht selbst, dass er die Gegengründe Richters nicht direct widerlegen könne, überhaupt lasse sich der Glaube an die Unsterblichkeit nicht eigentlich beweisen; dennoch soll dieser Glaube allein durch den Verstand erzeugt werden; was bleibt aber dann übrig als nur Wahrscheinlichkeit? Wie konnte er dann doch die entgegenstehende Richter'sche Ansicht so zuversichtlich der Immoralität oder der „Scheuslichkeit" beschuldigen (S. 40). Wahrscheinlichkeit steht gegen Wahrscheinlichkeit. Sein Haupteinwurf gegen Richter ist der, dass der Nichtglaube an die Unsterblichkeit nothwendig das Streben nach dem Guten schwächen müsse (Vgl. S. 30). „Kann dann Christenthum, fragt der Vf. (S. 35) mit einer Religion bestehen, welche dem Menschen die freie ganz folgenlose Ausübung der abscheulichsten Gräuelthaten gestattet? Welches Motiv könnte den Menschen von der Ausführung des scheuslichsten Planes abhalten, wenn er sich überzeugt fände, dass er mit dessen Ausführung sein irdisches Glück sicher begründete, bei der Hingebung in den Willen seines Gottes aber auf dieser Erde immerfort im Elend schmachten müsste"? Das ist der baare, nackte Eudämonismus, wie er sich so oft hinter den Glauben an die Unsterblichkeit versteckt. Der Vf. weiss nicht, welches Motiv den Menschen von der schändlichsten Unsittlichkeit abhalten soll, sobald die Furcht vor der Strafe und die Hoffnung der Belohnung in jenem Leben geschwunden sind. Also nur Furcht und Hoffnung sind ihm Motive zur Sittlichkeit? Giebt es denn nicht auch rein sittliche Motive, reine Liebe zum Guten an sich und um sein selbst willen, mag Glück oder Unglück daraus ent-

stehen? Nein, Rec. hält gerade diesen Einwand, als ob der Nichtglaube an die Unsterblichkeit der Sittlichkeit schädlich sey, für ganz grundlos: nur die Scheinsittlichkeit des auf den künftigen Lohn speculirenden Egoismus wird dadurch zerstört, nicht die wahre Sittlichkeit, die ihren Lohn in sich selbst findet. Aber eben so schwach, als diese Polemik gegen Richter, ist auch die Argumentation, durch welche der Vf. den Glauben an die Unsterblichkeit hauptsächlich sichern zu können hofft. Sie besteht darin (S. 28 fg.): Ohne den Glauben an die Unsterblichkeit muss das Sterben für den Menschen ein höchst peinlicher Zustand seyn. Diesen peinlichen Zustand konnte Gott, nach unserer Idee von seinen Vollkommenheiten, unmöglich wollen. Ein solches Wollen könnten wir nur einem bösartigen Wesen zuschreiben. Er muss vielmehr den Glauben an die Fortdauer wollen, weil er uns im Sterben unendlichen Trost gewährt. Wenn er diess aber wollen musste, so ist es nicht denkbar, dass er den Glauben an das Daseyn eines Gegenstandes hätte wollen können, der gar nicht existirte und dessen Existenz doch so herrliche gotteswürdige Folgen hätte. — Rec. erkennt nie die Bündigkeit der Schlüsse aus dem Wesen oder dem Plane Gottes an, weil wir davon keine sichere Einsicht haben. Nie kann der Mensch von Gott sagen: er muss diess oder jenes wollen oder er kann unmöglich diess oder jenes wollen. Aber einen Beweis von der menschlichen Kurzsichtigkeit in der Beurtheilung der göttlichen Weltordnung giebt gerade hier der Vf. sehr deutlich. Denn zuerst lässt sich noch fragen: muss denn wirklich für den Menschen die Stunde des Sterbens so ganz trostlos und qualvoll seyn, wenn er nicht an eine zeitliche Fortdauer seines Lebens glaubt? Ist zeitliche Existenz für ihn das Höchste? das Einzige, was für ihn einen Werth hat? Oder giebt es nicht ein Bewusstseyn von sittlicher Würde, das selbst die Existenz zu opfern fähig ist? Bleibt nicht die Wahrheit, die Sittlichkeit, das Reich Gottes, die heilige göttliche Weltordnung, wenn auch mein eigenes Individuum unterginge? Wie kann man also mit dem Vf. sagen, in jenem Augenblicke des Sterbens könne Gott von dem Unglücklichen unmöglich Vertrauen auf seine Liebe und Güte fordern, „weil für ihn diese Liebe und Güte nicht vorhanden wäre", wenn er nicht fortdauerte, und Ersatz für das hier erfahrene Unglück fände. Als ob nur in sinnlichem Wohlbefinden sich Gottes Güte und Liebe bewährte! als ob diese Liebe und Güte nicht eine heilige wäre, die sich vielmehr in sittlichen Zwecken äussert! Als ob nicht gerade in dem Unglück sich oft am meisten die wahre heilige Liebe und Güte Gottes an uns zeigte, wenn wir dadurch sittlich gereinigt und gestärkt würden. Aber gesetzt auch, jener Augenblick des Sterbens müsste ohne Glauben an Unsterblichkeit so trostlos und schrecklich seyn: warum darf denn Gott diesen Zustand durchaus nicht wollen? Will er nicht auch alles das Entsetzliche und Qualvolle, was uns im Leben so oft trifft? Ist er darum weniger vollkommen, gütig und liebend, weil er uns

manches Harte auferlegt? Und kann er dich im Verlauf des Lebens, warum nicht auch in der Sterbestunde? Was berechtigt den Vf. zu dem lästerlichen Ausspruch: ein solches Wollen könne man nur einem bösartigen Wesen zuschreiben? Endlich aber, wäre auch diese ganze Argumentation richtig, so folgte daraus doch nur, dass es gut wäre, wenigstens im Sterben an die Unsterblichkeit der Seele zu glauben, als Trostmittel wider die Angst des Sterbens; aber wahr brauchte dieser Glaube nicht zu seyn; der Zweck würde eben so gut erfüllt, wenn es auch nur ein heilsamer Wahn wäre. Und wie Gott im Leben dem Schwachen, der die Wahrheit nicht zu ertragen vermag, durch seine Phantasie so manchen wohlthätigen Wahn zusendet, so auch diesen in der Angst des Sterbens. Der Starke, der diesen Trost nicht bedarf, der in sich Muth genug hätte, zu sterben, könnte ihn immerhin von sich werfen. Referent muss offen gestehen, dass ihm derjenige Glaube an die Unsterblichkeit der Seele, der ihn nur als ein Trostmittel gegen die Leiden des Erdenlebens, als Hoffnung auf künftigen Lohn der Tugend und als Furcht vor den Strafen der Sünde nimmt, als ein Glaube der sittlichen Ohnmacht erscheint, der in seinen Augen nichts Heiliges hat. Ihm beruht das wahre Wesen der Unsterblichkeit einzig und allein in dem Bewusstseyn der sittlichen Selbständigkeit des Geistes und in seiner Erhabenheit über das Endliche und Sinnliche, welches gerade in der vollkommensten Resignation auf alles diesseitige und jenseitige sinnliche Glück, und in dem vollen Vertrauen auf die eigene geistige Kraft sich bewähren soll.

STATISTIK.

Weimar, b. Hoffmann: *Neues geographisch-statistisches Handlexicon aller Länder der Erde*, oder geogr. statist. Supplemente zum Conversationslexicon nach den Bedürfnissen des Geschäftslebens u. s. w. von *W. E. A. von Schlieben*. Bd. I. *Erste* Lief. 1835. 8.

Das längst gefühlte Bedürfniss einer schnellen Orientirung in dem Gebiete des geographisch-statistischen Wissens ist nun erledigt. In diesem neuen Handlexicon hat der schon durch so viele gelungene Werke über Erd- und Staatenkunde ausgezeichnete Vf., welchem als Vorsteher des Central-Comité's des statistischen Vereins im Königreiche Sachsen alle in- und ausländischen Quellen zu Gebote stehen, eine Uebersicht der neuesten Regierungsformen, Grenzbestimmungen, finanziellen, merkantilischen und Industrie-Verhältnisse, der Arealgröfse, der Volkszahl und der Religionen unserer Erde geliefert, wie in solcher Kürze und Vollständigkeit keine Literatur eine ähnliche besitzt.

Bei der Auswahl von hundert tausenden von Namen und Gegenständen, bei der Beschränktheit des Raumes (denn unser mehr lese- als lernbegieriges Publikum verlangt selbst lexicographische Werke in der Form einzelner Hefte, um schneller und wohlfeiler zum flüchtig vorgesteckten Ziele zu gelangen) gebührt der Kritik ein anderer Maßstab, als bei Werken, wo Gegenstand, Zeitgeist und Verleger ein möglichst vollkommenes Ganze zu erheischen berechtigt sind. Kein billiger Leser wird daher in Rücksicht auf den fast unermesslichen Umfang des Stoffes mit dem es der Vf. zu thun hatte, bei den oft zweifelhaften, oft vieldeutigen und nicht selten selbst widersprechenden Angaben auch der anerkannt besten Autoren, auf erschöpfende Gründlichkeit Anspruch machen. Der rühmlichst bekannte Geograph und Statistiker hat aber Alles geleistet, was in Berücksichtigung des Gesagten nur immer von ihm erwartet werden konnte. Er hat minder bedeutende Ortschaften und Gegenstände auf Hauptartikel zurückgeführt; die weniger häufig im Gespräch oder bei Lesung der Zeitschriften vorkommenden Namen von Städten, Dörfern, Flüssen, Bergen, Thälern u. s. w. fremder Erdtheile, wenn sie nicht eine natur- oder weltgeschichtliche Berühmtheit erlangt haben, uns kurz erklärt, dagegen ganze Staaten ausführlicher als beschränkte Provinzen, diese wieder specieller als einzelne Terraingegenstände, Nationen treuer und unter einem weit umfassenderen Blicke geschildert, als einzelne Völkerstämme.

Hätte er bei den Ortschaften alle daselbst denkwürdigen Gegenstände, namentlich die Ereignisse der Natur aufführen wollen, so würde, abgesehen von der Haltungslosigkeit einer solchen isolirten Darstellung, nothwendig eine blofse Nomenklatur daraus entstanden seyn, wenn man anders diesen geographisch-statistischen Rathgeber zu einem vielbändigen Werke hätte anschwellen wollen.

Es ziemt sich nicht, da Einzelnes herauszuheben, wo das Ganze mit so sichtbarem Fleifse und einer so gewissenhaften Benutzung der Quellen gearbeitet ist. Die Werke, welche besonders dem statistischen Theile zum Grunde liegen, sind: Für die Pyrenäen-Halbinsel: *Moreau de Jonnes, Statistique de l'Espagne*, Madr. 1834, und *Diccionario geographico e statistico de España y Portugal par le Don Sebast. de Miñano*. Für Frankreich das *Journal des travaux de la société française de Statistique universelle* und die Ordonnanz v. 11ten Mai 1832. Für Russland *Schnitzler's Essai Statist. gen. de l'Emp. de Russie*, *Tansky's tabl. statist.* Für Grofsbritannien: *Colquhoun, Jebny, Meidinger, d'Haussez, Blackwood's Magazine*, die Schriften der *Royal geogr. Society of London*, *Bouchette's British dominions in North-America* etc.; Für Italien und zumal das Königreich beider Sicilien *Riccardo Petroni's Censimento ossia Statistica de' Reali Dominii di Qua del Faro del Regno delle due Sicilie* Napoli 1826. 4. und das statistische Werk des *Giuseppe del Re*; Für den Kirchenstaat *Riparto territoriale dello Stato ecclesiastico*; Für die Schweiz *Franscini's* Statist. d. schweiz. Eidgenoss. übers. *von Hagnauer*, Aarau 1829 u. s. w., was von einem jeden Lande als das Zuverlässigste anerkannt ist. Einen nicht unwesentlichen Dienst würde übrigens der Vf. einem grofsen Theile der Leser geleistet haben, wenn er, nach dem Beispiele *Volger's*, den einzelnen Artikeln die jedesmal landesübliche Aussprache hinzugefügt hätte. Bei der anerkannten Thätigkeit des Autors und des Verlegers, welchen das besprochene Werk seinem Gegenstande würdig ausgestattet hat, kann man einer baldigen Vollendung des Ganzen mit Zuversicht entgegensehen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mai 1835.

PHILOSOPHIE.

Stuttgart, b. Löflund: *Die Hauptgebrechen der deutschen Philosophie als Wissenschaft, und wie dieser Zustand dem neuaufstrebenden Geiste der Verfinsterung zu Statten gekommen.* Jedem wahren und selbstdenkenden Freunde des Besseren in Deutschland. Von Dr. *J. Salat.* 1834. 247 S. 8. (1 Rthlr.)

Schon in mancherlei Schriften hat der Vf. gegen neuere Bearbeitungen und Formen der Philosophie sich erklärt, und seine Ueberzeugungen geltend zu machen gesucht. Ihm ist nach S. 83 der gegenwärtigen Schrift der erste Hauptmangel, woraus dann so manches andre Gebrechen entstand — das erste Hauptgebrechen der Philosophie als Wissenschaft, die Nichtabtheilung oder Nichtunterscheidung des Objekts in das Uebersinnliche und sinnliche, oder metaphysische und physische, so dafs nur das erstere der eigentliche Gegenstand der Philosophie heifsen kann. Das metaphysische Objekt ist Gott, und das ethische Subjekt weiset auf das metaphysische Objekt zurück. Wie die Kunde vom Sinnlichen an den Sinn und dadurch an den Verstand ergeht, so ergeht die Kunde vom Uebersinnlichen zunächst an den Willen, und dadurch an den Verstand, vorausgesetzt die objektive Entwickelung der Vernunft. *Wie* der Wille ursprünglich eintrete, nachdem das mit jener Vernunftentwickelung verbundene Bewufstseyn dem Menschen, der nun Subjekt ist oder wird, gegeben worden, indem es vor jeder menschlichen oder subjektiven Thätigkeit hergeht: dies zu erklären vermag keine Philosophie. Die Wissenschaft ist nicht Allwissenheit oder ein absolutes Wissen dieser Art; wer an die Philosophie Ansprüche oder Anforderungen macht, welchen die Allwissenheit allein genügen könnte, der geht über die Sphäre der Menschheit hinaus. Genug, dafs erkannt wird, der Verstand, wo er als menschlicher Verstand sich wirklich oder wirkend einfindet, sey nimmermehr selbstthätig, sondern von dem Willen, der Einen frey oder selbstthätigen Kraft in jedem Kreise der subjektiven Menschheit — in Thätigkeit gesetzt. Bei dem Uebersinnlichen geht dieses Verhältnifs des Verstandes zu dem Willen unmittelbar und besonders hervor, weil dasselbe eben für den letzteren *ein solcher* und folglich, im Vergleich mit dem erstern, *der nächste* Gegenstand ist. Uebrigens hat auch die Philosophie ihre Mysterien und zwar gültige, da sie weifs, da sie begreift, *warum* sie Dieses oder Jenes nicht begreifen, nicht erklären kann. Die Philosophie sagt und entscheidet überall mit objektiver Gültigkeit, *was* Gott im absoluten Gegensatze mit dem Abgott oder Götzen sey; aber sie bescheidet sich zugleich wohl, dafs sie darum das Wesen Gottes nicht *ganz* erkennen, erforschen — so die Gottheit nicht begreifen könne. Ein zweiter Hauptmangel, aus welchem dann so manches andre Gebrechen entstand, — das zweite Hauptgebrechen der deutschen Philosophie ist die Nichterfassung des ethischen Subjekts, und folglich die Nichtabtheilung oder Nichtunterscheidung des Subjekts in das ethische und logische.

Indem nun zuvörderst daraus ein Kaltsinn gegen die Philosophie entsprang, wurde die Ethik zurückgesetzt, dann konnte keine wissenschaftliche Bestimmung der Religion erfolgen, für welche doch durch Zeiten des Drucks das Interesse geweckt worden, und statt der weggeworfenen Moral entsprang eine dogmatisirende Mystik. Dies alles benutzte der Obscurantismus, der eigentlich mit dem Materialismus zusammenfällt, dem pfäffischen diente jüngst vornehmlich die religiöse, dem despotischen die historische Farbe, auf Kosten der Kirche und des Staates. Aus dem nördlichen und südlichen Deutschlande giebt der Vf. hiefür mancherlei Belege, behauptet, mehr als ein Protestant habe der jesuitisch-mönchischen Congregation gedient, die Philosophie gelte oft für eine Vorschule des Ultracatholicismus, das Positive — eigentlich aufser der Sphäre der Philosophie Gelegene — werde in diese hineingezogen, es entspringe eine positive Philosophie, eine sogenannte christliche Philosophie, oder man hebe wohl gar die Philosophie ganz auf, berufe sich für die gemeinen Angelegenheiten des Lebens auf den Verstand, und für die höhern Angelegenheiten des Geistes auf das Christenthum. Wegen aller dieser Mängel sey zwar keine Revolution, aber eine Reformation der Philosophie nothwendig, man habe ihm, dem Vf., in diesen Behauptungen nicht widersprochen, weil man alsdann dem Formalismus oder Materialismus sich hingeben müssen; aber auch nicht beigestimmt, weil man an Schulansichten gewöhnt gewesen.

Darf die Thatsache von dem Daseyn eines gewissen Obscurantismus und dessen Fortschritt in unseren Zeiten angenommen werden, so mufs dies — abgesehen von jeder Parteiung — doch irgendworan liegen, und wahrscheinlich an der Philosophie, weil sie da ist und bei ihrem Nichtvorhandenseyn jene Thatsache von selber sich erklären würde. Dem Vf.

Vf. ist also Gehör zu schenken, wenn er Ursachen nachweist, ja es wäre unphilosophisch, nach solchen Ursachen gar nicht zu fragen. Hat er Unrecht, so widerlege man ihn; hat er Recht, so beginne man die von ihm gefoderte Reformation.

Aber es wird zu beiden nicht kommen, sondern Alles seinen bisherigen Gang fortgehen. Vor 50 Jahren schrieb *Herder* in Beziehung auf Theologie: „die menschliche Seele will Gewifsheit, sie dürstet nach *Factis.*" Sie könnte zu Zeiten darneben auch nach mystischem Dogma, nach Priesterthum dürsten. Gesetzt nun es kämen Redner, welche sprächen, sie würde ihren Durst stillen, und Andre, welche das Gegentheil behaupteten; so würde den Ersten Beifall geschenkt, und der Trank versucht. Entdeckte sich auch hinterher das blos Scheinbare der Befriedigung, man hätte ja schon getrunken und tränke vielleicht noch reichlicher. Darum hilft unter solchen Umständen kein Reden und Ermahnen, die Zeit mufs von selber zur Besinnung gelangen und ihren Durst ändern. Unserm Vf. wird sein eigner Reichthum von Belegen aus Zeitschriften und Literaturblättern hinderlich, und indem er über Contraste und Verkehrtheiten sich wundert, endigt mancher Leser mit Verwunderung über ihn selber. Ferner hält der Vf. zuweilen hinter dem Berge, wie z. B. „zu Aufschlüssen ist hier nicht der Ort, entschiedne Thatsachen liegen vor; — ein von Jena nach München Gerufener, der Redner lebt nicht mehr — ein unvergefslicher Staatsmann — ein Frommer aus der Schule jenes Unvergefslichen" u. s. w. — wo nun der Leser Aufschlüsse haben, oder den Namen des verstorbnen Redners, des Staatsmannes, des Frommen, wissen möchte. Gesetzt auch, das Gelüsten sey verdammlich, so ist doch der Leser darin eben so wenig zu bekehren als der Zeitgeist, und ein Schriftsteller soll vermeiden, dasselbe geflissentlich aufzuregen.

PP.

Leipzig, b. F. Fleischer: *Die Lüge.* Ein Beitrag zur Seelenkrankheitskunde, für Aerzte, Geistliche, Erzieher u. s. w. von *Johann Christian August Heinroth.* 1834. XII u. 500 S. 8. (2 Rthlr. 12 gGr.)

Lügen ist schlimmer als Stehlen, und als Seelenkrankheit vielleicht schwerer zu heilen, als irgend etwas Andres, denn Lüge und Ehrlosigkeit sind die beiden Sakramente des Teufels. Unser Vf., der auf eine geistreiche Weise die Existenz des bösen Grundwesens gegen die Leugner desselben annehmbar macht, ist deswegen besonders berufen, über das eine Sacrament desselben zu schreiben. Er behandelt dasselbe in drei Theilen: 1) Psychologischer Theil, die Lüge im Menschen (Moralisches, selbstisches Wesen desselben, Streit beider, Gewissen und Wahrheitsflucht) 2) Anthropologischer Theil, die Lüge im Leben, im häuslichen, im Staatsleben, im bürgerlichen, geselligen, wissenschaftlichen, künstlerischen, religiösen Leben. 3) Metaphysik der Lüge, der Geist des Bösen und der böse Geist als Geist der Lüge.

Nicht auf dem Wege der Philosophen und nach philosophischer Methode, sondern durch göttliche Belehrung der heil. Schrift sucht der Vf. die Wahrheit. Seine Philosophie ist Gottesliebe, Religion. Die Philosophie unsrer Tage sucht Nichts, sie hat Alles, aber was hat sie? — Menschliche Gedanken. Wenn wir Worte vernehmen, welche keine menschliche Weisheit erfinden, wenn wir Thaten erblicken, welche keine menschliche Kraft verrichten kann, da erkennen wir, dafs Gott redet durch den Mund seiner Diener.

Wir sind geistige Wesen dadurch, dafs wir Bewufstseyn haben, dieses ist zugleich das Element der Heiligkeit. In der Thierseele schlummert der Geist, in der Menschenseele ist er erwacht zur Selbstanschauung und Selbsterkenntnifs. Glaube gehört wesentlich zu unsrer geistigen Natur, die Philosophie kann darüber keinen Aufschlufs geben, denn sie verbittet sich denselben auf ihrem Gebiet.

In der Persönlichkeit des Menschen liegt eine höhere Beziehung, die Beziehung auf den Geist, der sein ewiges Gesetz in der Ichheit offenbart. Liebe ist Charakter des Heiligen, Selbstigkeit derjenige des Bösen. Wo das Böse in den Willen eingedrungen ist, da ist dieser der Wahrheit abhold mit welcher das Gute besteht, und es kommt zur Lüge, als Bekenntnifs des Abfalls vom Guten.

Aber das Gewissen ist der reine heilige Begleiter unsers Lebens, der allgegenwärtige Gott, dem wir nicht entfliehen können. Die Lüge ist eine mit Wissen und Willen ausgesprochene Unwahrheit. Wie Selbstsucht zuerst Lüge erzeugt und nährt, so verschafft wiederum die Lüge der Selbstsucht neue Nahrung und Kraft. Eine edle Lüge giebt es nicht, das Selbstische derselben läfst sich nachweisen, wer sie aus Freundschaft begeht, ist schon von Gott ab, und zum Menschen hingezogen. Es giebt eine verschämte, verzagte, unbehülfliche, prahlerische, verschmitzte Lüge u. s. w. Die Charakterlüge ist dreist und schaamlos, obwohl ohne moralische Kraft, und wird nur von der teuflischen übertroffen, von der Lüge der Schlange im Paradiese.

Mit kräftigen und leider auch treffenden Zügen zeichnet der Vf. das Vorkommen der Lüge in verschiednen Kreisen des menschlichen Lebens. Von der wissenschaftlichen Lüge bemerkt er: „Unsre neueste Philosophie, wenn sie auch die Metalle nicht verwandelt, so hat sie doch die Kunst verstanden, die ganze Welt in sich aufzulösen, und hintendrein, als ob sie Nichts zu sich genommen hätte, zum höchsen Erstaunen ihrer Schüler und Anbeter, einen neuen Himmel und eine neue Erde schöpferisch aus sich hervorgehen lassen." *Hahnemann,* — gegen welchen der Vf. geschrieben — verleumdet auf grobe, dunkeldreiste, lügnerische Weise die gesammte Heilkunst aller Zeiten. Selbst im religiösen Leben, welches ein gewissenhaftes ist, erscheint die

die Lüge; im Heidenthum, Pharisäismus, Papstthum, Rationalismus.

Am merkwürdigsten in mancher Beziehung ist der letzte metaphysische Theil, obwohl der Vf. der Philosophie den Stab bricht. Metaphysik ist ihm aber dasselbe mit Ethik, alle Ontologie, Psychologie, Kosmologie und Theologie, sofern darin das Wesen der Dinge, der Seele, der Welt und der Gottheit bestimmt und erklärt werden soll, sind Phantasiespiel. Die wahre Metaphysik weist falsche Bestrebungen zurück, ist nicht an sich Theologie, aber wird deren Organ, wie uns dieselbe aus göttlicher Offenbarung in der heil. Schrift entgegentritt. Ihre Basis ist die menschliche Freiheit, ihr Princip der Begriff der Freiheit. Der Geist, als das Unbedingte und unbedingt Bestimmende, haftet an Nichts, als an sich selbst, die Freiheit aber als solche an der Persönlichkeit. Hieraus geht das Verhältniſs zwischen dem reinen Geiste und der Person hervor, daſs die Person, wiewohl frey, dennoch in soweit vom Geiste abhängig ist, als sie ihre Freiheit nur in Beziehung auf den Geist und sein Gesetz besitzt. Hierauf gründet sich ein doppeltes mögliches Verhältniſs. Entweder fügt sich die Person dem Gesetz des Geistes, oder sie sagt sich von diesem Gesetze los, welches beides mit Selbstbestimmung geschieht. Die Entwickelung beider Wege giebt eine Theorie des Guten als Grundlage der Ethik, und eine Theorie des Bösen, als Grundlage der Strafrechtwissenschaft. In der Theorie des Bösen ist die Lüge ein wesentlicher Gegenstand. Der Mensch ist sich keines ursprünglichen Abfalls von Gott bewuſst, er ist sich nur bewuſst, daſs er der Verführung zum Abfall nachgiebt, wenn er Böses thut, und folglich auch, wenn er lügt. Er ist kein Lügner von Anfang, fragt deswegen nach dem ersten Impulse. Das Princip des Bösen und der Lüge ist nicht von der Persönlichkeit und Geistigkeit zu trennen, es ist — der Geist des Bösen. Letztrer ist das Gegentheil der Selbstentäuſserung, der Liebe, also die Selbstbehauptung, der Haſs. Der Idee eines guten Geistes steht die eines bösen gegenüber, heiliges Bewuſstseyn dem unheiligen, ein schaffender Wille dem zerstörenden. Bey den Völkern des Alterthums findet sich dieser Gedanke, er ist ein metaphysisches Bedürfniſs. Man nehme aus der heiligen Schrift den Gegensatz und Widerstand, ja den Angriff und Kampf des Bösen gegen das Gute hinweg und ihr Grund und Ursprung, ihr Kern und Wesen, ihr Ziel und Zweck ist vernichtet. Christus hat die Existenz eines bösen Geistes erklärt und seine Macht anerkannt. Er ist von seinem unseligen Anfange an bis ans unselige Ende seiner That, zu fortwährender Lüge genöthigt.

Der Lügengeist wirkt als Zeitgeist in seinen Unternehmungen gegen Religion, Staatsverfassung, empörend die Völker, sie durch Lügen um das Himmelreich betrügend. Er hat sein Reich, das Reich dieser Welt, dem Reich der Wahrheit gegenüber. Nicht die Zeit vernichtet es, denn es hat in der Zeit seinen Sitz aufgeschlagen, aber in der Ewigkeit kann es nicht bestehen, denn die Ewigkeit ist Gottes, Gott aber ist die Wahrheit.

Universalmedicin, welche auch gegen die Lüge hilft, wenn man sie gehörig braucht, ist das Wort Gottes in der heil. Schrift. Der Vf. bezeugt von sich und seinem 60jährigen Leben: „er habe sich auf mancherlei Weise hin und her gewunden, um seine Tage vergnügt zuzubringen, er sey aber immer wieder auf die alte Stelle zurückgekommen, die ihm schon die Mutter anwies, wenn sie dem stammelnden Knaben die Hände zum Gebet faltete." Viele fromme Gemüther werden hierin einstimmen. Wie aber auch jemand denken möge, den sittlichen und religiösen Sinn des Vfs. muſs man ehren. Anders, wie bei römischen Seligsprechungen, ist es hier unräthlich, gegen den *Advocatus diaboli* aufzutreten; denn der Teufel „mag nicht gesehen, nicht gekannt seyn, am liebsten ist es ihm, wenn man sein Daseyn leugnet." (S. 493.) Nur wird bei fortgesetzter Consequenz für Aerzte und Geistliche, welche es mit Seelenkrankheiten zu thun haben — deren Ursprung unser Vf. in moralischer Verschuldung aufsucht — das eigne Resultat hervorgehen, sie hätten mehr oder weniger Besessene vor sich, und wären sonach berufen, den Dämon auszutreiben, und hiedurch die Heilung zu bewirken. Was Rec. deshalb am liebsten vom Vf. als Lehrer der psychischen Heilkunde läse, wären Heilungsgeschichten.

PP.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Augsburg, b. Kollmann: *Lebensgeschichte des Chorherrn und Professors Aloys Gügler.* Herausgegeben von *Joseph Laurenz Schiffmann*, Pfarrer in Altishofen. 1833. *Erster* Band. XV u. 206 S. *Zweiter* Band. VI u. 190 S. 8. (1 Rthlr. 12 gGr.)

Der Vf. dieser Lebensbeschreibung ist Einer der frühesten Schüler Güglers. Wenn er sich auch nicht zutraut, allen Anforderungen einer Biographie im streng wissenschaftl. Sinne Genüge zu leisten, so nimmt er doch das Prädikat der Unparteylichkeit bei seiner Arbeit in Anspruch, und wir können ihm dieses auch unbedingt einräumen, in sofern er schilderte und referirte; allein *über* die Eigenthümlichkeiten des Mannes, den er uns malt, sich mit philosophischer Kritik zu erheben, oder überhaupt das Ganze nach Einer Hauptidee aufzufassen und in ihr die zahllosen Abschattirungen des Charakters sich gleichsam spiegeln zu lassen, das zu leisten war die Feder des Herausgebers zu ohnmächtig. Da es übrigens unsern Lesern interessant seyn dürfte Gügler nach den Hauptseiten seines Charakters kennen zu lernen, so wollen wir nur ein paar Stellen hier im Auszuge wiedergeben.

„Oft

„Oft verwunderten sich Männer, die *Gügler* früher nur aus Schriften kannten, wenn sie den kindlich Anspruchlosen, Leutseligen, froh Scherzenden und persönlich überaus Liebenswürdigen vor sich sahen, und äufserten nachher, sie hätten sich, je nachdem, einen Mann voll steifen Ernstes, von karg zu messenden Höflichkeitsbezeugungen, voll Bissigkeit und mit störriger Laune vorgestellt — nicht gerade diesen. *Gügler's* Ansichten waren so ganz seine Ansichten, dafs sie selten einer Partei ganz zusagten, gewöhnlich im schroffen schneidenden Widerspruch waren gegen das, was gerade den Meisten seiner Zeitgenossen beliebte. Doch konnten seiner Gediegenheit und Geradheit dessen entschiedenste Gegner ihre Achtung nicht versagen." Dafs übrigens, wie der Vf. sagt, nach *Gügler's* Tod ein „interessanter" Nekrolog von dessen Freunde, Chorherrn *Franz Geiger* erschienen sei, hätte besser mit Schweigen übergangen werden sollen, da *Geiger* nur ein höchst oberflächlicher und einseitiger polemischer Schreier genannt werden mufs.

Aus *Gügler's* eigenthümlichen Religionsansichten dürfte Folgendes bemerkenswerth seyn: „Wie eine theilweise anticipirte leibliche Erlösung und Wiedergeburt der Natur waren dem Professor nicht nur die aufserordentlichen Wunderheilungen, sondern auch die Linderung und Hebung zeitlicher und leiblicher Uebel, die Spendung des göttl. Segens zum zeitlichen und leiblichen Wohlstand durch die kirchl. Sacramentalien. Die Kirche war ihm das von Gott bestimmte Medium und Organ durch welches das Irdische in allen seinen Verhältnissen entsündigt, zum Symbol und Inhalt des Geistigen und Ewigen bestimmt und geweiht wird. So rechtfertigte *G.* in einem heiligen gemüthlichen Sinne die Wallfahrten, überhaupt altherkömmliche Volksandachten. In diesen — wenn auch oft dürftigen Gefäfsen fand er mehr Andacht und Weihe, als in dem ausgedachtesten, verständigsten Wortkram kalter Gebetsweisen unserer selbstgenügsamen Zeit. Die natürliche Seite des Göttlichen und Uebersinnlichen — überhaupt das Menschliche desselben sprach den Verstorbenen wunderlich an. Er dachte sich die Heiligen Gottes und die Engel und seligen Geister uns stets nahe, und wie um uns emsig besorgte Schutzgeister. Die Gebeine der Heiligen, ja aller in Christo selig Hingeschiedenen waren ihm doppelt ehrwürdig, weil er sich nach dem Glauben der Auferstehung des Fleisches eine stets fortdauernde innige Verbindung und einen geistigen Rapport der Hingeschiedenen mit ihren Reliquien dachte. Das war ihm auch die natürliche Seite der erwiesenen Wunder, die je durch geistliche oder zugleich leibliche Berührung heiliger Reliquien statt finden. — Die Verstorbenen, vorzüglich wenn sie noch im Mittelzustand des Reinigungsorts — mithin noch in dem Zeitverhältnisse sich befinden, dachte er sich ganz in unserer Umgebung. Ihren geistigen Einflufs auf die Ueberlebenden, die Offenbarung ihrer Wünsche und Begierden, das häufige Flehen um die Fürbitte anderer entsprach ganz dem Dafürhalten G's, so wie das Ahnen, Künden, Wandeln der Verstorbenen, oder ihr allfälliges Gebanntseyn bis zur gänzlichen Sühnung ihrer Sündenmakel an einen bestimmten Fleck der Erde. „Ich sehe nicht", sprach G., „warum man die Geistervisionen unbedingt verwerfen soll; denn *erstens* zeige man die Unmöglichkeit derselben; *zweitens* verwerfe man alle die Zeugnisse, auch aufgeklärter Männer." — Wenn das am grünen katholischen Holze geschieht, setzen wir hinzu, was soll dann nicht alles besonders in unsern Tagen am dürren geschehen?? —

Uebrigens war ihm die Vorliebe zu milder Toleranz sogenannter irriger Grundsätze und Meinungen, die Aufforderung zu kluger Schonung und Mäfsigung, zur Anwendung palliativer und negativer Auskunftsmittel, und das gewandte Abkommen weltlicher oder geistlicher Beamten mit ihrem Gewissen, so in der Seele zuwider, dafs, wenn hievon gesprochen wurde, das Blitzen seiner Augen und der Donner seiner Stimme alles Zureden vergeblich machte.

Mit Einem Worte, *Gügler* war eine kräftige entschiedene Natur, dem die Wissenschaft am Herzen lag, der aber zu reich mit Phantasie begabt war, als dafs er sich über die Einseitigkeiten und den Aberglauben seiner Kirche mit philosophischem Geiste hätte erheben können. Eben so charakterisirt sich der Herausgeber seiner Biographie sattsam durch folgende Schlufsworte: „früh vollendete *Gügler* seine irdische Laufbahn, wie sein heil. Namenspatron der englische Jüngling Aloysius, wie der liebenswürdige Karl Boromeo, oder wie der von ihm so hoch verehrte Apostel der Indier. Möge der theuer Hingeschiedene nun, geläutert von aller Makel der Sünde, durch die Fürbitte dieser drei grofsen Heiligen in ewiger Seligkeit das Angesicht des Dreyeinigen schauen"! — *Sapienti sat!*

F. M. S.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mai 1835.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

London, b. John Murray and Parbyry Allen et Co.: *The Shah Nameh of the Persian Poet Firdausi*, translated and abridged in Prose and Verse, with notes and illustrations. By *James Atkinson.* 1832. XXVIII u. 60 S. gr. 8. (15 Shill.)

Das vorliegende Werk liefert einen *Auszug* aus dem grofsen historischen Gedichte der Perser, genannt *Schâhnâmeh* oder Königsbuch, ähnlich dem in deutscher Sprache von *Görres* gegebenen Auszuge, nur mit dem Unterschiede, dafs bei *Görres* alles Prosa ist, hingegen bei *Atkinson* die Prosa dann und wann mit Versen untermischt wird. Beide Auszüge vernachlässigen den Schlufstheil des Gedichtes; *Görres* geht eigentlich nur bis zum Tode *Rustems*, und berichtet dann noch summarisch über den Rest des Werkes, welches bekanntlich bis zum Eindringen der Moslemen in Persien fortschreitet; *Atkinson* geht bis zum Tode *Alexanders* von Macedonien, und schweigt von dem übrigen ganz. Beide Auszüge erlauben sich natürlich die stärksten Zusammenziehungen und Verstümmelungen des Originales, so dafs sie nur schwache Schattenbilder desselben sind; doch möchte der Ton des Originales noch etwas kräftiger bei *Görres* hervortreten, als bei *Atkinson.* Wo *Atkinson* Verse giebt, könnte man bei ihm vielleicht genaueres Anschliefsen an das Original vermuthen; allein diese Vermuthung bestätigt sich auch nicht; er geht in seinen Versen mit dem Original eben so frei um, wie in seiner Prosa. Von gründlichem, philologischem Studium des Originales zeigen sich in beiden Auszügen nur geringe Spuren; doch mögen bei *Atkinson* weniger Mifsverständnisse und falsche Uebersetzungen vorkommen als bei *Görres.* Der Engländer, welcher lange in Ostindien lebte, hatte offenbar eine gröfsere *Routine* im Lesen und Verstehen der persischen Schriftsteller, als *Görres.* Die Vorrede, welche *Atkinson* seinem Auszuge gegeben, enthält theils ziemlich vage und oberflächliche ästhetische Betrachtungen über den poetischen Charakter des *Schâhnâmeh*, theils die bekannten Nachrichten über das Leben des Dichters *Firdausi.* Ueber den Text, welchen Hr. *A.* seinem Auszuge zum Grunde legte, und über die Grundsätze, welche Hr. *A.* bei der Constituirung seines Textes befolgte, da die einzelnen Handschriften sehr von einander abweichen, erfahren wir fast nichts. Hr. *A.* benutzte mehrere Handschriften; aber alles, was er uns über deren Beschaffenheit mittheilt, besteht in folgenden wenigen, und wenig erheblichen Worten, Vorred. p. 22. *one of the copies which I used in the execution of the present abridgement was splendidly illuminated and sprinkled with gold, and cost upwards of one hundred guineas.* In der That ein kritischer Bericht von ganz eigenthümlicher Fassung, dem man wenigstens die Eigenschaft der Kürze nicht wird absprechen können. Ob Hr. *A.* die gedruckten Ausgaben des Originales von *Lumsden* und *Turner* benutzte, darüber schweigt er gleichfalls.

Atkinson beginnt seinen Auszug mit folgender Anrufung:

Invocation.

Thee I invoke, the Lord of Life and Light!
Beyond imagination pure and bright!
To thee, sufficing praise no tongue can give,
We are thy creatures, and in thee we live!
Thou art the summit, depth, the all in all,
Creator, Guardian of this earthly ball;
Whatever is, thou art — Protector, King,
From thee all goodness, truth, and mercy spring.
O pardon the misdeeds of him who now
Bends in thy presence with a suppliant brow.
Teach him to tread the path thy Prophet trod;
To wash his heart from sin, to know his God;
And gently lead him to that home of rest,
Where filled with holiest rapture dwell the blest.

Diese Anrufung enthält freilich einige derjenigen Gedanken, welche sich in *Firdaussis* Anrufung, mit welcher er sein Gedicht eröffnet, finden, aber doch nur einen schwachen, farblosen Auszug aus der viel gröfseren Anrufung des Originales. Wir setzen den Anfang dieser Anrufung des Originales treu in Prosa übertragen zur Vergleichung hieher. *Firdausi* beginnt also:

1. Im Namen des Herrn der Seele und der Vernunft,
   Ueber welchen hinaus der Gedanke nicht reicht!
2. Des Herrn des Ruhmes, des Herrn der Hoheit,
   Des Herrn, der Speise giebt, und der den Weg uns zeigt,
3. Des Herrn der Welt und des kreisenden Himmels,
   Welcher anzündet Mond, Morgenstern und Sonne.
4. Ueber Namen, Bezeichnung und Wahn ist er erhaben;
   Er ist der Bildner hoher Wesen;
5. Mit Augen schauest du den Schöpfer nicht;
   Quäle deine beiden Augen nicht!
6. Nicht findet zu ihm der Gedanke den Weg;
   Denn er ist höher als Namen und Ort.
7. Wenn auch das Wort über diese Wesen hinausgeht,
   Finden zu ihm doch den Weg nicht Seele und Vernunft.
8. Die Vernunft und die Seele bereitet ja er;
   Wer könnte denn im schärfsten Gedanken ihn fassen?
9. Niemand vermag ihn zu preisen wie er wirklich ist;
   Deine Mitte mufst du mit Demuth gürten.

Dies sind die Verse, aus welchen *Atkinson* seine ersten Zeilen genommen; die Anrufung geht im Originale

nale noch weiter fort; doch kommt von Befolgung des Weges des Propheten, was *A.* eingemischt hat, nichts darin vor. Zur Beurtheilung der eben gegebenen Uebersetzung füge ich einige Zeilen des Originales nach *Lumsdens* Text hinzu:

1. بنام خداوند جان وخرد
کزین برتر اندیشه بر نگذرد

2. خداوند نام وخداوند جای
خداوند روزی ده ره نمای

3. خداوند کیهان وگردان سپهر
فروزنده ماه وناهید ومهر

4. زنام ونشان وگمان برترست
نگارنده برشده گوهرست

Görres hat in seinem Auszuge die Anrufung des Originales ziemlich treu wiedergegeben.

Auf die erste Anrufung folgt im Persischen Originale das Lob der Vernunft oder Weisheit خرد. Der Dichter leitet es ein durch die Verse:

خرد بهتر از هر چه ایزدت داد
ستایش خرد را به از راه داد
خرد ره نمای وخرد دل کشای
خرد دست گیرد بهر دو سرای

„Die Weisheit ist das Beste dessen, was Gott dir gab,
Die Weisheit zu preisen gebürt sich mit Recht;
Die Weisheit zeiget den Weg, die Weisheit erquickt das Herz,
Die Weisheit nimmt dich bei der Hand in beiden Behausungen";

d. h. sie leistet dir Beistand in Welt und Ewigkeit. *Atkinson* hat das Lob der Weisheit mit Stillschweigen übergangen, und auch *Görres* hat keine Notiz davon genommen. Dann folgt im Originale ein Abschnitt über die Schöpfung der Welt افرینش عالم. Davon hat weder *Atkinson* noch *Görres* etwas mitgetheilt. Es folgen im Originale die Abschnitte über Schöpfung des Menschen افرینش مردم, Schöpfung der Sonne افرینش افتاب, Schöpfung des Mondes افرینش ماه, von denen sich bei unseren beiden Epitomatoren wiederum nichts findet.

Hieran schliefst sich im Originale das Lob des Propheten und seiner ersten Nachfolger *Abu bekr*, *Omar*, *Othmân*, *Ali*, در نعت پیغمبر ومنقبت اصحاب کبار woven *Atkinson* etwas weniges, *Görres* nichts hat. Sodann folgt im Originale ein Abschnitt über die *Entstehung des Schahname*; der Dichter erzählt, dafs aus den Ueberlieferungen der *Mobeds*, oder Priester, ein Persischer Edler die Sagen über die alten Könige und Helden habe aufzeichnen lassen; dafs dann ein junger Dichter, nämlich *Dakiki*, es übernommen habe, dieses Buch in Verse zu bringen, aber durch einen baldigen Tod an der Ausführung des Unternehmens verhindert worden, nachdem er jedoch über die Thaten des *Kuschtasp* und *Ardschasp* schon ein tausend Verse gedichtet hatte; dafs darauf er selbst, *Firdaussi*, das Werk übernommen habe. Statt aller dieser interessanten Nachrichten finden sich bei *Atkinson* blos folgende, ziemlich leere Verse:

From records true my legends I rehearse,
And string the pearls of wisdom in my verse,
That in the glimmering days of life's decline,
Its fruits, in wealth and honour, may be mine.
My verse, a structure pointing to the skies;
Whose solid strength destroying time defies.
All praise the noble work, save only those
Of impious life, or base malignant foes;
All blest with learning read, and read again,
The sovereign smiles, and thus approves my strain:—
„Richer by far, Firdausi, than a mine
Of precious gems, is this bright lay of thine."
Centuries may pass away, but still my page
Will be the boast of each succeeding age.

Dann wendet sich *Firdaussi* zum Lobe seines Beschützers *Abu manssûr ben mohammed*, wovon *A.* nichts aufgenommen hat; dann zum Lobe seines Herrschers *Sultân Muchmûd Gasnewî*, wovon *A.* etwas weniges hat; dann zum Lobe *Emîr Nasr*, eines Bruders des Sultanes, welches bei *A.* wiederum ganz fehlt.

Hierauf beginnt *Firdaussi* seine Erzählung mit folgendem Stücke, welches den mythischen ersten Herrscher Persiens, welcher *Kejumers* genannt wird, betrifft:

1. Der Sagens kundige Häuptling, was sagt er,
Wer zuerst den Ruf der Gröfse auf Erden gesucht?
2. Wer war es, der das Diadem auf das Haupt sich setzte?
Hat es niemand von der Vorzeit her im Gedächtnifs?
3. Vielleicht hat vom Vater die Erinnerung der Sohn,
Und sagt es dir eines nach dem andern vom Vater,
4. Wer den Ruf der Gröfse einst aufgebracht,
Wer über diese Edlen höhere Stufe errang.
5. Der Erforscher des alten Buches,
Welches von den Helden Erzählung giebt,
6. Sprach also: die Sitte des Thrones und der Krone
Brachte *Kejumers*, welcher König war.
7. Als die Sonne in das Haus des Widders trat,
Ward die Welt voll Glanz, und Festlichkeit, und Schimmer;
8. Sie strahlte aus dem Hause des Widders dergestalt,
Dafs die Welt auf einmal jugendlich ward.
9. *Kejumers* ward Statthalter über die Welt;
Im Gebirge nahm er zuerst seinen Aufenthalt.
10. Der Anfang seines Thrones und Reiches kam aus dem Gebirge,
In Tigerfell kleidete er sich und die Seinen;
11. Von ihm entsprang alle Pflege,
Denn Kleidung war noch nicht, und Speisung nicht.
12. Auf der Erde war er dreifsig Jahre König,
Schön wie die Sonne war er auf seinem Thron;
13. Er schimmerte vom Stuhl des Königthumes
Wie der vierzehntägige Mond vom Cypressenwipfel.
14. Wildes und Zahmes, jedes Lebendige der Welt,
Welches ihn sah, ruhte in seiner Nähe;
15. Sie verneigten sich vor seinem Throne,
Wegen des erhabenen Glanzes seiner Herrlichkeit;
16. Zur Pflicht des Gebetes erschienen sie vor ihm,
Von diesem Orte empfingen sie Religion.

17. Ein

17. Ein Sohn war ihm, von schönem Angesicht,
Tugendreich wie der Vater, Ruhmbegierig;
18. *Sijámek* hieſs er, glückselig war er;
Dem *Kejumers* lebte sein Herz durch ihn.

Dieser Abschnitt lautet bei *Atkinson* folgendermaſsen:

Kaiumers.

According to the traditions of former ages, recorded in the Bastan-nameh, the first person who established a code of laws and exercised the functions of a monarch in Persia, was Kaiumers. It is said, that he dwelt among the mountains, and that his garments were made of the skins of beasts,

His reign was thirty years, and o'er the earth
He spread the blessings of paternal sway;
Wild animals, obsequious to his will,
Assembled round his throne, and did him homage
He had a son named Saiamuk, a youth
Of lovely form and countenance, in war
Brave and accomplished, and the dear delight
Of his fond father, who adored the boy.

Atkinson mischt nämlich immer auf diese Weise in seinem Auszuge Prosa und Verse. *Firdaussi* erwähnt ein *altes Buch* باستان نامه *antiquus liber* als die Quelle seiner Berichte; jene Worte scheint *Atkinson*, so wie viele andre Gelehrte, welche dieses Gegenstandes erwähnen, als Titel des Buches zu betrachten, indem er von einem *Bastan-nameh* spricht. Mir scheint nicht der geringste Grund dafür vorhanden zu seyn, jene Worte für ein *nomen proprium* zu halten; sie sind ein ganz gewöhnliches *nomen appellativum*. *Firdaussi* nennt seine Quelle *ein altes Buch*, ohne es seinem Titel nach näher zu bezeichnen.

Zur Vergleichung mit *Atkinson's* Extract will ich noch die von *Görres* gelieferte Uebertragung dieser Stelle hersetzen, und die einzelnen Verse darin durch die hinzugefügten Zahlen unterscheiden, um die Vergleichung mit der von mir oben gegebenen wörtlichen Uebersetzung zu erleichtern. *Görres* hält sich näher an den Originaltext als *Atkinson*; doch hat er auch viele Zusammenziehungen, und einige Miſsverständnisse. Die Stelle lautet bei ihm also:

„1) So sprich dann, o Dihkan, das Wort, was erzählt die Sage Anbeginns, wer zuerst die Krone der Gröſse auf Erden gesucht, 2) und die königliche Binde ums Haupt sich gewunden. 3) Von Vater zu Sohn giebt allein die Ueberlieferung uns Kunde davon. 4) (*fehlt*) 5) Alte Sagen in *Pehlwi* berichten, 6) daſs *Kejumers* der erste gewesen, der die Erde beherrscht. 7) Wie die Sonne ins Zeichen des Widders trat, 8 u. 9) da setzte er zuerst auf die Berge den Fuſs, die Welt wurde verjüngt und mit Glanz erfüllt. 10) Er gürtete sich zur Herrschaft die Mitte, in Tigerfelle kleidete er sich und die Seinen, und so stieg er von den Höhen hinab. 11) Neue Nahrung gab er den Menschen, und Kleidung, und Speise. 12) Dreiſsig Jahre war er *Schah* auf Erden, sonnengleich strahlte er auf seinem Throne. 13) (*fehlt*) 14) Das Gewild und die Thiere des Feldes, und alles was Leben hat, ruhten bei ihm. 15. 16) Zweimal jeden Tag kamen sie vor ihn, um anzubeten. 17) Einen Sohn hatte er, klug und weise und schön wie er; 18) *Syámek* war er genannt, und der Vater liebte ihn zärtlich."

In v. 1. hat *Görres* in den Worten سخن گوی دهقان das گوی für den Imperativ gehalten, und übersetzt deshalb: *so sprich*! Allein jenes Wort bildet hier mit dem vorhergehenden nur ein componirtes Prädicat des دهقان, und der Sinn ist daher: *der Wortsagende Häuptling*, d. i. *der erzählende Häuptling*. In v. 5 glaubt *Görres* die *Pehlwi*sprache erwähnt zu finden; indeſs hat der Text: که از پهلوانان زند داستان i. e. *qui de heroibus profert narrationem*. Das hier gebrauchte Wort *Pehlwán* پهلوان kommt ebenso wie *Pehlew* پهلو überall bei den Persischen Dichtern in dem Sinne *Held* vor. In v. 5 findet G. den Begriff *zweimal*; wahrscheinlich hat er dies aus dem Worte دوتا genommen. Dies Wort bedeutet freilich *doppelt*; allein viel gewöhnlicher bedeutet es *krumm*. Der Text hat hier: دُوتا می شدندی d. i. *krumm wurden sie*, d. h. *sie verbeugten sich*.

Ich wende mich zu einer anderen Stelle des Gedichtes, nämlich der Regierung des Königes *Huschenk*, welcher ein Enkel des *Kejumers* war. Im Lumsdenschen Texte heiſst es hier folgendermaſsen:

1. Der Herrscher *Huschenk*, voll Weisheit und Gerechtigkeit,
Setzte an des Groſsvaters Statt sich die Krone auf das Haupt.
2. Ueber ihm kreisete der Himmel vierzig Jahre,
Voll Einsicht war sein Hirn, voll Redlichkeit sein Herz.
3. Als er sich gesetzt an den Ort der Gröſse,
Sprach er also auf dem Throne des Königthumes:
4. „Ueber die sieben Lande bin ich König,
Ueberall siegreich, und Gebot aussendend,
5. Nach dem Gebote Gottes, des Allmächtigen,
Zu Gerechtigkeit und Spendung wohl gegürtet."
6. Daher machte er die Welt auf einmal blühend,
Die Fläche des Erdkreises füllte er mit Gerechtigkeit.
7. Zuerst erwarb ein Kleinod seine Hand,
Durch Einsicht sonderte er vom Erze den Stein.
8. Zu seinem Hauptschatze machte er das glänzende Erz,
Welches er aus jenem harten Steine zog.
9. Als er es erkannt, übte er die Schmiedekunst,
Verfertigte Axt, Säge und Beil daraus.
10. Als dies gemacht, schuf er dem Wasser einen Lauf;
Vom See brachte er es, und netzte die Ebene.
11. In einem Bette schuf er dem Wasser die Bahn,
Durch königliche Macht die Beschwerde überwindend.
12. Als aufmerksam der Mensch hierauf ward,
Streute er Körner, hielt Saat und Erndte;
13. Da bereitete jeder sein eigenes Brod,
Arbeitete, und erkannte sein eigenes Heil.
14. Ehe diese Werke vollbracht worden,
Gab es keine Speisen auſser Früchten.
15. Doch alle Angelegenheit des Menschen war noch nicht geordnet,
Seine Kleidung bestand noch ganz aus Laub.
16. Zu dienen einem Gotte war Gebrauch;
Auch dem Groſsvater war es Sitte und Religion.
17. Wie dem Araber der Stein Anbetungsort ist,
So, wisse, ward das Feuer, schön von Farbe;

18. Das

18. Das im Stein verborgene Feuer sprang hervor,
Glanz von ihm verbreitete sich durch die Welt.

Von dieser ganzen Stelle findet sich bei *Atkinson* blos Folgendes:

Husheng.

It is recorded that Husheng was the first who brought out fire from stone, and from that circumstance he founded the religion of the fire-worshippers, calling the flame, which was produced, the Light of the Divinity.

Endlich wollen wir noch eine Stelle mittheilen, in welcher *A.* sich dem Original etwas mehr anschliefst, und in Versen übersetzt. Es ist die Stelle, welche unmittelbar auf die eben angeführte folgt. Es wird erzählt, wie *Huschenk* das Feuer entdeckte. Es heifst im Original:

1. Eines Tages ging der König der Welt zum Gebirge
Mit einigen Begleitern hin.
2. Da zeigte sich von weitem etwas Langes,
Schwarzfarbig, düsterleibig und schnelllaufend;
3. Die beiden Augen am Kopfe wie zwei Quellen von Blut,
Von dem Dampfe seines Mundes ward die Welt dunkelfarbig.
4. Hin schaute *Huschenk* voll Vorsicht und Bedacht,
Ergriff einen Stein, und trat zum Kampf hervor.
5. Mit Königsmacht erhob er seine Hand;
Jene weltversengende Schlange floh vor dem Fürsten.
6. Es flog an einen grofsen Stein der kleine Stein,
Jener und dieser Stein zerbrachen in Stücken,
7. Ein Strahl fuhr hervor aus jedem Steine,
Das Innerste des Steines ward von dem Strahl erleuchtet.
8. Die Schlange ward nicht getödtet; jedoch aus dem Verborgenen
Kam das Feuer aus jenem Stein hervor;
9. So oft sie nun Erz an die Steine schlugen,
Kam der Strahl aus diesen hervor.
10. Der Weltherrscher dann vor dem Weltenschöpfer
Brachte Gebet dar, und sprach Lobpreisung.

Dies hat *A.* folgendermafsen wiedergegeben:

Passing, one day, toward the mountain's side,
Attended by his train, surprised he saw
Something in aspect terrible — its eyes
Fountains of blood; its dreadful mouth sent forth
Volumes of smoke that darkened all the air.
Fixing his gaze upon that hideous form,
He seized a stone, and with prodigious force
Hurling it, chanced to strike a jutting rock,
Whence sparks arose, and presently a fire
O'erspread the plain, in which the monster perished.
Thus Husheng found the element which shed
Light through the world. The monarch prostrate bowed,
Praising the great creator, for the good etc.

Atkinson läfst also die Schlange getödtet werden. Der Lumsden'sche Text hat das Gegentheil; نشد مار كشته *nicht ward die Schlange getödtet*; dafs dies die richtige Leseart sey, läfst sich schliefsen aus der gleich darauf folgenden Adversativpartikel ليكن *jedoch*; indem es heifst وليكن زراز *jedoch aus dem Verborgenen* kam das Feuer, u. s. w. Diese Proben werden hinreichen, um zu zeigen, dafs *Atkinson's* Auszug nur ein sehr unvollkommenes Bild des Originales giebt. Nachdem er den Auszug bis zum Tode Alexanders von Macedonien fortgeführt hat, bricht er ab, und giebt eine gleichfalls freye Uebersetzung der Satyre *Firdaussis* gegen *Sultan Machmûd Gasnewi*, verfafst als letzterer ersteren für seine Dichtung zu schlecht belohnt hatte. Dann folgen einige Erläuterungen zu einzelnen Ausdrücken und Stellen im *Schâhnâmeh*, nebst Parallelstellen aus griechischen, lateinischen und neueren Dichtern. Hieran schliefst sich endlich eine ausführlichere Uebertragung eines Abschnittes im *Schâhnâmeh*, nämlich der *Geschichte des Sohrâb*, in Versen. Hr. *A.* hatte schon früher diesen Abschnitt besonders herausgegeben. Er bemerkt auch in Bezug auf ihn: *I have paid more attention to sentiments than words.*

J. G. L. Kosegarten.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

KASSEL, in d. Luckhardt. Hofbuchh.: *Sieben Predigten* von *Johannes Schraub*, Pfarrer zu Calden in Kurhessen. 1832. 102 S. kl. 8.

Der Vf. sagt es auf der Titelseite und in der Vorrede, dafs der Erlös von dieser kleinen Schrift für arme Kranke seiner Gemeinde bestimmt sey. Es macht dem jungen Prediger (das mufs der Vf. nach dem Inhalte seyn) viel Ehre und erregt schöne Hoffnungen von seinem ferneren Wirken, dafs der Hinblick auf arme Kranke seiner Gemeinde, und besonders die Besorgnifs, die traurige Lage derselben durch die Cholerapest noch verschlimmert zu sehen, ihn zu jeder möglichen Hülfe aufforderte. Möge sein gutes Herz durch einen reichlichen Absatz belohnt worden seyn! — Ohne dafs die Kritik durch die beifallswürdige Absicht, welche dies Werkchen an's Licht geführt hat, entwaffnet wird, kann Rec. seine gewissenhafte Ueberzeugung dahin aussprechen, dafs er diese sieben Predigten mit vielem Vergnügen gelesen hat. Sie sind lichtvoll und richtig disponirt, in einem populären, aber gebildeten reinen Stile abgefafst, in herzlicher Sprache zum Herzen redend. Es ist dem jungen Manne weitere Aufmunterung zu wünschen, um das zu werden, was man von seinem ersten Auftreten vor dem gröfseren Publicum erwarten darf. In das Einzelne einzugehen, überläfst Rec. den besonderen homiletischen Zeitschriften und will nur noch die Hauptsätze angeben: 1) 1. Kor. 10, 32. 33. Warum und wie wir die Seeligkeit Anderer befördern sollen. 2) 1. Kor. 13, 13. Glaube, Hoffnung und Liebe, die drei Grundsäulen eines ruhigen heitern Lebens. 3) Jak. 1, 17. Wahrheit und Wichtigkeit des Gedankens: Gott ist der ewig Gütige. 4) Luc. 21, 33. Zur dritten Secularfeier des Augsburgischen Glaubensbekenntnisses: das Wichtigste und Beachtenswertheste bei der Erinnerung an jene Begebenheit. 5) Phil. 3, 12. Bei der Einführung des Vfs. in Calden: Warum und wie wir nach christlicher Vollkommenheit trachten sollen. 6) Ps. 106, 1. Zur Feier der dem kurhessischen Vaterlande ertheilten Verfassung: Der Tag sey uns ein Dank- und Freudentag. 7) 1. Sam. 12, 24. Am jährlichen Bettage: Wie und warum wir den Herrn fürchten sollen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mai 1835.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Tübingen, b. Cotta: *Rhetores Graeci ex codicibus Florent. Mediol. Monac. Neapol. Paris. Rom. Venet. Taurin. et Vindobon. emendatiores et auctiores edidit, suis aliorumque annotationibus instruxit, indices locupletissimos adiecit Christianus Walz.* Vol. I. 1832. p. 658. Vol. III. 1834. p. 750. Vol. IV. 1833. p. 846. Vol. V. 1833. p. 620. Vol. VI. 1834. p. 644. Vol. VII. 2 partes 1833. p. 1352. 8.

Wir besitzen aus dem Griechischen Alterthum eine nicht unbeträchtliche, häufig sogar bändereiche Zahl von Schriften, welche sich weder durch Geist und Selbständigkeit empfehlen, noch durch seltene Gelehrsamkeit einen Grad von Unentbehrlichkeit gewinnen, sondern vorzüglich als Vermächtnifs der Zeit einen unbestrittenen Platz wenn auch nicht immer im Gebrauch der Männer vom Fach, doch in den Zufluchtstätten öffentlicher Bibliotheken errungen haben. Bei weitem die meisten Schriftsteller, die in den christlichen Jahrhunderten lebten, und unter diesen namentlich diejenigen, die man unter der vieldeutigen Formel der Byzantinischen Literatur begreift, deren eine gute Menge noch nicht einmal das Licht der typographischen Welt erblickt hat, sind in diesem Falle; ihre Verbreitung und Anerkennung aber pflegt von dem gröfseren oder geringeren Maafse bestimmt zu werden, in dem sie mit den älteren klassischen oder wichtigen Autoren zusammenhängen. Nehmen wir aus der Mehrzahl solcher Bücher, die mit den ausgezeichnetsten Mustern der Gräcität inniger verkettet sind, die abhängigsten heraus, die Kommentatoren und Scholiasten, so begreift man leicht, wie vortrefflich ihnen dieser Halt zu statten kam; denn die allermeisten derselben, welche fast keinen bedeutenden Vorzug aufweisen können, sondern gelegentlich ein kritisches Hülfsmittel, einige zuverlässige Notizen und allenfalls seltene Fragmente darbieten, laufen unter dem Schutz berühmter Namen und in den Exemplaren der Texte noch leidlich mit, und bleiben insofern wenigstens zugänglich; die durch Erudition hervorstechenden werden wie sonst antiquarische Subsidien nicht leicht in der Masse genutzt, vielmehr nach äufseren Anlässen in Betracht gezogen; beinahe verschollen, spärlich und demnach obenhin gekannt erscheinen aber diejenigen Erklärer, welche wie die Ausleger des Plato und Aristoteles frei und losgerissen von ihren Texten fortgepflanzt wurden. Um so natürlicher also sind die Haufen der Skribenten in Schatten getreten, deren Ueberlieferung ohne jeden Bezug auf die Klassiker geschah, ohne dafs ihnen ein absoluter Werth gebührte; je weniger ihre Objekte ein philologisches und populäres Aussehen haben oder mit unseren heutigen Kenntnissen sich zu befreunden vermögen, desto gröfser mufs die Gleichgültigkeit und Geringachtung seyn, zumal wenn sie voluminöser Art sind. Indessen hat manchen von ihnen die Laune der Gelehrten, bisweilen auch ein wissenschaftliches Interesse aus der Vergessenheit gerettet, und als Zugabe für weitläuftige Kommentare in Umlauf erhalten: das ungünstigste Loos fiel dagegen wie gewöhnlich den in der Mitte stehenden Autoren zu, welche weder Exegeten seyn noch eine absolute Stellung behaupten wollten, sondern Theorie und Praxis in keiner entschiedenen Reinheit oder Durchdringung formlos entwickelten. Im letzten Falle finden sich die *Rhetores Graeci*, von denen hier ausführlicher zu handeln ist. Ehemals führte mehrere derselben ein seltsames Geschick sogar in die Schulen, unter anderen in die süddeutschen, wo namentlich *Sturm* ein wirksames Beispiel gab; und wie *Quintilian* während zweier Jahrhunderte und darüber in den gebildetsten Ländern Europas einen Lehrer für rhetorische Propädeutik abgab, so bildeten (wenngleich in eingeschränkterem Maafse) die dürren Büchlein eines *Aphthonius*, *Theon*, *Hermogenes* die Grundlagen des damaligen ästhetischen Elementarunterrichts, indem man nach ihrer Anleitung die Schüler mit allen Gängen der Fabel, der historischen Erzählung, der Beweisführung vertraut machte, und durch ein langes Gerüst von Fachwerken, Schemen und Redefiguren hinzerrte. Wie weit scheint diese betriebsame Zeit hinter uns zu liegen! Die Griechischen Lehrmeister sind gänzlich aus der Erinnerung getilgt, die Ausgaben der einzelnen, soviele deren etwa bestanden, verschwunden oder nicht anziehend genug um an ihnen zu verweilen; der Name sogar eines *Rhetor Graecus* mag bei dem blofsen Gedanken an trockne Analysen und bestäubte Formeln den meisten ein unheimliches Gefühl erwecken. Hierzu kam seit mehr als einem Jahrhunderte der Uebelstand, dafs die Hauptsammlung, die *Aldina* der *Rhetores Graeci*, vollständig in zwei kleinen Folianten (denn nur der erste Band liefs sich etwas häufiger antreffen) selbst den gröfsten Bibliotheken mangelte. Was *Wyttenbach* erzählt, dafs *Hemsterhuis* ungeachtet der eifrigsten Nachforschung kein Exemplar erlangte, ist bekannt; und wenn unser Herausgeber (*Vol. I. praef.* p. VI sq.) durch eine mühsame Zählung, wonach das Werk in Europa kaum ein Dutzendmal sich finden mag, die

die vielbesprochene Seltenheit desselben bestreitet, so lehrt doch die Erfahrung, dafs überhaupt sehr wenige Philologen es benutzen konnten. Erst vor einigen Jahren hat man in Berlin und München die Mittel zur Lesung jener Rhetoren gewonnen; und wer Gelegenheit hatte den zweiten Band der Aldina durchzuwandern, durfte sich aufrichtig gestehen, dafs die Ausbeute der Scholiasten zum Aphthonius und Hermogenes, welche den Inhalt des Volumen ausmachen, trotz mancher schätzbarer Bruchstücke und Berichte von antiker Theorie keineswegs dem Aufwand an Zeit und Geduld entspreche. Zur Beurtheilung dieses unerfreulichen Geständnisses mag vorläufig die Ansicht dienen von *Spengel* συναγωγὴ τεχνῶν, wo zum ersten Male mit sorgfältiger Auswahl der Aldinischen Goldkörner die Geschichte der Rhetorik vor Aristoteles erläutert ist. Alles traf hier zusammen, um eine kaltsinnige Meinung von den erwähnten Rhetoren zu begründen, und von Studien zu Gunsten derselben abzuschrecken. Der einzige der mit seltener Ausdauer den weit und breit verstreuten Stoff dieser rhetorischen Literatur zu verarbeiten gewagt, ist der jüngere *Ernesti*, dessen *Lexicon Technologiae Graecorum rhetoricae* (Lips. 1795) lange nicht nach Gebühr geschätzt und angewandt worden.

Nicht mit Unrecht kann man also fragen, in welchem Sinne und für welches Publikum eine neue voluminöse Sammlung griechischer Rhetoren, der alten vorzugsweise so benannten mit einer ansehnlichen Zugabe von *Ineditis*, unternommen sey. *Quis leget haec* (würde vielleicht mancher mit Persius ausrufen)? *vel duo vel nemo.* Wir wollen uns in aller Kürze über den Nutzen dieser Schriftsteller erklären. Zuerst rathen wir die Forderungen, die sonst an einen bedeutsamen oder gelehrten Autor des Alterthums gerichtet werden, auf dem vorliegenden Gebiete völlig zu beseitigen. Die Rhetoren sind fern von stilistischer Kunst und vielmehr im offenbaren Widerspruch mit der feingesponnenen Weisheit ihrer Regeln und Zurüstungen: denn sie haben (mit geringen Ausnahmen) kein Richteramt über Geschmack und schriftstellerische Gesetze sich angemafst, noch weniger Lesebücher bezweckt, sondern schlecht und recht in der etwas ehrlich-derben Weise des Handwerks Schulbücher geliefert; die Rhetoren sind aber auch nicht gleich den Grammatikern und Scholiasten als Kompilatoren gelehrter Massen zu betrachten: denn weit entfernt mit den Schätzen einer geborgten Erudition zu glänzen, entnehmen sie ihre Autoritäten und Beobachtungen aus der eigenen Erfahrung, und verwenden ihre Belesenheit als blofses Mittel für das praktische Ziel. *Dionysius von Halikarnafs*, der unstreitig vor den anderen eine mannichfaltige Gelehrsamkeit entwickelt, ohne sich an Umfang des Wissens mit Quintilian zu messen, verfährt doch behutsamer und quellenmäfsiger als dieser in Anführung von Belegen, die er mit sparsamer Hand vertheilt. Man erwarte ferner nichts von der Hülfe der Rhetoren, wenn es darauf ankommt in die Geheimnisse der klassischen Beredsamkeit einzudringen. Zwar läfst sich nicht bezweifeln, dafs die griechischen Redner seit Antiphon den Grundsätzen einer sehr systematischen Technik folgen und in Betreff von Proömien und Epilogen, von Mitteln der Erzählung und juristischen *loci communes* so vieles mit einander gemein haben, dafs die Rhetoren hierüber mancherlei Auskunft darbieten können; wer aber von dieser äufserlichen Zurüstung zum inneren Gewebe der Stilarten, der politischen Gesinnung, der psychologischen Charakteristik und der sonstigen individuellen Kunst fortschreitet, worin eben Talente und Differenzen des rednerischen Genius am glänzendsten hervorspringen, darf nicht hoffen von jenen feinen Theoretikern sicher geleitet und gefördert zu werden, und schwerlich hat jemand in den angedeuteten Punkten beim Studium des Demosthenes aus den enthusiastischen Analysen des *Hermogenes* (dessen eigenes Geständnifs hier zu beachten π. ἰδ. p. 192) und den haarscharfen Distinktionen seiner Kommentatoren gewonnen. Dagegen besitzen die Rhetoren einen doppelten Werth, den man nur zum geringeren Theil wahrgenommen und in Anwendung gebracht hat. Einerseits geben sie uns die nützlichste Belehrung über die alterthümliche *Komposition*, ihre Geschichte, Principien und praktische Besonderheiten bis in das unscheinbarste Gefüge der Rhythmen und Figuren. Wer sich lebhaft überzeugt hat, wie die Färbung und der Gehalt der antiken Rede mit der Individualität aufs innigste zusammenhingen, mit welcher Feinheit des Gehörs und der Beobachtung, mit wie sicherem Takt und wie unermüdlichem Fleifse sie die Sprachmittel, den Periodenbau, den Numerus und vollends die zartesten Schattirungen der Affecten behandelten, und wie durchgreifend der literarische Charakter ganzer Zeiträume durch den Einflufs dieser formellen Kunst bedingt werden: der kann ohne Mühe die Brauchbarkeit von Autoren würdigen, welche mit Geschick und unermüdlichem Eifer auf die Systematik der Komposition eingegangen sind. Hiefür glauben wir keines Erweises zu bedürfen: die Erinnerung an die Schriften vom *Dionysius* oder an das Büchlein von *Demetrius* möchte schon hinreichen; nöthiger konnte die Aufforderung scheinen, aus diesen Quellen emsiger als bisher zu schöpfen, wenn man eines völligen Bewufstseyns der alterthümlichen wie jeder guten Diktion sich bemächtigen will. Aber noch einen anderen Nutzen haben die Rhetoren, welcher Beachtung verdient. Sie haben neben den Grammatikern jedes Zeitalter seit Alexander dem Grofsen gebildet und begleitet; weshalb sie, ungeachtet ihre Kette vielfach unterbrochen ist, in dem Maafs ihrer Propädeutik auch die Methode, den Geschmack und stilistischen Gesichtspunkt der Literatur, mindestens von Augustus bis zu den Paläologen herab, erkennen lassen. Ein grofser Theil z. B. der Byzantinischen Periode kann nichts anderes als eine rhetorisirte Darstellung von Objekten der Historie, Beredsamkeit und des geistlichen Lebens heifsen. Das Wesen ei-

nes

nes wahrhaft fruchtbaren *Corpus Rhetorum Graecorum* besteht also, kurz zu sagen, in einer ununterbrochenen Geschichte der Komposition und literarischen Erziehung bei den Griechen; die richtig gegliederte Folge der Rhetoren dient dieser Geschichte zu Stützpunkten und Belegen, welche nicht als unmittelbare Quellen sondern als stoffmäfsige Subsidien nur in Bezug auf jenen letzten Zweck zu verarbeiten sind; der Herausgeber endlich, der in so viele wüste Materialien Licht und Einheit bringen solle, wird nicht ohne grofse Aufopferung sich der mühseligen aber höchst verdienstlichen Thätigkeit unterziehen, seine Texte mittelst fortlaufender Interpretation auszudeuten, sie geniefsbar zu machen und den Gewinn der Erklärung als eigentlichen Kern der rhetorischen Massen nachzuweisen. So würde denn die schönste Frucht solcher Bemühungen eine pragmatische Wissenschaft der alten Rhetorik seyn; und müssen auch bei den ersten Versuchen mancherlei Lücken bleiben, so dürften doch schon kritische Beurtheilungen der einzelnen Schriftsteller, Summarien des Inhalts und übersichtliche Zergliederungen ihres Plans jedem Nachfolger einen trefflichen Halt gewähren.

Hr. Prof. *Walz* hat einen verschiedenen Plan befolgt, ungefähr wie ihn der Herausgeber einer *Editio princeps* ausführen würde. Während eines dreijährigen Aufenthalts in Italien und Frankreich widmete er den gröfsten Theil seiner Mufse denjenigen Handschriften, welche die Aldinischen nicht minder als die noch ungedruckten Rhetoren enthielten; seine Sammlung derselben ist das Ergebnifs seiner Studien namentlich auf den Bibliotheken zu Paris, Rom, Florenz, Mailand, Venedig, München und Wien, wofür ihn durch Rath und That *Bandili*, *Thiersch* und *Hase* förderten, welchen der *erste* Band zugeeignet ist. Nach seiner Rückkehr kündigte er das Unternehmen eines „*plenum Rhetorum Graecorum corpus, adiecto apparatu critico et exegetico*." durch die *Epistola Critica ad Io. Fr. Boissonade* (Stuttg. 1831. p. 80. 8.) an. Dort lehrte eine Menge kritischer und besonders paläographischer Bemerkungen, wie vielfältig die Rhetoren von zahllosen Verderbungen und Lücken durch des Vfs Reichthum an diplomatischen Hülfsmitteln, seine Erfahrung und seinen Scharfblick geheilt werden würden; zugleich ergab sich aus häufigen Proben, die noch erheblich in den Noten zum Corpus vermehrt sind, dafs er im Besitz von ausgedehnten Kollationen, unter anderen für *Pausanias* und *Josephus* sey, und wir denken, dafs eine kritische Handausgabe vom letzteren, dessen Text so gänzlich vernachlässigt worden, nicht blofs den gelehrten Theologen erwünscht seyn dürfte. Dagegen findet sich weder in jenem Vorläufer ein anschaulicher Umrifs des Materials und der Anordnung noch in der Vorrede zum *ersten* Bande; nur dafs hier der Umfang der *Aldina*, mit Ausschliefsung des Aristoteles und Dionysius, doch erweitert durch eine beträchtliche Zahl von *Ineditis*, insgesammt aus 60 Stücken bestehend, und geziert mit den seltener werdenden Kommentaren von *Scheffer*, *Normann*, *Gale*, *Boissonade* u. a. verheifsen ist. Weder über die erwähnte Auslassung noch in Betreff der Zugaben möchten indessen viele mit ihm übereinstimmen; am wenigsten wohl in Hinsicht des letzten Punktes, wenn man die Trockenheit, Armuth und nutzlose Kompilation mehrerer solcher Schriften erwägt, welche die Lehren der älteren Rhetoren nur in schlechterem Stil wiederholen und in bündigen Notizen oder Auszügen sich hinlänglich mittheilen liefsen. *Aristoteles* aber und *Dionysius* (d. h. die sogenannte *Poetik*, die *Rhetorik* und *Rhetorica ad Alexandrum*, *de Compositione Verborum* nebst der unechten Rhetorik, denn alles übrige liegt fern) sollten auch abgesehen von ihrer Bedeutung und Wichtigkeit für Erkenntnifs der antiken Theorie schon deshalb nicht zurückbleiben, weil ihre Bearbeitung trotz des äufseren Scheines noch durchaus mangelhaft ist und einzig von einem tüchtigen Kommentator das allgemeinere Verständnifs ihrer viel zu wenig gekannten Schätze ausgehen kann. Was ferner die Noten des Herausgebers betrifft, so beschränken sie sich auf Angabe der Varianten, Bestätigung der angenommenen Lesart und paläographisch-kritische Digressionen, die sich über ältere und spätere griechische Autoren, vorzüglich auf Anlafs des eigenen Apparats, verbreiten, weiterhin aber immer mehr verschwinden, so dafs bereits von der Mitte des *ersten* Bandes an selbst die Varianten dünner werden und durchschnittlich etwa für den vierten Theil des bisherigen Corpus gänzlich fortfallen. Hr. *Walz* scheint also frühzeitig die Unzulänglichkeit seines Verfahrens geahnt zu haben, und dieses Gefühl war ohne Zweifel nicht trügerisch. Observationen über triviale Vertauschungen oder Verderbungen von Wörtern, Sylben, Endungen sind nicht einmal dem Anfänger lehrreich, ihrem Wesen nach dürftig und von den deutschen Philologen allmählig beseitigt; wenn jedoch diese musivische Gelehrsamkeit, deren Extrem in *Boissonade's* Manier am derbsten hervortritt, durch geschickte Verflechtung in tiefere Fragen der Kritik einen Klang und Reiz empfangen kann, wie *Porson* in der trefflichsten Weise darthut, so mufs sie doch dem Herausgeber und dem Leser der Rhetoren für eine blofse Voraussetzung und ein rein vermittelndes Element gelten, das zu keiner Abschweifung berechtigt. Anderes von geringerem Glanz aber gediegenerem Werth ist zu [illegible], und wir wünschten es wäre solchen Forderungen hier in höherem Grade entsprochen worden. Einem Manne der viele Jahre den in sich abgeschlossenen und gleichartigen Studien der Rhetoren geweiht, konnte weder die Zergliederung der einzelnen Schriften und die Abfassung schicklicher Argumente noch die wissenschaftliche Beurtheilung derselben schwer fallen: jetzt gewährt ein Auszug aus das *Fabricius Bibl. Graeca* mit [illegible] lich [illegible] Notizen einen [illegible] Ersatz. Noch weniger [illegible] *Erklärung* zu seyn, d. h. die Definition und lexikographi-

phische Begründung der oftmals dunklen Terminologie, die Darstellung der überall zerstreuten gelehrten Einzelheiten, die Nachweisung der Dichter und Redner, welche bald in ausdrücklichen Citaten vorkommen, bald in versteckten Anspielungen durchschimmern, mit verwandten Bemühungen, welche das wesentliche Geschäft eines Editors von Rhetoren bilden. Indessen läßt sich das Versäumniß in Hinsicht der rhetorischen Kunstsprache ganz bequem ausgleichen, da uns *Indices locupletissimi* versprochen werden, und ein mit Sachkenntniß gearbeitetes *Lexicon rhetoricum*, das auf den Grund der beiden Ernestischen *Lexica technologica* fortbauen muß, den Werth eines recht praktischen Kommentars besitzt; weit empfindlicher fällt denen, welche den unmittelbarsten Gebrauch von den Rhetoren zu machen haben, der Mangel einer gleichmäßigen Nachweisung für angedeutete Citationen, wo der Herausgeber, obwohl schon die vorhandenen Register eine leidliche Hülfe geben, ohne Plan sich auf das allergewöhnlichste beschränkt. Wem es um Belege zu thun ist, den verweisen wir auf eine starke Nachlese, die *Spengel* in seiner Recension (Allg. Schulzeit. 1832. Num. 145—47) bloſs für den ersten Band gehalten hat. Doch selbst hier, wenngleich minder bequem, wird ein Supplement im *Index Auctorum* möglich seyn, wenn Hr. *W.* sich künftig entschlieſst sein Werk gleichsam als fremde Arbeit aus zweiter oder dritter Hand schrittweise zu durchlaufen und in stillschweigender Kommentation die verschiedenen Autoritäten seiner Rhetoren einzutragen. Gegenwärtig müssen ihm die Philologen schon dafür besonderen Dank wissen, daſs er ihnen mit Aufopferung von interessanteren Studien, denen gelehrte Reisende nachzugehen pflegen, ein unentbehrliches Hülfsmittel zur tieferen Kenntniſs des griechischen Alterthums dargebracht hat und dessen rasche Vollendung unablässig betreibt; wozu noch die liberale Ausstattung des Aeuſseren kommt, ein nicht geringes Verdienst der Cottaschen Buchhandlung, die sich einem in der That nicht gewinnreichen Unternehmen mit seltener Liebe unterzog.

Rec. wird nach diesem Vorbericht eine Charakteristik der einzelnen Rhetoren, ihres Inhaltes, Werthes und kritischen Bestandes in gedrängten Zügen auszuführen suchen, auf umständliche Beiträge dagegen zur Emendation aus Mangel an Raum verzichten. Eine Reihe solcher Verbesserungen für den ersten Band findet sich bereits theils in der oben erwähnten Beurtheilung von *Spengel*, theils in der gleichzeitigen Recension (Neue Jahrb. f. Philol. Bd. 6. S. 172—191) von *Finckh*, von denen es vielleicht nicht unangemessen seyn mag im Lauf unserer Darstellung einige der gelungensten Emendationen anzumerken. Im allgemeinen denken wir, daſs der Herausgeber, indem er nach und nach mit seinen Autoren vertrauter geworden und die Korrektur strenger handhaben lernte, mehr im spätern als im Beginn das Gewicht seiner Handschriften abwog, und die verschiedenen Momente mit sachlicher und grammatischer Kenntniſs geltend machte: übrigens aber die versteckten Fehler und Lücken (an letzteren leiden vorzüglich die Rhetoren) und was sonst zur Konjektural-Kritik gehört, nicht mit durchgängigem Nachdruck oder Argwohn erforsche. Daher wird hier die Thätigkeit der Fachgelehrten sich einen weiten Tummelplatz verschaffen können; vieles aber auch ohne weiteres zu berichtigen seyn, wo bald Druckfehler vorauszusetzen sind, bald das Auge des Kritikers (wie dies auch anderen sogar bei argen Formen und Strukturen widerfährt) sorglos hinüberschlüpfte: wir meinen solche Fehler wie I. p. 25. εὐπράττειν, 106. ἀνθέξωμεν, 247. ζώσεσθαι, 277. τὴν Ἀκαδημιόνων mit ähnlichem.

Der erste Band begreift die Vorübung aller Rhetorik, die sogenannten Προγυμνάσματα. Die Rhetoren selbst bezeichnen sie in einer sinnreichen Spielerei als den rhetorischen Mikrokosmus, dessen vier vorzüglichste Stufen (die Fabel, Erzählung, Chrie und der Gemeinplatz) den vier hauptsächlichen Geschäften der praktischen Beredsamkeit entsprächen, und in Art einer Milchkost von den Jüngern zu verdauen wären, ehe sie zum schwereren Stoffe übergingen: s. *Schol. Hermog.* T. IV. p. 33. Denn namentlich auf Anlaſs des Hermogenes theilte man noch späterhin den ganzen rhetorischen Kursus in fünf Stadien, προγυμνάσματα, στάσεις, εὑρέσεις, ἰδέαι, μέθοδος δεινότητος: s. *Tzetzes Chiliad.* VI, 750 fgg. XI, 109 fgg. Indeſs waren die früheren Anleitungen der Art eben so weit entfernt vom Namen als von der engen zunftmäſsigen Begrenzung unsrer *Progymnasmata*. So lange nicht bei den Römern die Deklamation, bei den Griechen die Sophistik wurzelte, beschränkte sich diese Propädeutik auf freie Entwickelung der Diktion und jugendlichen Erfindsamkeit mittelst Fabeln, Paraphrasen, leichter Erzählungen, moralischer und historischer Darstellungen und Disputationen über populäre Themen, wovon uns *Suetonius de claris rhetoribus* und theilweise der *Auctor ad Herennium* einen Umriſs giebt. Weiterhin finden wir zuerst *Hermogenes* oder vielmehr *Aphthonius*, welcher eine gemessene Folge von einleitenden Fachwerken als Vorhalle der Rhetorik einzäunte; seine Nachfolger gingen nicht über diese Methode hinaus, sondern begnügten sich die von zwölf auf vierzehn gebrachten Kapitel immer weitläuftiger zu schematisiren, zu verarbeiten und für jede ersinnliche Nutzanwendung gangbar zu machen; wo denn die magere Theorie bis zum Ueberdruſs in der Byzantinischen Redseligkeit verschwimmt. Zieht man also den unnützen Wortschwall ab, so läuft der Gehalt dieses Bandes auf wenige Wissenswürdigkeiten hinaus, die der verstorbene *Veesenmeyer* (wenn man schlieſsen soll aus dessen Programm, *de consilio edendorum qui Progymnasmata Graece scripserunt auctorum.* Ulm. 1834) auf einem präcisen Raum zusammengedrängt haben würde.

(Die Fortsetzung folgt.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mai 1835.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Tübingen, b. Cotta: *Rhetores Graeci* — — edidit *Christianus Walz* u. s. w.

(*Fortsetzung von Nr. 93.*)

Den ersten Platz nimmt *Hermogenes* p. 9—54 ein. Früher besafs man nur die lateinische Uebersetzung, des *Priscian Hermogenis Praeexercitamenta*, die zwar etwas roh und in Anführung von Beispielen abweichend ist, übrigens aber ein so vorzügliches Hülfsmittel der Kritik gewährt, dafs der Herausgeber wohl gethan hätte, sie nach *Krehl's* Vorgang neben oder unter den Text zu stellen. Das Original machte *Heeren* aus einer mittelmäfsigen Handschrift von Turin bekannt, nach ihm mit Anmerkungen *Vesenmeyer* (Nürnb. 1812); viel gewann das Büchlein durch den Engländer *Ward*, dessen Recension nach drei Pariser codd. im *Classical Iournal* T. V. VI. VIII. erschien; der neueste Kritiker endlich hat vermöge dieses und sonstigen Apparats (insgesammt 7 MSS.) eine gute Zahl von Lücken und Verderbungen gehoben. Zunächst fragt sich jedoch, ob das Werk in seiner jetzigen Gestalt aus des *Hermogenes* Hand hervorgegangen sey. Die Neueren hegen allerdings keinen Zweifel, einzig auf die Ueberlieferung des Namens gestützt; es bedarf aber kaum der Erinnerung, dafs in der grammatischen und rhetorischen Literatur des Alterthums die Namen unverlöschlich fortdauern, auch nachdem der Gebrauch von Schulen und Lesern längst den ursprünglichen Bestand solcher Schriften zerrüttet hat. Dagegen erwähnen die Scholien über die Στάσεις (T. VII. p. 511), dafs manche die Progymnasmata nicht ohne Grund (ἀγαν ἐλλογίμως) dem *Libanius* beilegten; in des letztern Werken aber (T. IV. p. 853 fgg.) ist noch ein unermefslicher Wust praktischer Redeübungen über den ganzen progymnasmatischen Kreis vorhanden, zu denen *Hermogenes* und *Aphthonius* sich als verhältnifsmäfsig wachsende Summarien verhalten. Unter dem Namen *Libanius* aber, den *Scheffer* sehr voreilig (p. 37) für einen Nachtreter des *Aphthonius* erklärt, hat bis zu den letzten Byzantinern ein Schwarm von Deklamationen Schutz gesucht, deren Minderzahl wirklich aus dem Antiochischen Hörsal abstammt; um so leichter begreift man also, wie zum Nutzen der Kunstjünger auf dem Grunde dieser mannichfachen Empirie kleine Kompendien, mit Abstraktionen, kurzen Citaten und methodischen Winken, am bequemlichsten durch *Aphthonius*, mehr aphoristisch durch den sogenannten *Hermogenes* aufgeführt werden mochten. Wir sagen durch den *sogenannten Hermogenes*: denn im gegenwärtigen Abrifs, der einen Lehrer oder Epitomator ganz wohl kleiden würde, bemerken wir keine Spur, weder vom gewandten Stil des grofsen Rhetors, noch von seiner Gelehrsamkeit (worin Theon zur Norm dienen kann), noch von seiner Erfahrung und Systematik: dahin gehört das Fehlen mehrerer Definitionen, die Trivialität von Notizen (wie über das Wort ἐγκώμιον c. 7) und die kompilatorische Nennung verschiedener Ansichten, z. B. c. 10 bei der ἔκφρασις (die vor *Libanius* schwerlich aufzufinden wäre) „genauere Techniker hätten ihr als einem Theil anderer Progymnasmen keinen einzelen Platz zugestanden, indefs weil andere nicht verächtliche Männer für's entgegengesetzte stimmten, sey er letzteren aus Furcht vor Tadel (ῥαθυμίας ἔγκλημα φεύγοντες) gefolgt", und ähnlich c. 12 bei der wässerigen νόμου εἰςφορά. Man erwäge zuletzt dafs im Artikel des *Suidas*, wo der Arbeiten dieses Mannes voll von Bewunderung gedacht wird, die Προγυμνάσματα fehlen; wogegen die Scholien später Jahrhunderte nicht aufkommen. Wenn also das Schriftchen hierdurch an Interesse verliert, und der Kritiker nicht zu hohe Forderungen daran bringen soll, so ist doch der Vortrag lichtvoll und verständlich; nur nicht immer gefeilt. Ein Beleg sey der Anfang: Τὸν μῦθον πρῶτον ἀξιοῦσι προςάγειν τοῖς νέοις, διότι τὰς ψυχὰς αὐτῶν πρὸς τὸ βέλτιον ῥυθμίζειν δύναται καὶ ἔτι ἁπαλοὺς ὄντας αὐτοὺς ἀξιοῦσι πλάττειν. Letzteres ist für τάττειν oder προτάττειν richtig verbessert, wofür besonders auf *Heind. in Gorg.* 86. *Phaed.* 72. und *Wyttenb. in Plut.* T. VI. p. 83. 598 hinzuweisen war; noch bleibt aber die matte Wiederholung des ἀξιοῦσι und die schlaffe Sperrung der beiden Satzglieder, die nur *einen* Gedanken ausfüllen. Wer aber abgesehen von den Varianten auch *Priscian* (*quia animos eorum adhuc molles ad meliores facile vias instituunt vitae*) zuzieht, wird bald die ursprüngliche Wortfolge entdecken: διότι τὰς ψυχὰς ἔτι ἁπαλοὺς ὄντας αὐτοὺς πρὸς τὸ βέλτιον ῥυθμίζειν δύναται καὶ πλάττειν. Solcher Umschmelzungen und Interpolationen giebt es hier viele: wie sogleich p. 12 fg. δεῖ τινι σοφόν τι παρατιθέναι, ἀλώπηξ· μιμουμένους τὰ τῶν ἀνθρώπων πράγματα ὑποθήσεις, ἐνταῦθα οἱ πίθηκοι. Hr. *W.* hat ἀλώπηξ gut herausgefunden, aufserdem hätte er auch ὑποθήσεις mit den MSS. ausstofsen, und demnächst im früheren ändern sollen, nach Anleitung der Lesarten, δεῖ τινα σοφὸν παραθεῖναι, ἀλώπηξ· womit die Konjektur περιτιθέναι fällt. Noch merklicher ist ein weitschichtiges Einschiebsel in c. 2. Διαφέρει δὲ διήγημα

γημα διηγήσεως — τὸ κατὰ Ἀλκμαίωνα: die hier gegebene Unterscheidung zwischen διήγημα und διήγησις, ποίημα und ποίησις gehört eher den Grammatikern, die mehrmals hierauf zurückkommen, als den Rhetoren an; auch übergeht sie *Priscian*. Dies hätte Hr. *W.* eben so wenig verschweigen sollen, als die (schon von *Veesenmeyer* angeregte) Lücke zu Ende desselben Kapitels, welches plötzlich abbricht, ohne die versprochene Bestimmung über den Nutzen des διήγημα συγκριτικόν zu leisten; hier hilft zwar nicht *Priscian* aus, wohl aber die *Epitome Aphthonii* p. 129. Auf einen noch stärkeren Defekt in c. 6. p. 34 hat *Spengel* aufmerksam gemacht: den Ausfall deckt dort *Priscian* vollständig, was aber gegenwärtig im Texte steht, εἰ δὲ λέγεις κατ' ἀνδροφόνου, [καὶ] τὰ παρακολουθοῦντα γυνὴ ἐν χηρείᾳ, παῖδες ὀρφανοί, ist nicht beizubehalten (denn wozu diese Doublette für eine so klare Theorie?), sondern zu streichen als Randbemerkung eines Lesers, der das gangbare Thema κατ' ἀνδροφόνου frisch im Kopfe trug. Von Einzelheiten sey nur weniges angeführt. P. 23 ziehen andere mit Recht ἐκ κρίσεως (da κρίσις bei den Rhetoren die Autorität ist, m. s. dieselbe, falsch geänderte Formel bei *Theo* p. 225 fg.) der vulg. ἐκ χρήσεως vor. P. 25 war es in der auch von *Aphthonius* p. 68 citirten Sentenz, οὐκ ἔστιν εὑρεῖν βίον ἄλυπον ἐν οὐδενί, eben so leicht einen Trimeter zu hören, als ἐν mit Codd. auszustofsen; der Vers gehört vermuthlich dem *Menander*, nicht *Euripides* (*fr. inc.* 87) an, und wird häufig gebraucht: s. *Theod. Metoch.* c. 58 nebst anderen bei *Boisson. Anecd.* I. p. 453. IV. p. 456. P. 27 ist in den lückenhaften und sinnlosen Worten πῶς ἂν οὖν λαμβάνοιτο der Wink vom oben genannten *Ward* nicht aufgefafst: es sollte heifsen, κατὰ ἐνθύμημα οὕτως ἂν λαμβάνοιτο. P. 28 ist ἐκ τοῦ ἀκολούθου einmal berichtigt, gleich darauf vernachlässigt: s. *Veesenm.* p. 49. Letzterer emendirt c. 6 aus *Priscian* und *Schol. Aphthonii* richtig ἢ οὗτος. P. 30 reicht περὶ τοὺς θεοὺς τολμῶσι nicht aus: l. παρατολμῶσι, cf. p. 32 f. P. 41, 11 mufs das aus dem früheren wiederholte, selbst von *Priscian* angedeutete ὡς ἡ ἐλαία getilgt werden. P. 52 zeigt *Finckh* aus *Theo* p. 244 und *Cic. Top.* 21 dafs mit den MSS. zu schreiben πρακτικάς. In c. 12 könnte man auch ohne *Priscian* und codd. besser lesen und interpungiren: — τάττουσί τινες ἐν γυμνάσμασιν. ἐπειδὴ καὶ — ποιοῦσι ζήτησιν, διαφορὰν δὲ ἐκείνην φασίν· ἐν μὲν κτλ.

Aphthonius p. 59—120. Wer unter den vielen *Aphthonii* der Verfasser unserer Progymnasmata gewesen, ist nicht leicht zu ermitteln. Das *Etymol. M.* p. 146 citirt eine Stelle des c. 4 unter der Ueberschrift εἰς τὰ προγυμνάσματα τῆς ῥητορικῆς: das verwandte Citat des *Suidas* hingegen εἰς τὴν Ἑρμογένους τέχνην προγυμνάσματα, beweist so wenig als die Behauptung des *Tzetzes* dafs *Aphthonius* nach dem *Hermogenes* gearbeitet, irgend für ein frühes oder spätes Zeitalter des Mannes. Nachdem einmal das rhetorische Gebäude gleichsam unter Autorität des *Hermogenes* gestellt war, sah man jedes hier einschlägende Kompendium als unmittelbare Erläuterung jenes Rhetors an; es wird aber rathsam seyn, die beiderseitigen Progymnasmata aus derselben Quelle herzuleiten, nämlich aus den Sprachübungen der Schulen Asiens (vorzüglich der Antiochischen des *Libanius*), deren Material auf rhetorische Fachwerke zurückgebracht wurde. Demnach hat die Uebereinstimmung des *Aphthonius* mit dem sogenannten *Hermogenes*, welche sich blos als verschiedene Redaktionen desselben Formalismus zu einander verhalten, nichts befremdliches; die Abweichungen bestehen nur darin, dafs erstlich der bequemeren Uebersicht wegen, statt zwölf, vierzehn Kapitel angelegt sind (Fabel, Erzählung, Chrie oder Sentenz, Gnome oder Gemeinspruch, Widerlegung, Begründung, Gemeinplatz, Lobrede, Invektive, Vergleichung, Charakterschilderung, malerische Beschreibung, These, Gesetzesvorschlag), dafs ferner die Abstraktionen mit allem Theoretischem sehr kurz ausfallen, und ein desto gröfserer Spielraum den Paradigmen, ihrer Analyse und methodischen Behandlung zugestanden wird. Vom Inhalt wäre daher nichts im einzelen zu berichten; eher von der ehemaligen Verbreitung des Handbuchs, welches im Kaiserthum fortwährend als normal für die praktische Uebung galt und (wofür die Menge der Codices zeugt) fleifsig abgeschrieben wurde; dahin gehören auch Auszüge, wovon Hr. *W.* zwei Exemplare herausgegeben hat, den einen unter dem Namen *Matthaeus Camariota*, den andern von einem *Anonymus* (p. 121—136), beide an sich werthlos, und da sie blofs kritischen Werth haben, hätten sie besser in den Noten nach Auswahl Platz gefunden; aufserdem *Scholia in Aphthonium*, mit mancher nützlichen Angabe, welche statt jener schon wegen ihres mäfsigen Umfanges (beim *Aldus* füllen sie 26 Seiten) folgen sollten; endlich die noch unedirten *Homilien* des *Ioannes Doxopatres* (s. Vol. VI. p. VI fg.), welcher mit eigenthümlicher Kunst seinen Text ausgesponnen und breit geschlagen hat. Hiermit kommt die grofse Zahl der Ausgaben überein, deren *Veesenmeyer* 28 aufführt; ihren kritischen Werth wird man nach den vorliegenden Varianten nicht beurtheilen; am wenigsten aber kann die Mittheilung des Kommentars von *Jo. Scheffer* (auch zum Theon), der wegen seiner Seltenheit aufgenommen und mit allen Schwächen oder Halbheiten (z. B. in der Orthographie, *Dyctis*, *Hellines*, *Oritheia*) wiedergegeben ist, auf Billigung rechnen, da die Nichtigkeit dieser *notulae* in die Augen springt. Insofern nun der Inhalt des *Aphthonius* keiner näheren Entwickelung bedarf, so bleibt uns noch die Integrität und diplomatische Tradition desselben zu betrachten übrig. Zuerst also: besitzen wir den *Aphthonius* in seiner ursprünglichen Gestalt? das möchte zu verneinen seyn, am meisten wegen der schroffen Differenz des Stiles in den theoretischen und deklamatorischen Abschnitten: dort ist die Sprache leidlich, hier unbeholfen, ärmlich und nicht von Mängeln frei. Belege seyen p. 80 und in c. 12 die eben so holprige als unbrauchbare Schilderung der Burg von Alexandria, worin ebenein die Stür-

Stärke des Ganzen ruht; daneben Einzeles wie p. 74 ἥτω, 70 Ἰθάκης εἰς ἐγεγένητο, das zu den Byzantinischen Strukturen gehört wie p. 72 ἀντερεῖν ἄλογον, 79 und 92 πᾶν εἴ τι, 80 und 115 οἷς weil. Was aber die Güte des Textes betrifft, so liefs der kleine Apparat des Herausgebers, welcher aus so vielen Handschriften nur vier verglich, und selten von der Vulgata gewichen ist, kaum ein sicheres Urtheil zu. Jetzt da *R. Klotz* eine vollständige Kollation *des Leipziger Codex* (Archiv f. Philol. u. Pädag. Bd. I. S. 585—93) gegeben, auch mehrere dieser Lesarten (in den Neuen Jahrb. f. Philol. Bd. 6. S. 192 fgg.) empfohlen hat, ergiebt sich, dafs *Aphthonius*, wie von einem vielgelesenen Autor anzunehmen war, an einer Menge von Fehlern, besonders an falschen Wortstellungen, Flickwörtern und auch Auslassungen leide, dafs vorläufig aus den drei besten Codices, *Lipsiensis*, *Vindobonensis*, *Parisinus* ein unendlich reinerer Text sich gewinnen lasse, künftig aber noch andere und gründlicher als bisher verglichen werden müssen. Schon hieraus wird Hr. *Walz* in den *Addendis* eine gänzliche Revision ermitteln können; Rec. begnügt sich, mit Anwendung auch der hie und da vorgetragenen Emendationen, einen gedrängten Ueberblick der handschriftlichen Verbesserungen herzusetzen; viele Lesarten, die ohne weiteres als bewährt erscheinen, bleiben bei Seite nebst den sogenannten Kleinigkeiten, wie den Umstellungen; obgleich gerade bei Rhetoren letztere nichts kleinliches haben, zuweilen sogar bemerkenswerth sind, wie p. 93 ψόγου ἔξω, eine Seltenheit, wofür vgl. z. B. *Aeliani N. A.* V, 12. Ferner übergehen wir etliche Einschiebsel, die Hr. *W.* nunmehr gewifs anerkennt: wie p. 80 f. 118, 4 oder 97 f. ἢ ψόγος ἐξ ἐγκωμίου καὶ ψόγου συγκείμενος. Der Kürze wegen ist im folgenden das eingeklammerte von der *vulgata* zu verstehen, gegenüber der Berichtigung namentlich aus dem *Lipsiensis*. P. 60. τὴν δὲ παραίνεσιν, δι' ἣν ὁ μῦθος τέτακται, προτάττων μὲν ὀνομάσεις προμύθιον: die hervorgehobenen Worte, denen die Konjektur πέπλασται nichts hilft, sind als schlechte Interpolation zu tilgen, und zwar mit dem *Anonym.* p. 128, wogegen *Camariota* p. 125, 26 zu wesentlicher Ergänzung der Definitionen p. 102 und 114 beitragen kann. C. 2. διηγήσεως] διήγημα διηγήσεως. P. 62, 3. ἀνελεῖν ἐβούλετο — ἀμύνειν ἠπείγετο] ἀνελεῖν ἐπείγετο — ἀμύνειν ἔσπευδε. P. 63, 4. πόσος ἂν εἴη τῶν ἀνθρώπων ὁ βίος, βραχύ τι φανεὶς ἀπεκρύψατο, μέτρον τοῦ βίου τὴν θέαν ποιούμενος] πόσος εἴη ὁ τῶν ἀνθρ. βίος, μικρόν τι φ. ἀπέκρυψε, τὸ μέτρον — ποιησάμενος, wo das sinnlose ἀπεκρύψατο vorläufig aus *Theo* p. 206 verbessert werden. Weiterhin ἀλλ' ὅσα] ἀλλ' οἷα, ein Byzantinisches Idiom, das schon von mehreren bestätigt ist. P. 65, 6. τῶν λόγων ἐστέρηται, καὶ μετὰ τοῦ δέους καὶ τοὺς λόγους ἀφῄρηται] — καὶ μετὰ τῶν λόγων καὶ τοῦ δέους ἀφῄρηται. P. 73. στέφανος εἰς τρίποδα τὸν Πύθιον διὰ πόθον τὸν ἐπὶ τῇ κόρῃ θνητῇ προτιθέμενος] στέφανος εἰς τὸν τρίποδα διὰ πόθον τὸν ἐπὶ κόρῃ θ. προ. τῇ ist Versehen des Herausgebers. 75, 9. Εἰ βούλει, καὶ τοῦτο συγχωροῦμεν] βούλει κ. τ. σ., denn συγχωρῶμεν ist für einen Autor dieser Zeit weniger nothwendig. 76, 5. τῶν φαύλων] φαῦλον. 77 f. πῶς οὐκ' ἂν ἀντιλέγοι αὐταῖς ταῖς Μούσαις ὁ τὰ τῶν ποιητῶν] πῶς οὐκ αὐταῖς ἀντιλέγει ταῖς Μούσαις ὁ τὰ ποιητῶν. 78, 4. φησίν, ἐκ γῆς προῆλθε] dafs ἐκ fortfallen mufste, lehren schon die Beispiele p. 73, 74 etc. 79, 14. οὐ τὴν φύσιν τῶν θεῶν ἐξελέγχοντες] οὐ Γῆν, οὐ τὴν φ. τ. θ. ἐλέγχοντες. 80, 10. τήν τε γὰρ κόρην σωφροσύνην ὀνομάζουσιν] — σωφρονεῖν νομίζουσι, aus der Lesart der MSS. σωφρόνην: cf. p. 110. Weiterhin hat *Klotz* die Richtigkeit der alten Schreibart dargethan, οὐ γὰρ ἦν ἰδεῖν τὸ μέλλον ἀκρασίαν νοσήσαντα: s. z. B. *Leo Diac.* X, 7. φιλαρχίαν καὶ ἀπληστίαν νοσῶν, und *Hermog. de Invent.* I. extr. *Rhetor. T.* IV. p. 113. P. 81, 10. τῷ κατηγορουμένῳ τὸ μεῖζον] τῷ παραβαλλομένῳ τὸ μ., s. p. 97, 18. 82 f. καὶ μεταποιοῦσι τὰς τῶν ἀνθρώπων γνώμας] καὶ μ. τῶν ἀ. τὰς γνώμας, καὶ μεταβάλλουσιν — 83, 17. κατεκώλυσεν εὔνοια] διεκώλυσε πρόνοια. 91, 8. τὰ μὲν γὰρ ἄλλα] τῶν πραγμάτων hinzuzusetzen. 92, 7. καὶ τὰ τῆς γῆς] καὶ τὰ κατὰ γῆς. 98, 8. ἀγωνιστικὸν γὰρ τοῦτό γε] ἀγ. γὰρ τὸ τοιοῦτον γεγένηται: weiterhin vor τίμιαι einzurücken τυγχάνουσι, dagegen 99, 10. γὰρ πατέρες auszulassen. Diese Proben mögen grofs und klein hinreichen, und wir wollen sie nicht zweckwidrig ausdehnen.

Theon S. 145 — 257 (nebst einem Anhange kleiner Scholien bis S. 262.) verdient gröfsere Aufmerksamkeit: denn seine *Progymnasmata* sind die vorzüglichste Schrift des ersten Bandes und überhaupt ein schätzbares Denkmal der alten Rhetorik, nicht nur wegen des wissenschaftlichen Reichthums und der mannichfaltigen Belesenheit, der wir manches gute Fragment verdanken, sondern auch wegen des liberalen Tones und der gebildeten Diktion. *Aelius Theon* der nach Suidas unter anderm über einige Redner Kommentare hinterliefs, unternahm in einer Zeit, als man ohne gründliche Propädeutik zur Beredsamkeit eilte, die Jugend mit allen Gängen einer tüchtigen Vorbereitung bekannt zu machen; in welcher Absicht er die vorhandenen Uebungsmittel vermehrte, mit Definitionen ausstattete und mit methodischen Anweisungen begleitete. Diese so klare Versicherung nebst allerhand Einzelheiten (worunter die Einführung des ἐγκώμιον, die S. 151 ausdrücklich gerechtfertigt wird) beweist offenbar, dafs Theon vor dem Jahrhundert des Hermogenes schrieb, nach dessen Auftreten weder jene Planlosigkeit im rhetorischen Studium noch dergleichen Anordnungen, wie sie hier zum ersten Male gelten sollen, irgend als Neuigkeit vorkommen durften. Mit Grund wird man demnach seine Lebenszeit in den Beginn der litterarischen Sophistik versetzen, und wollte man ihn auch eben nicht, wie *Spalding* meint, für den von *Quintil.* III, 6, 48 citirten Rhetor halten, so gewährt doch kein verächtliches Merkmal der Umstand dafs er keine jüngern Schriftsteller als *Apollonius* (Molon) und *Theodorus* aus Gadara nennt. Gewinnt nun sein Buch durch dieses Alter des Autors an Interesse, so büfst es wiederum nicht wenig durch

durch seinen lückenhaften, verworrenen und sonst korrupten Zustand ein. Zwar können wir nicht der Klage derjenigen beitreten, welche den erheblichen Ausfall mehrerer groſser Kapitel wahrzunehmen glaubten. *Theon* führt nämlich acht Fachwerke auf, die er in folgender Ordnung zu behandeln verspricht: χρεία, μῦθος, διήγημα, τόπος, ἔκφρασις, προσωποποιία (die gemeine ἠθοποιία), ἐγκώμιον, σύγκρισις. Jetzt aber ist die Folge nicht bloſs umgeworfen, d. h. auf die gewöhnliche Klassifikation der Progymnasmata zurückgebracht, sondern sie hat auch einen Zuwachs in dieser Reihe gewonnen: μῦθος, διήγημα, χρεία, ἀνασκευὴ καὶ κατασκευή, τόπος, ἐγκώμιον καὶ ψόγος, σύγκρισις, προσωποποιία, ἔκφρασις, θέσις, νόμος, während noch in der jetzigen Umstellung Spuren (von *Finckh* a. a. O. p. 179 fg. gesammelt) vorhanden sind, die bestimmt auf den ursprünglichen Plan hinweisen. Wenn man aber aus einigen Aeuſserungen p. 151 ff. abzunehmen meint, daſs auſserdem die Kapitel einer ἀνάγνωσις, ἀκρόασις, παράφρασις, ἐξεργασία, ἀντίῤῥησις untergegangen seyen, so erregen sowohl diese seltsamen Titel ein Bedenken, als auch der Inhalt jener ganzen Darstellung widerspricht. Ohne Bezeichnung eines Ueberganges rühmt *Theon* zuerst die Bekanntschaft mit klassischer Lektüre, und die Kunst ihres Verständnisses (theils ἀνάγνωσις, Anspielung auf das ἀναγνωστικὸν der Grammatiker, wovon deutlich genug *Schol. Dionysii Thr.* p. 671 fg., theils ἀκρόασις, ein etwas höherer Grad, wohin gehören *Zeno* περὶ ποιητικῆς ἀκροάσεως und anderes bei *Krebs in Plut. de poetis aud.* p. 96); darauf empfiehlt er die Paraphrase als den ersten Schritt zur selbständigen Schreibart; mit einem Worte gedenkt er der ἐξεργασία und ἀντίῤῥησις, d. h. der sonst bekannten κατασκευή und ἀνασκευή, von denen es im nächsten heiſst, daſs sie erst nach den üblichen Progymnasmen für die reiferen einen Platz erhalten sollen. Dann folgen in c. 2 Winke für den Lehrer: diesem liegt ob, die propädeutischen Kapitel an den glänzendsten Beispielen, wovon eine Sammlung ertheilt wird, anschaulich und geläufig zu machen, sobald aber die Lehrlinge sich der eigenen Darstellung zuwenden, hat er ihnen die besonderen technischen Mittel und Gänge praktisch in Erinnerung zu bringen, sie zur Komposition anzuleiten, ihre Fehler summarisch auszuzeichnen, und Themen vorzulegen, worüber die Klassiker bereits geschrieben. Alles das lehrt auch in seiner jetzigen Zerrissenheit (denn ehemals mag *ein* einziges Kapitel in geordneterem Zusammenhange das Proömium gebildet haben) daſs was *Theon* auſser seinen acht Fächern bespricht, diesen als Einleitung und Nachwirkung, als Vorbau und Hintergrund sich diesseit und jenseit anknüpfte, mithin dem Progymnasmata nichts am materiellen Gehalte mangle. Dagegen ist es unzweifelhaft, daſs im einzelnen vieles aus den Fugen gerissen sey: c. 6. περὶ ἀνασκευῆς καὶ κατασκευῆς, das nach *Theon's* Plan keinen absoluten Werth behaupten kann, war ein Anhang zu c. 4 περὶ διηγήματος (cf. p. 179); die hieran sich reihenden Kapitel werden stets dürftiger, und entbehren sowohl der sonstigen Genauigkeit der Erörterung, als der reichen Belege mannichfaltiger und seltener Autoritäten; bis c. 13 sogar fragmentarisch abbricht. Daſs übrigens auch durch Lücken einiges eingebüſst sey, läſst die Ausfüllung des Defekts von mehr als einer Seite p. 195 fg. (vielmehr, wie schon von anderen erinnert worden, nach p. 198, 14 zu versetzen) wenigstens ahnen. Hierzu kommt die mangelhafte Beschaffenheit des Textes, bei der geringen Aussicht durch Handschriften zu gewinnen. Der letzteren giebt es nur fünf, worunter zwei vollständig verglichene, der *Mediceus* bei *Walz*, der *Parisinus* bei *Finckh*; von Ausgaben sind kritisch brauchbar die *princeps* (Rom. 1520), wozu einige Nachträge *Camerarius* (Basil. 1541) gab, und die von unserm Herausgeber, die verhältniſsmäſsig den gröſsten Apparat besitzt. Da jedoch hier mehr eine diplomatische Revision (doch nicht ohne die Druckfehler aus *D. Heinsius* Edition fortzupflanzen), als durchgängige Herstellung durch Konjektur und eben so wenig Interpretation mit allem erforderlichen Detail bewirkt worden, so bleibt eine beträchtliche Nachlese im Rückstand. Ein dankenswerthes Supplement der Art hat neulich *Finckh* (Stuttgart 1834. S. 182. 8.) geliefert: seine Ausgabe gründet sich zunächst auf den Nachlaſs vom Strasburger Prof. *Lederlin*, mehr Bedeutung aber hat sie durch die kritischen und exegetischen Bemühungen des jüngsten sehr sorgfältigen Kritikers gewonnen, und somit die Benutzung des *Theon* (zu dem noch ansehnliche Scholien aus drei codd. hinzugekommen) zugleich einen Fortschritt gemacht. Hr. *Walz* wird daher künftig einen wichtigen Nachtrag hieraus mitzutheilen haben; denn wenige der Leser oder Besitzer der Rhetores möchten sich mit einem besonderen Abdruck des *Theon* versehen, der wohl erwünscht, nicht aber unentbehrlich heiſsen darf. Deshalb begnügen wir uns mit etlichen Proben der gewisseren Emendationen, mit Uebergehung mancher Berichtigungen, die sich schon aus den Noten entnehmen lassen, und mit Erwähnung einiger Konjekturen. P. 148. ὅτ' ἂν ὁ ἀνασκευάσαι... δυνάμενος μὴ μακρὸν ἀπολείπηται] ὅτε ὁ ἀ. — δ. μικρὸν ἀπολείπεται. 160. σελίνου] Σιληνοῦ mit *Valckenaer*. Zu Ende καὶ δεῖ ἁρμόττειν ἂν εἰς τοῦτο] καὶ δὴ ἁρμόττοι ἂν εἰς τ., wo καὶ δὴ ἁρμόττει εἰς τ. näher liegt; aber die Stelle hat durch Lücken oder Umwerfung tieferen Schaden genommen, dem auch weiterhin διηγημάτων μὴν nicht abhilft. 167. Δημοσθένους μὲν πρὸς τοὺς Ὑπερίδου] Δ. μὲν τὸν κατὰ Ὑ., welche Lesart des MSS. etwa zu suppliren wäre, Δ. μὲν τὸν κατ' Ἀριστογείτονος καὶ τὸν Ὑπ. 168. μάλιστα κάλλιστα: zu tilgen μάλιστα.

(Die Fortsetzung folgt.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mai 1835.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Tübingen, b. Cotta: *Rhetores Graeci* — — edidit *Christianus Walz* u. s. w.

(*Fortsetzung von Nr. 94.*)

169. Λέγε δή μοι Πολύαινε συναπέριμεν μεγάλη χαρὰ γένηται] Dieses von keinem der Herausgeber geheilte Fragment *Epikurs* mag folgendermaſsen gelautet haben, abgesondert von λέγει δή: Ἐμοί, Πολύαινε, συμβαίνει ἀπέριττος μεγάλη χαρὰ γεγενῆσθαι. cf. Cic. Fin. II, 30. 177. τὸν νεώτατον βασιλέως υἱὸν χαρίσασθαί τινι] τῷ νεωτάτῳ βασ. υἱῷ χ. τινα. 179. προστιθεμένου, μήτε ἀφαιροῦντος] πρ. μήτε ἀφαιρεθέντος. 191. ἀλλὰ μὴ τὸ τοῖς Θηβαίοις προδεδωκέναι] ἀλλὰ μὴ τοὺς Θηβαίους, προδεδωκέναι, wo letzteres zu τούς τε προδιδόντας gehört. 194. ἐν τούτοις λῆξαι] ἐν τοῖς πρώτοις λῆξαι. 198. ὀνομαστικὴν] δημοτικὴν. 206. κατὰ ἀντίληψιν] κατὰ μετάληψιν. 228. καὶ δι' ἃς οἱ πολλοὶ καὶ μεγάλα πάσχουσιν εὐκαιρίας χάριν εὐεργετῶν] καὶ δι' ἃς... πάσχουσιν εὖ καὶ ἃς χάριν εὐεργ. 233, 3. συγγένειαν] εὐγένειαν. 254. ἀσάφεια ἡ μὲν περὶ τὴν προφορὰν, ἣν τινες περιττὴν προσῳδίαν καλοῦσιν] Hier taugt nicht — περὶ τὴν προς. κ. in Bezeichnung eines technischen Ausdrucks, sondern das Aristotelische παρὰ τὴν προσῳδίαν.

Vom übrigen Inhalt des ersten Bandes, welcher aus praktischen Redeübungen auf dem Grunde der Progymnasmata besteht, können wir kürzer berichten. Deklamationen dieser Art besitzen an sich weder Nutzen noch Interesse, wenn sie nicht durch stilistische Tüchtigkeit oder gelehrte, seltene Notizen empfohlen werden. Keins von beidem läſst sich jenen nachrühmen: ersteres nicht, weil sie tief in das Mittelalter fallen und unsere bereits aus *Anecdotis* und sonstigen Vorräthen gewonnene Kenntniſs von der schwülstigen Seichtheit, der syntaktischen Nachlässigkeit und dem ärmlichen Sprachschatz bestätigen, woran bei weitem die Mehrzahl unter den Komnenen und Paläologen Antheil hat; aber auch Ueberreste von alter Erudition darf man bei Autoren nicht erwarten, welche höchstens aus der trivialen Lektüre Mythen, Geschichten und Anspielungen auf beliebte Dichterverse einmischen. Niemand würde daher mit dem Herausgeber rechten, wenn er den einen und den anderen dieser Schwätzer (von denen noch jetzt einige versichern daſs sie mehrere solcher Arbeiten *mit gröſstem Vergnügen* lesen) aus den *Excerpta Leonis Allatii* (*Rom.* 1641) aufgefrischt, aus den *Ineditis* dagegen bloſs erlesene Proben mitgetheilt hätte; noch dringender wäre die Rücksicht sowohl auf korrekten Abdruck als auf Nachweisung der vielen verdorbenen Stellen gewesen. Häufig mangelt uns sogar die Gewiſsheit, ob man es mit diplomatischen oder typographischen Fehlern zu thun habe: wohin z. B. ist S. 281. der Defekt in den Worten Μουσῶν ἀληθῶς ὁ φιλοσοφῶν Ἡσίοδος ἔφρασε (s. S. 282, 19) oder die Umstellung S. 356 οὐ γὰρ ὅτι Νηλέως κατεφάνη χρηστός, ἀλλ' ὅτι Νέστωρ ὁ Νηλεὺς ἐκηρύττετο nebst einem ähnlichen Miſsgriff 441, 6 zu rechnen? ferner 334 τῆς καλλίστου θεοῦ, 337 διάκονον (Αἰακὸν) καὶ Μίνω, 354 ἅπαντα ἀφύειν, 452 ἀγρότης (— τις) ἦν, und so manches wo man eine Miſsdeutung von Kompendien vermuthen kann, wie 286, 23 εἰ μηδὲν ἔχει τοῖς ἐκείνου (τοῖς θεοῖς κοινὸν) τὸ γένος, 375, 15 τοὺς ἐκ Τροίας οὐκ (οἰκέτας) ἔχουσα, 427 — 29 mehrmals σκηνή für σκευή, 450 und 451 γεγένηται Οἰνέως, Ἀταλάντης Οἰνία (Σχοινέα), 586, 15 ἐγὼ δὲ ἀλλὰ (ἅμα), 599 τὸν δύστυχον u. a. Doch lassen wir das unerbauliche Geschäft der Korrektur, um das Register dieser Schriftsteller abzuschlieſsen. Neu ist *Nicolaus Sophista* S 266 — 420, der in einem Grenzstreit mit seinem Nachbar *Nicephorus Basilacas* (vor 1200) liegt, welchen *Allatius* Partienweise, Hr. *Walz* vollständig S. 423 — 525 herausgegeben; letzteren hat der aus einem *cod. Venetus* bekannt gemachte mönchische *Anonymus* S. 597 — 648 benutzt. Vom *Nicolaus* werden drei Kapitel auch bei *Libanius* angetroffen; auſserdem theoretische Progymnasmata citirt, deren Urheber um so weniger sich ermitteln läſst, als unser Deklamator, dessen Ton geziert ist und auf keinen gründlichen Studien beruht, nichts mit den älteren Homonymen im Suidas zu schaffen hat, schwerlich über das 12. Jahrhundert hinaufsteigt. In solcher Gesellschaft sich zu sehen, würde der Rhetor *Adrianus* (Ἀδριανοῦ μελέται S. 526 — 533. [fünf Stück) erstaunt seyn; daſs diese Prunkreden mit Unrecht aus *Allatius* hieher verpflanzt worden, ist einleuchtend und schon deshalb zu miſsbilligen, weil sie mit den erforderlichen Notizen hinter dem *Orellischen Philo Byzantius* stehen; auſserdem hat *Passow* bei seinem *Iamblichus* die vierte Melete, die glänzende Beschreibung des Pompes vom Babylonierkönige, wiederholt. Dann des *Severus* διηγήματα καὶ ἠθοποιίαι S. 537 — 548. Die Summe dieser charakteristischen Reden (was Aeschines, Herkules, Hektor u. a. unter gewissen Umständen gesprochen haben würden) beläuft sich auf 8 Numern, die *Gale* (nach ihm *Fischer*, *Lips.* 1773) aus verschiedenen MSS. zusammenbrachte; die voraufgeschickten 6 kleinen Erzählungen machte *Iriarte* bekannt, doch ist ihr Ver-

Verfasser minder gewifs. Obgleich es nicht lohnt an dergleichen Tand besonderen Fleifs zu wenden, wäre es doch rathsam gewesen hier und für andere *Allatiana* die Konjekturen und Lesarten bei *Boissonade*, die dieser in den *Notices* und *Anecdota* verstreut hat, auf einen Fleck zu sammeln: s. etwa für S. 545 denselben in *Notic.* T. XI. p. 60. und *Anecd.* T. II. p. XI. Endlich erscheinen hier zum ersten Male (wenngleich ihre Notiz unter anderen schon von *Allatius* gegeben und das beste des Ganzen, die Ἔκφρασις τοῦ Αὐγουστεῶνος von *Boivin* edirt war) des bekannten Historikers *Georgius Pachymeres* Vorträge über 13 Kapitel der Progymnasmata, gröfstentheils nach Aphthonius gearbeitet. Nirgend in dieser Ecke der Rhetorik hat der Schulstaub der äufsersten Byzantinischen Zeit ein widrigeres Aussehen: die Armuth und Verzerrung der Gedanken wetteifert mit dem Dunst einer wenig lesbaren und vielfach unkorrekten Diktion, und niemand mag Ursach finden hieran zu verweilen.

Mit lebhafterem Interesse treten wir aus der Vorhalle der Progymnasmen in das Innere des rhetorischen Haushaltes ein, mit welchem uns *der dritte Band* bekannt macht. Seinen Kern bildet *Hermogenes*, jenes Wunderkind unter dem Kaiser Marcus, dessen frühzeitiger Ruf traurig genug gegen sein langes in blödem Siechthum geführtes Leben abstach. Ihm gelang es bei der Nachwelt ein unbestrittenes Ansehen zu behaupten, nachdem seine Vorgänger, unter anderen der von ihm öfter bekämpfte *Minucianus*, in Vergessenheit gerathen waren: und von diesem in der Schule fortdauernden Glanze legen noch jetzt ein viel zu weitläuftiges Zeugnifs *fünf ganze Bände* nachlaufender Kommentatoren ab. Doch wenn wir selbst seine Schriften betrachten, welche wohl nichts erhebliches eingebüfst haben, so steht, wie so häufig bei glücklichen Schulhäuptern, auch hier das wahrhafte Resultat in grellem Widerspruch mit der vieljährigen Autorität. Zwar versichert der neueste Historiker der Griechischen Beredsamkeit, beim Hermogenes die unverkennbaren Spuren des jugendlichen Alters wahrgenommen zu haben, ihm dünken die Formen zu weich, das Urtheil unstät, die Behandlung zu weitschichtig u. s. w., nur dafs die Mäfsigung, Deutlichkeit und andere Vorzüge dem Autor auf einen der ersten Plätze helfen: wo man allerdings erfahren möchte, ob ein so durchaus unreifer und schwächlicher Lehrmeister durch eigensinnigen Zufall oder durch die Unwissenheit vielleicht eines Jahrtausends eingesetzt worden sey. Unserem Rhetor aber sind die reizenden Mängel der Jugendlichkeit für immer fern geblieben: seine Lehre finden wir dürr und blutlos, aber gemessen und straff geordnet, seine Gelehrsamkeit und Erfahrung äufserst beschränkt (denn der Kreis seiner Studien geht nicht über Demosthenes und einige benachbarte Redner hinaus, und in das praktische Leben hat er keinen Blick geworfen), sein Urtheil bedächtig und vom Bedarf der Schule geregelt, und fragt man also nach dem Recht, wodurch ein nur mittelmäfsiger Kopf die Herrschaft errang, so liegt es nach dem eben gesagten zu Tage, dafs Hermogenes (ein der Wolfischen Philosophie ziemlich analoger Fall) vermöge des Formelsystems, der Geläufigkeit im Definiren, im Kapitelwesen und in schwindelnd zugestutzten Paragraphen, überhaupt vermöge des kühlen Ordnungssinnes über talentvollere Redekünstler den Preis gewann, deren keiner ein mannichfaltiges Wissen in solche Systematik zwängen und zerpflücken mochte noch konnte. Dieses Verdienst hat demnach für uns blofs historischen Werth, und in einer Darstellung der Griechischen Rhetorik werden Regeln und Beobachtungen des Hermogenes wenig mehr als supplementarischen Nutzen beweisen. Gewissermafsen sind auch bereits die Neueren stillschweigend hierüber einig geworden: denn während die Zahl der Handschriften erstaunlich grofs ist, giebt es doch nur ein Paar ungenügender Ausgaben, nächst den früheren vorzüglich die von *Franc. Portus* 1569, und die letzte hieraus obenhin gezogene von *Laurentius* 1614. Nach diesen Vorerinnerungen wird eine Charakteristik der einzelnen Schriften an ihrer Stelle sein. Die Τέχνη ῥητορική unseres Rhetors zerfällt nämlich in vier organische Bestandtheile, Στάσεις, Εὑρέσεις, Ἰδέαι, Μέθοδος δεινότητος.

I. Περὶ τῶν Στάσεων (wo der Artikel fremdartig) S. 1 — 64. Στάσεις oder nach Lateinischer Uebersetzung *Status*, ein Objekt das die Rhetoren vor und nach Hermogenes unablässig beschäftigt hat, sind die Gesichts- und Standpunkte, von denen aus die juristische und rhetorische Stellung und Bedeutsamkeit eines gerichtlichen Handels (nicht einer Deklamation) begriffen und für die rednerische Technik vorbereitet werden soll. Hermogenes ergründete dreizehn solcher Begriffe oder Abstraktionen, umzäunte sie mit scharfen Abtheilungen und Unterabtheilungen, und hielt sich überzeugt jede mögliche Procefsfrage, deren Spaltung (διαίρεσις) er gleichgültig gegen das Methodische durchaus zu beachten versichert, in seine Topik eingefangen zu haben. Diese logischen Verschläge wären nun wenigstens dann zur Fruchtbarkeit gediehen, wenn die mannichfaltigsten Erscheinungen aus dem Leben oder der Erudition entnommen als belehrende Beispiele sich hineinmischten. Hermogenes aber stand dem einen wie dem anderen Gebiete gleich fern: wenige seiner Belege sind aus den klassischen Rednern, die meisten aus der Studierstube oder der bestäubten Praxis der Zunftgenossen gezogen. Von ihrer inneren Armuth und dem mühseligen Zuschnitt mögen schon folgende Proben zeugen: S. 18. „Zehn Jünglinge sollen nach Verabredung sich der Ehe entziehen; sie werden deshalb wegen Unsittlichkeit des Lebens belangt." S. 22. „Ein Jüngling der auf Putz hält — φεύγει κορνείας: sein Ankläger stellt auf, es passe nicht für Männer sich entweder zu putzen, oder, wollten sie es einmal, doch nicht in solchem Grade."

S.

S. 23. „Ein reicher Jüngling blickt regelmäfsig zur Burg mit thränendem Auge, weshalb er eines Anschlags auf die Tyrannis beschuldigt wird." Wenn nun so unnatürlich erklügelte Themen mit ihren gewohnten Bezügen auf Todschlag oder Ehebruch weder Scharfsinn noch erheblichen Gewinn verheifsen, so schreckt noch mehr die leblose Dürre des Schematismus ab, welchen Hermogenes aus übertriebenem Eigensinn von aller Methodik losgerissen hat. In dieser Hinsicht haben die Scholiasten mehrmals dem *Minucianus* (z. B. Vol. IV. p. 184) Gerechtigkeit widerfahren lassen, und die ängstlichen Distinktionen abgewiesen; dafs übrigens die Schrift unecht sey, kommt dort (IV. S. 30) blofs als leicht hingeworfene Muthmafsung vor. Da nun die Zergliederung eines solchen Stoffes keinen Nutzen giebt, so wenden wir uns zur Kritik des Textes. Die *Codices* sind wie vorhin bemerkt zahlreich, ihre Varianten aber gehen, wie von einem Grundbuch der engeren Schule zu erwarten war, selten über Nebensachen hinaus, und wer diesen Schein etwas hoch anschlägt, mag wohl an eine grofse Reinheit der Ueberlieferung glauben. Unser Herausgeber hat nächst mancherlei Proben von anderen MSS. sich nur mit einer vollständigen Kollation des *Monacensis* und *Vindobonensis* befafst, wozu noch die Lesarten der ältesten Ausgaben und der *lemmata* kommen, die in den *Scholia Aldina* jedem Abschnitt der Interpretation voraufgehen. Letztere hätten jedoch um vieles sorgfältiger sowohl dorther ausgezogen werden sollen, als aus den Kommentaren der Interpreten. Es fehlen z. B. schon S. 2. folgende Varianten: l. 5. ἢ τοῦ καλοῦ ἢ τοῦ συμφέροντος] ἢ καλοῦ ἢ συμφ. *Sopater* S. 80; l. 8. ζητεῖν] σκοπεῖν *Schol. Ald.*; l. 12. καὶ ὅσα ὅλως] καὶ ὅλως εἰ *Marcellin.* S. 85. Jene Lemmen dienen aber häufig zur Berichtigung, wo die *Codices* uns verlassen und ein Supplement der Art wenigstens Erwähnung verdiente: z. B. *S.* 11, 17. τὸ καὶ ἱερά, εἶτα τὰ χρήματα] τὸ καὶ ἱερὰ εἶναι τὰ χρ., was allein Sinn giebt, darauf l. 22. ἤτοι καὶ] ἤτοι δὲ das richtige. 30, 10. ἢ ὡς τὰ ἔξωθεν] πῶς τὰ ἔ., was auch Demosthenes fordert; in der nächsten Stelle des Redners 51, 13. ist νὴ Δία, das aus dem unteren ἵν' ἢ διὰ entstand, mit *Schol.* und *Vind.* zu tilgen. 55, 15. καὶ πάντη] καὶ ὅλῳ καὶ παντὶ *Schol.* p. 810, 10. das einzig befriedigende. 58, 15. καρτεροῖεν τοῖς κινδύνοις] κ. πρὸς τοὺς κινδύνους: mindestens wäre ἐν einzuschieben. 61, 2. εἰ] ὅτι: wie sogleich ὁ ὅρος, ὅτι. Von anderem späterhin; manches dessen Emendation auch die Scholien darbieten, mag Druckfehler seyn, wie 25, 15. τοῦτο] τούτῳ, oder 28, 4. εἰ καὶ μὴ] εἰ δὲ μή, welches auch S. 190, 3 zu setzen. Wichtiger sind die Wahrnehmungen, dafs der Herausgeber mit Unrecht am *Münchner* Codex und mithin am vulgären Texte der Aldina festgehalten habe, während er dem weit besseren *Wiener* folgen mufste; dafs die Lesarten der *Codices* nicht mit durchgängiger Strenge geltend gemacht oder in schwierigen Fällen benutzt seyen; dafs überhaupt viele Verfälschungen auch ohne den Leser zu erinnern, stillschweigend übergangen worden. 1) *Bessere Schreibart des Vindob.* z. B. S. 2, 13. οἷα καὶ δύνασθαι ἐξετάζεσθαι] δύνασθαι zu streichen. 6, 16. λύσιν λαβεῖν] λ. εὑρεῖν. 9, 3. πανηγυρικῶς τὸ ἐπιδεικτικόν] ἐπιδεικτικῶς τὸ ἐπιδ. durch die Symmetrie gefordert. 12, 7. δοῦναι] ἢ δοῦναι τόδε τι, wie im vorhergehenden. 18. f. εἰσὶν οἱ μάρτυρες] εἰσὶ μάρτυρες. 32, 7. ἐκεῖ μὲν ἐφ' ὃ μεθίστησιν, ὡμολόγηται· οἷον ἔλεος ἢ βάσανοι καὶ τὰ τοιαῦτα] ἐκεῖ μὲν ἐφ' ᾧ μεθίστησιν, ὡμολόγηται τὸ ἀκούσιον: die *vulg.* ist durch ein Glossem entstellt und sinnlos geworden. Einen noch gröfseren Dienst leistet der *Vind.* in 33, 4. wo die Worte, ὁ ὅρος χωρίζει τὸ πρᾶγμα bis ἄχρι τέλους ungeschickt den Zusammenhang zerreifsen und auch ohne Handschrift vor ὁ ὅρος ἐκ τῶν παρειμένων gesetzt werden konnten. Eben so nothwendig ist ein Zwischensatz 35, 5. den jenes MS. mit den *Scholia* gerettet hat. 2) *Bessere Lesart der MSS.* z. B. 9. zu tilgen δή, vor πάντη zuzusetzen καί, umzustellen περὶ αὐτῶν λέγειν νυνί. 16, 11. streiche καί. 24, 18. ταῦτα ἐναντιοῦνται] τ. ἐναντιοῦται nach des Hermogenes Gebrauch: wonach zu berichtigen S. 195 f. τεθεῖεν παραδείγματα. 50, 23. ὅσα ἂν] ὅσα δ' ἄν, *quaecunque*, s. *Bast. Ep. Crit.* S. 219. und Vol. IV. p. 277. 52, 9. εἴσω τῶν τριάκοντα ἡμερῶν δέον ἀντιλέγειν πρὶν τοῦ κυρωθῆναι] εἴσω τῶν τριάκοντα τοῦ κυρωθῆναι ἡμερῶν ἀντιλέγειν, wie *Lucian. Peregr.* 1. οὐ πρὸ πολλῶν ἡμερῶν τοῦ τολμήματος: ohnehin taugt πρὶν c. *Genit.* für diese Prosaiker nicht. 53, 16. οὔπω παραδεδομένος] τούτῳ παραδ., was sich schon aus der Var. τούπω abnehmen liefs. 59, 1. οὐ δικαίως] οὐδὲν μᾶλλον δικαίως auch mit *Schol.* IV. p. 827. 60, 4. ἀλλὰ τοῦ κλύδωνος] τοῦ κλύδωνος δέ. 3) *Uebergangene Verfälschungen.* Im Grofsen und Kleinen hat der Text Interpolationen und Verderbungen erlitten. Verdächtig ist durchaus Cap. 12. die Lehre von der Zweideutigkeit, die gar keine στάσις bilden kann (wie schon die Kommentatoren bemerkten) und bereits S. 15 abgehandelt war. Desto augenscheinlicher tritt *ein Einschiebsel von zehn Zeilen* S. 29, 10 — 20 hervor, welches nicht blofs buchstäblich in den Scholien S. 447 als fremde Notiz steht und im Lemma des Aldus fehlt, sondern es erwähnt auch *Sopater* ausdrücklich dafs Hermogenes diese Theorie nicht kenne. Umgekehrt wird S. 37, 4. aus Aldus und den Scholien ἀνὰ μέρος einzuschalten seyn. Eine der schwierigsten Stellen bleibt S. 8, 15. εἴδους γὰρ ἕνεκα προβλημάτων καὶ τρόπου περίεργον ἂν εἴη λέγειν: wo schon ἕνεκα störend ist, die besseren *codd.* blofs καὶ vor προβλημάτων zusetzen, das erforderliche dagegen in *Schol.* p. 183 angedeutet wird: περὶ τούτων οὖν φησὶ τρόπων καὶ εἰδῶν περίεργον ἂν εἴη λέγειν. Da S. 13 ἕνεκα Glossem für περὶ ist, so könnte man vermuthen: εἴδους γὰρ προβλημάτων καὶ τρόπου πέρι ἔργον ἂν εἴη λέγειν. Einleuchtender scheint das Mittel für S. 21, 8. διὸ δεῖ σκοπεῖν ἐν ἅπασι τοῖς στοχασμοῖς περὶ πάντων τῶν προσώπων, ἃ ἐπιδέχεται κρίσιν. Hier durfte weder verschwiegen werden, dafs das Aldinische Lemma bei ἅπασι schliefst, noch das Widersinnige des Vortrags, wo von moralischen Prädikaten und nicht von Per-

Personen die Rede seyn soll: die gelindeste Hülfe besteht mithin in der Ausschliessung jenes τῶν προςώπων. S. 26, 17. genügt nicht ἰσχύουσί γε τὰ αὐτά, da sogleich den Prologen eine ganz andere Kraft als den Epilogen zugeschrieben wird: vielmehr ἰσχύουσί γε κατὰ ταὐτά. Weiterhin sieht man leicht dafs aus den Varianten hervorgehe τῷ τε ἤδη τελέως ἐξαιρεῖν. Doch es würde zu weit führen, wollten wir die Einzelheiten namentlich in störenden und fremdartigen Wörtern (dergleichen τοῦ S. 14, 11.) verfolgen; bemerken daher nur dafs für *die Interpunktion*, die in einem so streng-formalistischen Autor die gröfste Bedeutung hat, hier und später nicht die wünschenswerthe Sorgfalt bewiesen sey, dafs häufig auf die störendste Weise Satzglieder verbunden oder (S. 47 gar mittendurch mittelst eines Absatzes) losgerissen worden; dafs endlich für diese spröden Kapitel die Zugabe von Summarien und allenfalls von künstlichen Treppen, wie sie *Sturm* anwandte, fast unentbehrlich ist, wobei zugleich ohne sonderliche Raumverschwendung die nöthigsten, zum Theil berichtigenden Notizen aus den Scholien sich benutzen oder auch unter dem Text andeuten liefsen.

Von letzteren als blofs subsidiären Mitteln ist am schicklichsten an dieser Stelle zu handeln. Schon oben wurde des ungeheuern Volumens *der Kommentatoren über Hermogenes* gedacht, welche sich gleich Trabanten um ihre rhetorische Sonne bewegen; den weitesten Umfang aber nehmen (auch im zweiten Bande der Aldina) die Scholien zu den *Στάσεις* ein. Zum Grunde liegen die verschiedensten Quellen, theils gelehrter Theoretiker jeder Art, theils ältere Interpreten des Hermogenes, woraus allmälig ein festes Excerpt sich gebildet hatte. Jetzt treten vorzüglich drei Namen hervor, *Syrianus*, vermuthlich vom Platoniker zu unterscheiden, und die gleich unbekannten *Sopater* und *Marcellinus*: der Kern aller Kommentare gehört aber dem kenntnifsreichen Sopater an, dessen Ansichten Syrianus gedrängter, Marcellinus ausführlicher und mit vielfachen Zusätzen wiedergeben. Hiezu kommt *Maximus Planudes*, der seine Vorgänger in ein bequemes Kompendium brachte. Daneben lief eine getreuere Redaktion her, die bei so vielem Ueberflufs an gleichlautenden Erklärungen alles minder nothwendige möglichst verkürzte, doch nicht streng genug die Namen und das Eigenthum der Kommentatoren schied. Diese Redaktion welche vorzüglich der Pariser *cod.* 2923. darstellt, ist im allgemeinen von Aldus befolgt worden; aufser Einschiebseln unter den Ueberschriften Ἀνωνύμου, Ἐξ ἀνεπιγράφου u. ähnl., die gröfstentheils auf Planudes zurückgehen. Hingegen sind die ursprünglichen Auslegungen von Syrian und Sopater in einem einzigen *Codex Venetus* aufbewahrt. Herr *Walz* hat sich das Verdienst erworben, den Text (wiewohl er leider durch viele Druckfehler entstellt ist) gereinigt, in einer Menge von Lücken ausgefüllt und aus einer noch bedeutenderen Zahl von *Ineditis* bis zum letzten Gipfel der irgend wünschenswerthen Vollständigkeit gebracht zu haben; und wer die unsägliche Geduld und Mühe bedenkt, welche bei diesem trockenen Stoff an schwierigen und durch lästige Abkürzungen (z. B. IV. S. 413. τοῦ Πώλου ἐραστοῦ, MS. πολλοῦ, l. τοῦ παλαιοῦ ἐρ, oder was einfacher S. 765 Ἀθηναίοις für Θηβαίοις) verwickelten Handschriften zu überwinden war, der wird hoffentlich auch die nicht wenigen Fehler und Korruptionen, welche zurückgelassen oder übersehen sind, mit schonender Nachsicht betrachten. Doch wäre es zweckmäfsiger gewesen, nicht die Aldische Recension ihrer ganzen Länge nach abdrucken und die Trümmer der echten Kommentatoren ihr in Noten unterzuordnen oder als Beiwerke anzuhängen, sondern umgekehrt (wie dies Verfahren auch anderwärts nöthig befunden ist, s. T. VII. *praef.* p. VI.) die Varietäten des Aldus in kurzer oder umständlicher Nachweisung unter einem Texte, der aus reineren Quellen gesammelt und kombinirt hervorgehen mufste, gleichsam als blofsen Apparat niederzulegen; denn bei so weitschichtigem Wust von unnütz wiederkehrendem Räsonnement kommt es wahrlich auf einige hundert Seiten nicht an, die man ohne Superstition als Ballast ausschütten darf. Was endlich den Gehalt dieser Massen betrifft, so hat man durchgängig eine bis zur Ermüdung ausgesponnene Dialektik zu erwarten, worin die Sätze des Hermogenes gehalten an die Lehren anderer Theoretiker beurtheilt, auf mancherlei Fälle (oder vielmehr Fiktionen) des Processes übertragen, bisweilen auch mit Citationen der Redner, am meisten des Demosthenes (die stets genau bezeichnet und kritisch verglichen seyn sollten) in Verbindung gesetzt werden. Man suche daher weder einen reichen Ertrag an Gelehrsamkeit noch eine Fülle sprachlicher Merkwürdigkeiten; sondern was nach Abzug der für Hermogenes unentbehrlichen Angaben bleibt, beschränkt sich auf wenige Notizen. Hiervon geben wir das denkwürdigste zur Probe, doch mit Uebergehung der schon anderweitig benutzten Fragmente oder biographischen Einzelheiten, namentlich derjenigen, welche bereits von *Spengel* zu seiner Geschichte der älteren Rhetorik verwandt sind. Den Anfang (Vol. IV.) mache des *Dionysius von Halikarnafs* vortrefflicher Ausspruch (ἐν τῷ ά περὶ μιμήσεως) p. 40: „aus drei Elementen gehe die Meisterschaft in politischer Beredtsamkeit wie in aller Wissenschaft hervor, aus glücklicher Anlage, gründlichem Lernen und beharrlicher Uebung, welchen *Demosthenes* seine Gröfse verdanke", cf. VII. p. 868. Dieses wird der Verwegenheit eines Rhetors (nach V. p. 610 des Athenischen Sophisten *Phrynichus*) gegenüber gestellt, der seinen dreihundert Schülern aufgab, aus blofser alltäglicher Routine frei von sonstiger Anstrengung zu Rednern sich heranzubilden. Von demselben Dionys ist p. 190 der Ausdruck Χαρακτῆρες angeführt, womit er die Stilarten bezeichnete.

(*Der Beschlufs folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mai 1835.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Tübingen, b. Cotta: *Rhetores Graeci* — — edidit *Christianus Walz* u. s. w.

(*Beschluss von Nr. 95.*)

Von ausgezeichneten Rhetoren werden vorzüglich genannt *Metrophanes* der Platoniker, Exeget des Hermogenes, die späteren *Aquila* und *Euagoras*, welche beide mit Ruhm die Philosophie auf Rhetorik angewandt hätten (s. bes. p. 130. 295), und manches berichtigten (p. 583), *Porphyrius* (ὁ φιλόσοφος benannt VII. p. 921), vielleicht der Ausleger des Dionysius Thrax, wegen seiner Schrift περὶ στάσεων (woraus ein Stück p. 397—99), um nichts von *Hermagoras* und anderen Schulhäuptern zu sagen; selten hingegen *Zopyrus* (derselbe bei *Quintilian* III, 6, 3), *Tyrannus*, *Athanasius* mit geringeren. Eine der erheblichsten Nachrichten für *Aristoteles* steht p. 297, dafs seine Abendvorträge die von mehreren Alten erwähnten rhetorischen Uebungen an Thesen befafsten, neben dem bekannten Spruch „ein Schimpf ist schweigen, wenn Isokrates sprechen darf." Was die Redner angeht, so hat man die Fragmente des Lysias und meistens auch die Sentenzen des Isokrates (nachzutragen V. p. 7) schon benutzt; ebenso die Einzelheiten aus Hyperides Reden für Phryne und dem Deliakos, vermuthlich auch die ewig wiederkehrende Chrie (cf. V. p. 523 fg., einst auch Melete bei Libanius, VI. p. 468), καλοῦ βίου γέρως ἀμφισβητοῦσι Κέφαλος καὶ Ἀριστοφῶν: um nicht zum Ueberflufs an die vielen blofs erdichteten *Gesetze* zu erinnern, dergleichen σχολαστικαὶ ὑποθέσεις in *Appendix Photii* p. 665 angedeutet werden. Von Dichterversen ist nur zu erwähnen das *Menandri*sche (p. 98): οὐκ ἔστιν οὔτε διάβολος | γραῦς ἔνδον, und die beiläufige Notiz p. 186. οἷον τοῦ Περικλέους Ὀλυμπίου κληθέντος εἰσηγεῖται Ἀριστοφάνης (vielmehr Κρατῖνος nach *Schol. Plat.* p. 391) Ἥραν τὴν Ἀσπασίαν καλεῖν. Dagegen wäre vom *fünften* Bande, soweit er die neuen Kommentare des *Sopater* und des trocknen *Maximus Planudes* (p. 1—363) nebst kleinen Auszügen, welche gegen Ende stehen, für die Stasen begreift, nichts besonderes zu vermelden; die letzteren Kleinigkeiten wiederholen sich unter nur anderen Phrasen in etlichen Προλεγόμενα τῆς ῥητορικῆς, angeblich von *Io. Doxopater* und *Troilus* verfafst, Vol. V. p. 605 bis 610. VI. p. 1—33. dann in etwas ansehnlicheren Prolegomenen Vol. VII. p. 1—31: worin zu beachten was p. 26 von des *Hyperides* Kunst, schön und spruchreich zu erzählen, gesagt wird. Hiernach bleibt uns ein Aggregat alter und junger Scholien εἰς Στάσεις im *siebenten* Bande p. 104—696: ein unerquicklicher Wortschwall, aus dem man nur einige kleine Notizen entnimmt, von *Nestor dem Stoiker* p. 226, *Alexander Polyhistor* 245; *Aristokles dem Peripatetiker* 246, dem Rhetor *Menander* 248 und einem späten Redaktor *Paulus*, pomphaft geheifsen τὸ ῥητορικῆς ἄγαλμα 624. Es ist nicht genug zu bedauern, dafs der Herausgeber hieran einen seltenen Fleifs verschwendet hat, statt diese Massen mit den voraufgehenden Scholien, welche denselben Quellen angehören und in gedrungener Einheit die Στάσεις mit praktischem Ebenmafs erläutert hätten, schonungslos zu verschmelzen.

II. Περὶ Εὑρέσεων *libri* IV. p. 65—188. Von der Bestimmung des Objekts geht Hermogenes zu den rhetorischen Mitteln über, die er in diesem Werke planmäfsig anordnen, verändern und entwickeln lehrt. Im wesentlichen läuft nun seine Theorie auf eine dichte Folge von Abstraktionen, namentlich an Demosthenes hinaus, die mehr mit ängstlichem Fleifs als Geist und tieferem Blick durch immerwährend abgestufte Spielarten, Proömien grofs und klein, Materien des öffentlichen und Privatprocesses, Erzählung, Einwürfe, Schlufs- und Kettensätze, Redefiguren und was dem sonst anhaftet, sich hindurch winden. Wer indefs die böse Terminologie, die trockene Darstellung und auch den prunkenden Schulmeisterton (der bisweilen mit eigenen Erfindungen prahlt und θαυμαστοὺς ῥήτορας zu machen verspricht, wie p. 132. 184 fg.) neben den unnatürlich geschraubten Themen verwindet, mag doch in diesen Analysen nicht ohne Wohlgefallen sich die Kunst des gröfsten griechischen Redners vergegenwärtigen und zum Theil inniger schätzen lernen. Was den Text betrifft, so kann er im allgemeinen befriedigen, wenngleich auch hier auf vielen Seiten durch strenges Festhalten an den MSS., besonders am *Vindobonensis*, in Umstellung, Veredlung des Ausdrucks und Beseitigung der Interpolationen zu gewinnen war; abgesehen von Kleinigkeiten, die dem Herausgeber entwischt sind, wie p. 74 Δημάδει, 136 ἐὰν.. εἴη oder 176 λανθάνονται für λανθάνοντα. Rec. beschränkt sich auf wenige Beiträge zur Kritik. P. 87 ἠρώτησαν, ὅθεν εἴην, ἐγὼ δὲ τὰ βέλτιστα ἀπεκρινάμην, dies ohne Sinn; aber das obige, ὅθεν εἴη, τῆς ἀρίστης ἔφη τῶν πόλεων führt ohne Mühe auf τῆς βελτίστης. Auf der nächsten Seite, wo κεχαρῆσθαι τοῦτον τὸν πόλεμον ἡμῖν, συμμάχους γε εἶναι καὶ φίλους καὶ τοῖς

τοῖς βαρβάροις ἀεὶ μαχομένοις πρότερον sehr holprig klingt, deutet die handschriftliche Lesart auf πρὸς συμμάχους γε ὄντας καὶ φίλους καὶ... μαχομένους πρ. In 97, 10 ist eine Lücke anzumerken; dagegen zu streichen 113, 4 λέγοντες καὶ vor πρῶτον μέν, 114, 3 eine ganze aus dem früheren verirrte Zeile ὅτι οὐκ εἰκὸς ἐθελῆσαι προδοῦναι Περικλέα, 165, 17 καὶ ποιεῖν καὶ vor εἰδέναι. Mit dem *Vindob.* sind Interpolationen zu heben z. B. 150, 9 εἰ μηδὲν ποιοῦντες ἡμεῖς ὧν τοῖς πολεμοῦσί προςήκει, τοῦ πάντα ἃ δεῖ ποιοῦντος περιῆμεν] εἰ μηδὲν ὧν δεῖ ποιοῦντες ἡμεῖς τοῦ πάντα ἃ προςήκε ποιοῦντος π., ähnlich zu bessern 118, 19. Dann 171, 14 ἐκείνων διὰ τὸ ἐξ ἴσου πανταχόθεν περιφερὲς ἡ ἀρχὴ ἄδηλος, ὅθεν ἂν ἐθελήσωμεν τεκμήρασθαι οὐ δυναμένων τὴν ἀρχήν, οὕτω δὴ καὶ τούτων] ἐπ' ἐκείνων διὰ τὸ.. πανταχόθεν λαμβάνεσθαι, ὅθεν ἂν ἐθελήσωμεν τεκμήρασθαι, οὐ δυναμένων (lies δυνάμεθα) τὴν ἀρχὴν εὑρεῖν, οὕτω καὶ ἐπὶ τ. In 164, 13 ἐκ τῶν ἀδήλων wäre mindestens zu setzen ἐκ τῶν ἄλλων, 167 f. ἐρωτᾷς γὰρ ἢ ὡς οὐκ ἀποκριθησομένου τοῦ ἐχθροῦ, ἢ ὡς, εἰ καὶ ἀποκρίνοιτο, λῦσαι fordert noch ein δυνησόμενος, zum Schlufs sollte nicht ὅτι ἂν εἰς σύγκρισιν ἐμπέσοι statt ὅτι γὰρ ἂν εἰς σ. ἐμπέσῃ stehen. Beim Fragmente des Euripides p. 180 konnte nur von *Elmsl. in E. Bacch.* 1328 die Rede seyn.

Die Kommentare, welche dieses Buch erläutern, sind von geringem Interesse, und gewähren wenig mehr als breit gezogene Paraphrasen. Insgesammt gehen sie auf eine gemeinschaftliche Masse zurück, aus welcher die *Scholia Aldina* oder die des *Maximus Planudes* (Vol. V. p. 363—436) ein dürftiges, lose zusammenhängendes Excerpt geben. Ihr wahrhafter Bestand ruht aber in einem *Anonymus* (Vol. VII. 2. p. 697—860), der aus mehreren *codd.* einen beiläufigen (meistens in den Noten dargelegten) Zuwachs erhalten hat, und aufserdem noch den Planudes als ein blofs kritisches Supplement hätte aufnehmen sollen; denn wir halten den Abdruck des letzteren für ebenso überflüssig als das Bruchstück eines Mönchs *Georgius Diaeretes* (Vol. VI. p. 507—543) und etliche *Prolegomena* VII. p. 55—76. Aus dem allen verdient, nach Abzug des anderweit bekannten, folgendes aus Vol. V. Erwähnung: p. 365 das Gebot des Herolds beim Areopagus, μὴ προοιμιάζον, μηδὲ ἐπίλεγε: cf. 552. p. 406 die charakteristische Stelle des *Iphikrates*: ὁ γὰρ πατὴρ πρὸς μὲν ἀνδρῶν ἦν εὐπατριδῶν, ὧν τὴν εὐγένειαν ἐξ αὐτῆς τῆς ἐπωνυμίας ῥᾴδιόν ἐστι γνῶναι. Gleich darauf zwei Fragmente anonymer Redner, deren erstes *Aristot.* Rhet. II, 23, 19 citirt, das andere vom *Lykurg* lautet: οὐ γὰρ ἂν Σόλων μὲν αὐτὸ παρέλιπεν, Αὐτοκλῆς δὲ εὕρετο. Dann p. 422 fg. die schöne Sentenz: Οἱ δόξης ὀρεγόμενοι πάντα πόνον ὑπομένειν ἀξιοῦσιν ὑπὲρ τοῦ μηδὲν τῆς εὐδοξίας διαφθεῖραι. εἰ δὲ καὶ ὑμῖν ὦ ἄνδρες Ἀθηναῖοι πάντων μάλιστα τοῦ τοιούτου μέλει, τίνος ἕνεκα τοὺς ὑπὲρ τιμῆς κινδύνους ὀκνεῖτε; Aus Vol. VII sind nur zwei Verse des *Archilochus* p. 820 anzuführen, die dem *fragm.* 84 antistrophisch entsprechen sollen: ἃς τὸ πρὶν ἠρήρευσθα. νῦν δὲ δὴ πολὺς unter ἃς Ἀστοῖσι φαίνεαι γέλως.

III. Περὶ Ἰδεῶν *libri* II. p. 189—401. Das Hauptwerk des Hermogenes, welches in einem klaren Vortrag sämmtliche Stilarten ihrem Wesen, ihren Mitteln und ihrer Komposition nach schildert und an Beispielen, namentlich aus Demosthenes, erläutert. Zwar trifft man auch hier mehr die trockenen Reihen der Abstraktion als lebendiges und durchdringendes Wissen an, und noch weniger ist das feine Gefühl, wodurch die Analysen des Dionysius sich auszeichnen, in diesen engen Umrissen wahrzunehmen; dennoch kann die Schrift zur Erkenntnifs der Attischen Beredsamkeit in ihren technischen Bezügen sehr nützlich gebraucht werden. Das gröfste Interesse mufs aber die Charakteristik der berühmtesten Prosaiker (von p. 381 an) erregen, welche vielleicht den Kern des Ganzen enthält. Als Anhang kann gelten περὶ μεθόδου δεινότητος p. 402—445, ein schlecht geordnetes und in kleine Kapitel zerlegtes Aggregat von allerhand stilistischen Denkwürdigkeiten, die gleich einer *Syntaxis ornata* mit geheimnifsvoller Miene nachschleichen, und in ihrer jetzigen Gestalt nur das Aussehen eines Excerptes zu tragen scheinen. Uebrigens ist der Text beider Schriften verhältnifsmäfsig der reinste, und bei der Mittelmäfsigkeit der Varianten lohnt es kaum auf Stellen einzugehen, welchen noch aus Handschriften oder durch Konjektur nachzuhelfen wäre.

Von den Kommentaren über die Ἰδέαι gilt ungefähr dasselbe was bei der vorhergehenden Abtheilung bemerkt worden. Sie gehen auf eine gemeinschaftliche Masse zurück und müssen, mit Vorbehalt weniger spät zugekommener Beiwerke, zusammengeschmolzen werden; auch hat Hr. *Walz*, dem man die Mehrzahl derselben verdankt, häufig sich veranlafst gesehen in seinen Mittheilungen abzubrechen und auf den einen oder anderen Band zu verweisen, wo bereits alles wörtlich vorweggenommen war. Uebrigens erklären sie ungeachtet ihrer sonstigen Redseligkeit vorzüglich das erste Buch; weiterhin tritt eine merkliche Dürftigkeit ein, und die älteren Auslegungen zur Μέθοδος δεινότητος schrumpfen zwerghaft in Glossemen zusammen. Die Kommentatoren bestehen aber in folgendem: 1) *Scholia Aldina* oder *Maximus Planudes* Vol. V. p. 439—576, wesentlich ein Auszug aus der Grundlage sämmtlicher Interpreten, 2) dem *Anonymus* Vol. VII. p. 861—1087, der von einem Ueberflufs kleiner Scholien umgeben und in eigener Weise verarbeitet ist, 3) dem *Ioannes Siceliotes* Vol. VI. p. 56—504. Was die Person des letzteren betrifft, so hat der Herausgeber dargethan, dafs die Benennungen *Io. Doxopater* und *Io. Siceliotes* einem und demselben angehören, und dafs dieser fleifsige Mönch, welcher viele rhetorische Schriften und aufser anderem auch eine Chronik hinterliefs, Patriarch von Konstantinopel wurde, ob er aber um 1200 und nicht früher gelebt ist noch zu bezweifeln. Siceliotes also verfafste nach Syrian und den übrigen Mitteln jenes Anonymus seinen äufserst weitschweifigen Kommentar, der nicht ohne Gelehrsamkeit, aber mit geringer Sachkenntnifs und noch ge-

geringerem Geschmack in einem gedunsenen prunkhaften Stil besonders auf den Schätzen der kirchlichen Literatur verweilt, gegen den Schluss jedoch stets bedeutungsloser wird. Hierzu kommen 4) einige Kleinigkeiten in Vol. VII. p. 77—103. Diese Sammlungen nun enthalten viel interessantes, welches nunmehr von den Gelehrten in dem Grade ausgezogen und benutzt ist, daſs uns weniges nachzutragen bleibt. Was auf die älteren Rhetoren geht, findet sich bei *Spengel*, namentlich das charakteristische Fragment aus des *Gorgias Epitaphius*, das aber hier V. p. 549 fg. korrekter geworden; hierzu füge man die Notizen von berühmten und zum Theil verschollenen Rhetoren der späteren Zeit, worunter *Dionysius* περὶ μιμήσεως V. p. 444, 46, *Iamblichus* περὶ κρίσεως ἀρίστου λόγου *ib.* p. 443, *Anastasius* von Ephesus (über Echtheit der sogenannten *Philippica* I) VI. p. 253. *Menander* Erklärer des Demosthenes *ib.* p. 382. Εὔδημος ὁ Ἀργεῖος ἐν τοῖς περὶ τῶν ῥητόρων ζητουμένοις *ib.* p. 384. Sonst hatte *Ruhnkenius* das wichtigste der Art namhaft gemacht, nämlich für *Longin* V. p. 451. VI. p. 93. 95. 225. (wozu Bast im Weiskeschen Longin das Bruchstück VII. p. 963 nachtrug.) ferner Fragmente des *Archilochus* und *Hyperides* aus V. p. 441. 481, und was über *Demosthenes*, der die Kinder Lykurg's gegen Menesächmus vertheidigte, in VI. p. 254 ausführlicheres vorkommt als in der *Diss. de Oratt. Gr.* p. LXXVII. Für letzteren Punkt ist indeſs bedeutender VI. p. 994, wo unter mehrerem in Bezug auf die Geldbuſse des Redners Verse des *Timokles* citirt werden: Δημοσθένης τάλαντα πεντήκοντ' ἔχει. | Μακάριος, εἴπερ μεταδίδωσι μηδενί. Auch die Bemerkung V. p. 482. καὶ ὁ Αἰσχίνου Δηλιακὸς ὁμοίως ἔχει, καὶ εἰ νοθεύεται, ist anderweitig bekannt, s. *Westermann* Gesch. der Gr. Bereds. p. 118. Hiernächst sind die wenigen Dichterstellen längst in Fragmentsammlungen untergebracht, auch die drei nicht völlig gebesserten Trimeter eines Komikers V. p. 485, welcher (was Hn. *W.* entging) *Menander* p. 117 ist, in dessen drittem Verse zu schreiben, καὶ νὴ Δία τρίτον ἔτος μετά γε Κινησία. Dagegen lautet das hieraus aufgenommene Fragment des *Bacchylides* (n. 42) ganz verschieden in VI. p. 241. Ἀβρότητι ξυνέασιν Ἴωνες βασιλῆες: und ein wahrhafter Gewinn sind drei herrliche Hexameter *der Sappho* VII. p. 883.

> Οἷον τὸ γλυκύμαλον ἐρεύθεται ἄκρῳ ἐπ' ὔσδῳ,
> ἄκρον ἐπ' ἀκροτάτῳ, λελάθοντο δὲ μαλοδροπῆες·
> οὐ μὰν ἐκλελάθοντ', ἀλλ' οὐκ ἐδύναντ' ἐφικέσθαι.

So wären nur übrig die Aeuſserung V. p. 471, daſs einige die Komödie als versificirte Rhetorik, ῥητορικὴν ἔμμετρον, betrachteten, und das Citat VII. p. 1021 παρὰ τῷ Ἀριστογείτονι ἐν τῷ κατὰ Δημοσθένους.

Zur Μέθοδος δεινότητος besitzt man nur *einen* ausführlichen Kommentar, den des *Gregorius Corinthius* oder schlechtweg *Corinthus* Vol. VII. p. 1090 bis 1352. Dieser berüchtigte Kompilator hat hier die gesammten Schätze seiner Gelehrsamkeit oder vielmehr seiner Vorgänger (worunter der Rhetor *Menander*, p. 1184, und *Tzetzes*) in behaglichem Redefluſs aufgeboten, den erst Hr. *Walz* aus Handschriften zu Wien und Florenz vollständig gegeben; denn was *Reiske* im achten Theile seiner Redner mittheilte, war ein bloſser Auszug. Gleichwohl sind die Ergebnisse sehr gering; das bedeutendste trifft Stellen im Demosthenes, wozu als Anhang kommen die magere Nomenklatur des Attischen Processes p. 1119 fg., die Citationen aus *Hyperides* ὑπὲρ Λυκούργου p. 1226, aus *Aristogiton* κατὰ Ὑπερίδου p. 1272, die Urtheile über die jetzigen Demosthenischen Reden gegen Aristogiton p. 1308 fg., die Erwähnung der Rhetoren *Praxiphanes* und *Polyxenus* pp. 1213, 1272. Sonst sind eigenthümliche Fragmente ebenso selten als ausgesuchte Proben von Gelehrsamkeit: die Verse aus des *Euripides Pirithous* p. 1312 stehen in den Sammlungen, das Citat p. 1133 ὁρῶμεν ἀνθοῦν πέλαγος Ἀργείων νεκροῖς hätte aus *Aeschyli Agam.* 667 berichtigt, für die Geschichte vom Sophisten Alexander p. 1236 *Philostr. V. Soph.* II, 5, 4 benutzt werden sollen. Uebrigens fehlt es nicht an merkwürdigem Material für den Sprachschatz und die Formen der vulgären und heutigen Graecität.

Vom Ueberrest des *dritten* Bandes ist wenig anzumerken. Meistentheils sind diese Schriften Auszüge, Summarien oder Nutzanwendungen des Hermogenes; von mehreren derselben reicht es hin ihr Daseyn zu wissen. 1) Ῥούφου τέχνη ῥητορική p. 447 bis 460 ein rhetorisches ABC-Buch mit Belegen aus Demosthenes. Herausgegeben von *Gale*, berichtigt und erläutert von *Boissonade*, der zuerst den Autor *Rufus* benannte. 2) Συνόψεις ῥητορικῆς p. 461—64, Proben ohne Werth. 3) Ἰωσὴφ τοῦ Ῥακενδύτου σύνοψις ῥητορικῆς p. 467—569 zum ersten Male mit den folgenden Schriften bekannt gemacht. Der Vf., seinem Stande nach Mönch und Arzt, und was wir ihm leicht glauben ein schwacher Kopf, hat an die breit wiederholten Theorieen des Hermogenes eine Folge praktischer Anweisungen gelehnt, welche den Werth besitzen, daſs sie die damalige Lektüre von den alten Klassikern bis zum Theodorus Ptochoprodromus, die gangbaren Atticismen (ähnlich denen bei Gregorius Corinthius) und den Geist der späten Byzantinischen Literatur, die vor unnatürlichem Schwulst und jämmerlicher Gedankenarmuth sich verzehrte, klar vor Augen bringen. Nicht alles gehört diesem Joseph an; aber denselben Inhalt verfolgt ein Anonymus περὶ τῶν τεσσάρων μερῶν τοῦ τελείου λόγου p. 570—587: besser wäre der Traktat in die Varianten zum Joseph hinein verarbeitet worden, während man jetzt das meiste doppelt liest. 4) Zwei Anonymi geben p. 588—614 mehreres von jenen vorangegangenen Lehren, vergröſsert durch Progymnasmen. Weit ergetzlicher lauten 5) drei Ἐπιτομαὶ ῥητορικῆς p. 617—703, worin ein Anonymus (dieser vorzüglich nach einem gröſseren Werke des Tzetzes und mit unterlaufender Prosa), *Tzetzes* selber und Psellus den vulgären Stoff der Rhetorik in *versus politici* zerlegt und, anders als die Dichter der ge-

gereimten Genussregeln, mit grausenhaftem Ernste durchgemittelt haben. Die etwanigen Notizen theilte schon *Ruhnkenius* mit. Als Anhang eine Tabelle der *σχήματα* beim Hermogenes p. 704—11. 6) Ein paar Blätter *περὶ μέτρων ῥητορικῶν* p. 712—723 ziehen bloſs durch die Ueberschrift an, *Κάστορος Ῥοδίου ῥήτορος τοῦ καὶ φιλορωμαίου.* Indeſs verbieten schon die Citationen des Evangelium und Hermogenes an den berühmten Alterthumsforscher zu denken. Zum Schluſs 7) Eine sehr alltägliche *Ἔκθεσις ῥητορικῆς* aus einem *Codex Havniensis.* In dieser Gerümpelkammer müssen aber noch Platz finden, aus Vol. V. 8) *Μαξίμου περὶ τῶν ἀλύτων ἀντιθέσεων* p. 577—590, der auf Demosthenische Stellen eingeht. Den Maximus, den man in Kaiser Julian's Zeit setzen will, hatte schon Fabricius abdrucken lassen. Dann nach einem Anonymus *περὶ τῶν Στάσεων* 9) *Michael Psellus περὶ συνθήκης τῶν τοῦ λόγου μερῶν* p. 598—605. Ferner aus Vol. VI. 10) *Georgius Plethon συντομὴ περὶ τῶν μερῶν τῆς ῥητορικῆς* p. 546—598 früher von *Hoeschel* und *Scheffer* herausgegeben, dessen Noten auch wegen ihrer Seltenheit erneuert sind. Dieser Spätling (er lebte um 1450) wird in Trockenheit und Entbehrlichkeit noch übertroffen durch 11) *Matthaeus Camariota*, den oben genannten Epitomator des Aphthonius. Dessen *ῥητορικῆς ἐπιτομὴ ἐκ τῶν τοῦ Ἑρμογένους* nimmt den übrigen Raum des Bandes ein.

Soweit unser Bericht vom bisherigen *Corpus Rhetorum.* Die noch rückständigen Autoren besitzen zum Theil ein höheres Interesse vonseiten ihrer Gelehrsamkeit und Mannichfaltigkeit; unser Herausgeber aber wird in kurzer Frist am Ziele seines ebenso verdienstvollen als mühsamen Werkes angelangt seyn. *G. B.*

MATHEMATIK.

1) Bern, Chur u. Leipzig, Verl. v. Dalp: *Sammlung von Beispielen, Formeln und Tabellen aus der Elementarmathematik. Erster* Band, die Arithmetik, Buchstabenrechnung und Algebra enthaltend. Von *Joseph Pursh*, Lehrer der Mathematik an der Handwerkerschule in Bern. 1834. XVI u. 295 S. 8. Nebst einer Steintafel. (1 Rthlr.)

2) Altona, b. Hammerich: *Mathematische Figuren, zur Erleichterung des Unterrichtes in der Geometrie.* Herausgeg. von *J. Lohse*, Lehrer der Mathematik, der Geographie und Geschichte, Mitglied der Hamburgischen mathematischen Gesellschaft. 1834. 6 Steintafeln. (6 gGr.)

Der Vf. von Nr. 1 bestimmte sein Buch „für solche Schüler, die bereits einen vollständigen Curs der Elementar-Mathematik in den unteren Classen durchgemacht haben, und das Gebäude, dessen einzelne Theile sie vorher kennen lernten, nun als ein regelmäſsiges, systematisches Ganze wieder durchwandern wollen." Die Kenntniſs der Regeln, Benennungen u. s. w. setzte er daher voraus. Bei der Auswahl der Beispiele war es des Vfs Hauptaugenmerk, wie er sagt, nicht sowohl diejenigen, deren Auflösung den Scharfsinn am meisten übt, und allerdings zur anfänglichen Erlernung des Verfahrens am geeignetsten sind, sondern vielmehr diejenigen auszuwählen, die im practischen Leben dem Mechaniker und Geometer am häufigsten vorkommen, ein Gesichtspunct, von dem die Verfasser ähnlicher Sammlungen nicht immer ausgegangen seyen. Jeder Aufgabe ist, zur Erleichterung beim Selbstunterrichte, die Auflösung beigefügt. Was die angehängten Logarithmentafeln betrifft, so sind die Zahlen aus den *Vega*'schen Tafeln entlehnt, aber zur Ersparniſs des Raumes nur auf fünf Ziffern ausgesetzt. Sie gehen von 1—10000. Groſse Reichhaltigkeit zeichnet das Buch eben nicht aus, und es hätte bei demselben Volumen ganz bequem das Doppelte fassen können, wenn der Druck sparsamer eingerichtet worden wäre. Was indeſs gegeben ist, ist gut und brauchbar. Die algebraischen Beispiele beschränken sich jedoch nur auf Gleichungen des ersten Grades. Papier und Druck sind vorzüglich.

Der Vf. von Nr. 2 giebt den Zweck seines Buches bereits auf dem Titel an. Er denkt sich eine Classe von Schülern nach ihren Kenntnissen in mehrere Abtheilungen getheilt, wodurch freilich die Zeit des Lehrers sehr beschränkt werde. Da solle nun die Zeit, die durch das Zeichnen der Figuren an der Tafel verloren gehe, durch diese Tafeln gespart werden. Zugleich aber beabsichtigt auch der Vf., den Schüler in den Stand zu setzen, den Gang des Unterrichtes durch Zusammenstellung der Figuren leicht zu übersehen. Die Figuren sind übrigens nach dem 1sten, 2ten, 3ten, 4ten und 6ten Buche des Euklid zusammengestellt. Mit diesem Hefte sind zugleich dieselben Figuren, groſs auf Pappe gezogen, als Wandfiguren erschienen, und kosten 2 Rthlr. Nützlich werden diese allerdings, wenn der Lehrer die Schüler erregen will, die Beweise selbst zu finden; wenn dieses nämlich dem Schüler, nach bloſser Ansicht der Figur, zu schwer werden sollte, so kann der Lehrer alle Figuren der Sätze, welche zum verlangten Beweise erforderlich sind, neben einander aufstellen, und den Schüler einen neuen Versuch machen lassen; sollte es auch jetzt noch nicht gelingen, so kann er sie in der Ordnung neben einander stellen, wie sie im Beweise gebraucht werden, wodurch dann natürlich die Auffindung desselben sehr erleichtert wird. Sowie indeſs hier die Figuren gegeben sind, wird der Nutzen, den sie gewähren, schwerlich groſs seyn. Einmal nämlich ist es nicht genug, daſs der Schüler die Figur vor sich sehe, er muſs auch sehn, wie sie entstanden ist; gröſserer oder geringerer Druck der Linien ersetzt das nicht. Auſserdem fehlen auch viele Figuren, die man ungern vermiſst, obwohl es freilich immer willkürlich ist, wieviel Erweiterung man beim Vortrage dieser Wissenschaft geben will. Die Anordnung ist im Ganzen gut. Die Figuren sind richtig und sauber gezeichnet, die Stärke und Weiſse des Papiers läſst nichts zu wünschen übrig. *M.*

MONATSREGISTER

vom

MAI 1835.

I.

Verzeichniſs der in der Allgem. Lit. Zeit. und den Ergänzungsblättern recensirten Schriften.

Anm. Die erste Ziffer zeigt die Numer, die zweite die Seite an. Der Beisatz EB. bezeichnet die Ergänzungsblätter.

Glanz,

R.

(Die Summe aller angezeigten Schriften ist 150.)

II.

Verzeichnifs der im Intelligenzblatte enthaltenen literarischen und artistischen Nachrichten und Anzeigen.

A. Nachrichten.

Universitäten, Akad. u. and. gel. Anstalten.

Vermischte Nachrichten.

B. Anzeigen.

Ankündigungen von Buch- und Kunsthändlern.

Vermischte Anzeigen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Junius 1835.

Uebersicht

der

Griechischen Kunstgeschichte

von 1829 — 1835.

Unter den Zweigen des historischen Wissens hat in der letzten Zeit wahrscheinlich keiner so grofse Erweiterungen erhalten, als unserer Kenntnifs der bildenden Künste des Alterthums theils durch einen Zuwachs von Denkmälern, wie man ihn früher kaum noch zu hoffen wagte, theils durch die wetteifernden Anstrengungen zahlreicher Gelehrten aus allen Theilen des gebildeten Europa's zu Theil geworden sind. Von diesen Erweiterungen denen, die sie nicht im Einzelnen verfolgen konnten, eine allgemeine Vorstellung, den Kennern eine zusammenfassende Erinnerung zu gewähren, und neben den sichern Fortschritten auch die zweifelhaften Punkte, die Lücken und Mängel unserer Kenntnisse zu bezeichnen, ist die Aufgabe gegenwärtiger kritischer Arbeit. Die Zeitgrenze, welche wir uns dabei zunächst zu setzen haben, wird durch die Existenz des Instituts der archaeologischen Correspondenz bestimmt, dessen Gründung, im Anfange des Jahres 1829, in den Annalen der Archaeologie der Kunst für immer Epoche machen wird als Anfangspunkt einer viel rascheren Verbreitung genauer Nachrichten und Abbildungen neuentdeckter Denkmäler und eines viel regeren Austausches wissenschaftlichen Gedanken. Von den Werken dieses Instituts liegen uns fünf Jahrgänge, von 1829 bis 1833, welche durch ein sehr reichhaltiges Register abgeschlossen werden, vollständig vor, und aufserdem vom sechsten Jahrgange ein Heft der Annalen und das Bulletin der sieben ersten Monate. Neben diesem neuen mächtigsten Triebrade der Archaeologie haben indefs auch die früheren Hebel, wodurch vereinigte Kräfte in Bewegung gesetzt wurden, ihre Wirksamkeit nicht verloren. Abgesehen von den Akademieen und gelehrten Gesellschaften, welche der alten Kunst neben vielen andern Wissenschaften ihre Aufmerksamkeit zuwenden, in Petersburg, Berlin, Göttingen, München, Paris, hat die im Jahre 1821 gegründete *Royal Society of Literature* zu London grofsentheils Abhandlungen welche in die Archaeologie einschlagen, und darunter sehr werthvolle und ausgezeichnete, drucken lassen: während die *Society of Antiquaries of London* in der von ihr publicirten *Archaeologia Britannica* selten über den Bezirk der in Grofsbritannien vorhandnen Alterthümer hinausgeht. Ob die von dem Papst Benedikt dem XIV. gestiftete, unter Pius dem VII. erneuerte *Accademia Romana di Archeologia* ihre Denkschriften über die drei ersten Bände (T. I. P. I. 1821. P. II. 1823. T. II. 1825. T. III. 1829. s. *Bullet. dell' Instit. di corr. arch. per l'anno* 1829. p. 154) hinaus fortgesetzt habe, ist uns unbekannt; so wie von den Werken der *Accademia Ercolanese di Archeologia* uns nur ein erster Band (1822) zu Gesicht gekommen, und eine *dissertazione esegetica intorno all' origine ed al sistema della sacra architettura presso i Greci.* 1831. durch das *Bullet. dell' Instituto per l'a.* 1832. p. 118 bekannt geworden ist. Von den Erscheinungen der periodischen Literatur aber ist — aufser dem archaeologischen Intelligenzblatt dieser Literaturzeitung, in welchem einer der Gründer und Hauptförderer des Instituts der archaeologischen Correspondenz noch besonders für die an so vielen Universitäten und Schulen zerstreuten, vom Auslande oft sehr abgeschnittenen Gelehrten Deutschlands, mit umsichtiger Auswahl wichtiger und lehrreicher Mittheilungen, zu sorgen bemüht ist — auch das von Schorn redigirte Kunstblatt an Abhandlungen und Kritiken, welche die antiken Denkmäler betreffen, nicht verarmt, und Boettiger in seinem artistischen Notizenblatt nicht müde geworden, die besseren Leistungen einer jüngeren Generation von Archaeologen gebührend auszuzeichnen, während diese sich noch immer der Hoffnung überläfst, aus der verheifsenen Sammlung der zerstreuten Aufsätze ihres Veteranen viel Nützliches und Neues lernen zu können. Auf der anderen Seite nehmen auch die gegenwärtig in Deutschland erscheinenden Zeitschriften für Philologie — um von den einen weiteren Kreis von Wissenschaften oder Schulkenntnissen umfassenden Journalen hier nicht zu reden — namentlich das von Welcker und Naeke herausgegebne Rheinische Museum, und die von Zimmermann redigirte Zeitschrift für Alterthumswissenschaft einen lebhaften Antheil an den Fortschritten der Kenntnifs der alten Kunst.

Wir erkennen darin besonders Welcker's Wirken für die Herstellung und Beförderung der Einheit zwischen den sogenannten archaeologischen und philologischen Studien, dem wir unsre volle Zustimmung geben müssen; indem wir ebenfalls der Meinung sind, dafs — so nützlich und nothwendig eine mannichfache Theilung der Arbeit für den Ausbau der Kunde des Alterthums ist, — doch alle Theilnehmer das Bewufstseyn durchdringen und vereinigen müsse, dafs es ein Bau sey, zu dessen Aufführung sie beitragen wollen. Literatur und Kunst sind die beiden grofsen Organe, durch welche die alte Welt zu uns redet: aber ihre Sprache mufs zusammentönen, um lebendige Sprache des Geistes zu werden. Jene redet in Begriffen, welche, abgezogen von realen Gestaltungen, wieder zu concreten, individuellen Anschauungen werden müssen, wenn sie mehr als allgemeine Umrisse seyn sollen, die Jeder sich zu einem andern Bilde ausmalt: diese gewährt uns sinnliche Anschauungen, die mit den Begriffen erst in ein so festes Verhältnifs gebracht werden müssen, wie es in der Zeit ihrer Entwickelung zwischen ihnen stattfand, wenn nicht Jeder sich von diesen Gestalten etwas Anderes abstrahiren, und das Verschiedenste dabei gedacht werden soll.

Wenn aus diesen Bemerkungen erhellt, dafs das Deutsche Publicum schon sehr reichlich mit Nachrichten kunstarchaeologischer Art versehen wird: so mufs diese ausführliche Arbeit ihre Erscheinung dadurch rechtfertigen, dafs sie die einzelnen Erscheinungen, das heifst, sowohl die Auffindungen von Denkmälern, als die Untersuchungen über Bedeutung und Zusammenhang der alten Kunstwerke, in Beziehung bringt zur ganzen Wissenschaft, und nachzuweisen sucht, in wiefern sie diese wesentlich gefördert haben. Es kann nicht geleugnet werden, dafs ein Bericht dieser Art, der die Erwähnung der einzelnen Entdeckungen und Leistungen ganz abhängig macht von einem Begriffe der Wissenschaft im Ganzen, viel mehr durch die Persönlichkeit des Berichterstatters bedingt wird, als eine Relation über die einzelnen Denkmäler und Literaturwerke nach der chronologischen Ordnung ihrer Erscheinung. Jedoch wird dem Vorwurfe eines subjektiven Standpunkts der Auffassung, wenn ein solcher dem Referenten gemacht werden sollte, schon dadurch die Spitze abgebrochen, dafs der Unterz. diesen Standpunkt offen angiebt und gesteht. Darum will es der Unterz. auch kein Hehl haben, dafs das Stück von der Geschichte der Archaeologie, welches er hier bearbeitet, für ihn ziemlich zusammenfällt mit dem Zeitraum, der zwischen der ersten und zweiten Bearbeitung seines Handbuchs (Handbuch der Archaeologie der Kunst von K. O. Müller. 1830. Zweite Ausgabe 1835.) mitten inne liegt, und somit dieser Bericht für ihn zugleich eine Rechenschaft ist, die er von den Veränderungen und Erweiterungen ablegt, welche jenes Buch in seiner zweiten Ausgabe erhalten hat. Indessen ist vorliegende Arbeit doch wieder ein Vierteljahr später abgeschlossen als das Handbuch, und in der Zwischenzeit ein und das andre wichtige Buch an den Ort gelangt, wo der Ref. lebt, so dafs, wie es zu gehn pflegt, diese Rechtfertigung einer Produktion, an welche eben die letzte Hand gelegt worden ist, schon Züge enthält, die auf eine zukünftige Gestalt desselben hinweisen. Sonst wird auch die Ordnung dieses Berichts der Eintheilung des Handbuchs folgen, nur dafs die erste und zweite Periode des kunstgeschichtlichen Theils, wegen des geringen Denkmäler-Vorraths der ersten, hier zu einem Ganzen verbunden werden.

Es war ursprünglich die Aufgabe und Absicht dieser Arbeit, die gesammte Archaeologie der Kunst zu umfassen: aber der Umfang des Stoffs erwies sich bald so unbegrenzbar, dafs nur die Griechische Kunstgeschichte durchgeführt, und die übrigen Abschnitte einer späteren Zeit oder andern Berichterstattern vorbehalten bleiben mufsten, die an dem Etruskischen Alterthum, der Kunst in Rom und besonders der Topographie der ewigen Stadt, vor allem aber an der Kunstmythologie, einen sehr fruchtbaren Stoff haben werden. Freilich wäre schon jetzt kein besserer Gegenstand für die archaeologische Kritik aufzufinden, als der Versuch einer Schlichtung zwischen den verschiedenen Arten der mythologischen Auslegung von Kunstdenkmälern. Wenn einer der tiefsten Kenner der antiken Kunstwelt in unsrer Zeit, Ed. Gerhard, in seiner Schrift: *Venere Proserpina* (1826), in dem Prodromus mythologischer Kunsterklärung (1828), und den Grundzügen der Archaeologie, die in den Hyperboreisch-Römischen Studien (1833) abgedruckt sind, eine von dem gewöhnlichen Olymp der Dichter sehr verschiedne, tiefer liegende und einfacher gehaltne Religionslehre als Fundament der Götterbildungen in der Kunst behauptet, und besonders manche bisher dunkle oder zweifelhafte Gestalten diesem Systeme vindicirt ist, Th. Panofka, der durch begeisterten Eifer und Kühnheit der Ansichten für den Aufschwung dieser Studien besonders unter den Französischen Kunstfreunden Bedeutendes gewirkt hat, mit seinen gleichgesinnten Freunden, dem Duc de Luynes und Lenormant, viel weiter auf dieser Bahn gegangen, indem diese Kunsterklärer in den meisten Bildwerken, wie es scheint, Ideen und Lehren einer supponirten physischen Theologie ausgedrückt finden, für welche bald Nebenwerke und Ornamente, welche Andern eine blos schmückende Zuthat schienen, bald etymologische Deutungen von Namen als Fingerzeige benutzt werden, nach Principien, deren zusammenhängende Auseinandersetzung als Vorbereitung zu jeder weiteren Discussion sehr gewünscht werden mufs. Der Rec. würde sich bei einer solchen Discussion durchaus nicht auf die entgegengesetzte Seite derer stellen, welche Werke der bildenden Kunst am liebsten immer als modellirte oder gemalte Dichterbeschreibungen behandeln; er ist überzeugt, dafs die Plastik in den Zeiten der echten Bildung von Griechenland ihre Vorstellungen nach eigenen Gesetzen und Forderungen bestimmte,

T

und

und als selbständige Schwester der Poësie zur Seite stand; auch ist er geneigt zu glauben, daſs sich Ideen früherer Zeit, getragen durch mystischen und häuslichen Cultus, in plastischer Form erhalten haben konnten, während sie im Begriffsleben der Alten fast abgestorben waren: aber für die Auslegung einer Composition aus den bekannten classischen Zeiten des Alterthums bleibt doch immer das erste Gesetz, sich durch die Literatur der Alten nicht blos des positiven Stoffs der vorhandnen Mythen, Gebräuche, Fakta zu versichern, sondern auch die Gedanken, welche man mit diesen Mythen und Handlungen verband, den Aeuſserungen der gleichzeitigen Dichter und Schriftsteller analog zu entwickeln. So wird, was Phidias bei einem mythischen Stoffe dachte, sich wahrscheinlich nicht weit von Sophokles Auffassung entfernt haben; und wie viel Bedeutung in der Bacchischen Vorstellung eines spätern Vasengemäldes ist, wird man sich nach den Gedanken, die etwa ein Dichter der neuen Komödie und ein späterer Dithyrambiker Athens über eine Bacchische Feier kund giebt, ungefähr vorstellen können.

Da wir ohne Umschweife zu den Hauptfragen der Griechischen Kunstgeschichte zu gelangen suchen, sparen wir manches Buch von allgemeinerem Inhalt, das man vielleicht hier schon genannt zu finden erwartet, für gelegentliche Erwähnung auf, indem wir nur mit einem Worte darauf hinweisen, daſs die reiche Uebersicht, welche das Buch: Ueber die Hauptperioden der schönen Kunst, von Amadeus Wendt. Leipzig 1831. gewährt, auch einen kleinen mit Sorgfalt entworfenen Umriſs der Griechischen Kunstgeschichte enthält, wobei in der Architektur die verdienstlichen Arbeiten von Stieglitz hauptsächlich zum Grunde gelegt werden.

I. Aeltere Griechische Kunst.

Wir beginnen die Uebersicht der Arbeiten, welche zur Erforschung der Geschichte der alten Kunst beigetragen haben, mit den Werken und Abhandlungen über die Mauerbauten, die einen primitiven Charakter an sich tragen. Wir können dabei kaum anders als mit den Kyklopischen Mauern Griechenlands die entsprechenden Bauwerke Italiens verbinden, auf die man denselben Namen übertragen hat. Für die in Griechenland selbst vorhandnen Mauern der Art haben besonders die Englischen Reisenden und Alterthumsforscher, W. Gell, Dodwell und Leake, wie schon früher, so auch in dem Zeitraum, mit dem wir uns beschäftigen, das Material unserer Kenntnisse vermehrt, der erste in dem Werke:

Probestücke von Städtemauern des alten Griechenlands. Von Sir William Gell, Mitglied der königlichen Gesellschaft zu Berlin. Aus dem Englischen übersetzt. Mit 47 Abbildungen (in Steindruck). München, Stuttgart u. Tübingen, in der J. G. Cotta'sche Buchhandl. 1831. 94 S. 4.

So viel aus der vorgesetzten Zuschrift des Vfs. an die Mitglieder der Berliner Akademie entnommen werden kann, hat Hr. W. Gell seine Abhandlung mit den Zeichnungen dieser Gesellschaft übersandt und diese die Publication der genannten Buchhandlung überlassen, welche dabei alle mögliche Oeconomie beobachtet hat. Sechs und dreiſsig Tafeln liefern Abbildungen von Griechischen Mauerwerken, darunter auch einen Plan von Mantinea und eine Ansicht der Ruinen von Messene; zehn beziehn sich auf Italische Trümmer; zur Vergleichung ist Tf. 46 eine ebenfalls aus polygonen Blöcken erbaute Brücke zu Napakiang, auf der Insel Loo-Choo (im Osten China's) zugefügt, als ein Beweis des Satzes, der sich freilich schon von selbst versteht, daſs aus polygonen Steinblöcken wichtige Werke zu errichten, auch sehr von einander entlegnen und in keiner geschichtlichen Verbindung stehenden Völkern eingefallen ist. Der Text besteht meist aus Angaben aus der Mythologie der Orte, denen die Trümmer angehören, und Erörterungen über das Alter der Kyklopischen Mauern, wobei der Vf. Gelegenheit hat manche ungeprüfte Annahme von *Petit-Radel* zu rügen; dagegen vermiſst man hin und wieder die genaue Indication des Platzes, wo die Ruinen liegen, um so mehr wenn die alten Namen nicht mit voller Sicherheit auf den Trümmerhaufen angewandt sind, wie es bei Tilphossion (Tf. 27.) der Fall ist. Doch wird man mit Hülfe von Sir W. Gell's *Itinerary in Greece* wohl die Stelle ausmitteln können, wo der Reisende diese Mauer-Reste wahrgenommen.

Der Englische Reisende, welcher wenigstens unter seinen Landsleuten das Interesse für diese Monumente zuerst angeregt und das reichste Portefeuille von Abbildungen solcher Trümmer gesammelt hat, Hr. Edw. Dodwell, ist leider vom Tode überrascht worden, ehe er seine Sammlung selbst publiciren konnte. Erst nach seinem Tode ist folgendes Werk erschienen:

Views and descriptions of Cyclopian or Pelasgic remains in Greece and Italy with constructions of a later period, from drawings by the late Edw. Dodwell. London 1834.

Was uns von diesem Werk durch den Deutschen Buchhandel zugekommen ist, besteht in einem Atlas aus 131 lithographirten Blättern, mit keinen andern Erläuterungen als den Unterschriften. Er zerfällt in die beiden auf dem Titel angedeuteten Abtheilungen, Griechische und Italische Denkmäler, und giebt auch von den Thesauren des Atreus und Minyas Abbildungen; und zwar hat von den Trümmern des letztern der Ref. erst in diesem Werke eine ganz deutliche Anschauung erhalten, indem man sich aus der Ansicht, welche in Dodwell's *Classical Tour* enthalten ist, schwer herausfinden konnte. Daſs die Mauer-Constructionen treu und charakteristisch aufgefaſst sind, wird man von Dodwell's enthusiastischem Eifer für den Gegenstand erwarten; auch die Ausführung entspricht ihrem Zwecke.

Der dritte Englische Reisende, Leake, hat in seinem trefflichen Werke über Morea *Travels in the Morea with a map and plans. By W. M. Leake.*

In

In 3 *Vol. London* 1830. (Gött. Gel. Anz. 1832. Nr. 34) an verschiedenen Stellen, namentlich T. II. S. 349. 368 ff. und sonst, die Kyklopischen Bauten behandelt, und namentlich die Mauern von Tiryns, die durch ihre ungeheure Dicke und die ganz rohe Gestalt der Steinblöcke sich als uralt zu erkennen geben, und doch schon sehr viel Verstand und Ueberlegung in ihrer Construction zeigen; dann die von Mykenä, welche nach ihrer Bauweise deutlich aus verschiedenen Zeiten stammen, genau beschrieben. Die Construction aus vieleckigen Blöcken (*polygonal masonry*) überhaupt läfst Leake T. I. S. 377 noch bis ins achte und siebente Jahrhundert vor Chr. fortdauern, doch ohne einen eigentlichen Beweis dafür anzuführen. Sicher ist, dafs die Blüthezeit dieser Bauweise, in der sie am mächtigsten und grofsartigsten ausgeübt wurde, in die Zeit fällt, in der Tiryns und Mykenä unter den ersten Städten Griechenlands waren, also in die mythische. Und dafs es nicht das Achäische Heldenalter, sondern die vorhergehende Pelasgische Periode war, aus welcher diese Bauweise hervorging, hiefür scheint dem Ref. der Hauptbeweis immer darin zu liegen, dafs Arkadien und Epirus vorzüglich reich an diesen Constructionen sind, Landschaften, welche nur Pelasgische, nicht Hellenische Bewohner erhalten haben. Ohne hier genauer auf die Bestimmung der Zeitgrenzen einzugehn, welche man den sog. Kyklopischen Constructionen zu setzen hat, bemerken wir, dafs einige Argumente, welche von Anhängern von J. H. Vofs gegen das höhere Alterthum dieser Mauern angeführt worden sind, ausführlicher als bisher geschehen war, geprüft und widerlegt werden von Schelling in dem dritten Jahresberichte der K. Baierschen Academie der Wissenschaften. Die Ableitung von dem Orient ist neuerlich kaum wieder hervorgetreten; es ist zu deutlich, dafs diese Mauern aus polygonen Steinblöcken, ohne Mörtel und andre Verbindungsmittel als ihre Schwere und Gestalt, ein eigenthümlicher und sehr charakteristischer Zug der Landschaften Griechenlands und Mittelitaliens sind, der zwar mit der Beschaffenheit des Bodens, den Kalksteingebirgen, zusammenhängt, aber in diesen Gegenden doch bisweilen auch in anderem Gestein (s. *Memorie dell' Instit. di corr. arch. Fasc.* I. p. 82), und sonst keineswegs überall gefunden wird, wo die Berge aus Kalkstein bestehn, wie z. B. Aegypten, ungeachtet seine Gebirge gröfstentheils von dieser Art sind, keine Mauern von derselben Art von Construction enthält. Indessen haben Mehrere, namentlich Hirt in frühern Arbeiten und neuerlich Welcker (Rheinisches Museum für Philol. Jahrg. II. Heft III. S. 467), grofses Gewicht auf die Sage gelegt, die auch der Ref. nicht ganz übergangen hatte (Handbuch der Archaeol. erste Ausg. §. 45. Anm. 1.) dafs Proetos, der Argivische Fürst, von Lykien, wohin er aus Argos vertrieben gezogen war, nach seiner Heimath zurückgekehrt sey, und darauf Tiryns durch die aus Lykien gebrachten Kyklopen habe befestigen lassen. Strabon VIII. S. 373. vgl. Apollodor II, 2, 1. Aber ehe in Lykien Denkmäler aufgefunden werden, die mit den Mauern von Argolis in einer nahen Verwandtschaft stehen, kann diese Tradition wohl nicht mehr für uns bedeuten, als die Ableitung der Kyklopen aus Thrake oder Kuretis. Ueberdies ist sehr zu zweifeln, ob irgend etwas von wirklicher Tradition und alter Sage in dieser Erzählung ist, und nicht blos irgend ein forschender Mytholog die Frage, woher denn Proetos die Kyklopen herbeigeholt, so beantwortet: bei seinen aus Homer bekannten Verbindungen mit Lykien gewifs aus diesem Lande. Bei der durchaus mythologischen und dämonischen Natur der Kyklopen möchten wir die Frage nach ihrer Heimath lieber ganz fallen lassen. Am wenigsten aber würden wir in dem alten Argivischen Heros Lynkeus, dem Gemahl der Danaide Hypermnestra, irgend eine Beziehung auf Lykien finden; Name und Sage von Lynkeus hängt vielmehr nachweisbar mit einem Argolischen Flecken an den Quellen des Inachos, Lynkeion oder Lyrkeion genannt, zusammen. Um aber wieder zu dem Werke von Leake zurückzukommen, so giebt dies uns auch (T. II. S. 339) eine genaue Beschreibung und skizzirte Abbildung von der sog. kyklopischen Pyramide bei Argos, die schon öfter das Interesse der Forscher über die Ursprünge des Kyklopen-Baus erregt hat; eine gröfsere Abbildung desselben Denkmals liegt nach einer Zeichnung von Renoux in Baron v. Stackelberg's *Vues pittoresques et topographiques* auf dem Titelblatt der Abtheilung *Arcadie* vor. Dies Monument besteht hiernach aus einer länglichen Pyramide, welche auf ein senkrechtes Fundament gestellt ist, und durch eine Durchsicht von eigenthümlicher Form durchbrochen ist; inwendig enthält es eine Sepulcral-Kammer. Eigentlich kyklopisch darf es indefs nicht genannt werden, da die Steinblöcke im Ganzen in horizontalen Schichten übereinander liegen, und, nach Leake's Zeugnifs, durch Mörtel verbunden sind. Auch ist es keineswegs einerlei, wiewohl verwandter Art, mit der Pyramide, welche nach Pausanias II, 25, 6. den im Kriege des Proetos und Akrisios Gefallenen errichtet worden seyn soll; diese lag von Argos gegen Epidauros hin, jene noch vorhandne aber an dem Wege von Argos nach Arkadien, am Flüfschen Pontinos.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Junius 1835.

Uebersicht der Griechischen Kunstgeschichte von 1829—1835.

(Fortsetzung von Nr. 97.)

Nach diesen Schriften Englischer Topographen sind die sehr umfassenden Arbeiten über diesen Gegenstand — insbesondre über die alten Städtemauern Italiens — in Betracht zu ziehen, welche die Schriften des Instituts der Archaeologischen Correspondenz enthalten, und die wir zuerst nach den verschiedenen Abtheilungen dieser Schriften verzeichnen.

Annali dell' Instituto T. I. p. 36—89. *Monumenti di costruzione detta Ciclopea* (tav. I—III. *de' monumenti pubblicati dall' Instituto*) von Ed. Gerhard. p. 182—187. *Memoria intorno a un libro di Sir William Gell sopra le mura di antiche città* 1825 (das oben angeführte, 1831 erschienene Werk). p. 345 bis 360. *Monuments Cyclopéens. Deux lettres de M. Petit-Radel à M. Panofka.* T. III. p. 408. *Mura dette Ciclope*, von E. Gerhard. p. 412. *Mura d' Atina* ein Brief von Sir W. Gell. p. 414. *Fabbriche presso Terracina*, ein Brief von Dodwell. T. IV. p. 1—19 und 233—254. *Recherches comparées des temoignages topographiques qu' ont laissés sur le territoire de Riéti les anciens peuples Aborigènes, Pelasges, Equicoles; et preuves diverses de la réalité de leurs établissemens qui s'y sont perpétués aux temps romains, au moyen âge et de nos jours même; par M. Petit-Radel* (hiezu eine Berichtigung des Ref. T. IV. p. 379) T. VI. p. 35—40. *Restes des plus anciennes villes de l'Italie centrale*, Abtheilung eines Berichts von C. Bunsen über die bisherigen Arbeiten des Instituts. p. 99—145. *Esame corografico e storico del sito dei piu antichi stabilimenti Italici nel territorio Reatino e le sue adiacenze* (dazu T. II. tav. 1. der Monumenti) von demselben Vf., unter welchem Titel ausser der Beschreibung des Locals eine auf die Römischen Codd. gebaute Recension und Erklärung der wichtigen Stelle des Varro bei Dionysios von Hal. I, 14 gegeben wird, aus der man auch lernt, wie wenig Grund die Benennungen haben, mit denen mehrere kyklopische Ruinen des *ager Reatinus* von den Neuern bezeichnet worden sind. *Memorie dell' Instituto. Fasc.* I. p. 53—66. *Sur les murs Pélasgiques de l'Italie lettre de M. Petit-Radel à M. Gerhard.* p. 67—76. *Riposta del Prof. Gerhard.* p. 77—87. *Appendice* I. *Elenco de' ruderi italici finora retenuti d'antichissima costruzione detta ciclopea* (nebst zwei Auszügen aus Briefen von Westphal, Dodwell und Hittorff). p. 87—90. *Append.* II. *Saggio delle costruzioni dette ciclopee.* p. 90 bis 92. *Intorno l'origine e l'epoca delle mura ciclopee.* (mit dem Auszug eines Briefes von Fea). Aus den *Bulletini* zeichnen wir eine Nachricht von Bunsen aus über die Entdeckungen der Englischen Reisenden Gell, Dodwell und Fox im Reatinischen Gebiete und in Samnium, *Bullet. per l'anno* 1829. p. 39, die Uebersicht von Gerhard über die Nachforschungen dieser Art im Jahre 1830, *Bullet. per l'a.* 1830. p. 251, die Nachricht von W. Gell über Dodwells letzte Entdeckungen im Lande der Aboriginer *Bullet. per l'a.* 1831. p. 43, und von Gerhard über andre Reisen desselben unternehmenden Forschers durch Latium und Umbrien, ebendas. p. 213. Die *Monumenti inediti* des Instituts endlich geben mehrere Ansichten der Ruinen von Norba und einen sorgfältigen Grundrifs derselben, nach Zeichnungen des Architekten Knapp (T. I. tav. 1. 2) und eine Abbildung der Thors von Signia, gezeichnet von Dodwell, gestochen von Knapp (tav. 3); die den Annalen beigegebenen Kupfertafeln in Octav aber (*tavole d'aggiunta*) Skizzen von den Mauern von Atina, Bovianum, Luco, an der Via Salaria, von Saturnia, Norba (*Annali* T. III. *tav. d'agg.* E.), Rusellae, Cora, Isernia und an der Via Valeria (ebend. *tav. d'agg.* F.), nach Zeichnungen von Knapp, Fox und Crawfurd, auch die Abbildung eines alterthümlichen Bauwerks an dem Maticchio genannten Platze, zwei Miglien von Terracina in der Richtung nach Rom gelegen, und einer ähnlichen an dem Platze Salisano, 1½ Miglien von Terracina, beide von *Vespignani* (*tav. d'agg.* G. H.). Auch dem Briefe *Petit-Radels* in dem erwähnten Hefte der Memorie sind Probestücke der verschiedenen Constructionen

nen beigefügt. Schliesslich ist als ein wichtiges Hülfsmittel für fernere Untersuchungen über die Mauern im alten Lande der Aboriginer die *Carta del sito dei più antichi stabilimenti Italici nell' agro Reatino e le sue adjacence compilata nell' anno* 1833 *dal Cav. Bunsen* zu erwähnen, die die erste Tafel des T. II. der *Momm. ined.* des Instituts bildet. Sie reicht von Gabii in SW. bis über das *Gran Sasso d' Italia* NO., umfasst also die Gegend von Reate nebst dem gröfsten Theil des Sabinerlandes und der Landschaften der Peligner, Vestiner, Marser (Amiternum, Corfinium, Alba-Fucentis), und verzeichnet genau die Spuren der alten Strafsen und übrigen Reste des Alterthums in diesen Gegenden: wodurch sie eine sehr erwünschte Fortsetzung der gründlichen Arbeit von Westphal über die Römische Campagna (1829) bildet.

Alle diese Arbeiten des Instituts beziehen sich hauptsächlich auf die sog. Kyclopen-Mauern in Italien. Versuchen wir die Hauptsätze anzudeuten, die theils daraus hervorgegangen, theils dadurch bestätigt worden sind: so ist erstens die Grenze dieser Bauwerke jetzt weit sicherer gestellt als es früher der Fall war. Sie beschränken sich, wenn man die sehr unkritisch ausgedehnte Liste Petit-Radels auf die durch glaubwürdige Gewährsmänner bestätigten Angaben zurückführt, auf Latium, wo die Gebirge zwischen den Volskern und Hernikern in Norba, Signia und Cora die mächtigsten Constructionen der Art zeigen, auf die Gebirgsländer der Aequer, Marser, Sabiner und Samniten, auf das südliche Umbrien und einige Gegenden Etruriens, so dafs die Bergketten am Arnus und am Volturnus von Norden und Süden die Region Italiens abschneiden, in der diese Bauweise einheimisch geworden. Ganz getrennt und abgerissen davon erscheinen einige Polygon-Mauern in Sicilien (das Denkmal von Kephaloedium, Cefalu, ist in den *Mon. d. Inst. tv.* 28. 29 abgebildet und von dem Engländer G. F. Nott in den *Annali* T. III. p. 270—281 beschrieben), so wie die gigantischen Trümmer auf der Insel Gaulos, Gozzo, (s. Houel Voy. pitt. Vol. IV. p. 78. pl. 249 bis 251; ein Werk von Mazzera darüber erschienen 1827; *Ann. d. Inst.* T. I. p. 37. *Memorie* I. p. 86; eine Nachricht über neuere vom Englischen Gouvernement veranstaltete Nachgrabungen daselbst, von einem Englischen Geistlichen, Archdeacon Frorde, mitgetheilt von Bunsen im *Bullet. d. Inst.* 1833. p. 85, und eine ausführliche Notiz über dieselben von Capitän W. H. Smyth, *Archaeologia Vol.* XXII. p. 294. *plate* 26—28), welche sich wieder an die bekannten Denkmäler Sardiniens, die Nuraghen anzuschliessen scheinen. Welchen Ursprung auch diese Denkmäler auf den Inseln haben mögen: so stehen sie doch offenbar aufser einem geschichtlichen Zusammenhange mit jenen Mauerbauten in den Gebirgen Mittelitaliens, von denen sie doch auch in ihrer ganzen Anlage wesentliche Abweichungen zeigen. Was die Urheber dieser Mauerbauten anlangt, so hat darüber, wie dem Ref. bedünkt, der auch von Petit-Radel nach Gebühr geschätzte Brief des jungen Marc-Aurel an seinen Lehrer Fronto ein neues Licht verbreitet (*Frontonis Epistolae* l. IV. ep. 4), worin von der durch ihre kyklopischen Mauern berühmten Stadt Anagnia erzählt wird. *Deinde id oppidum anticum vidimus; minutulum quidem sed multas res in se antiquas habet, aedes sanctasque caerimonias supra modum. Nullus angulus fuit, ubi delubrum aut fanum aut templum non sit. Praeterea multi libri lintei, quod ad sacra attinet. Deinde in porta cum eximus, ibi scriptum erat bifariam sic: flamen sume samentum. Rogavi aliquem ex popularibus quid illud verbum esset? ait lingua Hernica pelliculam de hostia, quam in apicem suum flamen, cum in urbem introeat, imponit.* Petit-Radel erinnert dabei sehr passend an den Plan von Norba, wo aufser den Mauern eine Menge alterthümlicher Gebäude von gleicher Bauart in den Fundamenten noch vorhanden sind, die nach jenem Beispiel von Anagnia gewifs meist für Heiligthümer zu halten sind, bei deren Menge für Privatwohnungen nur wenig Platz geblieben seyn kann. Bestanden aber alle jene Anlagen zu Anagnia, zugleich mit den gottesdienstlichen Ausdrücken der Herniker-Sprache, noch in später Kaiserzeit fort: so haben wir doch wohl keinen Grund mit Niebuhr (Röm. Geschichte I. S. 178 oder 192) jene Werke den Völkern, welche unsre Geschichte in Latium kennt, im Ganzen abzusprechen, und verschollenen Nationen der Vorwelt von einer höhern Bildung zuzuschreiben: sondern wir müssen in dem ernsten, schlichten, der kleinen Heimath mit aller Kraft der Seele ergebenen und von Gottesfurcht durchdrungenen Wesen der Italischen Raçe, wozu die Herniker gehörten, den Grund dieser für das Maafs jener kleinen Völker stupenden Bauunternehmungen suchen. Auf der andern Seite scheint es ein sichrer Schlufs aus den vorliegenden Arbeiten, dafs, als die Sabellischen Stämme sich bald nach dem Anfange des vierten Jahrhunderts n. Erb. d. St. über Campanien und Lucanien verbreiteten, diese Bauweise und die ganze Art von Städteanlagen bei ihnen bereits abgekommen seyn mufste — wenn sie überhaupt je von den Sabinern geübt worden war, und diese nicht blos in den Mauern der alten Aboriginer sich niedergelassen hatten —: sonst müfsten die Kyklopen-Mauern sich auch über diese Gegenden Unteritaliens erstrecken. Diesen Punkt scheint uns Micali nicht hinlänglich beachtet zu haben, der in seinem Werke: *Storia degli antichi popoli Italiani* (1832) T. I. p. 206 ff. sich, wie schon früher, gegen ein höheres Alterthum der sog. Kyklopen-Mauern in Italien erklärt, und sie gerade vorzugsweise den Sabellischen Stämmen zuschreibt. Da wir aber auch das gewaltsame Herbeiziehn der Pelasger (die überhaupt nur von den Gelehrten in die Archaeologie Italiens hineingebracht worden sind, und nirgends in der Tradition des italischen Volks vorhanden waren) nicht billigen können: so werden wir gern mit

mit Gerhard übereinstimmen, welcher die Erbauung Norba's einer wahrscheinlich von Alba-Longa ausgegangenen Latinischen Colonie beimifst (*Annal.* I. p. 55). Norba gehörte zu den dreifsig Städten der Latiner (Dionys. Hal. V, 61), und wahrscheinlich schon zu den ursprünglichen, die Lykophron (Alexandra v. 1255) die dreifsig Burgen (τριάκοντα πύργους) im Lande der Boreigonen (Aboriginer) nennt, wie es scheint, in Beziehung auf ihre festen Mauern. Aber ungleich schwerer werden wir uns entschliefsen, die gewaltigen Mauern des benachbarten Signia dem Römischen Heere zuzuschreiben, welches nach Dionys von Halikarnafs (IV, 63) unter Tarquinius Superbus hier in einem Winterlager gelegen habe, woraus ganz von selbst (ἐκ τοῦ αὐτομάτου) die Colonie Signia entstanden sey. Ist es nicht viel natürlicher anzunehmen, dafs jenes Heer und die darauf folgende Colonie sich in die verödeten Mauern einer alten, vielleicht früher Hernikischen Stadt hineingelegt habe, als dafs eine Römische Armee in solcher Schnelligkeit diese Ringmauer aufgeführt habe, die von dem sichern Werke der Tarquinier-Zeit in ihrem Charakter ganz verschieden ist, und, so viel bekannt, auch durch Nichts auf die Gestalt eines Römischen Heerlagers hinweist? Uebrigens wäre es allerdings thörigt, die Anwendung eines colossalen *Opus incertum*, welches man Kyklopische Bauart nennen kann, auch in Römischer Zeit unter Umständen, die diese Bauart besonders begünstigten, leugnen zu wollen: aufser manchen andern Substructionen von Strafsen und Bauwerken ist von Bunsen eine Mauer von Ferentinum in Erwähnung gebracht worden, die nach unten aus Polygonen bestehend, sich dabei doch durch eine Inschrift als Werk Römischer Censoren erweise: aber etwas ganz anders sind ganze Ringmauern, die sammt ihren Thoren aus solchen rohen Massen emporgethürmt sind. Von den Bemerkungen über die Art der Constructionen, welche in Italien gefunden werden, ziehen wir nur die aus, dafs die Art von Mauern, welche eigentlich allein von den Alten Kyklopen-Werke genannt werden, wovon Tiryns das bekannteste Beispiel ist, aus Steinblöcken bestehend, die nach innen und aufsen von ganz roher Gestalt sind, in Italien sehr selten vorkommen, dagegen die Mauern aus genau behauenen Polygonen, die nach der innern und äufsern Seite ebne Wände darbieten, die gewöhnlichen sind.

Wir gehen zu dem verwandten Gegenstande der Thesauren über, welche jetzt eben so sehr für den bedeutendsten Stützpunkt kritischer Forschungen über das Griechische Heroen-Alter gelten müssen, wie die Kyklopen-Mauern über die primitive Bevölkerung. Die Reste des sog. Thesauros des Minyas sind, wie schon erwähnt, in dem Dodwellschen Werke deutlicher als bisher abgebildet; von dem sog. Thesauros des Atreus und den drei andern in Mykenä vorhandenen giebt Leake, *Morea* T. II. p. 373 ff., Nachrichten und Aufklärungen über die Construction, die auf Mittheilungen von Cockerell beruhen; besonders wichtig aber ist der diesem Thesauros gewidmete Abschnitt in dem Englischen Prachtwerke:

Antiquities of Athens and other places in Greece, Sicily etc. Supplementary to the Antiquities of Athens by F. Stuart and N. Revett, delineated and illustrated by C. R. Cockerell, W. Kinnard, T. L. Donaldson, W. Jenkins, W. Railton, Architects. London. 1830,

wo der dritte Abschnitt, von dem Architekten Donaldson ausgearbeitet, zum Theil dies Bauwerk betrifft. Besonders auszuzeichnen ist das Blatt, welches das Portal dieses Thesauros in einer glänzenden Restauration giebt, bei welcher alle die Fragmente von Halbsäulen und Marmorbekleidungen benutzt sind, die man in dem Gebäude und der Nachbarschaft gefunden hat, aber freilich noch immer sehr Vieles nur nach dem Geschmacke des Zeichners ergänzt ist. Der Ref. hatte schon früher nach den im Britischen Museum aufbewahrten Papieren der Künstler, welche Lord Elgin bei seinen Unternehmungen brauchte, eine Beschreibung dieser Bruchstücke gegeben (Wiener Jahrbb. XXXVI. S. 186), und wiederholt hier nur den Ausdruck seiner Ueberzeugung, dafs dieser halbbarbarische, mehr nach dem Geist und Charakter Kleinasiatischer als echt Hellenischer Stämme schmeckende Putz, wirklich der Zeit des alten Glanzes von Mykenä angehöre, und wir uns darnach hauptsächlich unsern Begriff von der Herrlichkeit eines Atriden-Palastes zu bilden haben.

Nöthiger scheint ihm gegenwärtig, die Zweifel über die Bestimmung dieser Gebäude zu lösen, welche noch immer obwalten, indem die Meinung, dafs diese Bauwerke keine Schatzgewölbe, sondern Gräber gewesen seyen, erst kürzlich an Welcker (Rheinisches Museum f. Philol. Jahrg. II. H. 3. S. 469) einen gewichtigen Vertheidiger gefunden hat. Ref., der die Sache so überlegt als wenn er sich nie einer bestimmten Ansicht hingegeben, findet indefs aufs neue nur Gründe und Zeugnisse für die bisher herrschende Ansicht: dafs es Thesauren gewesen. Erstens die Tradition selbst, die hier als ein sehr wichtiges Zeugnifs gelten mufs, weil sie in verschiedenen Orten Griechenlands, nämlich Orchomenos (Paus. IX, 36, 3. 38, 2) und Mykenä (II, 16, 5) dieselbe war. Denn etwa die Identität der von Pausanias erwähnten und der in neuer Zeit wiederentdeckten Gebäude zu bezweifeln, ist nicht statthaft, da Pausanias zwar nur den Thesauros des Minyas, das ansehnlichste Werk dieser Gattung, genau beschreibt, aber eine solche Beschreibung davon giebt, dafs man sie Wort für Wort auf das Gebäude in Mykenä anwenden kann. Wir werden aber doch nicht annehmen können, dafs diese Gewölbe in Orchomenos für Thesauren galten, in Mykenä aber die ganz entsprechenden Anlagen für Gräber genommen worden wä-

wären, und ganz andre, verschiedenartige, jetzt verschwundne Gebäude für Thesauren gegolten hätten. Welcker nimmt daran Anstofs, dafs Pausanias die Bauten in Mykenä schlechtweg: Ἀτρέως καὶ τῶν παίδων ὑπόγαια οἰκοδομήματα, ἔνθα οἱ θησαυροί σφισι τῶν χρημάτων ἦσαν, nenne, da das sog. Schatzhaus des Atreus ein hoher Tholos, kein unterirdischer Bau sey. Hierin liegt ein Versehen; das Schatzhaus des Atreus ist wirklich auch jetzt ein ὑπόγαιον οἰκοδόμημα, a subterraneous chamber, wie es Donaldson nennt; es liegt unter dem in schräger Fläche ansteigenden Boden eines Hügels, so dafs nur das Portal davon durch einen absteigenden Gang zugänglich und sichtbar war: wie alle genaueren Abbildungen nachweisen. Ein zweiter Grund für die Bestimmung dieser Gewölbe zu Thesauren liegt in der historischen Probabilität. Orchomenos und Mykenä sind die Städte, welche Homer wegen ihres Reichthums, namentlich ihres Besitzes an Gold, vor allen auszeichnet; hier bestehen diese eigenthümlichen Constructionen jedenfalls in ihrer grofsartigsten Ausbildung, wenn auch Spuren davon noch in andern Orten des alten Griechenlands vorkommen; auch ohne Zeugnifs würde es sich durch sich selbst rechtfertigen, wenn wir einen Zusammenhang zwischen jenem Reichthum und diesen Bauwerken annehmen. Drittens ist die Analogie andrer Constructionen zu erwägen. Gräber hat man im Orient, in Aegypten, in Griechenland und Italien, im Ganzen genommen, immer in solcher Weise angelegt, dafs sie zwar von aufsen weit sichtbar waren, um das Angedenken der Todten in Ruhm und Ehren zu erhalten, aber im Innern nur einen geringen Raum enthielten, oft nur gerade so viel, um den Leichnam oder den Aschenkrug zu bergen, oder so viel als noch aufserdem zur Aufnahme von einigen Gegenständen, die dem Todten lieb gewesen, und den zum Todtendienst gehörigen Gefäfsen nöthig war. Diese Ansicht von der Bestimmung der Gräber legen auch die Homerischen Beschreibungen der Heroengräber dar; hier wird die in ein Gefäfs gesammelte Asche in eine Grube beigesetzt, welche mit grofsen Steinen ummauert wird, darüber wird der hohe Tumulus aufgeschüttet und allenfalls, wie bei Patroklos Grabe, mit Sockelsteinen eingefafst. Bei dem Mykenäischen Gebäude aber ist gerade Alles umgekehrt: das Aeufsere wird durch die unterirdische Anlage den Blikken entzogen, dagegen ist das Innere geräumig und recht dazu eingerichtet viele Gegenstände der Art, wie sie das heroische Alterthum schätzte und als Familienkleinode aufbewahrte, nicht blos in Kisten gepackt am Boden, sondern auch von oben herabhängend (wie wir wissen und oft in Vasengemälden sehen, dafs es in Tempeln und ἡρῴοις Brauch war) an den Wänden und der hochgewölbten Decke zu beherbergen. Dies führt uns auf die bei Homer zur Aufbewahrung solcher κειμήλια bestimmten θάλαμοι: ein Ausdruck, der auch sonst dem der θησαυροί nahe steht und als die allgemeinere Bezeichnung eines festen, verschlossenen, wenig zugänglichen Gemachs genommen werden mufs. Von diesen darf ein vierter Grund für die Thesauren-Bestimmung jener Bauwerke hergenommen werden: obgleich auch diese Argumentation von demselben Kenner des Alterthums in Zweifel gezogen worden ist. Aber wenn es von Priamos heifst: ἐς θάλαμον κατεβήσατο κηώεντα, κέδρινον ὑψόροφον, ὃς γλήνεα πολλὰ κεχάνδει (Il. 24, 191. vergl. 6, 288. Od. 15, 99): was ist natürlicher als ein in der Tiefe gelegenes, mit hochgewölbter Decke versehenes, mit Cedernholz ausgetäfeltes Bauwerk von derselben Construction, wie jene Thesauren, sich vorzustellen. Καταβαίνειν bedeutet bei Homer nie etwas anders als herabsteigen, und wenn einmal (Od. 2, 337) für καταβαίνειν ἐς θάλαμον, ohne die Präposition, θάλαμον καταβαίνειν gesagt wird: so ist dann wohl, nach der Analogie von κλίμακα καταβαίνειν, der Schatzkeller selbst als aus verschiedenen höhern und niedern Räumen zusammengesetzt zu denken, und insofern kann die andre Stelle (Od. 21, 8) βῆ δ' ἴμεναι θάλαμόνδε — ἔσχατον allerdings zu Erläuterung dienen. Weil man auch in andern Gebäuden von der Schwelle einige Stufen in die innern Räume hinabging, kann allerdings Κίρκης ἐς μέγαρον καταβήμεναι, Od. 10, 432, wie κατ' οὐδοῦ βαίνειν, gesagt werden (aber Od. 10, 558 bezieht sich auf etwas davon ganz Verschiedenes), wie auch in den Pythischen Orakeln das blofse Eingehn in den Tempel öfter durch ἐς ναὸν καταβαίνειν bezeichnet wird: aber wenn der schon im Hause befindliche in den Thalamos καταβαίνει, so mufs dieser wieder tiefer liegen, als die andern Theile des Gebäudes. Dem Ref. scheint, dafs man gerade von diesen Homerischen Stellen ausgehen müsse, um die ganze Anlage des Mykenäischen Thesauros vollkommen zu begreifen. Gewifs lag auch dieser nicht allein, sondern war mit einem geräumigen Anakten-Hause verbunden, welcher aus leichterem Material davor und darüber gebaut war, und von dem sich nur dieser unterirdische und massiveste Theil erhalten hat. Sollten nicht etwa noch weiter fortgesetzte Nachgrabungen die Fundamente einer Königsburg vor diesem Thesauros an das Licht bringen? Dann wäre auch der Zweifel gelöst, warum der Thesauros nicht auf der Burg, sondern in der Unterstadt sich befindet; hier war für ein stattliches Herrscherhaus ungleich mehr Raum, und die Macht der Atriden hob die Besorgnifs vor feindlicher Beraubung auf.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Junius 1835.

Uebersicht der Griechischen Kunstgeschichte von 1829—1835.

(Fortsetzung von Nr. 98.)

Zur Geschichte der ältern Dorischen Architektur sind in den Jahren, deren Leistungen wir hier überschauen, ungemein reiche und bedeutende Beiträge erschienen. Der Tempel zu Korinth, dessen noch stehende Säulen gemeiniglich als die ältesten gelten, ist von Leake genau beschrieben, und mit den übrigen Denkmälern derselben Art in einen geschichtlichen Zusammenhang gebracht worden, *Morea* T. III. p. 245. *Additional note* p. 268. Jener Tempel zeichnet sich nicht blos durch die kurzen Proportionen der Säulen, sondern auch durch seine Solidität vor allen andern aus; die Säulen sind Monolithe, aus Kalkstein, mit Stucco bekleidet, wovon man noch Reste sieht. Leake eignet diese Ruine, Pausanias topographischen Indicationen folgend, der Athena Chalinitis an, und setzt die Zeit seiner Erbauung vor 650 v. Chr. Die übrigen altdorischen Tempel stellt er der Zeit nach so dagegen: den grofsen Tempel von Pästum gegen 600, den Tempel von Aegina nicht viel später als 600, eben so den von Egesta, den Syrakusischen gegen 550, die Agrigentischen Tempel der Juno und Concordia gegen 500, wo auch der grofse Tempel des Jupiter daselbst angefangen worden sey. Ref. hält einen grofsen Theil dieser Alters-Schätzungen für zu hoch, namentlich ist er überzeugt, dafs der Aeginetische Tempel von den Ereignissen des Perserkriegs nicht losgerissen werden kann. Darin aber ist dem Verf. gewifs beizustimmen, dafs die Entwickelung des Dorischen Tempelbau's eine sehr regelmäfsige und rein Hellenische war, oder, um die Worte des Vfs. zu brauchen: *The order conceive to have been indigenous in that country (Europaean Greece) and to have been brought by slon gradations into its perfect state, without any assistence from foreign aid.* S. p. 269.

Die Dorischen Bauwerke, welche durch Vereinigung einer gröfseren Anzahl an demselben Orte am meisten Aufschlufs über die Fortschritte dieser Gattung der Architektur gewähren müssen, sind unstreitig die Sicilischen, über welche wir ein Prachtwerk erhalten haben, das auf jeden Fall die frühern von Pigonati, Pancrazi, Olivieri, St. Non und Houel und namentlich auch das Werk des Englischen Architekten Wilkins: *Magna Graecia*, über dessen Unzuverläfsigkeit sehr oft von neuern Architekten Klage geführt worden ist, weit hinter sich zurück läfst:

Architecture antique de la Sicile ou Recueil des plus interessans Monumens d'Architecture des villes et des lieux les plus remarquables de la Sicile ancienne; mesurés et dessinés par F. Hittorff et L. Zanth, Architectes. (Die ersten Lieferungen beurtheilt von Lenormant, *Annali dell' Inst.* T. I. p. 362.) und Goettling, Hermes Bd. XXXIII. (1829.) S. 233.

Dies Werk, welches seit 1827 in Paris in Lieferungen erscheint, ist auf eine vollständige Darstellung der antiken Baureste Siciliens, Tempel, Theater, Odeon's und Amphitheater, Gräber und Grabdenkmäler, wozu auch eine Auswahl von Münzen kommen soll, durch Zeichnungen und Risse, die die beiden auf dem Titel genannten Architekten und aufser ihnen auch Herr Stier an Ort und Stelle verfertigt haben, angelegt und auf 180 Tafeln in 30 Lieferungen, nebst einem Bande Text, berechnet. Doch hat der Ref. bis jetzt nur acht Lieferungen oder 48 Kupfertafeln gesehen, welche zuerst den Dorischen Tempel und das Theater von Segesta, dann die drei Tempel auf der ehemaligen Burg von Selinus nebst der kleinen Ruine, die Herr Hittorff Heroon des Empedokles benannt hat, und von den gröfsern Tempeln der Unterstadt von Selinus den südlichsten und den mittlern umfassen.

Als die reichste Quelle von Aufklärungen über die Geschichte der Architektur werden immer die Ruinen von Selinus gelten müssen, welche offenbar sehr verschiedenen Perioden angehören und dadurch den Gang am deutlichsten wahrnehmen lassen, welchen die Dorische Tempelbaukunst in Sicilien genommen. Die Tempel der Burg zeigen sich, wie sich schon von ihrer Lage erwarten läfst, auch in Disposition und Architekturformen als die alterthüm-

thümlichsten. Die Säulen haben nur 9 bis 9⅘ *moduli* (halbe Diameter der untern Säulenstärke) in der Höhe, während die in der Unterstadt 10 *moduli* zu haben pflegen. Die Verjüngung der Säulen beträgt nur bei dem nördlichsten Tempel der Burg über einen halben *modulus* ($\frac{8}{15}$), bei den andern weniger als die Hälfte; man sieht aber jetzt aus der Vergleichung mit den Tempeln der Unterstadt, dafs die stark verjüngten, conisch zugespitzten Säulen mit einer verhältnifsmäfsig grofsen Ausladung des Capitäls nicht der älteren Periode der Architektur in Sicilien angehören, wie man früher wohl geglaubt hatte, sondern erst später aufgekommen und in der Zeit üblich gewesen sind, als Selinus in der Blüthe seiner Macht und seines Reichthums stand. Am alterthümlichsten erscheint in jeder Hinsicht der mittlere Tempel der Burg, derselbe welcher die Metopen-Reliefs vom ältesten Stile enthält, dessen Disposition sehr merkwürdig ist: eine lange schmale Cella, ganz von sehr starken Mauern umschlossen, auch Pronaos und Opisthodomos ganz ohne Säulen, umher ein sehr weiter Säulenumgang, und nach der Vorder- oder Ostseite eine queerlaufende Säulenreihe, die die grofse vordere Säulenhalle nach vorn in zwei gleiche Theile theilt. Auch für das Detail der Architektur ergiebt das Hittorff'sche Werk viel Neues und Wichtiges, und man überzeugt sich immer mehr, dafs auch die älteren Architekten der Dorischen Gattung keineswegs an die mechanische Ausführung einer steifen Regel gebunden waren, sondern Mancherlei nach eignen Ideen und den Umständen versuchen und wagen durften. Merkwürdig sind besonders an dem nördlichsten Tempel die schmalen Dielenköpfe über den Metopen, welche nicht einmal halb so breit sind als die Dielenköpfe über den Triglyphen, und daher nur drei, statt sechs, Tropfen-Reihen haben; sie haben darin ihren Grund, dafs bei diesem Tempel überhaupt den Metopen nicht die gewöhnliche Breite gegen die Triglyphen gegeben ist. Von den Bauwerken der Unterstadt bemerken wir nur, dafs auch in dieser Gruppe von Tempeln der mittlere seiner Anlage nach der alterthümlichste scheint, aber doch wegen der Gestalt seiner Säulen nicht sehr viel früher gesetzt werden kann, als der grofse nördliche Tempel der Unterstadt, welchen man den des Jupiter zu nennen pflegt. Dafs dieser aber bei der Zerstörung von Selinus durch die Karthager, Olymp. 92, 4., noch nicht völlig fertig war, beweisen die bedeutenden Spuren der Unvollendung, die daran noch wahrgenommen werden. Es ist dies von Wichtigkeit für die Entscheidung der Frage, welchem Zeitalter die Sculpturen angehören, welche an dem mittlern Tempel der Unterstadt gefunden und in diesem Werke ebenfalls abgebildet sind. Wir werden auf diese Frage weiter unten zurückkommen. Ein andrer merkwürdiger Punkt ist die genaue Uebereinstimmung in der Anlage zwischen den Tempeln der Burg und der Unterstadt, indem der mittlere und der südlichste Tempel der einen und der andern Gruppe sich auch in den Stücken entsprechen, in denen sie von allen andern Tempeln Griechenlands abweichen: ein Umstand, der am meisten in die Augen springt, wenn man die Vergleichungs-Tafel in dem bei der Sculptur zu erwähnenden Werke des Herzogs von Serradifalco betrachtet. Dem Ref. ist unbekannt, ob bereits Andre diesen Punkt zu erklären versucht haben; am nächsten scheint die Annahme zu liegen, dafs die Selinusier, als sie ihre Stadt bis zu dem Plateau erweiterten, wo die neuen Tempel liegen, hier im Ganzen denselben Göttern, wie auf der Burg, für dieselben gottesdienstliche Gebräuche bestimmte, und daher auch auf dieselbe Weise eingerichtete Heiligthümer (ἀφιδρύματα τῶν ἐν ἀκροπόλει ἱερῶν nach Griechischem Ausdruck), nur mit den Veränderungen, die der Geschmack der Zeit forderte, anlegten. Vergl. Göttinger Gel. Anz. 1835. N. 50. 51.

Wir fassen an dieser Stelle Alles zusammen, was sonst in neuerer Zeit für die Dorische Architektur Siciliens und Grofs-Griechenlands geschehen ist. Ueber den grofsen Tempel des Zeus Olympios zu Agrigent, über den die Arbeiten v. Klenze's jenseits der hier gesteckten Grenzen liegen, sind die lange erwarteten Untersuchungen des Englischen Architekten Cockerell herausgegeben worden, in dem schon oben angeführten Werke:

Antiquities of Athens and other places in Greece, Sicily etc.

Wir finden hier im ersten Abschnitte, der ganz von C. R. Cockerell bearbeitet ist, den Versuch einer Restauration dieses Tempels, in einem Grundrifs, einem Aufrifs der Vorderseite und einer perspectivischen Ansicht des Innern ausgeführt, nebst mehreren architektonischen Details. Indessen müssen wir gestehen, dafs diese Restaurationen so viel von allem bisher Bekannten Abweichendes und der Natur der Sache nach Befremdendes enthalten, dafs es schwer wird sich dabei zu beruhigen, und man um so begieriger die Vergleichung der Arbeiten Hittorffs und andrer Architekten, die die Ruinen in neuer Zeit untersucht haben, erwarten mufs. Die ungleiche Zahl (sieben) der Säulen der Vorderseite, ferner dafs auch diese Säulen nicht runde, wie man nach Diodor erwarten sollte, sondern nur Halbsäulen sind, dann, dafs die Pfeiler, welche die Giganten tragen und an welche sich diese in der obern Reihe anlehnen, durch Mauerwerk mit einander verbunden sind, und der Tempel solchergestalt in drei durch hohe Wände ganz geschiedene Räume zerfällt, sind einige von den befremdlichsten Umständen. Doch werden diese Annahmen des mit Recht hochgeachteten Englischen Architekten an Ort und Stelle selbst als gültig anerkannt, und z. B. von dem Girgentischen Antiquar Politi in seinem Guide der dortigen Alterthümer (*Il viaggiatore in Girgenti e il Cicerone di piazza, ovvero Guida agli avanzi d'Agrigento. Girg.* 1826.) der Erklärung der Ruine zum Grunde gelegt. Wir bemerken kurz, dafs,

dafs, ausser den früher bekannten Tempeln von Agrigent, auch der dem Herakles zugeschriebene, in der Nähe des Jupiter-Tempels von Cockerell bekannt gemacht worden ist, und Politi in der angeführten Schrift noch einen Tempel *in antis*, angeblich des Asklepios, mit Halbsäulen an der hintern schmalen Seite, welche sich erhalten haben, dann eine einzelne Säule vom Tempel des Hephaestos, und Ruinen der Heiligthümer der Demeter und Kora und des Zeus-Polieus, die in den Kirchen St. Biasio und St. Maria zu erkennen seyn sollen, beschreibt und meist auch in kleinen Abbildungen mittheilt. Unter den einzelnen Capitälen, die ausserdem in dieser Schrift abgebildet sind, ist eins mit einer so grofsen Ausladung und so bauchigen Form des Echinus (dessen Ringe demgemäfs nicht, wie sonst, an einer schrägen Fläche sitzen, sondern ganz vertical herabhängen), dafs es als das auffallendste Beispiel jener oben erwähnten Manier gelten kann, in der die Dorische Ordnung, wie es scheint, nach der Zeit des Perserkrieges in diesen Gegenden umgebildet wurde.

Für die Dorischen Denkmäler Unteritaliens ist folgendes wichtige Werk zu nennen:

Metaponte, par le Duc de Luynes et F. J. Debacq. Paris 1833. 1 Band fol.

Der Herzog von Luynes, gegenwärtig einer der eifrigsten und thätigsten Beförderer der archaeologischen Studien in Frankreich, hat auf einer Reise nach Italien, in den Jahren 1825 — 28, selbst Nachgrabungen in den Ruinen Metaponts veranstaltet, wie er auch über die Lage und die geringen Reste von Locri, so wie über die Situation von Pandosia Localuntersuchungen angestellt und deren Resultate in den *Annali dell' Instituto* T. II. p. 3. (*Monum. tav.* 15.) und T. V. p. 3. (*Monum. tav.* 49.) bekannt gemacht hat. Leider hinderten Ausgiefsungen des nahen Flüfschens Basiento die vollständige Ausführung jener Nachgrabungen: indessen war die Ausbeute dieser Arbeiten doch immer bedeutend genug, zumal da man von den Ruinen Metaponts bisher nur zwei sehr oberflächlich gemachte Ansichten bei St. Non besafs, um dem Publicum in einem besondern Werke mitgetheilt zu werden. Der Herzog von Luynes verbindet damit eine ziemlich vollständige Behandlung der Alterthümer von Metapont überhaupt. Sein Werk zerfällt demnach in diese, doch meist nicht sehr ausführlichen, Abschnitte: *Topographie; temps heroiques; temps historiques; temps philosophiques* (sonderbare Bezeichnung der Blüthezeit des Pythagoreischen Bundes); *decadence et chûte; numismatique; explication des planches.*

Die Beurtheilung des mythologischen und historischen Abschnitts gehört nicht hieher; und einige Bemerkungen darüber werden besser an einem andern Orte mitzutheilen seyn. Die Architekturdenkmäler aber, wovon dies Werk uns Nachrichten und Abbildungen liefert, sind zwei. Erstens die Ruine an dem *Tavola dei Paladini* genannten Platze, wovon funfzehn Säulen noch stehen, welche einem hexastylen Peripteral-Tempel angehörten. Die Säulen haben 10 *moduli* in der Höhe, sind also bei weitem schlanker als die Säulen des grofsen Tempels von Pästum, auch schlanker als die ältesten Tempel in Sicilien. Dazu haben sie eine übermäfsig starke Verjüngung nebst entsprechender Ausladung des Capitäls, welche, nach den Tempeln von Selinus zu urtheilen, erst gegen die Zeit der Perserkriege in diesen Gegenden aufgekommen ist, und eine bauchige Schwellung, ähnlich, wie die jüngeren Gebäude in Pästum. Von diesem ersten Tempel geben Taf. 3 bis 6 eine Ansicht, dann den Grundrifs, Aufrifs und die nöthigen architektonischen Details. Die folgenden Tafeln, 7 bis 9, beziehen sich auf den andern Tempel, dessen Anlage und Ausführung erst durch die Nachforschungen des Herausg. aus einem bisher wenig beachteten Trümmerhaufen bei der *chiesa di Sansone* ans Licht gezogen worden ist. Auch dieser ist im Dorischen Stil, und zwar nach der Taf. 9. gegebenen Restauration in älteren Verhältnissen gebaut, als die zuerst erwähnte Ruine. Aber von besonderem Interesse sind die Bruchstücke aus gebrannter Erde, die man in diesen Trümmern gefunden hat, und an denen noch der antike Farbenüberzug vollkommen zu erkennen ist. Sie gehören theils dem sehr grofsartig geformten Rinnleisten an, an welchem auch die Löwenköpfe noch sehr wohl erhalten sind, theils, wie es scheint, den vertieften Feldern der Decke, zum Theil auch der Dachziegeln, welche ebenfalls gemalt waren. Diese Terracotta-Fragmente werden auf Taf. 7 und 8. in genauen Abbildungen, die nur um die Hälfte verkleinert sind, mitgetheilt; und geben diese wirklich die Farbentöne der Originale genau wieder: so wird man urtheilen müssen, dafs, so bestimmt und scharf auch die Färbung der einzelnen Glieder ist, doch das Ganze nicht den Eindruck einer unangenehmen Buntheit macht, sondern den ernsthaften Charakter behauptet, welcher der Dorischen Baukunst allein angemessen war. Auch kann man sicher seyn, dafs die einfachere Färbung der übrigen grofsen Flächen des Tempels mit dem reicheren Colorit jener geschmückten Glieder zu einem harmonischen Eindrucke zusammenwirkte, indem der nackte Stein bei diesen aus einem rauhen Kalktuf gebauten Tempeln wohl nirgends zum Vorschein kam. Auch bei diesem Tempel haben sich nach der Angabe des Duc de Luynes noch Stücke eines gelblichen Stucco's gefunden, womit die äufsere Seite der Bausteine überzogen war.

Ueber die Tempel von Poseidonia oder Pästum im Ganzen ist hier kein Werk der neuern Zeit anzuführen; dagegen hat eine Ruine daselbst, in der Nähe des Amphitheaters, welche früher nie durchsucht worden war, bei ihrer räthselhaften Beschaffenheit, zuerst zu mancher irrigen Vorstellung, und zugleich zu einem Zwiespalt über das Verdienst der ersten Entdeckung Anlafs gegeben, den wir uns hier nicht herausnehmen schlichten zu wollen. Wir verweisen dagegen auf die Nachrichten in Zeitungen

gen und archaeologischen Sammelwerken: *Moniteur* 1830. 7 Juillet. Preufsische Staatszeitung 1830. vom 13ten und 17ten Julius. E. Wolf im *Bulletino dell' Instituto* 1830 *Giugno* p. 135. P. Bianchi ebend. *Decembre* p. 226. Hosking in der *Archaeologia Britannica* T. XXIII. p. 85.

Der Platz der Ruine ist nach allen Angaben in der Mitte zwischen dem grofsen und kleinen der bisher bekannten Tempel, bei dem Amphitheater, offenbar auf dem Punkte 6 in dem Plane von Pästum, welchen die Dresdner Ausgabe der Winkelmannschen Werke Taf. I. enthält. Der Tempel war nach Bianchi ein Pseudoperipteros mit einem grofsen Pronaos aus 6 Säulen in der ersten, 4 Säulen und zwei Eckwandpfeilern in zweiter Reihe. Diese Säulen sind von einer gemischten Jonisch-Corinthischen Ordnung; die Capitäle, die sich zum Theil an Ort und Stelle, zum Theil in dem erzbischöflichen Pallaste zu Salerno und in dem Hause des Herrn Bellelli zu Pesto befinden (worauf zuerst der berühmte Bildhauer Rauch aufmerksam gemacht hatte), sind auf eine sehr auffallende Weise verziert, indem an jeder Seite über einer Reihe von Acanthusblättern Voluten sich erheben, welche die Ecken des Abacus unterstützen, dazwischen aber im Hautrelief der Kopf einer Gottheit angebracht ist. Zwei von diesen Capitälen sind in dem in Berlin 1831. erschienenen Werke: Supplement zu Carl Normands vergleichender Darstellung der architektonischen Ordnungen der Griechen und Römer und der neuern Baumeister; herausgegeben und gezeichnet von J. M. Mauch (welches Werk sonst, aufser einigen in Pästum aufgenommenen Rissen, keine Original-Zeichnungen enthält) auf Taf. 15. mitgetheilt; man erkennt an dem einen einen Pallas-, an dem andern einen Hermes-Kopf. Diese offenbar einem spätern Römischen Stile angehörigen Capitäler bilden den sonderbarsten Contrast gegen das Gebälk, welches in dem einfachen und altdorischen Stile der übrigen Denkmäler von Pästum, namentlich des grofsen hexastylen Tempels construirt ist, vor denen es sich jedoch durch die Bildwerke auszeichnet, deren alterthümlicher Stil noch ungeachtet der starken Zerstörung, die sie erlitten haben, kenntlich ist. Skizzen davon sind in dem angeführten Bande der Archaeologia Britannica gegeben. Man hat indessen den Widerspruch, in dem diese Architekturstücke unter einander stehen, bereits hinlänglich aufgeklärt durch die Annahme einer spätern Restauration aus der Zeit der Römischen Colonie; wobei das Gebälk eines ältern Tempels aus der Blüthezeit Poseidonia's als brauchbar beibehalten, aber Säulen im Geschmacke einer spätern und schlechtern Zeit untergestellt wurden: eine Geschmacklosigkeit, welche an die Verkleidung Gothischer Façaden mit antiken Decorationen und ähnliche Verirrungen des vorigen Jahrhunderts erinnert.

Der Tempel von Aegina, welcher unter den älteren Dorischen offenbar denen aus der Blüthezeit von Athen am nächsten steht, ist in dieser Uebersicht wegen der Zweifel und verschiedenen Meinungen zu erwähnen, die über die Gottheit, der er gewidmet gewesen, neuerdings hervorgetreten sind. Baron v. Stackelberg hatte die frühere Annahme, die ihn unbedenklich dem Zeus Panhellenios zueignete, bedeutend erschüttert (Der Apollotempel zu Bassae in Arcadien 1828. Beilage 3.), indem er die Lage des Heiligthums mit der bei Pausanias vom Panhellenion angegebenen nicht zutreffend fand, und hatte die Pallas für die Gottheit des erhaltenen Tempels erklärt, weil diese Göttin in den Gruppen beider Giebelfelder als die über die Kämpfe der Heroen waltende Gottheit erscheine. Das letzte Argument für die Pallas ist indefs nicht schlagend; denn da Zeus, schon den Homerischen Vorstellungen nach, nicht persönlich an diesen Kämpfen Antheil nehmen konnte, durfte Athena als die Vollstreckerin seines Willens hier dargestellt werden, auch wenn das Heiligthum im Ganzen dem Zeus gehörte. Wenn indefs kein andres Argument für Zeus spräche: so würde man immer zunächst an einen Pallas-Tempel zu denken haben. Baron v. Stackelberg hält ferner diesen Pallas-Tempel für einerlei mit dem von Herodot III, 59. erwähnten, der in der Aeginetischen Ortschaft Oea gelegen habe (wovon indefs Herodot nichts meldet); und vertheidigt diese Ansicht auch in den *Annali dell' Instituto di corr.* T. II. p. 314 gegen die Bedenken, welche Major von Scharnhorst in seiner sehr schätzbaren Arbeit über die Topographie der Insel Aegina (*Annali dell' Instituto* T. I. p. 201 ff.) dagegen erhoben hatte. Indessen hatte ein Französischer Archaeolog, Lenormant, bei seiner Anwesenheit in Griechenland unter den Ruinen dieses Tempels einen Stein gefunden, dessen Stelle unterhalb des Capitäls der einen Anta des Pronaos gewesen war, und der an der Seite, die nach aufsen gekehrt war, in ziemlich kleiner Schrift die Worte: *ΔΙΙ ΠΑΝΕΛΛΗΝΙΩΙ* zeigte. S. *Annali dell' Instituto* T. I. p. 342 f. Nach einer mündlichen Mittheilung, die der Unterzeichnete von Herrn Lenormant erhalten, steht diese Zeile so auf dem Stein, dafs man deutlich sieht, die Inschrift war nicht weiter fortgesetzt: wodurch ihre Bestimmung sehr zweifelhaft wird und die Echtheit derselben mancherlei Bedenken Raum giebt. Auf den ganzen Tempel kann sich eine Inschrift an dieser Stelle nicht bezogen haben; sollte sie aber etwa auf ein einzelnes Weihgeschenk, einen Dreifufs, eine Statue zu beziehen seyn, die hier im Pronaos vor dieser Anta aufgestellt gewesen: so mufs man sich darüber verwundern, dafs die Inschrift nicht, wie gewöhnlich, am Fufsgestell dieses Anathem's angebracht worden, und noch mehr, dafs nur der Gott, nicht der Gegenstand der Weihung und besonders die Donatare darin genannt sind.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Junius 1835.

Uebersicht
der
Griechischen Kunstgeschichte
von 1829—1835.

(Fortsetzung von Nr. 99.)

Daher die Zweifel Baron v. Stackelberg's an der Echtheit der Inschrift (*Annali dell' Instituto* T. II. p. 319), wiewohl sie zum Theil auf einem Misverstande der Angaben Lenormants (die wir bereits nach seiner eignen mündlichen Erläuterung mitgetheilt haben) beruhen, doch im Allgemeinen noch nicht gelöst zu seyn scheinen: wenn auch die Wahrscheinlichkeit sich dahin neigt, dass der mit Griechischen Inschriften wohl bekannte Französische Archaeolog ein Machwerk einer muthwilligen Laune und Lust, Andre zu mystificiren, von einem echten Denkmal des Alterthums zu unterscheiden im Stande gewesen seyn möchte.

Ehe wir die ältere Griechische Architektur verlassen: ist als ein Hauptresultat der neuen Untersuchungen darüber die durchgängige Bemalung der altdorischen Tempel hervorzuheben. Der Tempel von Aegina war wohl der erste, an welchem diese in neuern Zeiten wahrgenommen und mit Beziehung auf alle Haupttheile nachgewiesen worden ist. Hernach sind die unteritalischen und Sicilischen Ruinen in derselben Absicht durchforscht worden, und besonders die Entdeckungen des Herzogs von Luynes in Metapont, so wie manche Beobachtungen an den Tempeln von Selinus haben die Materiale geliefert, um die Färbung der architektonischen Glieder im Einzelnen nachzuweisen und ein gewisses System daraus zu entwickeln, welches wieder über die ursprüngliche Bedeutung mancher decorirender Glieder der Griechischen Baukunst ein erwünschtes Licht verbreitet. Der schon oben erwähnte Herausg. der *Architecture de la Sicile*, Hittorff, hat besonders die kleine Ruine auf der Burg von Selinus, welche er Tempel des Empedokles nennt, zum Gegenstand einer glänzenden Restauration gemacht, die er den Academieen *des Inscriptions et B. L.* und *des Beaux-Arts* zu Paris vorgelegt, und mit einem *Mémoire* begleitet hat. Von diesem *Mémoire* ist ein ausführlicher Auszug in die *Annali dell' Instituto di corr. arch.*, T. II. S. 263 aufgenommen; auch enthält die *Architecture antique de la Sicile* einzelne Theile des Gebälks von diesem sogenannten Heroon in ihrem Farbenschmuck; von dem Ganzen ist indess dort nur eine ins Kleine gezogne, uncolorirte Restauration gegeben. — Wir werden aber am besten schon an dieser Stelle erwähnen, wie weit dieses System der polychromen Architectur in neuern Zeiten über das ganze Alterthum ausgedehnt worden ist: namentlich in einer Schrift, welche zwar nur die ersten Grundlinien eines sehr umfassenden Systems enthält, aber diese mit grosser Begeisterung und Beredtsamkeit entwickelt.

Vorläufige Bemerkungen über bemalte Architectur und Plastik bei den Alten, von G. Semper. Altona 1834.

In dieser Schrift wird erstens auch den Athenischen Tempeln, welche nicht, wie jene altdorischen, aus porösem Kalktuf bestehn, der eines Ueberzugs von Stucco bedurfte, sondern ganz aus weissem Marmor gebaut sind, ein vielfarbiger Ueberzug zugeschrieben, der nicht blos einzelne Glieder und Streifen auszeichnete, wie es die Untersuchungen der Englischen Architekten, besonders in den *Unedited antiquities of Attica*, nachgewiesen haben, namentlich an den Gesimsen und Felderdecken, deren lebhafte Farben und Vergoldung grade dazu dienen konnten, den reinen Glanz der grossen Flächen aus polirtem Marmor zu heben, sondern eine über die ganzen Säulen und Mauern sich erstreckende Färbung bildete, welcher von dem Vf. durchgängig ein rother Ton zugeschrieben wird. Und noch mehr: auch die Römischen Monumente, für die sonst Bekleidung mit weissen und bunten Marmor-Platten als charakteristisch angenommen wurde, sollen noch demselben Systeme gehuldigt haben; und da eine glückliche Wahrnehmung den Vf. bei seinem Aufenthalt in Rom zu der gewiss sehr bedeutenden und folgereichen Entdeckung geführt hat, dass die Basreliefs der Trajans-Säule sich durch eine Goldfarbe von einem azurblauen Grunde abhoben und erst dadurch gehörig kenntlich wurden; da ferner die Aus-

Ausgrabungen von Pompeji so manches Beispiel farbiger Architekturstücke, namentlich bunt colorirter Capitäle, zu Tage gefördert habe: so gründet darauf der Vf. die Vorstellung, dafs auch Gebäude, wie das Colosseum und die Graecostasis am Forum zu Rom ganz und gar in aufgetragenen Farben geprangt hätte, wobei er sich wieder auf die bei Aufgrabung von Stellen, die lange mit Erde und Schutt bedeckt gewesen, zum Vorschein gekommene Röthe des Gesteins beruft. Der Ref. begnügt sich an dieser Stelle (wie in den Gött. Gel. Anz. 1833. St. 140.) die Hauptpunkte dieser Lehre flüchtig anzugeben, deren nähere Begründung und Entwickelung zu erwarten steht, bei der besonders eine chemische Analyse jener rothfarbigen Kruste an den Athenischen Denkmälern, wie derselben Farbe an Römischen Ruinen, von grofser Wichtigkeit seyn wird. Wahrscheinlich werden indessen die fortgesetzten Untersuchungen an den Athenischen Denkmälern noch neue Data liefern, wie wir der Anwesenheit des Baierschen Architekten v. Klenze in Athen die Nachricht verdanken, dafs die Propyläen der Burg sowohl mit gemalten Sculpturen als auch mit blofsen Malereien geschmückt waren. Ob diese Malereien nur Ornamente sind oder Compositionen von Figuren enthalten, besagt die kurze Nachricht noch nicht, die uns unter andern Dingen in einem Briefe aus Nauplia vom 26. September im *Journal des Savans* 1834 p. 751 mitgetheilt wird.

Nachdem wir die Geschichte der Architektur so weit verfolgt haben, um weiter unten bei den Monumenten Athens wieder anzuknüpfen: wenden wir uns zu den Ursprüngen und der ältern Geschichte der Griechischen Plastik. Hier müssen wir, nach den Grenzen die wir uns auszufüllen vorgesetzt haben, zuerst des folgenden Werks, in seiner neuen Form, gedenken:

Ueber die Epochen der bildenden Kunst unter den Griechen. Von Friedrich Thiersch. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Mit drey lithographirten Tafeln. München 1829. XIV u. 460 S. in 8. [Eine sehr beifällige Recension von Creuzer in den Wiener Jahrbüchern der Literatur Bd. LII. (1830.) S. 53.]

Wir können indefs grade dieses Buch als unter unsern Landsleuten allgemein bekannt voraussetzen, und es genügt zu bemerken, dafs die neue Bearbeitung es sich zur Hauptaufgabe gemacht hat, die beiden Hauptideen, welche sich durch das Ganze hindurchziehn: dafs ein auf Imitation der Aegyptischen Kunst beruhender sanctionirter Stil in der Griechischen Plastik von uralten Zeiten bis gegen Olympias 50 festgehalten worden sey, und dafs die zwischen Olympias 50 und 70 schnell entwickelte Griechische Kunst in gleichem Geiste bis auf die Zeit der Antonine geübt worden sey, noch weiter auszuführen, und gegen Diejenigen, welche ihnen widersprochen hatten, zu rechtfertigen. Doch haben diese mit grofser Beredtsamkeit geschriebenen Entwicklungen bis jetzt die erwünschte Verständigung mit den Gegnern noch wenig gefördert. Namentlich ist ein Gelehrter, dessen Verdienste um unsre Wissenschaft die gröfste Hochachtung fordern, dadurch nur vermocht worden, seine Ueberzeugungen in noch mehr systematischem Zusammenhange auszusprechen. Ref. meint damit:

Die Geschichte der bildenden Künste bei den Alten Von A. Hirt. Berlin 1833. XXX u. 354 S. in 8.

Wer freilich die Abhandlungen von Hirt über die Bildung der Aegyptischen Götter, über die alte Malerei, über das Material, die Technik und den Ursprung der Bildkunst, und dabei auch über die Kunstnachrichten bei Homer, und so manche Aufsätze über speciellere Gegenstände aufmerksam gelesen hat: wird sich dadurch einen grofsen Theil des Inhalts dieses Buches bereits angeeignet haben, und sich fast in allen Theilen bekannt und einheimisch finden. Aber auch diesem wird es sehr erwünscht seyn, das System, wie es sich dem Vf. durch so lange Erfahrungen und Studien gebildet, nach seiner vollständigen Gliederung, in der bekannten einfachen und strengen Darstellung Hirts, vor sich zu haben. Nach einer recht ausführlichen Erörterung der Aegyptischen Kunst und einer viel kürzeren der Asiatischen Völker erzählt der Vf. die Geschichte der Griechischen Plastik nach sechs „Epochen", nachdem er die „Anfänge der Kunst vor der Eröffnung Aegyptens für die Griechen" in einer Einleitung besprochen hat. Die sechs Epochen sind: Erste ägyptisirende von Ol. 30 bis Ol. 60.; zweite, von Ol. 60 bis Ol. 80., der aeginetische und altattische Stil; dritte Epoche (Vollendung in dreifacher Steigerung), erste Stufe, von Ol. 80 bis Ol. 94., zweite Stufe, von Ol. 94 bis Ol. 104., dritte Stufe, von Ol. 104 bis Ol. 120.; vierte Epoche von Ol. 120 bis Ol. 155. (Abnahme der Kunst); fünfte Epoche, von 600 bis 933 von Rom. (Wiederaufleben und guter Bestand der Kunst), erster Abschnitt, bis Augustus, zweiter bis Commodus; sechste Epoche, von 180 bis 330 christlicher Zeitrechnung (gänzlicher Verfall). Indem wir einige Mittheilungen aus den spätern Theilen dieses Werks, namentlich in Bezug auf den wichtigen Begriff einer Restauration der Kunst, uns für die fernere Uebersicht aufheben: bemerken wir hier nur, dafs über die Ursprünge Hirt's Ansichten ganz dieselben geblieben sind, dafs nämlich von eigentlichem Kunstbetrieb bei den Griechen nicht die Rede seyn könne vor dem Zeitalter des Kypselos, Ol. 30, in welcher Zeit die Griechen aus dem unter Psammetich eröffneten Aegypten alle die Erfindungen und verschiedenen Techniken gelernt hätte, die zur Uebung der Kunst nöthig gewesen. Zu den frühern Bemerkungen des Vfs. über diesen Gegenstand ist eine hinzugekommen, die der Ref. sonst gelesen zu haben sich nicht erinnert, nämlich dafs Homer noch von keinem Künstler Daedalos wisse, indem in der bekannten Stelle, Il. 18, 593, Δαίδαλος nichts als ein Beiwort

des göttlichen Künstlers, Vulcan, sey, der den Schild des Achilles fertigte, und in dem Bildwerke daran den Chortanz wiederholte, den er schon früher für Ariadne gemacht hatte. Diese Ansicht, die auf den ersten Anblick viel Einnehmendes hat, kann indeſs schwerlich befriedigen, deswegen nicht weil δαίδαλος bei Homer immer nur Bezeichnung eines künstlichen Werkes, niemals eines Künstlers ist. Vielleicht wird der gelehrte Vf. nach weiterer Erwägung der Sache der Behauptung beipflichten, daſs hier nicht von einem plastischen Kunstwerke des Daedalos die Rede sey, welches Hephästos nachbilde — welches allerdings ein seltsames Verhältniſs des göttlichen und des menschlichen Künstlers wäre — sondern von einem wirklichen, von Daedalos in Kreta gebauten und eingerichteten Chorplatze, auf dem sich der von Hephästos am Achilles-Schilde dargestellte Tanz begiebt. Auch ist diese schon bei den Alten vorkommende und von mehrern Neuern wieder aufgenommene Ansicht gegen die Einwürfe Welckers (Rhein. Museum für Philol. Bd. II. Hft. IV. S. 484) neuerdings in der Zeitschrift für Alterthumswissenschaft im Jahrg. 1834. Nr. 110. S. 887. gerechtfertigt worden.

Vielleicht könnte den Erörterungen über die Ursprünge der Griechischen Kunst, welche sich jetzt meist um bekannte, aber von verschiedenem Standpunkt verschieden erscheinende Fakta drehn, eine neue fruchtbare Seite abgewonnen werden, wenn man den Streit über das Allgemeine einige Zeit ruhen lieſse, und sich mehr um die Entstehungsweise der einzelnen Formen bemühte, welche sich als Grundformen der Griechischen Bildnerei ansehn lassen, gleichsam als lebensschwangere Keime, die, von einer frühen Zeit hervorgetrieben, dem Organismus der Griechischen Kunst einen nie ganz verlöschenden Typus eingedrückt haben. Als Hauptformen von solcher Bedeutung lieſsen sich beispielsweise die Herme, das Palladion, das Gorgoneion, die Maske des bärtigen Dionysos bezeichnen: alles Bildungen, die eine reiche Geschichte haben, welche, über die specielle Erscheinung dieser Formen hinaus, auf mannichfache Weise in das Leben der Griechischen Kunst eingreift. Da Aegypten mit seinen Kunstgestaltungen jetzt ziemlich vollständig vor uns zu liegen scheint: so ergiebt sich für die Anhänger des Aegyptischen Systems (sie mögen nun die Uebersiedelung der Aegyptischen Kunst in die Zeiten des Kekrops oder Psammetich setzen) die Aufgabe, jene und andre eben so bedeutende Formen in der Aegyptischen Kunst nachzuweisen, oder auf eine natürliche Weise aus dem dort Vorhandenen zu entwickeln: wofern sie nicht etwa blos einige technische Fertigkeiten, sondern die Griechische Kunst in der Hauptsache, ihren Bildungsformen, aus jenem Lande herzuleiten gedenken. Aber vielleicht würde man mit besserem Erfolge dieselben Formen zum Grunde legen können, um die Weise zu entwickeln und zu charakterisiren, nach welcher eine noch in ihren Mitteln sehr beschränkte, dabei aber schon von einem mächtigen Geist durchglühte, äuſserlich rohe und innerlich kräftige und strebsame Kunst ihre Ideen zu verwirklichen wuſste. Unter den genannten Kunstformen ist eine in neuerer Zeit Gegenstand mehrfacher Untersuchung gewesen: das Gorgoneion oder Medusenhaupt. Raoul-Rochette hat, in einer Recension von Micali's *Monumenti* im *Journal des Savans* 1834, Mai. p. 281, auch dafür eine orientalische Quelle annehmen zu müssen geglaubt: aber wir vermissen doch noch immer einen eigentlichen Beweisgrund dafür. Denn was erstens das Gorgoneion auf den Sicilischen Münzen mit Punischer Schrift anlangt, z. B. bei Pellerin *Supplement* T. IV. pl. 3. Nr. 15: so gehört dies gar nicht der primitiven Form, sondern einer spätern Entwickelung des Gorgonen-Ideals an (wie insbesondre aus der gleich zu erwähnenden Abhandlung erhellt), und kann wohl überhaupt, bei dem völlig Griechischen Charakter dieser ganzen Classe von Münzen, nicht mehr für den orientalischen Ursprung des Gorgoneions zeugen, als man z. B. den Pegasos aus demselben Grunde für eine Phoenicische Erfindung ansehen wird. Von keiner andern Art aber, als von eben dieser, ist das Gorgoneion einer Sicilischen Münze, welches Bellermann: Bemerkungen über die phönicischen und punischen Münzen, Stück II. S. 26. nach einem Mionnetschen Schwefelabdrucke beschreibt, und für den Kopf einer Astarte erklärt. Der Cameo dagegen, mit dem vollwangigen Kopfe, dessen Mund mit einem Halbmond eingefaſst, und dessen Stirn mit Sternen u. dgl. bezeichnet ist, abgebildet in dem *Museum Odescalchium* T. I. H. 2. möchte wohl allerdings eine nicht griechische Mondgottheit darstellen, aber hat mit einem Gorgoneion nichts gemein. Verwandt ist der mit Kuh-Hörnern und Ohren versehene Kopf bei Gori *Gemmae astriferae* T. I. H. 58. und Tassie pl. 36. Nr. 4179. Wenn man bedenkt, wie tief die Vorstellung der Gorgone in die Griechische Mythologie, namentlich die den Pallas-Cult betreffenden Sagen, verflochten ist, und wie allgemein bekannt sie schon bei Homer vorausgesetzt wird, so daſs z. B. die Augen der Gorgone sprichwörtlich für Verderben drohende gesetzt werden (Ilias VIII v. 349.): wird man kaum zweifeln können, daſs dies Symbol eines erstarren machenden Entsetzens eine uralte Idee des Griechischen Volkes war. — Ungleich ausführlicher handelt nicht blos von der Herkunft, sondern von der ganzen Geschichte des Gorgoneion's folgende Schrift:

Ueber die Entwickelung des Gorgonen-Ideals in der Poesie und bildenden Kunst der Alten. Eine archaeologische Abhandlung gelesen in der Kön. Akademie der Wissenschaften zu Berlin von Dr. Konrad Levezow. Mit 5 Kupfert. Berl. 1833.

Der Vf. dieser Abhandlung beabsichtigt nicht den Gorgonen-Mythus seiner Entstehung und Bedeutung nach zu erörtern, versucht aber doch, um einen Anfangspunkt für seine Entwickelung zu gewinnen, einen frühern Gedanken von Facius in eigenthümlicher Ausführung uns möglichst plausibel zu machen: daſs

dafs ein Affe, der einen an den Küsten Libyas gelandeten Griechischen Abenteurer überfallen, die Veranlassung zu dem ganzen Mährchen gegeben. Könnte man aber auch einmal diesen ganzen Mythen-Pragmatismus gelten lassen, welcher tief im Geiste einer Nation eingewurzelte Ideen aus zufälligen Begegnissen eines Einzelnen zu erklären meint: so würde doch jene Geschichte, wie sie der Vf. der Abhandlung mit lebhafter Phantasie ausgesonnen, auch schwerlich von Seiten der historischen Wahrscheinlichkeit bestehn können. Auch ist in den Zügen des Gorgoneions kaum etwas, das grade als dem Affengeschlecht eigenthümlich angesehn werden müfste. Vielmehr scheint die flache und fast kreisrunde Form, welche das Gorgoneion grade in seiner ältesten Gestalt hat, der Herleitung von irgend einer Thierart zu widersprechen. Es möchte daher wohl gerathner seyn, wenn man die Vorstellungen enträthseln will, welche die älteste Griechenwelt im Gorgoneion auszudrücken suchte, nach der Bedeutung zu fragen, welche die Griechen in eben diese Formen und Geberden legten, wobei auch die seit uralter Zeit gebräuchlichen Hohngeberden und Fratzen nicht zu vernachlässigen seyn würden. — Man würde auf diese Weise wohl finden, dafs das Gorgoneion Nichts ist, als ein auf den höchsten Grad getriebner Ausdruck von Zorn, Wuth und Hohn, auf eine caricaturmäfsige Weise, in der die ältere in zarterer Modification der Formen noch ungeübte Kunst sich am meisten gefiel, durch unnatürliche Verzerrung der Züge eines Menschenangesichts dargestellt. Aufser obiger Hypothese enthält der erste Abschnitt der Levezow'schen Abhandlung die wichtigsten Zeugnisse der Dichter und Mythographen über die Gestalt der Gorgonen, in denen die Veränderungen, welche die bildende Kunst damit vornahm, schon angedeutet werden: der zweite Abschnitt handelt von den Darstellungen der bildenden Kunst selbst. Dabei werden sehr zweckmäfsig alle Vorstellungen des Gorgoneion und der Gorgonen in drei Classen getheilt, die ältere, mittlere und neuere Stilart, und in jeder sowohl die bedeutendsten Bildwerke, welche einzelne Scenen des Mythus vorstellen, als auch die Denkmäler, welche das Gorgonenhaupt allein enthalten, aufgezählt und beschrieben. Als charakteristische Kennzeichen der ältesten und älteren Gorgonenbildung werden angegeben: die runden, gleichsam vor Wuth hervorquellenden Augen (Γοργοῦς ὄμματα), die dicken Wülste, welche die Backen bilden, die aufgetriebne Nase, die entblöfsten aufeinandergesetzten Zähne, zwischen denen die Zunge oft auf eine ziemlich widernatürliche Weise hervorhängt, die Schweinshauer, welche in den Ecken des Mundes hervorragen und von oben und unten ineinandergreifen, die alterthümlich behandelten Haare, welche in runden kugelförmigen Locken um die Stirn liegen und in zwei dicken und graden Massen auf beide Schultern herabfallen; endlich auch in manchen Abbildungen, wie es scheint, ein dichter kurzer Bart um Kinn und Wangen. Hierbei erlauben wir uns nur den Zweifel zu äufsern, ob jene Einfassung des Gesichts aus Kügelchen, die wie an einen Faden gereiht sind, wirklich Lockenhaar vorstellen solle; wenigstens hat eine Gorgonen-Maske von Terracotta im Museum zu Syrakus, welche Hittorff, *Architecture ant. de la Sicile pl.* 25. f. 3. herausgegeben, deutlich statt der Haare Wollenschnüre (στέμματα, infulae) um Stirn und Nacken hängen. Schlangenhaare dagegen hat die Gorgone dieser Periode noch nicht, wie auch die Dichter erst von Pindar und Aeschylos an von den Schlangenhäuptern in den Locken der Medusa reden. Hesiod spricht nur von zwei Schlangen, die sich an den Gürteln der Gorgonen hinschlängeln, etwa so wie sie Pallas in Statuen des ältern Stils, und Medusa auf dem bekannten Terracotta-Relief von der Insel Melos hat. Dagegen findet sich öfter auf Terracotta-Platten, deren der Vf. einige aus dem Berliner Museum publicirt, so wie auf manchen alterthümlichen Münzen und auf einer höchst interessanten Vase von Tarquinii (Panofka *Musée Blacas T. I. pl.* 10.) der Medusenkopf von einer grofsen Anzahl Nattern oder anderen kleinen Schlangen umgeben, welche aber, nach der einleuchtenden Bemerkung des Vfs., sich nicht aus den Haaren hervorbilden, sondern nur als eine Einfassung darum gesetzt sind. Eben so war das Schreckbild eines Drachenhauptes (δράκοντος φόβος), welches die Mitte des von Hesiod beschriebenen Herakles-Schildes bildet, von zwölf Schlangen eingefafst, die ihre Köpfe nach allen Seiten drohend vorstreckten. Offenbar ging diese Einfassung mit Schlangen auf das Gorgoneion von der Aegis über, die ihm gewöhnlich zur Grundlage dient: und wenn man beide Gegenstände der alten Kunst in Verbindung mit einander behandelte, würde dies Kapitel der Kunstgeschichte einen noch befriedigendern Zusammenhang gewähren. — Als das Charakteristische der Denkmäler des mittlern Stils betrachtet Hr. Prof. Levezow im Allgemeinen die Milderung der bisherigen rohen und furchtbaren Bildung: bei welchem Bestreben die Plastik mit der Poesie im besten Einklange steht. Pindar ist der erste, welcher die Medusa zwar schlangenhaarig, aber zugleich schönwangig (εὐπάραος) nennt; während Aeschylos dagegen die Gorgonen-Vorstellung in ihrer ganzen widerwärtigen Scheufslichkeit festhält. Der Unterz. fügt hinzu, dafs Aeschylos auch die heraushängende, gleichsam lechzende Zunge der Gorgonen vor Augen hat; er erwähnt diesen Zug öfter bei seiner Erinnyen-Maske, und dafs er diese hauptsächlich nach dem Gorgoneion gebildet, darauf macht er selbst in der Rede der Pythias aufmerksam. Hiermit stimmt es sehr wohl überein, dafs nach Levezow in diesem mittlern Stil ein gewisses Schwanken gefunden wird, indem das Gorgonen-Antlitz theils mit ausgereckter Zunge, theils ohne diese widerwärtige Geberde gefunden wird; namentlich zeigen die Pallas-Statuen, in denen Werke von Phidias als Originale vorausgesetzt werden dürfen, das Medusenhaupt in dieser zweiten Form, zwar nichts weniger als liebreizend, immer noch mit Zügen, aus denen Grimm und Hohn spricht, aber doch ohne eine Caricatur-ähnliche Verzerrung.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Junius 1835.

Uebersicht der Griechischen Kunstgeschichte von 1829—1835.

(Fortsetzung von Nr. 100.)

Der dritten Stil-Periode gehören nach dem Vf. die Bildwerke an, welche die Medusa in völliger Schönheit und Anmuth der Formen, von reichem Lockenhaar umwallt darstellen. Damit werden jetzt regelmäfsig die Schlangen verbunden, mit denen man indefs schon auf dem alterthümlichen Terracotta-Relief von Melos das Gorgonenhaupt zu umflechten angefangen hatte. In der Regel begnügen sich auch später die Künstler mit dieser Umflechtung des Gesichtes, so dafs zwei Schlangen unter dem Kinn mit ihren Schwänzen zusammengeschlungen, in den Locken oberhalb der Stirn mit ihren Köpfen wieder zum Vorschein kommen; seltner verwandeln sich die Locken selbst in Schlangen, wie auf dem berühmten Strozzi'schen Carneol. Als letzte Vollendung des Gorgonen-Ideals bezeichnet der Vf. die Zuthat der Flügel, wie wir sie in sehr edlen und ergreifenden Bildungen auf dem colossalen Marmor-Relief der Villa-Albani, an der Tazza-Farnese, und im höchsten Sinne gefafst, in dem Rondaninischen Medusenhaupte in München finden. Den eigentlichen Sinn dieser in Praxiteles oder Lysippos Zeit gewagten Umbildung des Grauenhaft-Widerwärtigen in das Grauenhaft-Anlockende hat der Unterz. am Schlusse seiner Recension, Göttinger Gel. Anz. 1835. St. 13. 14, anzudeuten versucht, in der einige Nachträge zu der sehr verdienstvollen Abhandlung Levezows mitgetheilt sind.

Wenn man wohl erwarten darf, dafs der echt-griechische, auf Griechischen Religions-Ideen und Griechischer Formen-Auffassung beruhende Ursprung der Hauptgegenstände der alten Plastik durch weitere Forschung immer mehr ans Licht gestellt werden wird: so ist auf der andern Seite auch die Aussicht vorhanden, dafs durch fernere Auffindungen und Vergleichungen der zugleich die wirklichen Berührungspunkte des Orients und Occidents, und insbesondre der auf frühzeitigem Handelsverkehr beruhende nahe Zusammenhang einer blofs schmückenden, [illegible] ähnlichen Bildnerei mit der orientalischen Kunst immer mehr hervortreten werde. Wie vielerlei Arten von Kunstwerken durch den Handel aus dem Orient nach dem Occident kamen, ist schon aus dem ältesten Dichter bekannt. Homer erwähnt insbesondre silberne Mischkessel bei den Achäischen Anakten, welche aus Sidon stammten, die schwerlich ganz ohne Schmuck von Figuren waren. Später waren die mit Thierfiguren und phantastischen Ungeheuern durchwirkten Babylonischen und Medischen Teppiche ein sehr wichtiger Gegenstand des Handels, der über Jonien nach Griechenland und Italien ging, und verbreiteten bekanntlich besonders den Geschmack an Tragelaphen, Hippalektryonen und ähnlichen Fabelgeschöpfen. Auch werden wohl geschnittne Steine, deren Arbeit in Phönicien und Babylonien so frühzeitig bekannt war, bald nach Griechenland gekommen seyn; wiewohl Homer nur von Phönicischen Arbeiten in Bernstein und von Edelsteinen noch gar Nichts weifs. Dafs Aegyptische Scarabäen nach Etrurien und Griechenland (doch scheint das Letztere noch zweifelhaft zu seyn) gelangten, beweist die Nachahmung der Käferform in geschnittnen Steinen des alten Stils; und die Volcentischen Entdeckungen haben zu grofsem Erstaunen auch Aegyptische Figürchen aus emaillirter Terracotta an den Tag gefördert, die als eine Art von Preciosen von Etruskischen Künstlern in Gold gefafst sind. S. Micali's *Monumenti per servire alla storia degli antichi popoli Italiani* tv. 46. Nr. 1 bis 3. vgl. S. Mit diesen Spuren des Verkehrs stimmen die Gattungen von Kunstwerken wohl überein, an denen die Zeichen einer orientalisirenden Kunstrichtung gefunden werden. Meist freilich gehören sie Etrurien an, und man könnte davon den Grund darin finden, dafs dieses Volk überhaupt sich bereitwilliger jedem fremden Bildungs-Einflufs hingegeben habe als die selbständigen Griechen. Indessen kann dieser Umstand auch zufälligen Grund darin haben, dafs uns noch keine Griechische Nekropole ihre Schätze so vollständig erschlossen hat, als die südlichen Etrusker. Wir bemerken diesen orientalisirenden Geschmack erstens an den bel-

gelben Gefäfsen mit bunten, meist braunrothen, Figuren, welche man im Kunsthandel, ohne eigentlichen Grund in Italien Aegyptische, in Sicilien Phönicische Gefäfse nennt, und in einem sehr ausgedehnten District, im eigentlichen Griechenland, Sicilien, Unteritalien, Südetrurien findet. Die Malereien darauf sind fast durchaus in jenem Arabesken-Stil, Sphinxe, Flügellöwen, Tragelaphen, dazwischen sogenannte Lotusblumen u. dergl. mehr. Zweitens bemerken wir ihn, mit weniger Gleichmäfsigkeit und gröfserer Rohheit der Nachbildung, an den erst in neuerer Zeit, zuerst durch Dorow's Verdienst, bekannt gewordenen Clusinischen Gefäfsen aus schwärzlichem meist ungebranntem Thon mit theils eingedrückten, theils in Relief vortretenden Figuren. Wie diese sich, in diesem phantastischen Bilderkreise, an jene gemalten Gefäfse, und beide wieder an orientalische Compositionen anlehnen: zeigen besonders die an den Clusinischen Gefäfsen so häufige Figuren geflügelter Weiber, welche Löwen, Panther, Gänse oder Schwäne bei den Hälsen gefafst halten und zu erwürgen scheinen. Dieselben kommen, nur mit mehr Luxus in Kleidung und Zierathen, auf jenen Vasen vor, wie z. B. die Figur bei Micali tv. 17. nr. 5 auf der Vase tv. 73. nr. 1 wiederkehrt; auf der andern Seite könnte man viele Gruppen der Art von Babylonischen und Medo-Persischen Ringsteinen und Cylindern zusammenstellen, wozu ein Anfang gemacht ist in den Unterz. Denkmälern Heft IV. Taf. 57. Vgl. Raoul-Rochette, in der Recension von Micali im *Journal des Savans* 1834. *Mars* p. 146 ff. Eben so findet man die mit Flügeln nach oben und unten versehenen Figuren der Babylonischen und Phönicischen Kunst, die *ἄνδρες τετράπτεροι*, welche Berosos (p. 49. *ed. Richter*) unter den Wundergeschöpfen im Tempel des Belus abgebildet sah, und in deren Gestalt nach Sanchuniathon (p. 38. *ed. Orelli*) der Phönicische Kronos gebildet wurde, an den Clusinischen Urnen wieder, wie bei Dorow *Voyage archeol. pl.* 15. Fig. 2. Micali *tv.* 21. nr. 5. Drittens nehmen auch manche Etruskische Bronzearbeiten Antheil an diesem orientalisirenden Geist und Geschmack, namentlich die in Perugia aufgefundenen und zum grofsen Theil in München aufbewahrten, wo insbesondre eine weibliche bekleidete, aber zugleich mit Schwimmflossen versehene Figur (Inghirami *Monum. Etruschi* Ser. III. tav. 25) auffallend an die Syrische Derketo und ähnliche Wasserwesen erinnert (Schorn Beschreibung der Glyptothek, 1830 und 1833. S. 29); wobei es aber sehr möglich bleibt, dafs diese Gottheit den Etruskern auch nicht einmal dem Namen nach bekannt geworden war. Endlich erstreckt sich dieser Stil über einen Theil der geschnittenen Steine, die auch gewifs in ihrer Technik, den runden Höhlungen, woraus die Arbeit ursprünglich fast ganz besteht, am meisten auf den Vorgang jener orientalischen Nationen hinweisen. Ein merkwürdiges Exemplar, welches Raoul-Rochette im *Journal des Savans* 1834 Mai p. 282 und zugleich der Ref. im Handbuch der Archaeologie S. 97. A. 6 signalisirt hat, ist dies, dafs die sehr alterthümliche Figur auf einer, wahrscheinlich aus Etrurien stammenden und vom Institut der archaeologischen Correspondenz (*Impronte gemmarie Cent.* I. nr. 16) herausgegebnen Gemme, welche Figur mit dem einem Arm einen Löwen beim Schwanz emporhält und mit dem andern, woran ein Haase oder Fuchs hängt, zugleich eine Keule schwingt — sie wird dort muthmafslich als Orion bezeichnet — wenigstens in sehr ähnlicher Haltung auf einer Münze mit Phönicischer Schrift, die man für Africanisch hält, gefunden wird. S. Dutens *Explication de quelques Med. Grecques et Phéniciennes.* Sec. ed. pl. 2. nr. 10. Man kennt auch noch andre Münzen derselben Stadt, s. Dutens Diss. II. pl. 1. nr. 3. Taylor Combe *Numi Mus. Britann.* tv. 13. Fig. 10, welche ebenfalls Figuren einer orientalischen Kunstweise zeigen. Unter den durch Gerhards und andrer Gelehrten und Künstler preiswerthe Sorgfalt zusammengestellten und im Namen des Institutes herausgegebnen Gemmen sind überhaupt mehrere — namentlich Kämpfe von Männern, zum Theil mit Flügeln und andern thierischen Attributen, gegen wilde Thiere und Ungeheuer (s. *Impronte, Cent.* I. nr. 13. 14. 15), bei denen man zweifeln möchte, ob sie in den Euphratländern gearbeitet oder blos nach Originalen von daher entworfen sind. *Die* Combination von zwei Vordertheilen mit der Rückseite aneinander gefügter Thiergeschöpfe, wovon dort (*Impronte Gem.* I. nr. 50 zwei Flügel-Stiere) und bei Micali *tv.* 117. nr. 13 ein noch seltsameres Beispiel (Löwe und Hahn) vorliegt, ist ebenfalls eine orientalische Phantasie; bekanntlich sind die Capitäler der Säulen an den Königsgräbern bei Persepolis auf solche Weise zusammengesetzt. Und auf welchem Wege sie etwa nach Griechenland gelangt seyn mögen, kann man daraus abnehmen, dafs eben solche Thier-Compositionen auf Münzen Ciliciens und der Jonischen Insel Samos vorkommen: worauf Donaldson, *Antiquities of Athens, supplementary to Stuart* p. 26, neuerdings aufmerksam gemacht hat.

Diese Beispiele von Uebereinstimmung orientalischer und occidentalischer Kunstgebilde wird kein Unbefangner als zufällig betrachten können. Der Unterz. möchte nicht den Vorwurf auf sich laden, gegen solche Zeichen des Verkehrs zwischen den Euphratländern insbesondre und Griechenland nebst Italien die Augen zu verschliefsen, weit eher mit leidenschaftlichem Interesse diesen dunkeln Spuren nachzugehn. Aber zwei Vorsichts-Mafsregeln werden dem empfohlen werden müssen, welcher die Ergebnisse dieser Vergleichungen auf richtige Weise für die Geschichte der Kunst und Bildung in Griechenland benutzen will. Erstens die Klasse schmückender und arabeskenartiger Bildwerke getrennt zu halten von den gröfsern und wichtigern, welche für das Leben der Nation eine bestimmte Bedeutung hatten, wie Tempelstatuen, Götter-Symbole, mythi-

tische Compositionen gehören. Und zweitens, aus dem Vorhandenseyn jener Wundergeschöpfe in Griechischen und Italischen Bildwerken noch nicht sogleich den Schlufs abzuleiten, dafs die Ideen, welche der Orient darin ausgeprägt haben mag, den Künstlern der Westländer gegenwärtig waren. Hiefür bedurfte es offenbar eines weit innerlicheren, tief eindringenden Verständnisses der Nationen, wovon auch die Literatur der Griechen Zeugnifs geben müfste; dagegen die blofse Nachbildung das Auge und die Phantasie anreizender Figuren sich völlig durch einen Handelsverkehr erklären läfst, wie wir ihn oben bezeichnet haben.

Wir wenden uns jetzt von diesen allgemeinern Betrachtungen zu den **einzelnen Bildwerken** der altgriechischen Kunst, welche in neuern Zeiten entdeckt oder auf eine neue Weise erläutert worden sind. Von den blos in der Beschreibung alter Schriftsteller vorhandenen darf der **Hesiodische Schild** des Herakles erwähnt werden, weil er, obgleich im Ganzen Phantasiebild, doch in der Wahl und Auffassung der einzelnen Bildwerke offenbar durch die Anschauung damals vorhandner Kunstwerke bestimmt wird. Dies nachzuweisen und zugleich den guten Zusammenhang der Hesiodischen Beschreibung, mit Ausnahme von zwei interpolirten Stellen, gegen die von G. **Hermann** aufgestellten Behauptungen (Wiener Jahrbücher für Literatur Bd. 59. S. 237 ff.) zu vindiciren, war die Aufgabe einer Abhandlung des Rec. in *Zimmermanns* Zeitschrift für Alterthumswissenschaft Th. I. Nr. 110. S. 882 ff. — Die **Reliefs von Selinus** sind, nach der frühern Bekanntmachung durch **Pisani**, v. **Klenze** und die **Englischen Entdecker** selbst, von neuem in dem oben angezeigten Werke von **Hittorff** herausgegeben, doch auch hier noch nicht in Zeichnungen, welche nichts mehr zu wünschen übrig liefsen. Die besten Abbildungen enthält unstreitig ein Werk, welches unter dem Titel Selinunti'scher Denkmäler fast eine ganze Griechische Kunstgeschichte darbietet: wir meinen

La antichità della Sicilia esposte ed illustrate per Domenico lo Faso Pietrasanta duca di Serradifalco,

wovon der *zweite* Band, 110 Seiten und 35 Tafeln mit Abbildungen in klein Fol. enthaltend, zu Palermo im Jahre 1834 vor dem ersten, für den die localen Untersuchungen noch nicht vollendet sind, erschienen ist, und nur von den Alterthümern von **Selinus** handelt. Den architektonischen Theil können wir hier übergehen, denn wiewohl neue Messungen von Seiten des Herzogs von Serradifalco veranstaltet worden sind, und auch einige Abweichungen von den Hittorffschen Rissen gefunden werden, so verdient doch das Werk von Hittorff durch gröfsern Reichthum an architektonischen Details und sorgfältigere Ausführung der Zeichnungen als Hauptwerk über diese Tempel betrachtet zu werden. Von viel höherem Werthe ist für uns der Abschnitt, welcher die Sculpturen in den Metopen betrifft, indem er von den Metopen des alterthümlichen Stils die genannten, und von denen des vollkommnern Stils die ersten uns bekannt gewordenen liefert. Die Metopen von dem Tempel der Burg, welche Perseus mit der Medusa, Herakles mit den Kerkopen darstellen, waren früher schon hinlänglich erklärt und in allen Einzelheiten erörtert: aber auch für das Viergespann auf der dritten Metope findet der Herzog von Serradifalco eine nähere Bestimmung in dem Wettkampfe des Pelops und Oenomaos, indem er sich auf den Umstand stützt, dafs sich Bruchstücke einer zweiten entsprechenden Composition gefunden haben. Ein schätzbarer Zuwachs zu dem früher Herausgegebnen sind die kleineren Fragmente, meist Köpfe von Figuren, welche bei Hittorff auf pl. 25, bei Serradifalco auf der letzten Tafel zusammengestellt sind; man sieht daran, wie consequent sich das System der Zeichnung blieb, welches in den Figuren der beiden ersten Metopen wahrgenommen worden war, insbesondre die Bildung der Augen, die nichts weniger als blinzelnd (ὄμματα μεμυκότα), sondern übermäfsig grofs und rund und fast gorgonenartig stier sind. Was ferner die Metopen-Fragmente von dem mittlern Tempel der Unterstadt anlangt: so erhalten wir diese durch die beiden neuern Werke bedeutend vollständiger, als sie früher bekannt waren; zugleich sind sie von dem Herzog von Serradifalco mit grofser Wahrscheinlichkeit erklärt und von Hittorff auch in Zeichnungen so ergänzt worden, dafs sie zwei Gruppen bilden, in denen Göttinnen mit Giganten (τεύχεσι λαμπομένοις, δολίχ' ἔγχεα χερσὶν ἔχουσι nach Hesiod und der älteren Vorstellung überhaupt) siegreich kämpfen. Dafs diese Metopen einen Stil zeigen, der zwar viel höher entwickelt ist, als an den Metopen von der Burg, aber doch immer noch sehr hart und streng ist, obgleich der Tempel, bei dem sie sich finden, nach oben angegebenen Gründen, schwerlich älter als die Perserkriege ist, darf von denen, die die Aeginetischen Statuen auch erst in die Zeit der Perserkriege setzen, wohl als ein Argument benutzt werden.

In Betreff der **Aeginetischen Denkmäler** — von denen sehr zu wünschen, dafs sie, mit andern Schätzen der Glyptothek zusammen, endlich auf eine ihrer würdige Weise herausgegeben werden möchten — ist die früher gegebene Erklärung, wonach sie die Kämpfe der Aeakidischen Helden vor Troja, unter Herakles und den Atriden, darstellen, in letzter Zeit unbezweifelt angenommen worden, und man hat sich nur bemüht, einige einzelne Punkte genauer zu bestimmen. Insbesondre hat **Welcker** gesucht, für den Todten, um dessen Leichnam in dem **Westgiebel** gekämpft wird, in Uebereinstimmung mit **Thiersch**, den Namen Achilleus (statt Patroklos, wie ihn **Hirt** genannt hatte) sicher zu stellen. S. Niebuhr's und Brandis Rheinisches Museum Bd. III. H. I. S. 50. (1829). Geht man hiebei davon aus, dafs ein Aeaki-

di-

discher Held auch als Verwundeter und Todter Mittelpunkt der Composition seyn müsse: so wird natürlich Achilleus dem Patroklos, der kein Aeakide war, vorzuziehen seyn. Aber es würde wohl zuerst darauf ankommen, wo möglich, die Idee der ganzen Composition beider, in genauer Uebereinstimmung angelegter Fronton-Gruppen im Allgemeinen zu erfassen, da es, nach dem Gange der Griechischen Kunst überhaupt, keinem Zweifel unterworfen seyn kann, dafs auch damals schon die Bildner bei solcher Gelegenheit nicht blos darauf ausgingen, einen Mythus an und für sich darzustellen, sondern daraus zugleich einen Gedanken zu entwickeln, der den Umständen der Errichtung des Bildwerkes, so wie den Wünschen und Gefühlen der Weihenden entsprach. Nun ist das Persische Costum der Troischen Helden Paris in West-Fronton ein sichrer Beweis, dafs der Bildner durch die Troischen Kämpfe an die Kriege der Griechen mit den Persern erinnern wollte, und der ganze Tempel war aller Wahrscheinlichkeit nach ein Weihgeschenk der Aegineten für verliehenen Sieg, es sey an die Kriegsgöttin Athena, oder, wie wir immer noch lieber annehmen, an Zeus als den Beschützer der ursprünglichen Myrmidonen-Hellenen und der nunmehr unter einem Namen vereinten Gesammt-Hellenen. Wie aber die Aegineten ihre Theilnahme an dem grofsen Hellenen-Siege auffafsten: dafür mufs uns als ein Fingerzeig gelten, dafs in beiden Giebeln um den Leichnam eines Gefallenen gestritten wird, der nach der feindlichen Seite hinübergezogen werden soll, aber von seinen Landsleuten und Kampfgenossen heldenmüthig vertheidigt wird. Dieser Kampf um Gefallene war allerdings überhaupt ein sehr beliebter Gegenstand der bildenden Kunst, wie der epischen Poesie — namentlich geben die Vasen von Volci interessante Beispiele des Kampfes um Patroklos (Inghirami *Galeria Omerica* T. II. tv. 254), wie um Achilleus Leichnam (*Monum. inediti dell' Instituto* tv. 51 vergl. Hirt, *Annali dell' Inst.* T. V. p. 225) —: indessen mufs doch hier diese zwiefache Wahl als absichtlich und bedeutsam angesehen werden. Die Helden Aegina's als treue Beistände ihrer bedrängten Landsleute, ist der Gedanke, der eben so klar aus diesen Compositionen hervortritt, wie er damals zeitgemäfs war. Dann mufs man aber wünschen, die Aeakiden blos als Helfer und Retter, nicht aber einen Aeakiden als den, der gerettet werden soll, zu sehn: also lieber Aias und Teukros für Patroklos Leiche im Kampfe mit Hektor und Paris, als denselben Aias um den getödteten Achilleus streitend. Eine völlig genaue Uebereinstimmung mit der Beschreibung dieser Scenen bei Homer und den Cyklikern wird man übrigens weder durch die eine noch durch die andre Auslegung erreichen, und auch von den Bildnern nicht fordern dürfen, die oft mehr localen Traditionen und plastischen Forderungen folgten, als den Dichter-Schilderungen. Wie sehr weicht auch das eben erwähnte Volcentische Vasengemälde in der Darstellung von Patroklos Tod von Homer ab! Aber wichtiger wird die oben angeregte Betrachtungsweise für die richtige Auslegung der Gruppe des Ostgiebels. So viel von dieser Seite auch verloren gegangen ist, wissen wir doch sicher, dafs Herakles und seine Bundesgenossen, wie die Achaeer am Westgiebel, links vom Beschauer aufgestellt waren, auf der rechten Seite aber, der Troischen also, der Krieger sich befand, welcher den Verwundeten, um dessen Körper gestritten wurde, herüberziehen sollte. Nun ist das Herüberziehn des Verwundeten doch wohl an beiden Gruppen auf dieselbe Weise gemeint gewesen: denn auch von der westlichen hat sich ein Bruchstück des gebückt stehenden Kriegers erhalten, der mit dem Herüberziehn des Patroklos beschäftigt war (Schorn, Beschreibung N. 40 c.) Dies Herüberziehn nach der feindlichen Seite hin, und der Widerstand, den die befreundeten Helden leisten, die den Leichnam für die Todtenehre retten wollen, und gerade auf die hinüberziehenden Feinde ihre Geschosse, meist mit gutem Erfolge, richten, ist als ein beliebter Zug der Helden-Sage aus Homer bekannt, und auch auf jenem zweiten Volcentischen Vasengemälde, des Kampfes um Achill, sehr anschaulich vorgestellt. Findet man aber eine solche Symmetrie der beiden Fronton-Gruppen nothwendig, so kann der Todte nicht Laomedon, der Troische König, sondern mufs ein angesehener Grieche seyn. Zum Laomedon eignet sich die Figur, welche nach Cockerell die Mitte der Composition einnahm (in Schorns Beschreibung Nr. 58), auch schwerlich durch die jugendlichen Formen ihres Körpers (der Kopf ist leider von dieser Figur verloren); den Troischen König mufs man sich als Vater vieler Söhne in höherm Alter denken. Sucht man aber einen Griechen für den, um dessen Leichnam gestritten wird, so bietet sich der Argiver Oikles dar, der nach Apollodors Erzählung (II, 6, 4) bei Herakles Zuge gegen Troja von den Troern überfallen und getödtet wurde: worauf Herakles mit Telamon und andern Kriegern herbeikommt, und den Troischen König wieder zurücktreibt. Dann würde man auch den oben entwickelten Gedanken gleichmäfsig in beiden Gruppen ausgedrückt finden, und die Symmetrie würde keine blos äufserliche, sondern zugleich eine geistige seyn. Der Ref. hat diese Gelegenheit für passend gehalten, um diese Erklärung, welche er in den Gött. Gel. Anz. 1832. S. 1139 angedeutet, und Schorn (Beschreibung der Glyptothek. 1833. S. 50) beachtenswerth gefunden hat, etwas weiter zu begründen.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Junius 1835.

Uebersicht der *Griechischen Kunstgeschichte* von 1829—1835.

(*Fortsetzung von Nr.* 101.)

Zu den Denkmälern der Aeginetischen Kunst ist durch Emil Wolf (*Annali dell' Instit.* T. IV. p. 75. tv. B.) neuerlich ein bronzner Discus aus Aegina hinzugekommen, welcher, sehr passend für diese Stelle, mit zwei auf das Pentathlon bezüglichen Figuren verziert ist, deren Umrifslinien auf die beiden Flächen des Discus eingegraben sind. Diese Figuren zeigen eine etwas magre und harte, dabei aber sehr genaue und auch in den Details sorgfältige Zeichnung. Sie stimmen nach dem Gefühl des Rec. sehr mit den Statuen aus dem Westfronton überein, und da sie gewifs von einem Aeginetischen Künstler herrühren, so dienen sie dazu, das Wesentliche und Durchgängige dieses Kunststils von den Bedingungen der besondern Aufgabe zu unterscheiden. So sieht man z. B. dafs die künstliche Arbeit und Anlage der Lockenhaare zwar bei jenen Heroen, wie bei den Tempelstatuen, für nothwendig galt: bei gymnastischen Figuren dagegen, wie bei den auf dem Discus gebildeten Pentathlen, das kurzgeschorne, dem Kopfe anliegende Haar der Griechischen Epheben nachgebildet wurde. Ferner ist auf Aegina (dem Vernehmen nach) ein Relief in Terracotta gefunden worden, eine Göttin darstellend, die ein Häschen oder Rehkalb auf der Hand trägt (wie der Milesische Apollon des Kanachos) und auf einem mit Greifen bespannten Wagen fährt, den zugleich ein geflügelter Knabe besteigt. Es befindet sich gegenwärtig in der Sammlung des Herzogs von Sperlinga zu Neapel, und ist herausgegeben von Welcker, *Monum. ined. dell' Instituto* tv. 18. B. *Annali* T. II. p. 65. Die beiden Figuren sind wohl sicher Artemis und Eros, und was die erste betrifft, so deuten die Greife auf die Hyperboreische Artemis, welche als Opis oder Upis mit der Nemesis verwandt ist, die auf den Münzen von Smyrna mit Greifen fährt (Welcker zieht es indessen vor eine Hekate-Brimo an die Stelle zu setzen, welche nach Cicero de N. D. III, 23. den geflügelten Eros gebar): aber weiter in den Gedanken dieses Bildwerks einzudringen, ist deswegen wohl unmöglich, weil wir offenbar nur ein Stück einer gröfsern Composition haben. Wahrscheinlich wird, wenn über das in Aegina selbst in neuer Zeit gegründete Museum erst genauere Kunde vorhanden seyn wird, noch mancher Beitrag zur schärfern Bestimmung der Eigenthümlichkeiten der Aeginetischen Kunstschule gewonnen werden, und vielleicht auch noch einmal der Unterschied derselben von der altattischen auf bestimmte Punkte zurückgeführt werden können; was bisher noch nicht gelungen ist. Von höchstem Interesse für die Kenntnifs der alten Peloponnesischen Kunstschulen ist der vortreffliche bronzene Knabe, von dem es zuerst hiefs dafs er in Griechenland selbst gefunden worden sey; spätere genauere Erkundigungen haben nun zwar gelehrt, dafs er von Fischern an der Küste von Toskana, bei Piombino, gefunden worden sey; dafs er aber doch aus einer Griechischen Gegend herstammt, beweist die Inschrift, die an dem einen Fufse der Figur sehr deutlich zu lesen ist: Ἀθαναίᾳ (geschrieben ΑΘΑΝΑΙΑ —) δεκάταν. Die ausgezeichnete Trefflichkeit dieser Figur ist von Allen, die sie bei ihren verschiedenen Besitzern, Herrn Millingen und Rollin, gesehn haben, bewundert worden; Leib, Beine, Rücken sind mit einer Wahrheit und Kraft in der Auffassung der Natur behandelt, wie sie an den besten der Aeginetischen Statuen wahrgenommen wird. Die Behandlung des Haars, welches theils zierlich geflochten, theils durch ein Band geschlungen und dadurch emporgehalten ist, verbindet die studirte Eleganz der ältern Kunst mit getreuer Nachbildung einer wirklichen Tracht des Griechischen Knabenalters. Dabei ist der Charakter der Körperbildung sowohl, wie insbesondere der Gesichtszüge, ganz individuell; die etwas stumpfe Nase, so wie das zurückliegende Kinn, weichen bedeutend von den Formen ab, welche auch schon die altgriechische Kunst ihren Göttern und Heroen giebt. Wir treten daher völlig Raoul-Rochette's Meinung bei, dafs die Statue keinen Gott, sondern eine menschliche Person darstellte. Und zwar führt die nähere Betrachtung der rech-

rechten vorgehaltenen Hand darauf — obgleich sich die Haltung der Finger auch dadurch noch nicht völlig aufklären läfst — dafs sie ein Geräth, wie eine Fackel, hielt. Da indefs eine Ehrenstatue eines Siegers im Fackellauf schwerlich zugleich als Zehnten einem Gotte dargebracht werden konnte: so wird man nur einen Tempeldiener als Lampadephoren hier sehn, und die Statue dann in eine Classe mit den Kanephoren und ähnlichen dem Cultus gewidmeten Jungfrauen-Figuren bringen, welche auch die Griechische Kunst schon sehr früh beschäftigten (Handbuch §. 422. A. 7.). Und weil ein Porträt eines Tempeldieners gegen den Brauch der ältern Griechischen Welt ist: so wird auch das Individuelle in den Zügen dieser Figur nicht für Porträtirung zu nehmen, sondern blos aus dem Bestreben, den menschlichen Charakter von dem idealen eines Gottes oder Heros zu unterscheiden, abzuleiten seyn. Es ist in der Figur eine derbe Jugendfrische und liebenswürdige Einfalt eines unbewufsten und unerfahrnen Alters dargestellt, wodurch sie an die Spitze aller solcher Bildungen tritt, die, wie der dornausziehende Knabe, durch jene schlichte Natürlichkeit, in welcher der Geist noch ganz verhüllt liegt (wie die Blume in dem frischen Grün der Knospe), unserer Empfindung so wohl thun. Man kann hieraus schon abnehmen, welche wichtige Stelle diese Bronze in der Geschichte der Kunst einnehmen mufs, wenn sie auf die gehörige Weise benutzt wird; wie sie denn auch in technischem Betracht für die grofse Geschicklichkeit der alten Meister in Mischung und Behandlung der Bronze und für das eigenthümliche Verfahren, manche Theile des Körpers (Lippen, Brustwarze, Augenbraunen) durch Versilberung von der übrigen Oberfläche zu unterscheiden, Zeugnifs giebt. Die Statue einer bestimmten Kunstschule beizulegen, ist bei unsrer noch so fragmentarischen Kenntnifs ein mifsliches Unternehmen; sicher ist indefs, dafs die Figur in Körperbildung und Stellung eine gewisse Aehnlichkeit mit den Nachbildungen des Milesischen Apollon, des berühmten Werkes von dem alten Sikyonischen Meister, Kanachos, zeigt. Diesen Bemerkungen liegt die von Raoul-Rochette in den *Monum. ined. dell' Instituto tv.* 58. 59. herausgegebene Abbildung der Figur mit den in einem Briefe an den Rec. (*Annali dell' Inst.* T. V. p. 193 ff. vgl. p. 323.) mitgetheilten Erläuterungen derselben zum Grunde. Von einer andern Erklärung der Statue, nach der sie einen Apollon vorstellt, finden wir nur die kurze Anzeige in der den *Monumenti inediti* des Instituts beigegebenen Textblättern.

Die Denkmäler des altgriechischen Stils haben durch die Entdeckungen unserer Zeit eine solche Wichtigkeit gewonnen, dafs die archaeologische Kritik und Hermeneutik sich auf jedes insbesondre gerichtet, und die bedeutenderen darunter eine besondre kleine literarische Geschichte erhalten haben. Wir deuten nur kurz einige dieser Forschungen an. Die Echtheit des bekannten Erzfigürchens mit der Unterschrift: *Πολυκρατὴς ἀνέθηκε*, welches sich jetzt in der schönen Sammlung des Grafen Pourtalès-Gorgier zu Paris befindet, hat Hr. Graf Clarac, Visconti's Nachfolger in der Aufsicht des Königl. Museums im Louvre, in einer Abhandlung in Zweifel gestellt, die im Ganzen ein kritisches Supplement zu der 1820 und von neuem 1830 gedruckten *Description du Musée Royal des Antiques du Louvre* bildet: *Mélanges d' antiquités Grecques et Romaines, par M. le Cte de Clarac* (1830) p. 24. Seine Gründe, die auf gewissen Unterschieden in der technischen Behandlung zwischen dieser und andern altgriechischen Figuren beruhen, scheinen indefs nicht schlagend, und die paläographische Correctheit der alterthümlichen Inschrift, die in frühern Zeiten schwer durch Betrug zu erreichen war, ist jedenfalls ein sehr gewichtiges Argument für die Echtheit. — Vollkommen erwiesen hat dagegen derselbe mit seiner Sammlung wohlbekannte Conservateur des Königlichen Museums in derselben Schrift p. 19, dafs auf dem höchst alterthümlich aussehenden Samothrakischen Relief in den beigefügten Namen ein Ω vorkommt. Dies beweist, da die Nachrichten über die Buchstaben-Vermehrung bei den Joniern sehr glaublich und wohlzusammenhängend sind, dafs dies erhobne Bildwerk nicht vor Olymp. 70 gearbeitet seyn kann, und dient somit zur Begründung des wichtigen Faktums, dafs auch noch in dieser Zeit der steife altväterische Stil früherer Jahrhunderte in manchen Gegenden fortgeübt wurden. Und zwar ganz in alter Schlichtheit, ohne diejenige Absichtlichkeit und Affectation, wie sie zu dem, von der Art des Samothrakischen Reliefs ganz verschiedenen, Stile gehört, den Manche den hieratischen, Andre den archaisirenden oder archaistischen, d. h. den alterthümelnden (von ἀρχαΐζειν), nennen. — Die neuern Verhandlungen über die Bedeutung der alterthümlichen Statuen, welche Thiersch als Penelope erklärt hatte, von Raoul-Rochette *Monumens inedits* p. 102, Thiersch im Kunstblatt 1831. Nr. 53. p. 209, und hierauf wieder Raoul-Rochette p. 420, haben zur Bestätigung jener Erklärung geführt; die Deutung auf die trauernde Elektra ist von dem Französischen Archaeologen selbst, mit ehrenwerther Selbstverleugnung, aufgegeben worden. — Das Albanische Relief, welches Winkelmann für die Leukothea erklärte, welche den kleinen Dionysos in ihre Pflege aufnimmt, ist von Panofka im Geiste jener obenberührten Auslegungs-Methode neu erklärt worden: *Annali dell' Inst.* T. IV. p. 217. Bei dieser Erklärung wird die Ansicht des Rec., dafs die thronende Figur eine kindernährende Göttin vorstelle, welcher eine Mutter ihr Kindlein darbringe (vgl. Sueton Caligula 25.) gewissermafsen zum Grunde gelegt, aber näher so bestimmt, dafs — nach einem dunklen Argivischen Mythus — die Tochter Hera-Parthenia, welche mit der Hebe identisch sey, von ihrer Mutter Hera-Teleia den Horen Thallo, Karpo, Pandroses zur Erziehung übergeben werde, die mit den Argivischen Nähe-

Nährerinnen der Hera, Euboea, Prosymna und Akraea identificirt werden. Doch sind die Anhaltspunkte für diese mythologische Auslegung nur durch sehr künstliche Combinationen zu gewinnen: wobei es uns am dunkelsten bleibt, woher die Vorstellung einer Hera als Tochter einer andern Hera genommen sey. Der Rec. möchte hier, wie bei dem aus Troas stammenden Relief im Louvre N. 521. von verwandtem Sujet bei der allgemeinern Auslegung stehen bleiben; wo Panofka, *Annali dell' Inst.* T. I. p. 395., die Ortygia als Nährerin der kleinen Artemis wahrzunehmen glaubt, wiewohl wir in diesem Relief offenbar nur ein Stück einer Composition vor uns haben, wie sie das Sigeische Relief (*Antiquities of Jonia* T. I. vign. 2.) in gröfserer Vollständigkeit darbietet: Frauen, welche neugeborne Kinder einer Muttergottheit zur Pflege auempfehlen. — Das Relief des Korinthischen Puteal hat nach zwei frühern Erklärungen nun eine dritte erhalten. Die erste war die Dodwell'sche vom Rec. angenommene, wonach es die Versöhnungsscene des Apollon und Herakles nach dem Dreifufsraube darstellt. Die zweite davon sehr abweichende, die Gerhard'sche, welcher Welcker beigetreten ist, wonach der Zug der neugebornen Aphrodite nach dem Olymp für den Mittelpunkt der Vorstellung genommen wird. Die dritte, welche der ersten wieder etwas näher steht, ist durch Panofka aufgestellt worden, welcher Archaeolog die Hochzeit des Herakles und der Hebe hier vorgestellt sieht (*Annali dell' Inst.* T. II. p. 145.). Dieselbe Deutung im Wesentlichen hat, mit sorgfältiger Erwägung der abweichenden Ansichten, K. W. Bouterweck, in Schorn's Kunstblatt vom Jahre 1833. N. 96 *bis* 99, durchgeführt: er verbindet die beiden Vorstellungen: Herakles Einführung in den Olymp, und: seine Verlobung mit der Hebe. Es ist gewifs sehr schwer, für diese Reihen theils hinter einander theils einander entgegen wandelnder Götter, welche durch keine Handlung, sondern nur durch ihre Folge mit einander verbunden werden, das rechte Princip der Zusammenstellung zu finden; darum wagt der Rec. auch dieser letztern Auslegung des Korinthischen Reliefs nicht entschieden zu widersprechen. Er bemerkt nur, dafs sie ihm immer noch keine genügende Auskunft darüber zu enthalten scheint, warum dem von der Pallas geführten Herakles zunächst die ganze Pythische oder Delische Götterfamilie, Apollon, Artemis und Leto, entgegenkommt, wenn sich die Vorstellung nicht speciell und unmittelbar auf diesen Götterkreis bezieht. Denn als Theilnehmer hochzeitlicher Gebräuche bedeuten Apollon und Artemis, so viel dem Rec. bewufst, in den Werken der bildenden Kunst immer den Hymenaeos; dieser gehört aber nicht zur Verlobung, wenn diese hier vorgestellt werden soll. Aber freilich ist die Abwägung der Vortheile und Nachtheile, welche mit den verschiedenen Auslegungen verbunden sind, ein zu intrikates Geschäft, als dafs es hier abgethan werden könnte. — Ueber die sogenannten hieratischen Reliefs des Louvre, den Apollon als Sieger im Kitharspiel, und das Siegsopfer an Pallas-Polias, theilt Welcker in seiner ausführlichen Recension des *Musée de Sculpture par M. le comte de Clarac* (*Annali dell' Inst.* T. V. p. 136.) p. 147. 162. einige neue Bemerkungen mit, welche sich darauf gründen, dafs beide Vorstellungen rein decorativ, jene an Friesen und diese an Grabpfeilern, vorkommen. Indessen hebt diese weitere und freiere Anwendung doch eine strengere Beziehung des Bildwerks auf einen besonderen Anlafs im ursprünglichen Gebrauche nicht auf, und hindert dann nichts anzunehmen, dafs die erste Vorstellung wirklich zur Feier musischer Siege, die zweite zur Erinnerung an die der Pallas-Polias gefeierten Epinikien eines Athenischen Feldherrn, componirt worden ist: wobei sich von allen Einzelheiten so befriedigende Rechenschaft geben läfst. Von der zweiten Gattung von Bildwerken ist noch ein Exemplar auf einem Marmordiscus in Neapel neuerlich herausgegeben worden, *Museo Borbonico* T. X. tv. 15., wo das Aplustre, welches die Nike als Insigne eines Seesiegs hält, besonders deutlich ausgedrückt ist.

Ehe wir die Reihe der Bildwerke in altgriechischem Stil verlassen, müssen wir noch von einem oder vielmehr zwei einander sehr ähnlichen reden, welche, schon an sich durch Gegenstand und Behandlung sehr interessant, überdies ein gewisses Licht auf die frühe Verbreitung der Griechischen Kunst über die nichtgriechischen Völker Unteritaliens werfen. Die Zusammenstellung und Vergleichung dieser beiden Reliefs ist ein Verdienst von Raoul-Rochette (*Monumens inédits* p. 249.). Beide Denkmäler sind Stelae oder Grabpfeiler mit sehr grofs ausgeführten Figuren, welche einen nach vorn über einen Stab gebeugten Mann mit einem vor ihnen sitzenden, zu ihm hinaufblickenden Hunde darstellen, Stellung, Körperformen und Bekleidung in der eigenthümlichen Manier des altgriechischen Stils behandelt. Das eine dieser Reliefs befindet sich bei Orchomenos in Böotien, und ist von Clarke, *Travels* T. III. p. 148., und von Dodwell, *Classical Tour* T. 1. p. 243., beschrieben worden, und in dem letztern Werke zugleich, zwar skizzenhaft, aber doch mit treuer Auffassung des Charakteristischen, abgebildet zu finden. Das andere ist aus dem Museo-Borgia zu Velletri in die grofse Königl. Sammlung zu Neapel übergegangen, und zuerst in Raoul-Rochette's *Monumens inédits* pl. 63. N. 1. abgebildet. Dies Denkmal hat eine Unterschrift in Oskischer Sprache und Schrift, aus welcher man wenigstens so viel mit Sicherheit erkennt, dafs es der Cippus eines Magistrats Campaniens war, *meddix decetasius* genannt. Da der Ausdruck *Meddix* für *magistratus* den Campanern gehörte, welche erst gegen das Jahr 330 Roms in den Besitz ihres Landes kamen, und da wir von einem frühern Gebrauche grade dieses Ausdrucks bei den vorher herrschenden Oskern nichts wissen: so möchte das Campanische Denkmal keinen frühern Zeiten zuzuschreiben seyn, als denen des Peloponnesischen Kriegs, wie-

wiewohl man dem Stile nach urtheilen wird, dafs die Vorstellung in Griechenland ein halbes Jahrhundert früher aufgekommen seyn müsse. Den Gegenstand beider Reliefs bezieht Raoul-Rochette auf den Mythus des Odysseus, der in Bettlertracht in sein Haus zurückkehrend, von seinem Hunde Argos erkannt wird. Diese Erklärung gründet sich indefs vornehmlich nur auf die Zusammenstellung einer edlen männlichen Figur mit einem Hunde, und daneben auf die, doch nur unvollkommene Aehnlichkeit der anliegenden Leder- oder Filzmütze, welche die Figur des Orchomenischen Reliefs trägt, mit dem Hute (πῖλος) des Odysseus. Dieser Grund verschwindet uns indefs, wenn wir den alterthümlichen Stil der beiden Reliefs vergleichen, mit den sehr glaubwürdigen, durch die andern Kunstwerke bestätigten und von dem Französischen Archaeologen selbst gründlich erörterten Nachrichten, dafs erst ein späterer Maler (Apollodoros, oder lieber Nikomachos) den Pilos als Attribut des Odysseus eingeführt habe. Unsere Figur hat aber überhaupt Nichts von einem Heros, sondern nur Attribute, welche von Jagd und Gymnastik hergenommen sind. Der Jagd gehört der Hund an, welcher an der Orchomenischen Stele von dem Manne mit einer Heuschrecke gefüttert wird; merkwürdig dafs bei dem Oskischen Denkmal dieser Gegenstand fehlt, und dessen ungeachtet die dadurch bedingte Haltung der Hand ganz dieselbe bleibt. Ein gymnastisches Attribut dagegen ist das runde Gefäfs, welches die linke Hand der Campanischen Figur hält, Raoul-Rochette nimmt dies für eine Granate, womit der Riemen nicht stimmt, vermittelst dessen der bezeichnete Gegenstand an dem Handgelenke hängt; der Rec. meint darin deutlich das Oelgefäfs λήκυθος, ὄλπη, *ampulla*, zu erkennen, welches in derselben Form, oft auch mit Strigilis und Schwamm verbunden und grade eben so an der Hand hängend auf Vasengemälden oft gefunden wird. (Letronne *Annonce contenue dans un papyrus Grec. Extrait du Journal des Savans.* 1833. p. 16 ff.) Da nun Figuren von Jünglingen und Männern, auf einen Stab gelehnt, mit Attributen von Gymnastik und Jagd, auf Vasen häufig in den kleinen Tempelchen stehend gefunden werden, in denen man — nach manchen frühern Mifsgriffen der Auslegung — jetzt Heroa oder Grabdenkmäler erkennt: so wird man wohl auch zugestehen, dafs die Figur der beiden Stelen am einfachsten und natürlichsten für den Todten selbst als ἥρως zu nehmen sey.

Eine andere Vermehrung der bekannten Denkmäler des altgriechischen Stils würde durch Publication mancher Bronzefiguren zu gewinnen seyn, wie sie auch in Deutschen Sammlungen, z. B. in Arolsen vorkommen. Doch werden diese in der Regel für Etruskische Arbeiten, aus Italischen Nachgrabungen hervorgegangen, zu nehmen seyn. Unter diesen *Tyrrhenis sigillis* behauptet eine vorzügliche Stelle die Bronzefigur des Tux'schen Cabinets in Tübingen, welche in Schorn's Kunstblatt 1825. Taf. 1. N. 6 ff. (und besonders abgedruckt b. Cotta) von Herrn Grüneisen herausgegeben und ausführlich beschrieben und erklärt worden ist. Die Stellung der Figur und die Haltung der Arme führt darauf, dafs sie ursprünglich zu einem Wagen gehörte und ein Gespann von Rossen lenkte; dafs sie aber einen Amphiaraos vorstellten, der seine Pferde auf dem Unglückszuge nach Theben anhielt, ist zwar ein sinnreicher und gefälliger Gedanke, für dessen Begründung es jedoch an hinlänglichen Anhaltspunkten fehlt.

Weniger, als um die Erklärung und kunstgeschichtliche Benutzung erhaltener Denkmäler, hat man sich in der letzten Zeit um die durch literarische Forschung zu gewinnende Geschichte und Chronologie der Künstler bemüht. Indessen gehört der Künstlergeschichte dieser Periode eine Abhandlung von Welcker in Schorn's Kunstblatt vom Jahre 1830. St. 49. über den Attischen Daedaliden Endoeos und eine andere desselben Gelehrten in den Hyperboreisch-Römischen Studien, Th. I. S. 262., über das Zeitalter des Gitiadas an, über welche einige Bemerkungen an diese Stelle gehören. Welcker erneuert die ganze, in neuerer Zeit von Hirt, dem Rec., Schorn, Thiersch und Sillig geführte Untersuchung, und führt sie zu einem, mit den Meinungen aller dieser Archaeologen streitenden Resultat, dafs nämlich Gitiadas wirklich die Dreifüfse gearbeitet habe, welche die Lakedaemonier nach dem ersten Messenischen Kriege, also gleich nach Olymp. 14, 1., nach Amyklä geweiht hatten. Der Rec. gesteht nun gleich, dafs er seine frühere Meinung, nach welcher aus Pausan. IV, 14, 2. mehrere Zeilen herauszuwerfen seyen, aufgegeben hat, seit ihm die Emendation von Clavier und Jacobs an der Stelle III, 18, 5., δεκάτῃ für δέκα, bekannt geworden, indem dadurch die Hauptschwierigkeit entfernt wird. Aber wie steht die Sache nun? Pausanias spricht jetzt an einer Stelle von drei alten Tripoden in Amyklä, welche Gitiadas und Kallon gearbeitet, und erzählt in einer andern mit grofser Bestimmtheit, was er in jener ersten noch nicht so klar ausspricht, dafs alle drei Weihgeschenke von jenem Messenischen Kriege seyen. Dafs dies in Bezug auf Kallon's Dreifufs ein Irrthum ist, erkennt Welcker selbst an, da Kallon von der sechzigsten Olympiade nicht wohl loszureifsen ist, aber sucht doch den Gitiadas der frühern Periode zu vindiciren. Ist es aber nicht natürlicher, die drei Dreifüfse, welche Pausanias als gleichartig beschreibt, ohne irgend etwas von einer verschiedenen Arbeit derselben anzudeuten, zusammenzulassen, und den Anachronismus, der einmal zugestanden werden mufs, für alle auf gleiche Weise gelten zu lassen. Doch kann bei dieser Wahrscheinlichkeits-Frage die Wagschaale immer noch sehr zu schwanken scheinen, und die eigentliche Entscheidung würde erst durch eine historische Erörterung herbeizuführen seyn, nach der uns noch immer die Dreifüfse des Gitiadas besser in das Zeitalter nach als vor der Samischen Schule von Erzbildnern gesetzt zu werden scheinen. —

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Junius 1835.

Uebersicht der *Griechischen Kunstgeschichte* von 1829—1835.

(*Fortsetzung von Nr.* 102.)

Ueber einen Künstler aus der letzten Zeit der altgriechischen Kunst, den Aegineten Onatas, hat Rathgeber, in der Hallischen Encyclopädie, Sekt. III. Th. III. 1832. S. 110 ff. einen sehr ausführlichen Aufsatz geschrieben. — Wir gedenken an dieser Stelle noch in aller Kürze der Nachträge, durch welche nach Welcker, auch J. M. Schultz in Jahns Jahrbüchern für Phil. u. Paed. 1829. Bd. III. H. I. Osann in Schorn's Kunstblatt 1829. S. 330. 1832, P. 293. und mit dem gröfsten Apparat gesammelter Notizen Raoul-Rochette *Lettre à Mr. Schorn. Paris* 1832. (*Extrait du Bulletin universel des sciences, cahiers de juin, juillet, août, septembre* 1831. Sekt. VII.) den *Catalogus artificum* von Sillig zu vervollständigen gesucht haben. Die letzte Schrift zerfällt in die Abtheilungen: §. 1. *Noms d'artistes employés à la fabrication des Vases peints* (besonders von Volcentischen). §. 2. *Noms de graveurs en pierres fines.* §. 3. *Additions à la liste générale des Artistes dressée par* M Sillig. Es liegt in der Natur der Sache, dafs, so nöthig und nützlich diese Supplemente auch sind, doch die chronologische Künstler-Geschichte durch diese blos von Denkmälern entnommenen Namen nur hie und da einen kleinen Zuwachs erhalten kann.

Die Geschichte der Steinschneidekunst bei den Griechen ist in den letzten fünf Jahren durch keine bedeutende Arbeit gefördert worden, und nur die schon oben erwähnten, von Herrn Thom. Cades zu Rom verfertigten *Impronte gemmarie dell' Instituto*, von denen vier Centurien in unsern Händen sind, haben uns mit einem neuen Vorrath, auch alterthümlicher Arbeiten in dieser Gattung bereichert, welche indefs sämmtlich Etrurien angehören, und von der Meisterschaft der Steinschneider dieses Landes in mikroskopisch feiner und scharfer Arbeit den höchsten Begriff geben; sie laden, — da bisher nur ein kurzes, jedoch mit grofser Sorgfalt abgefafstes Verzeichnifs derselben von Gerhard in den *Bulletini dell' Inst.* 1831 p. 105. und 1834. p. 113 ff. und ein Ueberblick über den Inhalt der beiden ersten Centurien von E. B. im Archaeol. Intelligenzblatt 1833 N. 7. 8. erschienen ist, — vielfach zur weiteren Forschung ein.

Um desto gröfsere Fortschritte macht jetzt beinah in jedem Jahre die Münzkunde, und darunter ganz besonders die Kenntnifs der ältern Griechischen Städtemünzen. Die Numismatik wird bekanntlich meistentheils als ein besonderer und getrennter Zweig der archaeologischen Studien geübt, und nicht ohne Grund, da die unendliche Menge und Mannigfaltigkeit der Gegenstände und ihre besondere Art eigenthümliche und langfortgesetzte Vorstudien verlangen, ehe eine Kennerschaft darin erreicht werden kann. Auf der andern Seite ist indefs die Hineinziehung der Numismatik in die Kunstgeschichte, wie in die politische, besonders auch in die Handelsgeschichte, diesen Fächern eben so nöthig, wie hinwiederum manche in der Numismatik eingewurzelte Irrthümer verschwinden müssen, wenn die vorgeschrittene Kenntnifs der Griechischen Staaten-, Kunst- und Bildungsgeschichte daran gehalten wird. An dieser Stelle kann nur blos in kunstarchaeologischer Beziehung von alten Münzen die Rede seyn: in welcher in dem letzten Lustrum etwa folgende Werke Auszeichnung verdienen: *Mionnet Description des médailles antiques, Supplément* T. V. 1830. (*Bithynie, Mysie, Troade*). T. VI. 1833. (*Aeolie, Ionie, Carie* — das classische Repertorium aller Griechischen Münzen, worin Alles, was dem Herausg. bei seinen ausgedehnten Verbindungen bekannt wird, seine Stelle findet); *Description des médailles antiques du Cabinet du feu M. Allier de Hauteroche, avec seize planches gravées: précédée d'une notice et accompagnée des notes archaeologiques par M. Dumersan. Paris* 1829. 4. (ein von Allier de Hauteroche selbst verfertigtes, aber keineswegs kritisch vollendetes Verzeichnifs); *Nummi veteres civitatum, regum, gentium et provinciarum, Londini in Museo Rich. Payne Knight asservati, ab ipso ordine geographico descripti. Lond.* 1830 4. (ein sehr unbefriedigendes Verzeichnifs, welches die *Trustees* des Bri-

Britischen Museum, welchem Payne-Knight seine reiche und schöne Sammlung vermacht, nicht auf diese Weise hätte herausgeben sollen; s. die Recension von Millingen, *Annali dell' Instit.* V. IV. p. 353.); *Ancient coins of Greek cities and kings from various collections principally in Great Britain; illustrated and explained by J. Millingen,* 1831. 4. mit fünf Kupfertafeln (eine Auswahl von interessanten und wichtigen Münzen, mit der gesunden Kritik und der ausgebreiteten Sachkenntnifs erläutert, die man von Millingen gewohnt ist). Auch dürfen wir in die Reihe dieser Werke noch folgendes: *Voyage dans le Macédoine, contenant des recherches sur l'histoire, la géographie et les antiquités de ce pays, par M. E. M. Cousinéry* 2. T. in 4., aufnehmen, da die Mittheilungen und Untersuchungen über Münzen, namentlich über die Makedonischen von dem ältern Alexander und Alexander dem Grofsen, die der Chalkidier, der Bisalten zu Ossa, der Orte Lete und Orrheskos in denselben Gegenden, so wie Neopolis, Philippi und Traelium, den bedeutendsten und lehrreichsten Theil des Werkes bilden. Dazu kommen mehrere Abhandlungen numismatischen Inhalts in den Schriften des *Instituto di corr. arch.* von Raoul-Rochette, dem Herzog von Luynes und Andern, auf welche wir an passendem Orte wieder zurückkommen werden; so wie die Abhandlung von Millingen in den *Transactions of the Royal Society of Literature of the United Kingdom.* V. I. P. II. (1829.) X. über die Zeit einiger Münzen von Zankle oder Messana, deren Ergebnifs zwar mit Thukydides bestimmter Angabe über die Entstehung des Namens Messene streitet, aber leicht so umgeändert werden kann, dafs es damit übereinstimmt, s. Göttinger Gel. Anz. 1830. S. 380. (Die schönen Abhandlungen in V. I. P. I. über die Münze von Metapont, Ἀχελῴου ἆθλον, und die Thessaliche Münzstätte Kierion, sind schon 1827 erschienen.) Am bedeutendsten erscheint uns die Erweiterung, welche die Griechische Münzkunde im Norden, an der Thrakischen Küste und in den benachbarten Gegenden am Flusse Strymon und Gebirge Pangaeon erhalten hat. Alle oben genannte gröfseren Werke, so wie das 1828 von Cadalvère herausgegebene (*Recueil de médailles Grecques inédites*) liefern Beiträge dazu. Die frühzeitige Metallgewinnung in diesen Gegenden hat bewirkt, dafs hier auch von barbarischen Völkern viele, zum Theil sehr grofse und schwere Silbermünzen in alterthümlichem Stile geschlagen worden sind. Als Prägorte solcher Münzen sind bereits Lete in Mygdonien, Ossa in Bisaltien, und Orrheskos oder Oreskos (*ΟΡΡΗΣΚΙΟΝ, ΩΡΗΣΚΙΩΝ* steht auf den Münzen) sicher gestellt; das letzte wird man in derselben Gegend unweit des Strymon zu suchen haben, in welcher die beiden ersten liegen: indem die Meinung mehrerer neuerer Numismatiker, dafs diese Münzen der Landschaft Orestias im obern Makedonien angehören, so wie die Annahme von Millingen, dafs sie aus Orestias am Hämus, später Hadrianopolis genannt, herstammen, auf eine ganz willkürliche Voraussetzung hinauslaufen. Warum sollte nicht in dieser Gegend, deren Geographie wir so wenig kennen, ein Ort Orrheskos existirt haben, dessen Namen mit dem von Drabeskos oder Daraveskos, Oeskos, um von den noch häufigeren Formen wie Doriskos zu schweigen, in deutlicher Analogie steht? Sehr begierig mufs man auf die von Millingen verheifsene Publication einer Münze des *ΗΔΟΝΕΟΝ ΒΑΣΙΛΕΥΣ ΓΕΤΑΣ* seyn, die mit einer schon herausgegebenen von Orrheskos das ungewöhnlich grofse Gewicht gemein hat. Dafs übrigens diese Thrakischen Orte, wie jetzt von Mehrern angenommen wird, die Kunst des Prägens und Münzens auf eine ihnen eigenthümliche Weise und nach eignen Erfindungen geübt hätten, ist schwer zu glauben, sondern man wird, sowohl nach dem sonst bekannten Bildungs-Verhältnifs der Völker, als auch nach bestimmten Beispielen, im Allgemeinen annehmen müssen, dafs diese Thrakischen Münzen nur rohere Imitationen sind von alterthümlichen Geldsorten der benachbarten Griechen. Theils kann dies Verhältnifs derselben nachgewiesen werden zu den Makedonischen, namentlich den im besten altgriechischen Stil gearbeiteten Alexander des I., wovon deutliche Imitationen mit den Aufschriften *ΒΙΣΑΛΤΙΚΟΝ* und *ΟΣΣΕΩΜ* zum Vorschein gekommen sind; theils zu den Thasischen Münzen, indem die Herkunft der zahlreichen und die allmäligen Fortschritte der Kunst vortrefflich bezeichnenden Münzen mit dem Satyr, der eine Nymphe umschlungen hält, von der Insel Thasos durch die Buchstaben *ΘΑ* auf mehrern Exemplaren völlig ins Klare gesetzt worden ist (*Mionnet Description, Supplém.* T. II. p. 545. N. 3. Cousinéry pl. 6. N. 14.). Die sichern Münzen von Lete unterscheiden sich von diesen hauptsächlich dadurch, dafs der Satyr eine Kentauren-Gestalt annimmt; dafs aber die Thasier den Letäern nachgeahmt hätten, ist ganz unglaublich: dagegen von dem metallreichen und vor Kimon so mächtigen Thasiern gewifs viele alterthümliche Münzen zu erwarten sind, auch unter den Goldstateren, von denen noch sehr viele zu den *incertis* gehören. Die Münzen, wo der Satyr die Nymphe verfolgt und am Arme festhält, sind mit Sicherheit noch keinem Orte zugewiesen; auch die auf einer der Art befindliche Inschrift *Α. ΤΑΙΝΙΟΝ* (*Cabinet d'Allier de Hauter.* pl. 4. N. 18.) hat noch keinen Aufschlufs gewährt.

Für die Kunstgeschichte werden sich die Münzen immer mehr als die eigentlichen Zielsäulen und Anhaltspunkte erweisen. Die Stufe, zu welcher die altgriechische Kunst in der Zeit des Perserkrieges gelangt war, wird hinlänglich bezeichnet durch die vortrefflichen Silbermünzen Alexander des I. (diese dem Alexander II. im J. 368 v. Chr. zuzutheilen, ist ein Einfall Cousinery's, welcher schwerlich Nachfolge finden wird), und durch die nach den Angaben der Alten erkennbaren Münzen von Anaxilaos zu Rhegion und Messana, wozu auch die oben erwähnten Messanischen mit Samischen Typen gehören,

höten. Von hier aus kann man ungefähr die frühe-ren Entwickelungsstufen abmessen. Auch die verschiedenen Behandlungsweisen und Kunststile, die in den Münzen verschiedner Gegenden wahrgenommen werden, werden sich vielleicht noch einmal in Verbindung mit verschiedenen Kunstschulen bringen lassen: doch muſs man gestehn, daſs bis jetzt darin noch wenig Zusammenhang entdeckt worden ist. Der merkwürdigen Klasse der *numi incusi* Unteritaliens, die im Ganzen der Blüthezeit von Groſsgriechenland unter den Pythagoreern angehört und für die Götterdienste und Mythen dieser Städte sehr lehrreich werden könnte, wird durch Raoul-Rochette eine besondre Bearbeitung zu Theil werden, der wir mit groſser Erwartung entgegensehn. Auch die kleine durch den Verkauf der Gosselinschen Sammlungen veranlaſste Schrift: *Notice sur les collections numismatiques de M. P. F. J. Gosselin par M. Raoul-Rochette*, Paris 1830. in 8. bezeugt die besondre Aufmerksamkeit dieses Gelehrten auf jene Partie der Unteritalischen Münzkunde.

Indem wir uns jetzt zur ältern Griechischen Malerei, die uns auf eine anschauliche Weise nur durch die Vasen bekannt ist, wenden: zieht die groſse Entdeckung der Volcentischen Gräber-Vasen, von welcher Millingen behauptet, daſs seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften kein Ereigniſs für die Archaeologie und Geschichte wichtiger gewesen sey, mit allen den Fragen, welche sich daran anknüpfen, zunächst und hauptsächlich unsre Aufmerksamkeit auf sich. Wir wollen zuerst die Literatur, welche sich darauf bezieht, möglichst vollständig und in genauer Zeitfolge aufzählen, wobei wir die Untersuchungen über die Panathenaischen Vasen, die zwar einen andern Ausgangspunkt haben, aber mit jenen mannichfach zusammenflieſsen, gleich mitnehmen. Als erste genaue Nachricht: *Bulletino dell' Inst. di corr. arch.* 1829. *Scavi Etruschi* von Ed. Gerhard p. 2 ff. und weiterhin p. 49 ff. Dann die Werke des Prinzen Lucian Bonaparte: *Catalogo di scelte antichità etrusche trovate negli scavi del Principe di Canino*, 1828. 29. Viterbo 1829. 4., ein Auszug daraus, *Annali dell' Inst.* Vol. I, p. 188 ff. vgl. *Bullet.* 1829. p. 69. *Muséum Etrusque de Lucien Bonaparte Prince de Canino*, *Fouilles de* 1828 *à* 1829. *Vases peints avec inscriptions. Viterbe* 1829. in 4. nebst 41 lithograph. Tafeln mit Inschriften. Beide Werke sind ausführlich beurtheilt von Raoul-Rochette, *Journal des Savans* 1830. *Févr. Mars.* p. 114. 177. *Vases Etrusques de Lucien Bonaparte, Pr. de Can.*; lithographirte Abbildungen, welche in Lieferungen erscheinen; über die beiden ersten s. *Bullet. dell' Inst.* 1830. p. 143. 222 ff. Nachrichten über die Vasen des Hn. Candelori, von Melchior Fossati, *Bullet. dell' Inst.* 1829. p. 75. 82. 101. Briefe des Prinzen von Canino und Ed. Gerhards über die Verwandtschaft dieser Vasen mit den Griechischen, *Bullet. dell' Inst.* 1829. p. 113 ff. Briefe von Panofka und Gerhard über einige Inschriften jener Vasen, *Bullet. dell' Inst.* 1829. p. 136 ff. Briefliche Nachrichten des Pr. Lucian über neue Auffindungen, *Bullet. dell' Inst.* 1829. p. 177. *Sui vasi etruschi o italo-greci recentemente scoperti. Osservazioni dell' abb. Gir. Amati*, im *Giornale Arcadico* 1829. *Apr. Agosto* 1830. *Genn.* Kritik davon *Bullet. dell' Inst.* 1830. p. 182 ff. *Vasi Panatenaici, da Od. Gerhard*, *Annali dell' Inst.* V. II. (1830) p. 209—224. (*Monum. ined. tv.* 21. 22.) Weitere Nachrichten über Nachgrabungen in Canino, *Bullet. dell' Inst.* 1830. p. 4. Millingen *On the late discoveries of ancient monuments in various parts of Etruria*, eine 1830 geschriebene und verbreitete Abhandlung, die hernach in den *Transactions of the Roy. Society of Literature*. V. II. P. I. (1832) erschienen ist. Auszüge in Zimmermann's Schulzeitung 1831. Abth. II. N. 52 ff. und in Schorn's Kunstblatt 1831. N. 54. Ed. Gerhard *Rapporto intorno i vasi Volcenti*, *Annali dell' Inst.* V. III. (1831) p. 5—218., die vollständigste und lehrreichste Untersuchung über den Gegenstand, geschlossen im October des Jahres 1831, s. *Bullet. dell' Inst.* 1831. p. 161. Eine Beurtheilung dieses Werks in den Götting. Gel. Anz. 1832. St. 102—104, ein sorgfältiger Auszug von Welcker, mit Hinzufügung der Ansichten dieses Archaeologen, im Rheinischen Museum für Philologie, Jahrgang I. H. 2. (1832) S. 301. Ed. Gerhard *Vasi Volcenti*, *Annali* V. III. p. 221—270, eine Erläuterung der Tafeln der *Monum. ined.* 26. 27. Vorlesung des Rec. in der Götting. Soc. der Wiss. *De origine pictorum vasorum, quae per hos annos in Etruriae agris, quos olim Volcientes tenuere, effossa sunt*, 30. Julius 1831. Ausführliche Anzeige in den Göttinger Gel. Anz. 1831. St. 133., ausgezogen *Bullet. dell' Inst.* 1832. p. 98. Die Abhandlung abgedruckt mit einigen Nachträgen: *Commentation. Soc. Reg. Scient. Gotting. recentior.* Vol. VII. (1832) *class. histor.* p. 77—116. Boeckh *Prooem. Indicis lectionum Univ. Berolin. auctumn.* 1831., im Abdruck mitgetheilt *Bullet.* 1832. p. 91. *Catalogue and Account of certain Vases and other Etruscan antiquities discovered in* 1828 *and* 1829 *by the Pr. of Canino, translated by L. Dudley Stuart*, *Archaeologia Britannica* Vol. XXIII. (1831) p. 130 ff. mit Copien der Inschriften, die in einigen Punkten vollständiger und genauer sind als in dem Originalwerke. — Gerhard Nachricht über die ferneren (in Stocken kommenden) Nachgrabungen bei Volci, *Bullet.* 1831. p. 83. 86. Literarische Uebersicht über die, auch in Deutschen Zeitschriften zerstreuten Nachrichten von den Volcentischen Ausgrabungen, von Jahn, Jahrbücher für Philol. u. Paedagogik. 1831. Th. III. S. 353 ff. Gerhard Brief an Panofka (über die im *Rapporto* verhandelten Hauptfragen) *Bullet.* 1831. p. 161., mit Panofka's Antwort, *Bullet.* 1832. p. 65. Gerhard's Brief an Bunsen (eine Vergleichung der über den Ursprung der Vasen geäuſserten Ansichten), *Bullet.* 1832. p. 74. *A brief description of thirty-two ancient Greek painted vases lately found in excavations made at Vulci in the Roman territory by*

by M. Campanari (von Bröndsted). *London* 1832. in 8. Die Recension von Panofka, *Annali dell' Inst.* V. IV. (1832.) p. 363. ist zu vergleichen mit der Erklärung desselben Gelehrten *Annali* V. V. (1833.) p. 162. Bröndsted *On the Panathenaic Vases, Transactions of the Roy. Society of Literature of the United Kingdom* V. II. P. I. (1832.) IV. Dieselbe Schrift: *Mémoire sur les Vases Panathénaïques, par* P. O. Bröndsted, *traduit de l'Anglais par* J. W. Bargon. Paris 1833. 4. Creuzer Ein Alt-Athenisches Gefäfs mit Malerei und Inschrift, bekannt gemacht und erläutert. 1832. 8. (wichtig wegen der grofsen Uebereinstimmung des Gefäfses mit Volcentischen). C. Fea *Storia dei vasi fittili dipinte, che da quattro anni fa si trovano nello stato eccles. in quella parte ch'è nell' antica Etruria, colla relazione della colonia Tidia che li fece per più secoli prima del dominio dei Romani.* Roma 1832. — *Osservazioni intorno ai giuochi ginnici rappresentati sui rovesci delle amfore panatenaiche* (*Monum. ined.* tv. 21. 22.) da Giulio Ambrosch, *Annali dell' Inst.* V. V. (1833.) p. 64—89. — Hirt *Encore une observation, Annali dell' Inst.* V. V. p. 232. (über die Herkunft der Volcenter-Vasen). — Bunsen's Antwort auf den obigen Brief von Gerhard *Annali dell' Inst.* V. VI. (1834.) p. 36 — 82., eine Revision der frühern Meinungen mit dem Urtheil des Verfassers. Millingen *On the late discoveries in Etruria etc. from the Supplement to* Vol. II. *of the Transactions of the Roy. Society of Literature*, ist in besonderm Abdruck 1834. ausgegeben. Neueste Nachrichten über Volcentische Nachgrabungen und Vasenfunde liefern die *Bulletini dell' Inst.* 1834. p. 11. 49. 109. und das Archaeol. Intelligenzblatt der All. Lit. Zeitung 1834. N. 1. 4. 10. 1835. N. 3. (14) (hauptsächlich setzt Campanari seine Nachgrabungen fort). Die Schrift: *Lettera dell' cav. P. Manzi a S. E. donna Teresa De Rossi Gaetani duchessa di Sermoneta sopra le ultime scoperte fatte lungo il littorale dell' antica Etruria nello Stato pontificio. Roma* 1834. ist dem Ref. nur durch das *Bulletino* 1834. p. 77. und das *Giornale Arcadico* T. LVIII, 2. p. 241. bekannt geworden. Die sehr zerstreuten Nachrichten über Vasenfunde von Tarquinii und Caere, die den Volcentischen verwandt sind, wollen wir hier nicht zusammensuchen, indessen doch aufmerksam machen auf den ausführlichen Aufsatz: Caere und seine Ausgrabungen, von Dr. G. Kramer, im Archaeol. Intelligenzblatt 1834. N. 5. 6. Ueber die Vasen von Adria, eine ebenfalls mit der gegenwärtigen eng zusammenhängende Untersuchung, haben wir besonders eine kleine Abhandlung von Welcker, *Bullet.* 1834. p. 134 ff. und die Nachrichten von Ambrosch, Archaeol. Intelligenzblatt 1833. N. 13., anzuführen. — Einzelne Vasen sind aus den reichen Schätzen, welche von Volci stammen, in diesen Jahren bereits sehr viele herausgegeben worden: mit besonders ausgezeichneter Sorgfalt in den *Monumenti inediti dell' Instituto.* Dahin gehören T. I. tv. 8. Ulyss bei den Sirenen vorbeischiffend, erläutert von Laglandière, *Annali* V. I. p. 284. tv. 10. 11. die Vase mit Erichthonios Geschichte, erklärt von Panofka, *Annali* V. I. p. 292. Lange in einer Glückwünschungs-Schrift bei Ilgens Abgang von Pforte. — tv. 23. Tityos Tod, mit der Erklärung von Millingen, *Annali* V. II. p. 225. — tv. 24. 25. die Schaale des Sosias, mit dem von Achill verbundenen Patroklos auf der innern Seite, s. Duc de Luynes, *Annali* V. II. p. 239.; und einer Götterversammlung an der äufsern, welche verschieden erklärt wird von Lenormant, *Annali* V. II. p. 232., Welcker, *Annali* V. III. p. 424. und dem Rec., *Annali* V. IV. p. 397. — tv. 34. Astyanax Tod, zur Erklärung Schluttig, *Annali* V. III. p. 361. und besonders Ambrosch, ebendas. p. 369., abweichend Welcker, *Annali* V. V. p. 253. — tv. 35. Hektor und Achill zum Zweikampf eilend, Gerhard, *Annali* V. III. p. 380., und der Duc de Luynes, *Annali* V. IV. p. 84. tv. 39. ein Gefäfs mit Inschriften, commentirt von Welcker, *Annali* V. V. p. 235. und R. Lepsius ebend. p. 356. tv. 46. Apollon Delphinios, Panofka, *Annali* V. IV. p. 333. tv. 47. Der König Arkesilaos die Aufsicht führend bei dem Verkauf von Wolle, nach der Erklärung des Duc de Luynes, *Annali* V. V. p. 56. — tv. 51. Kampf über Achilles Leichnam, erläutert von Hirt, *Annali* V. V. p. 225. tv. 52. 53. Poseidon und Theseus, die Erklärung nach Millingen und Bröndsted, giebt Panofka *Annali* V. V. p. 362., und gleichzeitig der Rec. in dem Handbuch §. 356. Anm. 4. S. 507. 508. — tv. 54. 55. Kröses auf dem Scheiterhaufen, Duc de Luynes, *Annali* V. V. p. 257. Welcker, Rhein. Museum für Philologie Bd. II. S. 501. Millingen, *Supplement* p. 28. (Die in den ersten Blättern von T. II. publicirten Vasengemälde übergehen wir noch, da die genauern Angaben über die Herkunft von diesen uns noch nicht zur Hand sind.) Andre neuere Werke, welche Volcentische Vasen enthalten, sind: Raoul-Rochette *Monumens inédits* pl. 49. N. 1. das Urtheil des Paris, vgl. p. 260.; pl. 68, 1. Aias mit Achills Leichnam, vgl. 388.; pl. 68, 2. Aeneas mit Anchises, p. 387. Panofka, *Musée Blacas* (Livr. 1. 2. 1830., Livr. 3. 4. 1833.) pl. 19, nach dem Herausg. die drei Zeus, und Persephone's Abschied von ihrer Mutter. Inghirami *Galeria Omerica* V. II. tv. 238. 239. 254. 255. 256. 259. 260., Scenen aus der Ilias. Auch die von demselben unternommene Sammlung: *Vasi fittili*, enthält Volcentische Stücke. Die gröfste Anzahl aber findet man bis jetzt zusammen in Micali's schon öfter erwähnten *Monumenti*, wo die Tafeln von 73 bis 103 Vasengemälde und im Ganzen fast nur Volcentische bieten, wobei die Rücksicht des Herausgebers auf die Eigenthümlichkeiten des Stils uns sehr zu Statten kommt. Könnten wir nur in diese literarische Notiz auch schon Gerhard's Sammlung unedirter Vasenbilder von Volci aufnehmen, von deren Reichthum und Vortrefflichkeit die Notiz in dem archaeol. Intelligenzblatt 1835. N. 6. und manche Mittheilung an das Institut einen Begriff giebt.

(Die Fortsetzung folgt.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Junius 1835.

Uebersicht der Griechischen Kunstgeschichte von 1829 — 1835.

(Fortsetzung von Nr. 103.)

Wenn nun bereits diese Volcentischen Gefäfsmalereien den verschiedensten Zweigen der Archaeologie sehr vielen neuen Stoff zugeführt haben, namentlich durch die sehr zahlreichen Vorstellungen, theils aus der Mythologie, theils aus dem Cultus, den gymnastischen und musischen Wettkämpfen und Uebungen und dem täglichen Leben der Alten, welche hier zum ersten Male zum Vorschein gekommen sind: so ist doch das kunstgeschichtliche Interesse daran das gröfste, und die Einreihung dieser durch Behandlung des Stoffes und Charakter der Zeichnung zum Theil sehr ausgezeichneten Kunstwerke in den Zusammenhang der Entwickelung der Griechischen Kunst die wichtigste Aufgabe. Diese kann aber nicht gelöst werden ohne Entscheidung der Frage, woher diese Vasen stammen, wo sie fabricirt worden sind, und, wenn ihnen fremde Muster zum Grunde liegen, von wo diese genommen sind. Es ist leicht begreiflich, dafs diese Frage die meisten Archaeologen, welche sich auf den Gegenstand eingelassen haben, vorzugsweise beschäftigt hat, und zu einer Hauptfrage der neuesten Archaeologie geworden ist.

Indem wir nun zuerst die Volcentischen Vasen in Bausch und Bogen behandeln, und dabei besonders die im Sinne haben, welche durch die auf die Darstellung bezüglichen Inschriften in Griechischer Sprache das meiste Interesse erregt haben: so können wir die Ansichten über deren Herkunft in zwei Classen und jede davon wieder in mehrere Species eintheilen. *A.* Verfertigung an Ort und Stelle: 1) durch die von Haus aus Griechischen Tyrrhener, welche in der Zeit der Entstehung dieser Gefäfse noch in Etrurien herrschten, und erst hernach durch die Umbrischen Ureinwohner von der Herrschaft verdrängt wurden (die Meinung Millingen's); 2) durch eine Griechische und zwar Attische Colonie in Volci, welche Athenische Sitten, Sagen, Feste treu bewahrte, und auf die daher auch die Inschrift der Panathenaischen Vasen: τῶν Ἀθήνηθεν ἄθλων εἰμι, angewandt werden konnte (die Vorstellung, zu welcher Gerhard sich zuerst hinneigte); 3) etwa durch Athenische Colonisten zu Thurii, welche Olymp. 91 von da flüchtig sich nach Etrurien gewandt haben könnten (eine Hypothese von Hirt); 4) durch eine Griechische, besonders Attische, Bevölkerung, die von den Volcentischen Etruskern etwa mit den Rechten von Isopoliten aufgenommen war, und von der besonders die Vasenverfertigung und Bemahlung geübt wurde, während andre Kunstzweige in derselben Zeit bei den Etruskern einheimisch geworden waren. (Gerhard's neuere Meinung); 5) durch eine Gilde Attischer Töpfer, welche ohne Antheil am Gemeinwesen — also als Metöken — in Volci Aufnahme gefunden und bei den Etruskern den Geschmack an einer solchen Verzierung der Gräber verbreitet hatten (Welcker's Ansicht, welche auch Gerhard anzunehmen geneigt scheint). *B.* Importation: 1) unmittelbar aus dem Griechischen Mutterlande, hauptsächlich aus Athen (die erste, auf die vom Prinzen Lucian mitgetheilten Inschriften und Beschreibungen sich gründende Meinung des Ref., die diesem bei vielen Gefäfsen auch jetzt die einfachste und natürlichste scheint, wie auch Bröndsted und Creuzer derselben Ansicht zugethan sind); 2) aus Grofsgriechenland und besonders Sicilien (Raoul-Rochette, doch ist es zweifelhaft, ob dieser Gelehrte noch jetzt grade daher die Mehrzahl der Volcentischen Vasen ableitet), 3) aus einer Vasenfabrik, die bei den Chalkidischen Griechen Unteritaliens, etwa in Kyme, nach Attischen Mustern arbeitete (die spätre Meinung des Ref., die sich zum Theil auf Boeckh's Nachweisungen über den fabrikmäfsigen Ursprung der Panathenaischen Vasen gründet); 4) aus Dorischen, Attischen, Grofsgriechischen und Sicilischen Fabriken, mit einiger Beimischung einheimischer, Etruskischer, Fabrikate (das Ergebnifs der vergleichenden Bemerkungen von Bunsen, welches mit der Abkunft des gröfsten Theils der mit Inschriften versehenen Vasen aus einer Imitation Athenischer Vasenmalereien keineswegs im Streit ist).

In diesen Ansichten, so sehr sie sich auch von einander zu trennen scheinen, ist doch eine Näherung an ein gewisses Ziel, eine Bewegung, die immer kürzere Kreise um einen gewissen Angelpunkt beschreibt, nicht zu verkennen. Millingen's Ansicht wird, ungeachtet seiner eifrigen und beredten Vertheidigung, schwerlich von Solchen angenommen werden, die, unabhängig von allen Hypothesen über den Ursprung der Etruskischen Nation, eine aus den Schriftstellern und Denkmälern geschöpfte klare und bestimmte Vorstellung über den historischen Zustand Etruriens zwischen Olymp. 70 u. 100 — dies ist im Ganzen die Zeit, aus der jene Vasen stammen müssen — festhalten wollen. Die andern Archaeologen aber, welche eine einheimische Fabrik annehmen, erkennen doch an, dafs die Gräber Etruskischen Familien gehörten, deren Sprache, Sitten, Cultus von dem auf jenen Vasen herrschenden ganz verschieden war *), und dafs also diese Vasen, sie mögen von einer fremden Töpfergilde an Ort und Stelle verfertigt oder importirt seyn, in diesen Gräbern eine fremde, ausländische Waare, ein Gegenstand des Schmucks, ohne eigentliche nationale Bedeutung waren. Ist dies anerkannt, so ist der Bezirk des Zweifels und der Differenz schon sehr beschränkt und umgrenzt; und es kommt nur auf die höhere oder geringere Wahrscheinlichkeit an, ob die fremde Waare doch an Ort und Stelle, aber durch eine dem Lande fremde Gilde verfertigt seyn, oder aus Gegenden, wo diese Töpfer und Töpfmaler in ihrer Heimath waren, eingeführt worden seyn möge. Wird das Dilemma so gestellt, und so stellt es sich in der That von selbst: so wird man sich gewifs nach der letztern Seite neigen, es müfste seyn, dafs das Urtheil der Kunstkenner über die technische Eigenthümlichkeit dieser Vasen und ihre Verschiedenheit von allen anderswo gefundenen zum Gegentheil nöthigte. Wir wollen dies Urtheil mit Millingen's Worten (*Supplement* p. 16) ausdrücken: *When compared with those of Magna Graecia and Sicily, or of Greece itself, the vases of Tyrrhenia offer, in fact, peculiar characteristics of form, varnish, design, and other points, which enable a connoisseur to distinguish them with the greatest facility. Such is the opinion of Professor Gerhard, M. Panofka, the Duke de Luynes, Count Pourtalès, M. Durand and Mr. Burgon, who must be acknowledged to be competent judges. All Italian antiquaries are likewise perfectly agreed on this point, which may be therefore considered as fully established.* Lassen wir aber dies Urtheil auch in seiner vollen Kraft bestehen, obgleich es schwer ist, bei der grofsen Verschiedenheit der Volcentischen Vasen untereinander, an allgemeine *charakteristics* derselben zu glauben, nehmen wir also eine besondre, bisher unbekannte Fabrik an, aus der diese Vasen hervorgegangen seyen: so folgt doch noch gar nicht, dafs diese in Etrurien selbst gelegen habe. Auf der andern Seite darf man aber auch, wie besonders Bunsen bemerkt hat, aus gewissen Verschiedenheiten, besonders der vorherrschenden Formen der Vasen, nicht zu schnelle Schlüsse machen, indem uns ja die Vasen eines Landes nur in sofern bekannt sind als man sie in die Gräber gesetzt hat, in verschiednen Ländern aber verschiedne Gattungen dazu ausgewählt werden konnten, wenn man auch sonst im Besitz von Vasen derselben Formen war. Mehr Gewicht möchten wir auf den Geschmack legen, der in den Formen der Vasen überhaupt herrscht — darin unterscheiden sich die Volcentischen Vasen sehr bedeutend von den Apulischen und Lucanischen, sehr wenig von den Nolanischen und sonst in Griechischen Gegenden gefundnen —; auf die Eigenthümlichkeiten des technischen Verfahrens beim Bereiten des Thons, dem Brennen, Bemalen und Firnissen der Gefäfse — hierüber fehlt es noch sehr an präcisen, auf Untersuchung gegründeten Angaben über die Volcenter-Vasen —; insbesondre auf den Stil und die ganze Art der Zeichnung in Verbindung mit der Wahl der Gegenstände. Da über diesen letzten Punkt, nach den angeführten Bekanntmachungen Volcentischer Gefäfse, ein Oltramontaner noch am ehesten urtheilen kann: so wollen wir versuchen, um diesen Notizen etwas mehr Anschaulichkeit und Bestimmtheit zu geben, die Hauptclassen, in welche diese Vasenmalereien zerfallen, zu unterscheiden, wobei Gerhards *Rapporto* zum Grunde gelegt und die von Bunsen vorgeschlagne Classificirung benutzt werden kann.

I. Vasen mit alterthümlichen arabeskenartigen Malereien, dergleichen man im Italienischen Kunsthandel — bekanntermafsen ohne Grund — Aegyptische, in Sicilien (vielleicht mit etwas mehr Wahrheit) Phoenicische Vasen nennt. Diese Classe von Gefäfsen, welche bei plumpen, gedrückten Formen und einer fahlen, hellgelben Farbe des Grundes Figuren von Thieren, Ungeheuern, Pflanzen von bunter meist braunrother Farbe in einem phantastischen, mitunter orientalisirenden Stil zeigt, hat sich in Volci, wie in Campanien und Griechenland selbst, in vielen Exemplaren gefunden; der *Rapporto* giebt davon Nachricht und die dazu gehörenden beiden Tafeln der *Monumenti* einige Proben. Diese Gefäfse sind in der technischen Behandlung zu eigenthümlich als dafs man glauben könnte, sie wären überall, wo sie sich finden, verfertigt worden. Vielmehr mufs man sich, wenn man sie unter andern sieht, sagen, dafs sie einen besondern Zweig der Vasenfabrik bilden, der seine eignen Töpfer und Mahler verlangte, Hände, die an ein eigenthümliches Verfahren gewöhnt waren, und von einem eigenthümlichen Geschmack geleitet wurden. Es gab ohne Zweifel bestimmte Orte, von wo diese sog. Aegyptischen Vasen ausgeführt und weit verfahren wurden. Bunsen befafst diese Gefäfse unter dem Namen: *Fabrique et manière Doriques*, und denkt dabei

*) Mehrere Etruskische Inschriften aus den Volcentischen Gräbern hat O. Kellermann im *Bulletino dell' Inst.* 1833. p. 61. n. 47 — 50 genau publicirt. Sie gehören nicht zur ältesten Art der Etruskischen Schrift.

dabei besonders an die Sikyonisch-Korinthischen Töpferwerkstätten, indem außer dem von Dodwell bei Korinth gefundenen Gefäfs, welches in diesem Stil bemalt ist, in eben dieser Gegend, nach den Mittheilungen desselben Reisenden und Baron von Stackelberg's noch mehrere Vasen von gleicher Art, wiewohl ohne die Inschriften die jenes Gefäfs doppelt schätzbar machen, gefunden werden sind. Auch ist anzunehmen, dafs Fabriken der Art nach der Korinthischen Colonie Korkyra, die bis zum Sturz der Kypseliden mit der Mutterstadt verbunden war, verpflanzt wurden; von Korkyra aber wurde das Adriatische Meer mit Thonwaaren versorgt (Pseudo-Aristoteles *mirab. ausc.* c. 111) *); vielleicht werden Nachforschungen in Corfu selbst darüber noch mehr Licht geben. Indefs sind die Volcentischen Vasen der Art nicht alle von ganz gleicher Art; Gerhard unterscheidet bei dieser *maniera Egiziana*, wie bei den andern, eine *nolano-egiziana*, *tirreno-egiziana* und *etrusco-egiziana*. Die Nolanische Weise ist die bekannte; die sogen. Tyrrhenische unterscheidet sich, aufser einigen Nuancen in der Farbe und dem Firnifs, hauptsächlich dadurch, dafs die Vasen gröfser und von mehr zusammengesetzter Form sind, und aufser den Thiergestalten und Blumenverzierungen heroische und athletische Gegenstände darauf gefunden werden, meist mit grofser Steifheit und Armuth der Erfindung behandelt, bisweilen aber doch in einem freieren und leichteren Stile. Vgl. Micali *tv.* 93 u. 99. n. 7. Wo diese Gefäfse verfertigt worden sind, ist nicht leicht zu sagen; eins deutet durch die Inschrift Γαρυϝονις (*Rapporto* p. 175. *tav. d'agg.* II, 10., vgl. Hirt, *Annali V.* V. p. 231.) für Γηρυόνης auf einen eigenthümlichen Dorismus, und durch die Form C für Γ auf Unteritalien oder Sicilien, während auf andern Exemplaren der Art der Attische Dialekt gefunden wird (*Αταλαντι*, *Πελευς*, *Μαοφσος* für *Μόψος*, *Rapporto* p. 154). Die Etruskische Manier aber zeigt sich deutlich als halb mifslungne Nachahmung, durch plumpe Formen, matteren Firnifs wie Farbe, kurze ungestalte Figuren, oft mit Etruskischen Beiwerken in der Kleidung. Besonders bemerkenswerth ist der, für die Etruskischen Vasenfabriken überhaupt charakteristische Umstand, dafs die Vasen vor der Bemalung gebrannt und die Umrisse der aufzutragenden Figuren mit einem Griffel eingeritzt sind (*Rapporto* p. 31; doch finden sich, soviel dem Ref. bekannt, diese eingeritzten Umrisse oft auch auf schönen Vasen Unteritaliens).

II. Vasen mit schwarzen Figuren in altgriechischem Stil auf röthlich gelbem Grunde, in Campanien Sicilische, in Etrurien Etruskische genannt. Diese Gefäfse, welche offenbar im älteren Griechenland die gewöhnlichen waren, daher Gerhard sie unter dem Titel *maniera arcaica greca* aufführt, aber auch noch in spätern Zeiten für gewisse Zwecke und Darstellungen, nach Gerhard besonders für athletische, in Gebrauch blieben, bilden in Volci die zahlreichste Classe. Und zwar gehören zu dieser Art von Vasen viele von denen, die in Gegenständen, Behandlungsweise und Inschriften den entschiedensten Atticismus darlegen, aber dabei zugleich verrathen, dafs sie nicht für den Gebrauch, zu dem sie scheinbar bestimmt sind, sondern blos für den Putz von Zimmern oder Gräbern fabrikartig nach andern Originalen verfertigt sind. Hierunter begreifen wir namentlich die Panathenaischen Vasen, welche, in einer Etruskischen Stadt in so grofser Anzahl gefunden, unmöglich die Behauptung ihrer Inschrift wahr machen können, wirkliche Kampfpreise von Athen zu seyn (τῶν Ἀθήνηθεν ἄθλων), wiewohl sie in der Form der Amphore, der Pallasfigur der Vorderseite, der Darstellungen gymnischer, hippischer und auch musische Agonen, welche letztern Perikles etwa seit Ol. 84 an den Panathenäen eingeführt hatte, den Attischen Ritus und Gebrauch aufs genauste wiedergeben. Eben dahin sind ferner die Hydrophorien-Vasen zu rechnen, deren augenscheinlicher Bezug auf die Attische Sitte, das Brautbad aus der Quelle Kallirrhoe zu holen, bald erkannt, und hernach durch die Inschrift Καλλιῤῥὴ κρήνη (deren Lesung und Auslegung der Ref. an einem andern Orte begründet hat) beurkundet worden ist; wenn aber diese Vasen durch ihre Inschriften sich auf die Hochzeit eines Lysippides mit der schönen Rhodon, eines Hippokrates mit der Kyare unmittelbar zu beziehen scheinen, so kann dies doch, bei ihrem Fundort in Etru-

*) Vgl. zur Stelle des Pseudo-Aristoteles Welcker Rheinisches Museum Jahrg. I. H. 2. S. 340. auch 346. *Bullet. dell' Inst.* 1834. p. 140. Nur, bemerk' ich, darf in diesen Untersuchungen der Ausdruck Ἀδρίας ja keine Mifsverständnisse veranlassen, der bekanntlich, wenigstens seit Lysias, das ganze Adriatische Meer bezeichnet. Ἐπιδάμνιοι τὸν Ἀδρίαν οἰκοῦντες (Diodor *Exc. Vat.* VII — X. c. 20.) sind die Epidamnier in Epidamnos am Adriatischen Meer; und keine Colonie von Epidamnos in Adria daraus zu schliefsen. — Auch Κερκυραῖοι ἀμφορεῖς· τὰ Ἀδριανὰ κεράμια, bei Hesych, ist, nach Anleitung der Stelle des Pseudo-Aristoteles, so zu verstehn, dafs die Kerkyräischen Amphoren am ganzen Adriatischen Meer verbreitet waren, und davon gewöhnlich Ἀδριανὰ κεράμια genannt wurden. Aristoteles selbst aber fasse ich so, dafs nach dem Markte von Delphion am Ister von der einen Seite die berühmten Weine von Lesbos, Chios und Thasos, von der andern, aus dem Adriatischen Meer, die Kerkyräischen Amphoren (zu weiterer Verführung eben dieser Weine) gebracht wurden. Darnach ist denn auch in der Stelle des Plinius *N. H.* XXXV, 46. *Haec quoque (terrena vasa) per maria terrasque ultro citroque portantur, insignibus rotae officinis... Cois laus maxima, Adrianis firmitas*, der Ausdruck *Adriana* für den Handels-Namen einer Art von Geschirren zu nehmen, die, ursprünglich von Korkyra aus, sich am ganzen Adriatischen Meer verbreiteten. Freilich bleibt noch der andre Weg für die Combination dieser Zeugnisse, dafs man nämlich Ἀδριανὰ κεράμια als Bezeichnung der Herkunft, Κερκυραῖοι ἀμφορεῖς als Handelsname dieses Geschirrs nähme, etwa weil sie die Griechen über Korkyra erhielten. Diesen hat Letronne in den schon angeführten *Observations sur les noms des vases Grecs* p. 17 eingeschlagen: aber es ist doch wohl natürlicher, das unbestimmte Ἀδριανὰ κεράμια für eine solche Handelsbenennung zu nehmen, als das genaue und bestimmte Κερκυραῖα oder Κερκυραῖοι ἀμφορεῖς. Was aber die Meinung anlangt, dafs Ἀδριανὰ κεράμια hauptsächlich den Italischen Wein bezeichne, den man von daher empfing (wie man in Athen Θάσια κεράμια, und nach Demosthenes auch Μενδαῖα und Κῷα κεράμια in diesem Sinne sagte): so nöthigt dagegen Plinius Stelle uns, die *Adriana* wirklich als eine besondre

Etrurien, nicht anders verstanden werden, als daſs Attische Hydrien, welche wirklich für jene Hochzeitgebräuche verfertigt waren, fabrikmäſsig für den Verkauf nachgemacht worden sind. So unvollkommen auch unsre Kunde des Inhalts der Attischen Gräber noch ist: so treten doch schon manche interessante Vergleichungspunkte hervor, wie z. B. der in Volci häufige Gegenstand würfelspielender Heroen (*Rapporto* p. 35. 133. *tv.* 26, 2), die auf einem neuerdings gefundenen Gefäſse Achill und Aias heiſsen (Archaeol. Intelligenzblatt 1834. Nr. 10. S. 74), auch auf einer in Attica selbst gefundenen, der Sammlung von Révil in Paris angehörenden Vase in demselben alterthümlichen Stile nachgewiesen worden ist. *Bullet. dell' Inst.* 1831. p. 95. Kurz, die groſse Masse der Volcentischen Vasen dieser Classe weist auf eine Fabrik hin, die genau nach Attischen Mustern arbeitete, wiewohl sie nach Athen selbst zu setzen grade die Panathenaischen Preisvasen am wenigsten gestatten wollen. Sonst möchte man in der That oft schwören, daſs diese Volcentischen Vasen nur in Athen selbst ihren Ursprung erhalten haben könnten; selbst ein Zug wie der, daſs der geistreiche Künstler Exekias, dessen groſsartiges Bild von Dionysos auf dem Tyrrhenerschiffe Inghirami *Gal. Omerica tv.* 259. 260. herausgegeben hat, auf einer andern ebenfalls alterthümlichen Vase sich durch einen guten Trimeter:

Ἐξηκιας ἔγραψε κἀπόησέ με

namhaft macht, wie Welcker bemerkt hat, ist ein Zug, der einem Athener ähnlicher sieht, als einem Kymäischen oder Nolanischen Fabrik-Maler. Darum indessen diese ganze vielumfassende Classe der Vasenmalereien mit schwarzen Figuren *fabrique et manière Attiques* zu nennen, wie Bunsen vorschlägt, möchte noch einiges Bedenken haben: so viel Ref. bekannt, sind die in Aegina aus einheimischen Nachgrabungen gesammelten Vasen groſsentheils von eben dieser Art, und doch litten die Aegineten — so lange sie frei waren — keine Einfuhr Attischer Töpferwaare. Auf den Volcentischen Vasen dieser Classe sind indeſs Spuren des Dorismus in den Inschriften sehr selten, wie *Λαδάμας* (*Rapporto* n. 805), *Κλύτιος* mit dem Koppa auf der Vase in Lucian Bonaparte's *Muséum Etrusque* n. 530., *CLYPOΣ* für *Γλαυκος* und *LEOΔOPOΣ* für *Λεωδοκος* auf der Vase mit dem Tod des Achill (*Monum. ined. tv.* 51), die auch sonst in Schrift und Stil der Zeichnung nicht Attisch ist. Sonst ist Sprache und Schrift durchaus die vor dem Archon Eukleides in Athen herrschende; von den neuern Ionischen Buchstaben kommen, so viel ich finden kann, keine Beispiele auf den Vasen mit schwarzen Figuren, nur einige auf denen mit hellen vor. Sehr bedeutend aber entfernt sich von den übrigen Vasenbildern der archaischen Manier die Gattung, welche Gerhard (*Rapporto* p. 21 ff.) *arcaica tirrena* nennt, und in *tirrena rozza* (*Monum. ined.* 26, 1) und *affettata* (27, 5) theilt, von welcher letztern wir durch Micali *tv.* 75 bis 78 eine genügende Reihe von Beispielen erhalten haben. Auf diese Blätter wird als Probe der *affettata maniera arcaica tirrena* auch in dem *Bulletino* von 1834. p. 141 hingewiesen, wo wir zugleich erfahren, daſs Stücke ganz von derselben Art auch in Adria gefunden worden sind. Diese Manier läſst sich durch Armuth von Motiven in der Zusammenstellung der Figuren, übertriebne und unnatürliche Zeichnung der Körper, spitze Gesichtsformen, mühsamen Fleiſs in der Auszierung der Gewänder, nur unvollkommen andeuten; ihre Eigenthümlichkeit wird sich indeſs Jedem, welcher Micali's Blätter zu Gesicht bekommt, sehr bestimmt einprägen. Die Herkunft dieser Vasen ist unbekannt und um so schwerer auch nur im Allgemeinen zu bestimmen, weil diese Vasen, nach denen bei Micali zu urtheilen, weder bestimmte mythische Geschichten darstellen noch auch mit Inschriften versehen sind. Nur eine unter denen bei Micali, welche sich auch sonst vor den übrigen auszeichnet, nennt einen Töpfer Amasis als ihren Verfertiger: ein Name, welcher aus Gastverbindungen mit Aegypten herstammen muſs, wie der Name Psammetichos, der in Korinth in Periander's Familie vorkommt. Doch ist dieser Classe auch die schon oben erwähnte Arkesilaos-Vase (*Monum. ined. dell' Inst. tv.* 47. Micali *tv.* 97) verwandt, welche Gerhard sonst zur *maniera tirreno-egiziana* rechnet. Den Dorischen Ursprung dieser Malerei bezeugt schon die Form des Namens *Ἀρκεσιλας*, auch *φυλακος* ist wenigstens nicht Attisch. Und daſs unter Arkesilas wirklich einer der Fürsten dieses Namens in Kyrene zu verstehen sey, dafür sprechen die Africanischen Thiere, welche umher angebracht sind, namentlich der Affe auf der Wage; auch die halbbarbarische Tracht und die ägyptisirende Gestalt des Scepters. Sonst ist noch sehr Vieles in diesem merkwürdigen Vasengemälde dunkel, und selbst die Beziehung auf einen Verkauf von Silphion oder (dem Ansehn nach) von Wolle zweifelhaft; indem eine von Hn. Hofr. Heeren mir mitgetheilte Idee, deren weitere Entwickelung sehr zu wünschen ist, daſs hier, nach dem Muster Persischer und Aegyptischer Darstellungen, die Tribute, welche die unterworfenen Libyer vor dem Throne eines kyrenäischen Fürsten niederlegen, vorgestellt werden, gewiſs sehr viel Ansprechendes hat. Auch in dieser Classe von Vasen findet Gerhard eine Etruskische Gattung, welche die Eigenthümlichkeiten Etruskischer Arbeit, namentlich die eingeritzten Umriſslinien, bald mit roherer bald mit fleiſsigerer Arbeit verbunden, zeigt (*maniera etrusco-arcaica rozza* und *diligente*); einmal kommen auch einige Etruskische Schriftzeichen, am Rande einer Vase, dieser Bestimmung zu Hülfe. Beflügelung von Gottheiten, wie wenn Hermes groſse Schulterflügel hat (Micali tv. 85, 3) oder Ganymedes (auf einer Vase der folgenden Classe, *Rapporto* n. 248), können auch zur Annahme Etruskischer Fabrication ein Motiv abgeben, wiewohl auch echt Griechische Künstler Manches in der Art gewagt haben. Vgl. Bunsen S. 49 ff.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Junius 1835.

Uebersicht
der
Griechischen Kunstgeschichte
von 1829—1835.

(*Fortsetzung von Nr.* 104.)

III. Vasen mit hellen Figuren auf schwarzem Grunde, deren Zeichnung die Fortschritte erkennen läfst, welche die Griechische Kunst etwa von den Perserkriegen an gemacht hat. Diese Vasen bilden unter den Volcentischen eine zahlreiche und die interessanteste Classe, indem sie weniger stehende Manier, und mehr wahrhaftes Kunstbestreben und Fortarbeiten auf verschiednen Wegen zeigen. Die Grofsartigkeit der Polygnotischen Zeichnung, der kleinliche Fleifs des Dionysios von Kolophon, die Grazie des Zeuxis lassen sich, wenn überhaupt in Vasengemälden, in den Volcentischen wiedererkennen; die *Monumenti inediti* des Instituts geben dazu hinlängliche Belege. Von den Nolanischen, die in Nola selbst gearbeitet wurden (Gorgiulo bei Bunsen S. 55. 72), mit denen diese Volcentischen sonst viel gemein haben, unterscheiden sie sich doch offenbar dadurch, dafs in ihnen weit mehr die älteren Stilarten vorwalten, von der eleganten Flüchtigkeit und handfertigen Eile dagegen, womit die Nolanischen gröfstentheils gemalt sind, wenigstens in den herausgegebnen Vasenbildern aus Volci noch keine Beispiele vorliegen. Noch vielmehr aber trennen sie sich im Stil der Zeichnung wie in den Gegenständen von den Apulischen und Lucanischen Vasenmalereien, welche der letzten Periode dieses Kunstzweiges, etwa um Pyrrhus Zeit, angehören; zwischen diesen und den Volcentischen Vasen müssen Jahrhunderte dazwischen liegen. Damit stimmt das paläographische Moment der Inschriften aufs beste überein, indem auch auf diesen Gefäfsen, mit wenigen Ausnahmen, nur die Attischen Buchstaben, wie sie vor dem Archon Eukleides üblich waren, gefunden werden; die wenigen Ausnahmen aber nöthigen nicht einmal über diese Epoche hinabzugehn, da Privatleute in Athen (wie namentlich Euripides) sich schon während des Peloponnesischen Krieges der langen Vocalzeichen aus Ionien bedienten. Der Atticismus tritt auch bei der grofsen Mehrzahl dieser Vasen in der Wahl der mythischen Gegenstände, wie in der Behandlung der Scenen des Lebens *), in den Namen der dargestellten Personen, wie in Dialekt und Schrift, hervor. Das Creuzer'sche Gefäfs, welches aus Attica stammt, würde gewifs unter Volcentischen gefunden für gleichartig gelten, sowohl in Betracht seiner Inschriften (*Ηιλινος ἐποιεσεν* und *Φσιαχς εγραφσεν*), als auch der Gegenstände, eines Jünglings, der nach Ablegung der Kleider im Gymnasium sich Oel aus dem Lekythos in die hohle Hand giefst, und auf dem Revers einer tanzenden und Krotalen schlagenden Maenade, dergleichen Scenen auf den Vasen von Canino so häufig sind. Nur mufs man, was Sprache und Schrift anlangt, die ungebildeten, illiteraten Topfmaler wohl von den Grammateis des Staats unterscheiden, welche die öffentlichen Urkunden eingruben; auf jene, die zum Theil selbst Metoeken seyn mochten, konnte, bei der schon von Xenophon gerügten Dialectvermischung in Attika, mancher fremde Rede- und Schreibweise sich Einflufs verschaffen, welche die öffentlichen Denkmäler von sich abwiesen. So werden die Formen *ΛEGPΛ* (s. Archaeol. Intelligenzblatt Nr. 10) und *KPOEΣOΣ Monum. inediti tv.* 54, die wohl Mancher für Kalisch nehmen könnte, vielmehr für Boeotismen zu achten seyn; in Boeotien schrieb man für *AI* und *OI* in früherer Zeit *AE* und *OE*

*) In einer nahen Beziehung zu Athenischen Sagen und Vorstellungen stehen offenbar auch die Darstellungen würfelspielender Heroen, die auf den Vasen von Volci so häufig sind (Gerhard, *Annali dell' Inst.* V. III. p. 183). Panofka hatte bei einem ähnlichen Bilde auf einer Nolanischen Vase an Eurip. Iphig. Aul. V. 190 ff. erinnert, wo Protesilaos und Palamedes Würfel spielen. Aber auf einem neuerlich gefundnen Gefäfse von Volci hat man die Namen Achilleus und Aias gefunden, von denen der eine *TPIA*, der andre *TEΣAPA* in Bezug auf die geworfenen Würfel ausruft. S. Archaeol. Intellig. 1834. Nr. 10. Dies erinnert sehr an den Vers, der bei Aristoph. Frösch. V. 1457. vorkommt: *βέβληκ' Ἀχιλλεὺς δύο κύβω καὶ τέτταρα*, d. h. Ach. warf zwei Würfel mit der Eins, den dritten mit der Vier (*Souteri Palamedes* l. l. c. 28). Unter den vielen Nachrichten über den Urheber des Verses scheint die am glaubwürdigsten, dafs er einer Scene in Euripides Telephos angehörte, die der Dichter hernach bei einer Diorthose dieses Drama's weggelassen hat. S. Matthiae *Eurip. frgm. Teleph.* 3.

OE (Boeckh *Corp. Inscr. Graec.* n. 1599. 1647) und erst später H und Y. Eine Dorische Herkunft, und zwar wahrscheinlich aus Sicilien, legt das in *Monum. ined. dell' Inst. tv.* 8 herausgegebne Gefäfs mit Odysseus Fahrt bei den Sirenen durch die Beischriften *Ημιεροπα* und *Ολυσευς* (vgl. Annali V. IV. p. 377) deutlich dar; und auch die Zeichnung ist bei diesem Gefäfs von allen den Vasenbildern, die auf Athen zurückweisen, sehr verschieden, viel roher und nachlässiger. Die Tyrrhenische Gattung aber, welche Gerhard auch in dieser dritten Classe als eine besondre unterscheidet (*maniera perfetta, disegno tirreno*) ist wohl nichts anders als eine Uebergangsform aus dem archaischen Stil in den vervollkommneten, welche beiden mitunter selbst an derselben Volcenter-Vase getroffen werden (*Rapporto* p. 29), indem als charakteristische Merkmale derselben nur die harte Zeichnung, die spitzen Formen der Gesichter, die kurzen Proportionen und regelmäfsig gelegten Falten angeführt werden. Beispiele geben die *Monum. ined. tv.* 26, 3. 27, 24. 40. 41., besonders gehört hieher die Schale des Sosias (*Monum. ined. tv.* 24. 25.), insbesondre die Figuren an der äufsern Seite. Der Ref. kann in der verschiednen Behandlung der beiden Bilder dieser Vase nichts anders als ein Beispiel sehen, wie ein Künstler, der in dem Hauptbilde, dem Achill und Patroklos, auf eigenthümliche Weise nach genauer Nachbildung der Natur strebte, in einer Nebendarstellung sich mit einer herkömmlichen, alterthümlich steifen Manier begnügte. Grade diese Vasen sind es, nach Gerhard's Zeugnifs, auf denen die Künstler sich häufig nahmhaft machen; dies geschieht aber immer in einer Schrift und in sprachlichen Formen, welche gradezu Attisch sind (wie *Ανδοκιδες εποιε* und *εποιεσεν*). Viel sicherer ist der Unterschied, welchen Gerhard durch die Etruskische Manier der Vasen mit hellen Figuren bezeichnet, und der sich durch schlechte Technik, besonders durch blassen oder nicht festsitzenden Farben-Auftrag, so wie durch die schon oben erwähnten eingeritzten Umrisse, kund giebt. Dafs wir völlig auf dem rechten Wege sind, wenn wir diese Vasen einheimischen Fabriken zueignen, zeigt auch hier das Hinzutreten von Inschriften; indem grade ein Gefäfs von dieser Manufactur, aufser dem Namen des Etruskischen Eigenthümers *Arnthe* am Henkel, auch die Heroen des Vasenbildes wenigstens in halbetruskischer Sprachform und Schrift (*Πελε, Αχολε, Χιρον*) bezeichnet; wie auch alle andern Gefäfse, auf denen Etruskische Namen stehn, eine rohe, wenig geübte Technik zeigen. (Die Inschrift, welche für *καλη Mukathesa* genommen worden ist, ist nach Kellermann's und Bunsen's Bemerkung, p. 50, doch besser ganz Etruskisch, *kape Mukathesa*, zu lesen.) Am interessantesten sind die beiden grofsen Beugnot'schen Vasen, welche nach den frühern Notizen im Archaeol. Intelligenzblatt 1833. Nr. 6 und von Bunsen S. 55. 81. das Institut im zweiten Bande der Monumente tv. 8 u. 9 publicirt hat. Auf der einen stürzt sich Aias in sein Schwerd und vertheidigt sich Aktaeon gegen seine Hunde, jener in Etruskischer Schrift *AIFAΣ*, dieser *ATAIVN*. (Andre lesen hier ein *O* für *V*, welches besser zur übrigen Schrift stimmt). Auf der andern befinden sich Darstellungen aus dem Trojanischen Kriege, aber von so ungeschickter Auffassung, dafs man sie kaum wird enträthseln können, und ohne die beigeschriebnen Etruskischen Namen: *AIFAS* (Aias) und *ΠENTASILA* (so heifst Penthesileia auch auf einem neuerlich gefundenen Etruskischen Spiegel, Archaeol. Intelligenzblatt 1835. Nr. 3. (14) gar nicht einmal wüfste, dafs von diesen Personen hier die Rede sey. Eine andre Beischrift *Hinthia* (oder *Finthia*) *Turmucas* scheint keine Heroine, sondern eine Etruskerin zu bezeichnen. Die merkwürdigste Figur ist der Etruskische Todes-Daemon, *Charu*, sonst *Charun* genannt, neben dem Aias; dadurch bekommt die ganze Vorstellung noch mehr Aehnlichkeit mit den Bildwerken der Etruskischen Aschenkisten, an die diese Vasen auch sonst durch die freie, leichte, aber dabei rohe und handwerksmäfsige Zeichnung erinnern. Eben so schliefsen sich zwei bei Bomarzo gefundne Vasen durch die Erscheinung des bösen Genius der Etrusker an jene Urnen-Reliefs an. S. E. Gerhard, *Bulletino dell' Inst.* 1834. p. 12. Von allen Vasen mit Etruskischer Schrift scheint übrigens nicht gezweifelt werden zu können, dafs sie auch der Zeit nach bedeutend jünger waren, als die Griechischen Vasen von Volci, indem sowohl die Grotte, aus der die Vase der *Arnthe* hervorgegangen, über andern Hypogeen liegt und also offenbar später eingehauen ist (*Mus. Etrusque* n. 1499. 1500), als auch die Sepulcralkammer, woher die Beugnot'schen Vasen genommen, nur Gefäfse derselben schlechten Sorte enthält, und offenbar von neuerem Datum ist (Bunsen S. 79). Man wird dadurch zum Schlusse getrieben, dafs die Etrusker in ihrer besten Zeit sich nur mit fremden, Griechischen, Vasen versahen, ohne den Versuch zu machen sich diese, nicht so leicht nachzuahmende Technik anzueignen. Sonst würde man wohl eben so gut in Etrurien Vasen von strenger und reiner Zeichnung finden, die sich durch Etruskische Inschriften als einheimische Arbeiten kenntlich machten, wie es bei geschnittnen Steinen, Bronzefiguren und Spiegelzeichnungen der Fall ist *). Als Schlufspunkt dieser ganzen Untersuchung können endlich die beiden Vasen dienen — die einzigen ihrer Art, — welche mit Lateinischer Inschrift, die eine in Tarquinii, die andre in Volci gefunden worden sind. Jene, welche einen Amor in einem späten Stil, dem der jüngern Campanischen Vasen ähnlich, darstellt, hat

*) Nebenbei kann auch die gemalte Vase von Perugia mit Bildern, die durch die Licenz in der Auffassung des Gegenstands wie durch den Stil der Zeichnung auffallend an die spätern Spiegel-Zeichnungen erinnern, als eine Hervorbringung dieser Etruskischen Vasenmalerei — einer spätgebornen Tochter der Griechischen — in Erwähnung gebracht werden. *Annali dell' Inst. V.* II. *tav. d'agg.* G. Gerhard, Annali V. V. p. 346.

hat die Inschrift *VOLCANI POCOLOM*, diese, auf welcher die Fahrt des Odysseus bei den Sirenen-Inseln gemalt ist (Archaeol. Intelligenzblatt 1833. Nr. 6) die entsprechende: ƎECETIAI POCOLOM (nach Millingen AECETIAI). Der Gebrauch des *ai* für *ae*, wie die Form für *poculum*, deuten auf die Zeit vor dem siebenten Jahrhundert Roms, und wenn man mit diesen Inschriften auch wohl noch bis zum zweiten Punischen Kriege hinaufgehn darf, so wird man auch *c* für *g*, und vielleicht das eigenthümlich gewandte Digamma für *V* zu nehmen haben, so dafs man dann in der zweiten Inschrift eine Göttin Vegetia finden würde. Aber ein jüngeres Latein als dieses hat sich noch nirgends auf Vasen gefunden, und auch von dieser Seite müssen wir Gerhard's glückliche Combination bestätigen, dafs das Senatusconsult gegen den Bacchuscult, bald nach dem zweiten Punischen Kriege, den Vasenfabriken, die sich in Unteritalien gröfstentheils den Darstellungen aus diesem Dienst gewidmet hatten, einen solchen Stofs gegeben habe, dafs von der Zeit an die ganze Technik derselben in Abnahme und Vergessenheit kam. Dagegen scheint Lanzi's von Welcker gebilligte (Rhein. Museum f. Phil. Jahrg. I. H. I. S. 332) Erklärung eines Vasenbildes von den Spielen von Actium, die Octavian nach seinem Siege bei Nikopolis stiftete, durch den Namen Nikopolis, welcher einer Figur von sonst unbestimmter Bedeutung dort beigeschrieben ist, noch zu wenig begründet, um ein so ganz singuläres Factum — eine gemalte Vase aus Augusts Zeit — darum zulassen zu können *).

So ist denn in der That erst durch die Entdeckungen im südlichen Etrurien der Anfang einer zusammenhängenden Geschichte der alten Gefäfsmalerei gewonnen worden.

II. Blüthezeit der Griechischen Kunst.

Auch hier beginnen wir mit der Architektur, der Trägerin und Nährerin aller der übrigen bildenden Künste.

Die architektonischen Untersuchungen über die Tempel Athens und Attica's liegen, was die Hauptpunkte der Anlage und Construction derselben anlangt, vor der Periode, auf die wir uns hier beschränken, wie Stuart's Alterthümer von Athen auch in der neuen Ausgabe (1825—1827), die in Deutschland durch die bei Leske erschienene Bearbeitung von Dr. Wagner und Prof. Osann (Bd. I. 1829. Bd. II. 1831) bekannt ist, und die „Unedirten Alterthümer von Attica" (1817), ein mit aufserordentlicher Sorgfalt gearbeitetes Werk, welches durch Hittorff's französische Uebersetzung mit Anmerkungen noch nützlicher geworden seyn soll. (Lenormant, *Annali dell' Inst. di corr. arch. V.* IV. p. 245.) Indessen fehlt es nicht an Gegenständen, die auch an diesen Tempeln noch einer weitern Aufklärung bedurften und noch bedürfen, und auf die sich daher der Forschungsgeist besonders gerichtet hat, wie namentlich die Construction der Decken und der äufsern Theile des Dachs. Beim Parthenon ist überdies die innre Eintheilung der Cella durch Säulenreihen noch keineswegs so festgestellt, dafs eine allgemeine Uebereinstimmung darüber herrschte: während über den Opisthodomos, Pronaos und die damit zusammenhängenden Punkte wohl alle Zweifel und Irrungen gehoben sind. Von den Untersuchungen Cockerell's, die am meisten erwarten lassen, da auch unser verstorbener Landsmann Baron Haller von Hallerstein, seine Arbeiten mit den Cockerell'schen vereinigt hat, ist dem Ref. nur ein Grundrifs des Parthenon zu Gesicht gekommen, entschieden der beste bis jetzt publicirte, welcher sich in Bröndstedt's *Voyages et Recherches dans la Grèce, Livr.* II. *pl.* 38. befindet. Dieser giebt insbesondre auch die Lage der Marmorplatten an, welche den Fufsboden der Cella und des übrigen Tempels bildeten, aus welcher sich, wie sie Cockerell darstellt, ergiebt, dafs das Hypaethron oder der offne Mittelraum der Cella, von sechszehn Säulen eingefafst war. Dagegen ist nach einem unedirten Werke des Hn. Baurath Heger über den Parthenon, wovon bis jetzt nur ein kurzer Auszug in den Göttinger Gel. Anz. 1832 St. 86. 87 erschienen ist, die Eintheilung des Fufsbodens von der Art, dafs man drei und zwanzig Säulen um das Hypäthron annehmen mufs, so viele als Spon und Wheler in diesem Tempel noch bei der Einrichtung, die er als Christliche Kirche erhalten hätte, vorfanden. Uebereinstimmend aber sind beide Architekten in der Ausmittelung des Platzes, wo die Bildsäule der Göttin stand, des Parthenon oder Jungfrauen-Gemachs im engern Sinn; man erkennt ihn, genau in der Mitte der Cella, durch den Mangel des Marmorpflasters, wofür nach Heger hier der lebendige Fels der Burg, nach Cockerell Quader von Tuf eintreten. Vielleicht werden über jene Zweifelspunkte die Risse des

*) Wenn wir die Lucanischen und Apulischen Vasengemälde oben der Zeit des Pyrrhus zugeschrieben haben, einer Zeit, in der auch die Sabellischen Stämme sich oberflächlich hellenisirten, und durch Lektüre der Dichter, hauptsächlich der Tragiker, sich eine Mythenkunde bei ihnen verbreitete, die von der traditionellen und so zu sagen angeerbten in den Griechischen Städten sehr zu unterscheiden ist: so werden die gemalten Gefäfse von Kentoripa oder Centorbi, einer alten Stadt der Sikeler, welche sich erst sehr spät hellenisirte, und erst nach dem Fall von Syrakus im zweiten Punischen Kriege grofs geworden zu seyn scheint, vielleicht noch weiter gegen die Römerzeit hinabzurücken seyn. Firnifs und Zeichnung sind daran von einer ungleich spätern Manier als an den Gefäfsen aus den Hellenischen Städten der Südküste Siciliens; auch tragen die Thonfiguren, die in diesen Gräbern gefunden werden, einen Charakter tändelnder Decoration, der in den Geschmack Pompejanischer Zimmerverzierung hinüberzuspielen scheint. S. Gerhard im Archaeol. Intelligenzblatt, über Sicilische Thonbildnerei, 1834. Nr. 7. (56.) S. 55. u Nr. 8. (57.) S. 62. und vgl. die interessanten Nachrichten von Nicolò Maggiore über eine Vase von Centorbi, die mit verschiednen Farben und ganz im Genre Herculanischer Wandbilder bemalt ist. Sie befindet sich, wie das Meiste aus den Gräbern von Centorbi, im Cabinet des Baron P. Pisani zu Palermo. S. *Bulletino dell' Inst.* 1835. p. 5.

des Architekten von Catania, Itar, die Entscheidung gewähren können, über die zu Paris 1831 ein Rapport de Mr. Hittorff gedruckt worden ist, wovon das Kunstblatt 1831, Nr. 101, 102, eine Uebersetzung mittheilt. Hier wird jener Ausschnitt des Pflasters S. 407 erwähnt, und ihm eine cirkelförmige Gestalt zugeschrieben, während Cockerell und Heger ihn quadratisch zeichnen, aber über die Beschaffenheit des Bodens nichts bemerkt. Unter den andern Bauwerken Athens aus Perikleischer Zeit haben die Propyläen einige Aufklärung durch den Englischen Architekten Kinnard (*Antiquities of Athens. Supplementary to the Ant. of Ath. by J. Stuart*, in der zweiten Abtheilung) erhalten, welche besonders den zu dieser Prachtpforte der Akropolis heraufführenden Weg betreffen; wahrscheinlich werden indefs die Bauten, welche jetzt an eben dieser Stelle unternommen werden, die Anlage dieser Strafse noch mehr ins Klare setzen. Vom Tempel des Theseus ist der Theil, auf welchen Stuart nur geringe Aufmerksamkeit gewandt, die Felderdecke, welche sich über dem Peristyl noch erhalten hat, von einem andern Architekten, W. Jenkins, in demselben Werke, in der vierten Abtheilung, in genauen Zeichnungen mitgetheilt worden; sie hat grofse Aehnlichkeit mit den schon in den *Unedited antiquities of Attica* von dem Tempel zu Rhamnus bekannt gemachten Lacunarien. Einen noch wichtigern Zuwachs für das Material der alten Architektur bilden die von Donaldson aufgenommenen und in eben diesem Werke, Abth. III, Taf. 1 bis 10, mitgetheilten vollständigen Risse und Zeichnungen vom Tempel des Apollon-Epikurios zu Bassa bei Phigalia, dem berühmten Bauwerk des Iktinos, dessen Vergleichung mit dem anderen Hauptwerke desselben Meisters, dem Parthenon, uns besonders zeigen kann, mit welchem freien und vorurtheilslosen Geiste die Formen der Architektur von den Meistern dieser Zeit aufgefafst, und der besondern Aufgabe und daraus entwickelten Idee des Gebäudes angepafst wurden. Ueber den Plan und die Einrichtung des Tempels im Ganzen hatte schon das treffliche Werk des Baron v. Stackelberg, welches sonst hauptsächlich die Sculpturen behandelt, so wie die: *Bassirilievi., diregn. da G. M. Wagner*, und: *Marbles of the British Museum P. IV.*, dem Publicum eine genügende Belehrung verschafft; doch befriedigt die Arbeit Donaldson's die Ansprüche des Architekten in viel höherm Grade, und besonders schätzbar sind die Details über die Einrichtung der Deckenfelder, des Gesimses, Rinnleistens und der Dachziegel, so wie die genaue Abbildung des Korinthischen Capitäls, wodurch eine Säule dieses Tempels ausgezeichnet war, in dessen noch sehr unentwickelter und gleichsam embryonischer Form der Bildungsgang dieser Säulenordnung besonders erkannt werden kann. Einige Jahre später ist dieser Tempel von neuem durch die von der Französischen Regierung nach Morea gesandte Commission in dem Prachtwerke, dessen Titel wir, da wir es hier zuerst erwähnen, vollständig hersetzen, durch ausführliche Risse erläutert worden.

Expédition scientifique de Morée, Architecture, sculptures, inscriptions et vues du Peloponèse, des Cyclades et de l'Attique, mesurées, dessinées, recueillies et publiées par Abel Blouet Architecte, A. Ravoisié et A. Poirot Architectes, F. Trézel Peintre d'histoire et F. de Gournay Littérateur, I. Vol. 1831. II. Vol. 1833.

(Die Fortsetzung folgt.)

SCHÖNE LITERATUR.

Liegnitz, b. Kuhlmey: *Der Kolibri* und *die Ruine*. Zwei Erzählungen von *Henriette Hanke*, geb. *Arndt*. 1835. 400 S. 8. (1 Rthlr. 12 gGr.)

Wir zählen mit Recht, wie dies schon früher ausgesprochen, *Henriette Hanke* zu unsern bessern Schriftstellerinnen, deren Werke wir mit Vergnügen lesen und der wir für jede neue Gabe freundlichst danken. Ist auch nicht Alles vollkommen, nicht Alles von gleichem Werthe, werden wir auch durch Einzelnheiten daran erinnert, dafs wir nur aus einer weiblichen Feder dergleichen erwarten dürfen, so erscheint die Verfasserin doch immer liebenswürdig und ihre schöne Weiblichkeit erwirbt ihr die sichersten Ansprüche auf unsere Achtung. Die vorliegenden beiden Erzählungen liefern hievon wieder den Beweis; sie stehen den gröfsern Romanen natürlich am Werthe nach, aber man liest sie mit Vergnügen und ihre sittliche Reinheit macht sie, wie die Leichtigkeit des Vortrags und die gute Schilderung und Durchführung einzelner Charaktere, nebst den fein erlauschten Zügen in denselben, namentlich für Frauen und Jungfrauen sehr empfehlenswerth. Nichts Unnatürliches, nichts Gesuchtes tritt uns störend entgegen, weder in Erfindung der Fabel, noch in einzelnen Charakteren. Die Sprache ist ebenso edel als einfach und Kleinigkeiten im Ausdruck, wie Gästin u. dgl., obschon wir diese sprachlich unrichtigen Modewörter gern wegwünschten, dürfen wir schon übersehen. Die erstere Erzählung geht bis S. 191 und bewegt sich noch mehr als die andere, welche den Rest füllt, in den höheren Kreisen des bürgerlichen Lebens; die Titel, namentlich bei der erstern Erzählung, scheinen zufällig.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Junius 1835.

Uebersicht der Griechischen Kunstgeschichte von 1829—1835.

(Fortsetzung von Nr. 105.)

Der Phigalische Tempel ist in dem zweiten Bande, in der ersten bis vierten Lieferung, welche dem Ref. bis jetzt allein zugekommen sind, pl. 4 bis 24 enthaltend; ein erläuternder Text zu diesen Lieferungen liegt noch nicht vor. Bemerkenswerth ist der Ort, welcher in diesen Rissen und Zeichnungen der Bildsäule des Tempels angewiesen wird, nämlich nicht — wie bei Stackelberg — im eigentlichen Naos vor der erwähnten Korinthischen Säule, sondern hinter dieser in dem Opisthodomos, der durch diese Säule von der Cella geschieden ist. Wenn diese Annahme an der Eintheilung der Platten des Fuſsbodens ihre Stütze zu haben scheint: so ist es doch auf der andern Seite sehr schwer, sich in die Vorstellung zu finden, daſs man vom Naos aus keine Ansicht des colossalen Akroliths gehabt habe, der als Tempelbild in diesem Heiligthume aufgestellt war. Dasselbe groſse Werk giebt auch zuerst den genauen Plan und Manches von den architektonischen Details des Zeus-Tempels von Olympia (Vol. I. Livr. XI. pl. 62 bis XIV. pl. 78), und hebt dadurch alle Zweifel und Bedenken, die früher in Bezug auf Lage und Disposition des Tempels nach den Mittheilungen der Englischen Reisenden noch etwa Statt finden konnten. Doch war auch früher schon, nach Pausanias und den Angaben der Engländer, der Plan in der Hauptsache richtig ermittelt worden, namentlich von Hirt Geschichte der Baukunst Th. III. S. 57 und Taf. XVIII. Fig. 3—6; und der von dem verstorbnen Völkel entworfne und in dessen Archaeologischen Nachlaſs, Heft 1, mitgetheilte Plan hatte nur den Hauptfehler, daſs er dreizehn, statt vierzehn, Säulen in der Länge angiebt, welcher Fehler indeſs keineswegs (wie behauptet worden ist) von dem Herausg. jenes Nachlasses unberichtigt geblieben ist, s. S. 69. Ein Punkt, der dem Rec. — nach Aeuſserungen, die darüber vorgekommen sind — noch nicht hinlänglich erörtert zu seyn scheint, betrifft das bronzene Gitter vor dem Pronaos und Opisthodomos, welches von Einigen angenommen, von einem berühmten Archaeologen aber aus dem Grunde in Abrede gestellt worden ist, weil sich keine Spur davon vorgefunden habe. Wir möchten aber umgekehrt eher bezweifeln, ob der Fuſsboden so genau durchforscht sey, daſs über die Einfügung von Bronzestäben ein negatives Ergebniſs feststehe; indem alle andern Gründe für das Vorhandenseyn eines solchen Gitters sprechen. Denn erstens hätte überhaupt die Sonderung des Pronaos und Opisthodomos von dem umlaufenden Peristyl keine Bedeutung gehabt, wenn nicht die Säulen zwischen den Anten wenigstens durch ein Gitter verbunden gewesen wären, welches einen Ersatz für die in der älteren Architektur hier noch vorhandnen Mauern bildete, wie auch Vitruvius an dieser Stelle ein *pluteum* oder Geländer vorschreibt; und dann erwähnt Pausanias ausdrücklich θύραι χαλκαῖ unterhalb der Reliefs mit den Thaten des Herakles, von denen es jetzt ausgemacht ist, daſs sie sich über den Säulen und Anten des Pronaos und Opisthodomos befanden; woraus erhellt, daſs zwischen diesen Säulen und Anten eine Gitterwand aus Bronze angebracht war. Pausanias erwähnt die Beschaffenheit dieser Thüren ohne Zweifel eben deswegen, damit man sie nicht mit der Hauptthüre zur Cella verwechseln möge, die, nach gewöhnlichem Gebrauch, aus kostbarem Holz gearbeitet und mit Gold und Elfenbein verziert gewesen seyn mag. Auch sonst vereinigen sich Pausanias kurze Angaben mit dem von der Commission herausgegebnen Plane so vollkommen, daſs man den Bildsäulen und Donarien des Tempels, namentlich der Gruppe des Iphitos und der Ekecheiria, noch ihren genauen Platz anweisen kann. In dem gelehrten Artikel: Olympieion zu Olympia, in der Hallischen Encyklopädie, Sect. III. Th. III. (1832.) S. 209, von Rathgeber, werden einige die Architektur betreffenden Angaben nach den neuesten Untersuchungen zu berichtigen seyn. — Da wir die Sicilischen Tempel aus dieser Periode schon oben berührt haben, und über die Jonischen keine neuen Bereicherungen unsrer Kenntniſs vorliegen: so ist nur noch der auf Corfu, dem alten Kerkyra, bei Ca-

Cadacchio neuerlich (1822) entdeckte Tempel zu erwähnen, von welchem W. Railton, *Antiquities of Athens, supplementary to the Ant. of Ath. by J. Stuart*; in der fünften Abtheilung, die Risse mittheilt. Seine Aufgrabung ist durch eine Reinigung der Quellen bei dem Berge St. Ascension veranlaſst worden, aus denen die Britischen Schiffe sich mit Wasser zu versehn pflegen. Diese Quellen, die den in einer Niederung gelegnen Tempel allmälig ganz mit Schlamm überdeckt hatten, müssen ihm schon im Alterthum gefährlich gewesen seyn. Daher die Meinung, daſs die Korkyräische Inschrift, im *Corpus Inscript. Graec.* n. 1838. T. II. p. 13, worin von dem Bau eines Heiligthums die Rede ist, und dabei die Worte vorkommen: βλάπτῃ τὸ ῥῦμα τὸν τοῖχον, sich auf dieses Gebäude bei Cadacchio beziehe, wirklich viel für sich hat. Dieser Tempel war eine *aedes hexastylos peripteros*, von ähnlichen Verhältnissen der einzelnen Säulen wie das Theseum zu Athen. Indessen muſste der Eindruck des Ganzen dem der Athenischen Tempel sehr unähnlich seyn; bei der weiten Stellung der Säulen und der groſsen Höhe des Tympanums wird man mehr an einen Tuscanischen Tempel erinnert. Daher es noch sehr zweifelhaft scheint, ob diese Ruine wirklich der Periode vor Alexander zugetheilt werden dürfe. Unter den Magistratsnamen, welche man auf Backstein - Ziegeln, die zum Tempel gehörten, gefunden hat, kommt unter andern der Philonidas vor, welcher auch sonst durch Inschriften derselben Art (*Corpus Inscript.* n. 1864. p. 28) und Münzen von Korkyra (Pellerin *Recueil de med. des peuples* T. III. pl. 96. n. 8. 9. Mionnet *Description* T. II. p. 72. 73. *Supplem.* T. III. p. 431) bekannt ist; die letztern scheinen, soweit nach den Abbildungen zu urtheilen vergönnt ist, der Macedonischen Zeit anzugehören.

Indem wir nun von den Tempeln zu den andern Gebäude-Arten übergehen, die in dieser Zeit ihre Entwickelung erhielten, ziehn die Theater besonders die Aufmerksamkeit auf sich, doch ohne daſs wir dabei schon mit einiger Befriedigung verweilen könnten. Eine wahre Construction des Griechischen Theaters, aus der Perikleischen Zeit, wie es für die Spiele der groſsen Tragiker und der alten Komödie gebaut und eingerichtet seyn muſste, haben wir noch nicht, wiewohl im Einzelnen viel Brauchbares vorgearbeitet ist. Genaue Sammlung und gesunde Interpretation der Stellen, auſser Vitruvius hauptsächlich aus den Lexikographen des Alterthums, welche direct vom Theater handeln, mit gehöriger Unterscheidung der das Attische, das Römische und das zwischen beiden stehende Alexandrinische oder Antiochenische Theater betreffenden Angaben; lebendige Auffassung und Vergegenwärtigung der Vorgänge, Stellungen, Bewegungen, die aus dem alten Drama selbst entnommen werden können; vollständige Vergleichung der zahlreichen Theater-Ruinen Kleinasiens, Syriens, Siciliens und hauptsächlich der in Griechenland selbst vorhandnen, aber leider gerade am meistens zerstörten, mit genauer Berücksichtigung der Zeit, in welcher, und der Gattung von Belustigungen, für welche sie hauptsächlich errichtet zu seyn scheinen; endlich und ganz besonders ein gebildeter Sinn für die Formen der alten Architektur und den plastischen Charakter der Gruppirungen, denen Bühne und Orchester als Grundlagen dienen sollten, werden sich im Geiste eines Forschers vereinigen und durchdringen müssen, ehe jene allgemein befriedigende Darstellung der Theater von Athen hervertreten wird. Genelli's Werk, so viel sich dagegen einwenden läſst, genügt diesen Anforderungen doch wenigstens in einigen Punkten, während von Kanngieſser's Komischer Bühne mehr die originelle Keckheit, welche die bestehenden Vorstellungen erschütterte, als irgend ein befriedigender Aufschluſs zu rühmen ist. Da wir hier die Untersuchungen und Discussionen, welche in philologischem Zusammenhange über das Local der alten Tragödie, namentlich bei Aeschylos, angestellt sind, nicht mit aufführen können: haben wir nur von der Arbeit des Architekten Donaldson zu berichten, welche in den *Antiquities of Athens, supplem. to the Ant. of Ath. by J. Stuart*, Abth. III. p. 33, pl. 1 — 5, enthalten ist. Sie enthält erstens eine Abhandlung über das Griechische Theater überhaupt, welche mit Benutzung der frühern Untersuchungen, auch der Deutschen, geschrieben, und mit einer kleinen aber vollständigen Restauration eines Normal - Theaters in einer Vignette begleitet ist. In dem schwierigsten Punkte, dem Verhältniſs der Bühne zur Orchestra und den Sitzen, finden wir dieselbe Vorstellung befolgt, welche Hirt im dritten Theil seiner Geschichte der Baukunst entwickelt, wonach das Proscenium auf beiden Seiten vorspringende, die Orchestra zum Theil einfassende Flügel erhält; doch ohne daſs der Verfasser sich auf diesen Vorgänger bezieht. Der Rec. gesteht, daſs er für diese Ansicht keine Begründung in den Stellen der Alten finden, und sie auch weder mit der Aufführung des Attischen Drama's, noch mit den Grundsätzen des Geschmacks der Griechen recht vereinigen kann. Daſs aber Donaldson, indem er das echt griechische Theater darstellen will, die Orchestra in weiterem Sinne abtheilt in die eigentliche Orchestra gegen die Bühne hin, und die Konistra unter den Sitzplätzen, beruht auf einer unrichtigen Einmischung von Angaben, welche das Alexandrinisch-Antiochenische Theater betreffen, wo die Orchestra für die musischen Virtuosen und die Spiele der Mimen bestimmt, und zu einer Art von Unterbühne geworden war. Schätzbarer sind die Risse von einigen Theater-Ruinen, welche uns derselbe Architekt mittheilt, erstens von dem groſsen Theater im Heiligthum des Asklepios bei Epidauros, gebaut von Phidias Zeitgenossen Polyklet, dann von dem bei dem Dorfe Dramyssus in der Nähe von Joannina in Epirus, und drittens von dem Syrakusischen, über welches Houels und Wilkins Zeichnungen nicht befriedigen konnten: doch geben alle diese Ruinen nur Aufschluſs über die Einrichtung der Sitzplätze, nicht

nicht der Bühne in ihrem Verhältnifs zur Orchestra. Ist das letztgenannte Theater dasselbe, welches der Architekt Demokopos-Myrilla, welchen Sophron erwähnte, vor der Zeit des Peloponnesischen Krieges, baute (Handbuch §. 106. Anm. 2) und ist nicht etwa später eine bedeutende Veränderung damit vorgenommen worden: so erscheint der schräge Abschnitt der Sitzplätze gegen die Flügel der Bühnenwand doppelt merkwürdig, da man dies sonst als Eigenthümlichkeit der Kleinasiatischen Theater, die aus der Makedonischen Zeit herrühren, angesehen hat. Aber eben deswegen ist ein späterer Ausbau dieses Theaters sehr wahrscheinlich, den man wohl denselben Zeiten zuschreiben wird, aus denen jene berühmten Inschriften: *βασιλισσας Φιλιστιδος*, *βασιλισσας Νηρηιδος*, stammen, von denen Niemand mehr zweifelt, dafs sie sich auf die Familie Hieron des II. beziehn. S. Osann *de Philistide Syracusarum regina. Gissae* 1825. (Programm der Wintervorlesungen) und Panofka *Lettera a S. E. il duca di Serradifalco sopra una iscrizione del teatro Siracusano. Poligr. Fierolana.* 1825, und zur Vergleichung die Inschriften, welche die Plätze im Theater von Melos bezeichneten, *Annali dell' Instituto* V. I. p. 343. Sonst sind über die Sicilischen Theater bedeutende Aufklärungen von Hittorff zu erwarten; jedoch ist gerade das von Segesta, wovon Hittorff pl. 7 bis 9 die Risse giebt, erst durch spätere Nachgrabungen des Herzogs von Serradifalco in ein helleres Licht gesetzt worden, namentlich die Säulenverzierung der Scenenwand. Darüber findet man einen Brief des Herzogs und einen kurzen Bericht des Abbate N. Maggiore im *Bulletino dell' Instituto* 1833. N. XII. p. 169 ff. Die vollständigen Ergebnisse dieser Nachforschungen wird der noch nicht publicirte erste Band der oben erwähnten *Antichità della Sicilia* enthalten. In Kleinasien mufs man besonders auf genaue Pläne des Theaters von Sagalassos (Aglason), dessen Scenenwand nach dem Bericht von Arundell *Visit to the Seven Churches of Asia* (1828) p. 148 noch sehr wohl erhalten ist, so wie des neuerlich von Texier entdeckten zu Azani in Nordphrygien (*Journal des Débats* 1834. 13. Dec.) gespannt seyn.

Ein bedeutender Zuwachs, den die Geschichte der Baukunst in den blühenden Zeiten Griechenlands neulich erhalten hat, besteht darin, dafs die Ruinen der Städte des Peloponnes, die sich nach Sparta's Sturz unter Thebens Hegemonie erhoben und den damaligen Principien der Fortification gemäfs befestigt wurden, genau erforscht worden sind. Von Megalopolis sind nun leider die Trümmer zu unbedeutend, um die Anlage der Stadt darnach beurtheilen zu können; bei Mantinea aber ist besonders die Einrichtung der Thore noch deutlich, und dadurch merkwürdig, weil sie, der Hauptmaxime der alten Befestigung gemäfs, ganz darauf berechnet war, dafs die Feinde beim Angriff ihre unbeschützte Seite (die rechte) den Geschossen der Vertheidiger bieten mufsten — wie der von W. Gell, Probestücke von Städtemauern Taf. 35, mitgetheilte Plan, und Leake's Beschreibung, *Morea*, T. I. p. 104, zeigen. Von Messene ist das grofse Thor gegen Norden, welches nach Megalopolis führte, als Probestück des trefflichen, höchst soliden Quaderbau's, wie er in Epaminondas Zeit für Festungs-Mauern angewandt wurde, berühmt, und — um die kleineren Werke von Leake und Gell hiebei zu übergehen, in dem Prachtwerke der Engländer, *Antiquities of Athens, supplementary to Stuart*, in der dritten Abtheilung von Donaldson, in Dodwell's *Views of Cyclop. remains* pl. 66. 67, und in dem Werke der französischen Commission über Morea, im ersten Bande, genau abgebildet. Das letztre Werk macht uns mit der Stadt Messene bekannter als irgend ein früheres; ein grofser Theil des ersten Bandes, Liefer. 3 bis 8, pl. 22—47, ist diesen Ruinen gewidmet, und aufser dem erwähnten Thore und den Festungsmauern lernen wir auch das Stadion kennen mit seiner nach Art eines Theaters eingerichteten Sphendone (dies war der Griechische Kunstausdruck für den Raum um die Zielsäule) und den umhergebauten Säulenhallen, und ein kleines Monument zwischen dem Stadium und den Festungsmauern, nach Art eines Dorischen Tempels *in antis* gebaut, wahrscheinlich ein Heroon eines der alten Messenischen Helden, deren Angedenken mit Messene's Wiederherstellung zugleich erneuert wurde. Aufser den Hülfsmitteln, welche man durch diese Untersuchung der Ruine Messene's gewinnt, um in die Grundsätze der Griechischen Fortifications-Kunst einzudringen, wird dadurch auch eine Lücke in der Geschichte der Dorischen Bauweise ausgefüllt, indem die wenig majestätische, aber einfache und graciöse Behandlung dieser Säulenordnung in Messene den Uebergang bildet von der an den Athenischen Monumenten zu den Römischen, und manche neue Erfindung dabei zuerst zum Vorschein kommt, wie z. B. die Vermehrung der Zahl der Metopen und Triglyphen über jedem Intercolumnium, welche durch die Schwächung des Gebälkes und weitere Auseinanderstellung der Säulen nöthig geworden war.

In derselben Hinsicht sind die Nachgrabungen wichtig, welche der Herzog von Serradifalco in den Ruinen des alten Solus (an der Nordküste Siciliens, zwischen Himera und Panormus) veranstaltet hat, und wovon die Schrift Nachricht giebt:

Cenni su gli avanzi dell' antica Solunte per Dom. lo Faso Pietrasanta duca di Serradifalco. Palermo 1831. Fol.

Die hier gefundenen Architektur-Reste gehören theils einer spätern Form der Dorischen Ordnung, die mit der in Messene vorkommenden viel Aehnlichkeit hat, theils der Korinthischen Gattung an. Die Bildwerke, die wir nebenbei erwähnen, bestehen hauptsächlich in einer Colossalstatue des Zeus, die durch die vollständige Bekleidung merkwürdig ist; den

den Reliefs zweier Candelaber, die einen von einer Nike gekrönten Ares neben der Aphrodite, und drei bekleidete Chariten (wie es scheint) darstellen, und einer Gottheit in orientalischem Costüm, deren Thronlehnen von zwei bekleideten Löwen-Sphinxen gebildet werden. Der Herausg. nennt die Gottheit eine Isis; wir glauben Grund zu haben, darin ein Punisches Idol der Astarte zu sehen, aus der Zeit da Solus zur Karthagischen Provinz gehörte. Dadurch würde dieses Denkmal sehr an kunstgeschichtlicher Wichtigkeit gewinnen.

Von den oben erwähnten Ergebnissen der Französischen Unternehmungen hat auch ein Werk bereits Vortheil gezogen, dessen wir hier zuerst gedenken, obgleich es an mehrern andern Stellen eben so gut angeführt werden konnte, indem es darauf angelegt ist, ein Repertorium der ganzen antiken Architektur zu werden. Es ist das zu Rom erschienene Werk:

L'architettura antica descritta e dimostrata coi monumenti dall' Architetto Car. Luigi Canina. Text und Kupfer in grofs Folio.

Von den drei Sectionen, in welche dies Werk zerfällt, wird die erste, der orientalischen Baukunst gewidmete, zuletzt erscheinen; von der zweiten, über die Griechische Architektur, liegen dem Ref. fünf, von der dritten, über die Römische, sieben Lieferungen vor, sämmtlich in den Jahren 1832 u. 1833 publicirt. Jede Lieferung enthält ungefähr 12 Blätter Kupfer und gegen 30 Seiten Text. Die Griechische Abtheilung wird den, welcher mit den neuern Englischen und Französischen Werken bekannt ist, schwerlich in irgend einem Stücke fördern können; und die Restaurationen, welche alles billige Maafs überschreiten, indem sie auch solche Theile, von denen sich kein Bruchstück und keine Andeutung gefunden hat, aus blofser Phantasie ergänzen, werden sogar manche irrige Vorstellung in Umlauf bringen. So hat hier beim Parthenon die golden-elfenbeinerne Colossalstatue der Pallas ein besonders von Karyatiden getragnes Tempelchen, welches über dem Hypaethron gebaut ist, zum Baldachin: eine Erfindung, der weder eine Analogie andrer Bauwerke, noch auch, wie uns dünkt, ein Griechischer Geschmack das Wort redet. Was den Text anlangt, so ist die historische Abtheilung weder mit philologischer Genauigkeit noch mit eindringendem historischen Sinne gearbeitet; nützlicher verspricht die Lehre von den Gebäuden zu werden, von der nur die ersten Capitel in den erwähnten Lieferungen enthalten sind. Im Ganzen aber wird, namentlich ein Deutscher Archaeolog oder Architekt, viel mehr aus der dritten Section lernen können, in welcher der Verfasser weit mehr aus eigenen Mitteln, oder wenigstens aus minder bekannten Werken schöpft, und sich auf dem ihm bekannten Boden von Rom bewegt.

Wir wenden uns zur Geschichte der Plastik in derselben Periode.

Unter den grofsen Meistern der Plastik in der Blüthezeit der Kunst hat Phidias und seine chryselephantinen Colosse, so wie die Anordnung der von ihm entworfenen Bildwerke am Parthenon, besonders seit dem Ankauf der Elginschen Sammlung für das Britische Museum, die Archaeologie in Bewegung gesetzt, wie kaum ein andrer Gegenstand; aber die bedeutendsten Fortschritte auf dieser Bahn fallen schon vor die Zeit, deren Literaturgeschichte wir hier entwerfen. Doch haben auch diese Jahre die Summe unserer Kenntnisse um manches Ergebnifs vermehrt, und ein ferneres Eindringen in den Zusammenhang der Ideen dieses ersten aller Künstler begünstigt. Was erstens die Sculpturen des Parthenon anlangt: so haben neuere Ausgrabungen, deren Kosten durch Subscription von einzelnen Privatleuten gedeckt wurden, eine neue Metope, und von dem der Cella drei Platten nebst einem Bruchstück einer vierten geliefert. Nachrichten darüber von Pittakys im *Bullet. dell' Instituto di corr. arch.* 1833. N. VII. p. 89, von Reumont, ebend. N. X. p. 137, von Forchhammer, nach einem Briefe vom 6. Sept. 1833, ebend. p. 139 und im Archaeol. Intelligenzblatt der Allgem. Lit. Zeit. 1833. N. 14. (74.) Die erwähnte Metope, vom Westende der Südseite, gehört zu den Darstellungen des Kentauren-Kampfes, und zwar zu den seltenern Compositionen, wo der Kentaur eine Lapithische Frau entführt. Der letzte Berichterstatter nimmt als wahrscheinlich an, dafs die Metope die dritte oder vierte von dem Westende gewesen; aber diese beiden sind im Britischen Museum, und stellen nur kämpfende, nicht Weiber entführende Kentauren dar. S. den deutschen Stuart Bd. II. S. 660. Nach den Papieren, die der Rec. vor Augen hat, kann er keine Metope der Südseite nach der Westecke hin für die in Athen aufgefundne halten, als die zwölfte. Eine Zeichnung würde jeden Zweifel entfernen, da man von Carrey Skizzen aller Metopen von der Südseite besitzt. Vom Friese der Nordseite ist ein vortreffliches Stück des Opfer-Zuges gefunden worden; nach der Beschreibung des Hn. Dr. Forchhammer erkennt der Rec. darin die dritte Platte von der Ostecke, welche, zwischen den beiden Stücken bei Stuart T. II. chap. 1. pl. 21 in der Mitte stehend, von jedem durch eine Zwischen-Platte getrennt war. Man sieht hier die dritte, emporspringende, und die vierte, ruhig wandelnde Opferkuh mit ihren Begleitern. Dann folgt weiterhin eine interessante Platte mit drei jugendlichen Männern, welche grofse bauchige Weinkrüge tragen; man erkennt diese neu aufgefundne Friesplatte deutlich bei Carrey, nur dafs man jetzt in Erfahrung gebracht hat, dafs das angebliche Ferkel, welches auf diese Träger folgt (s. im Deutschen Stuart S. 693), auch ein Krug ist, den ein vierter gebückter Mann eben aufhebt.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Junius 1835.

Uebersicht der *Griechischen Kunstgeschichte* von 1829—1835.

(Fortsetzung von Nr. 106.)

Noch weiter gegen Westen an dieser Nordseite ist ein Stück des Zuges der Quadrigen aufgefunden worden, nämlich ein Wagen mit einer weiblichen Zügelhalterin, neben der ein bewaffneter Jüngling (ein Apobat) hinaufspringt, dann eine schöne nakte Figur, welche den herausstürmenden Rossen des folgenden Viergespanns wehrt (oder vielleicht sie zu kühnerer Bewegung anfeuert?), und endlich noch der Vorderkopf eines der Pferde dieses Gespanns. Diese Beschreibung pafst so gut auf die Platte bei Stuart V. II. chap. 1. n. 18., welche **nicht** in der Elginschen Sammlung ist, dafs man an der Identität nicht zweifeln kann; und man mufs um so mehr auf eine Zeichnung des neugefundenen Stücks begierig seyn, da die Verbindung dieser *Platte* mit der Elginschen N. 24., bei Stuart II., 1, 20., noch gewissen Schwierigkeiten und Bedenken unterliegt, die zu erörtern hier zu weit führen würde. Noch ist ein Fragment von der **Südseite** des Frieses gefunden worden, auf welchem Herr Dr. Forchhammer Citherspieler zu erkennen glaubt. — Früher, als dieser Fund gethan worden, sind einige Stücke desselben Frieses, als in Europäischen Sammlungen vorhanden, aber bisher unbeachtet, nachgewiesen worden; nämlich von **Bröndsted**, *Voyages et recherches dans la Grèce*, Livr. II. (1830) p. 171. pl. 43., ein Kopf eines Lapithen und das oberste Stück eines Kentauren, welche beide der achten Metope der Südseite, von der Westecke an gerechnet, angehörten, und deren ursprünglichen Platz eben so wie die Geschichte ihrer Wanderung in das Königliche Museum zu Copenhagen, **Bröndsted** auf die befriedigendste Weise nachgewiesen hat; und vom Ref., ein Bruchstück, welches sich nur in Gypsabgüssen findet, und von ihm als ein Fragment der Götterfiguren am Ostfriese, und zwar als das letzte Stück dieser Gruppe zur rechten Hand, erkannt worden ist (s. den deutschen Stuart Th. II. S. 671.). Der Ref. ist seit der Zeit benachrichtigt worden, dafs die Form, wovon die Abgüsse dieses Fragments gemacht sind, in Paris existirt, und dafs die Flügel des Götterknaben, an denen er den Eros zu erkennen glaubte, von Andern nicht bemerkt worden sind. — Von den neuern, durch den Bayerschen Architekten **von Klenze** veranlafsten Ausgrabungen im August des J. 1834. mangelt es noch an genauern Nachrichten. Ueber die Arbeiten auf der Akropolis, welche von dem Oberconservator des Athenischen Museums **Rost** geleitet werden, ist ein erster Bericht in Schorn's Kunstblatt vom J. 1835. N. 20. erschienen.

Die bisherigen Abbildungen der früher schon bekannten Sculpturen vom Parthenon, die noch sehr viel zu wünschen übrig lassen, sind vermehrt worden durch die Fortsetzung des Werkes über die Sculpturen des Britischen Museums: *Description of the collection of ancient marbles of the British Museum. Part.* VI. *London* 1830. (aber erst 1832 erschienen, mit Erläuterungen von **R. Cockerell**). Vgl. **Millingen**, *Annali dell' Inst.* V. IV. p. 197 ff. Von den — so schlecht sie sind, doch unschätzbaren — Carrey'schen Zeichnungen hat **Bröndsted** in dem angeführten Werke, pl. 46. 47. 51 57., verkleinerte Copieen der Metopen stechen lassen. Carrey's Skizzen des Frieses sind noch nicht publicirt, und überhaupt wartet man noch vergebens auf ein Werk, welches alle Reste des Parthenon's, sie mögen noch in Marmor oder nur in Zeichnungen existiren, in so genauen Abbildungen als sich erreichen lassen, zusammenbrächte. In den „Denkmälern der Alten Kunst" Heft II. Taf. XXIII. XXIV. ist der Fries der Ostseite durch Benutzung aller vorhandenen Mittel vollständig, aber freilich nur in sehr kleinem Mafsstabe, mitgetheilt. Das unter so grofsen und gerechten Erwartungen begonnene Werk:

Tresor de Numismatique et de Glyptique,

welches zu Paris von 1834 an unter der Leitung des Malers **P. Delaroche**, des Graveur **H. Dupont** und des Archaeologen **Ch. Lenormant** erscheint, und gleich in den ersten Lieferungen (*Premièr Classe, sixième Série*) einen Theil des Parthenon-Frieses giebt, befriedigt doch darin lange nicht so, als in den

dem numismatischen Theile, indem die eigenthümliche Art des Stiches (*les procédés de M. Achille Collas*) besonders nur für Gegenstände pafst, die unmittelbar in gleichem Maafsstab auf die Metallplatte übertragen werden können, weit weniger aber für Reliefs, die bedeutend verkleinert werden müssen. Ueberdies sind die verkleinerten Copieen, welche hier zum Grunde gelegt sind (Ref. meint dieselben bei dem Künstler, der sie verfertigt hat, in England gesehen zu haben) auf eine sehr freie Weise behandelt, und auch in den sehr verstümmelten Theilen, welche keine Ergänzung zulassen, nach eignen Erfindungen, die eine genauere Untersuchung schwerlich gutheifsen kann, restaurirt.

Die Auslegung der Bildwerke vom Parthenon ist zwar keineswegs zum Abschlufs, aber gegenwärtig, wie es dem Ref. scheint, durch den Conflikt der Ansichten und Methoden zu gewissen Punkten des Anstofses und Hindernisses gelangt, über die es ihr schwer werden wird, hinaus zu kommen und feste allgemein anerkannte Resultate zu erreichen. Wir beginnen mit der bedenklichsten unter allen Aufgaben, welche hier zu lösen sind, einer Erklärung der Statuengruppe im *Ostfronton* des Parthenon, welche die fehlenden Theile der grofsen Composition durch richtige Auffassung des Ganzen im Geiste zu ergänzen im Stande wäre. Die Archaeologen, welche in neuerer Zeit von den Sculpturen dieses Tempels gehandelt, haben ziemlich alle versucht, den neun Figuren, welche sich von dem Ostgiebel erhalten haben, bestimmte Namen zu ertheilen, über welche Millingen in der eben erwähnten Beurtheilung der *Descr. of the coll. of anc. marbles of the Brit. Mus.* P. VI. in den *Annali dell' Instituto* V. IV. p. 198. eine Uebersicht giebt, die als Fortsetzung der von Reuvens, *Classical Journal* N. LV. LVI., gegebenen Tafel: *Conspectus variarum opinionum de simulacrorum Parthenonis significatione*, betrachtet werden kann. Und doch ist es bei Figuren, welche ihre besondern Kennzeichen und Attribute durch Verstümmelung verloren haben, nur möglich, eine sichere Bezeichnung für sie zu finden, wenn man die Idee des ganzen Werks gefafst hat, und daraus durch Analyse die dazu nothwendigen Stücke zu entwickeln im Stande ist. Millingen zweifelt mit Recht, ob dies möglich sey, und ist der Meinung, dafs Restitutionen solcher Art — so nützlich sie den Künstlern als Studien sind — doch von archaeologischen Werken ausgeschlossen werden müfsten. Sie erinnern, nach seiner Meinung, zu sehr an die niederbeugende Inferiorität der neuen Kunst, wenn sie in unmittelbare Gegenwart der alten tritt, und sich Aug' in Auge mit ihr zu messen wagt. Auch der Ref. ist überzeugt, dafs Pausanias nakte Angabe: die Figuren im Ostgiebel bezögen sich sämmtlich auf die Geburt der Athena, nebst den erhaltenen aber sehr verstümmelten Statuen aus den äufsern Partieen des Frontons, nicht genüge eine Vorstellung vom Ganzen zu fassen. Bröndsted baut seine Vorstellung von dem Ganzen der Composition, die er in seinem Werke: *Voyages et Recherches en Grèce Livr.* II. p. X ff. vorläufig andeutet, und wahrscheinlich in der dritten Lieferung weiter ausführen wird, auf den Hauptsatz, dafs Phidias die beiden fundamentalen Dogmen der Religion von Attica in diesen Giebelfeldern darzustellen hatte, die Geburt der Pallas aus dem Haupte des Vaters, und die Besitznahme Attica's durch den Sieg über Poseidon; und sucht dann aus Attischen Culten und Mythen die Figuren zusammen, welche mit diesen Handlungen in Berührung stehen. Wir zweifeln nicht daran, dafs es nützlich, ja nothwendig sey, ehe man an die Erklärung einer grofsen Composition aus jener Blüthezeit der Kunst geht, sich den gesammten Sagenstoff zu vergegenwärtigen, welchen der Künstler zur auswählenden Behandlung vor sich hatte; und zwar nicht blos die durch frühere Dichter in ganz Griechenland bekannt gewordenen Traditionen, sondern auch die an locale Götterdienste geknüpften, wiewohl es im Ganzen bewiesen werden kann, dafs in Phidias Zeit die poetischen und allgemein-Griechischen Vorstellungen, die speciell Attischen schon ziemlich verdrängt hatten, wie z. B. bei den Horen jeder Athener zunächst an die drei Hesiodischen dachte, wenn auch immer der Thallo und Karpo, nach wie vor, an bestimmten Tagen ihre bestimmten Opfer und Festgebräuche der alten Sitte gemäfs verrichtet wurden. So ist es gewifs ein Verdienst von Bröndsted, darauf aufmerksam gemacht zu haben, dafs Euripides, wenig später als Phidias, den Titanen Prometheus als den Dämon bezeichnet, durch dessen Hülfe Athena aus Zeus Haupt geboren worden sey (Jon 455. vgl. Apollodor I, 3, 6.); und es sind der Spuren genug, dafs Prometheus, obwohl ursprünglich ein Produkt alter Poesien über die Urzeiten des Menschengeschlechts, doch im Attischen Cultus, namentlich des Demos der Kerameer, in die Genossenschaft von Athena und Hephästos aufgenommen und zu hoher Würde erhoben worden war. Aber eine andere Frage ist, ob mit der Zusammensuchung des Mythenstoffs schon der eigentliche Inhalt einer Phidiassischen Composition gegeben seyn könne. Gewifs wird diese Frage Jeder verneinen, der sich der Analogie der verschiedenen Künste und des in allen gleich wirksamen Zeitgeistes bewufst ist. Eine Composition des Phidias hatte gewifs eben so gut, wie eine Sophokleische Tragödie, ihren Gedanken, ihre Idee, die in der besondern Auffassung und Behandlung des vaterländischen Mythus hervortritt. Diese Idee, die dem Geiste des Phidias in begeisterter Stunde aufging, diesen Gedankenblitz, der in den Körper des Mythus ein neues Leben senkte, wie sollte es uns Spätlebenden möglich seyn ihn wieder zu erzeugen, wenn wir nicht etwa geheime Bannformeln haben, um Phidias Genius aus dem Schattenreiche herauf zu beschwören! Nur das können wir behaupten, dafs dieser Gedanke keine blofse plastische Ausführung des religiösen Dogma's, wenn wir den Ausdruck brauchen dürfen, und noch weniger

ger ein Aufschluſs über die alterthümliche Naturlehre, welche z. B. in dem Mythus von Athena's Geburt enthalten seyn mag, seyn konnte: sondern — der Weise gemäſs, wie das damalige Zeitalter die alten Mythen verstand — auf der Seite eines ethisch-politischen Mythen-Auffassung gesucht werden muſs. Und dürfte man nur von diesem Punkte aus der Phantasie die Zügel schieſsen lassen, wie manche bedeutsame Composition lieſse sich auch so aus dem Mythus von der Pallas-Geburt entwickeln: aber wir wollten ja eben an dieser Stelle nur sagen, daſs eine geistige Wiederherstellung jener Conception, bei so wenig Prämissen, unmöglich sey.

Wir können von denselben Grundsätzen aus unsre Kritik über die neuern Auslegungen der Gruppe im West-Fronton einleiten: wiewohl hier die Lage des Problems eine andere ist, da von diesem Giebel alle oder doch ziemlich alle Figuren, im Ganzen zwei und zwanzig, hauptsächlich durch Carrey's Zeichnung uns bekannt sind. Aber auch hier scheint nicht genug beherzigt zu werden, daſs Phidias Aufgabe nicht die war, die herkömmliche Tradition über den Streit der Athene mit Poseidon in einer äuſserlichen Zusammenstellung von Statuen wiederzugeben, sondern daſs er der alten Sage einen Gedanken abgewinnen muſste, der in plastischer Form sich zu verkörpern geeignet war. Daſs nun, wie Bröndsted annimmt, der emporwachsende Oelbaum, der in die Mitte der Composition gesetzt werden soll, den Poseidon sammt seinem Anhange zur Flucht nöthige, scheint uns eben ein Gedanke, der das Moment des Plastischen nicht in sich hat, indem in einer solchen Composition die körperliche Erscheinung Nichts seyn würde gegen die auf andern Gründen beruhende Bedeutung der Handlung, geschweige daſs die geistige Bedeutung in der Erscheinung einen erschöpfenden Ausdruck fände. Das richtige Gefühl dieses Mangels hat Quatremère-de-Quincy bewogen, einen wirklichen Kampf der Gottheiten, mit Lanze und Dreizack, zu statuiren: aber abgesehen davon, daſs diese Entscheidung des Streits unmythisch ist, und als bloſse Demonstration übertrieben und forcirt erscheinen müſste (ein plastischer Bombast, wie Anselm Feuerbach „Der Vaticanische Apollon" S. 80. mit Recht sagt): so läſst sich auch Poseidons Stellung gar nicht begreifen, wenn eine gerüstete Gegnerin gegen ihn andringt. Daher der Unterz. noch immer den frühern Ideen zugethan bleibt, daſs Phidias einer Sage gefolgt sey, welche die Bändigung der Rosse, die Pallas den Erichthonios lehrte, mit der Ueberwindung des Poseidon in Verbindung brachte. Die Stellung der Pallas gegen das folgende Rossegespann scheint darauf hinzudrängen, daſs sie diese Rosse lenken half. So erscheint die Göttin auch auf Panathenaischen Vasen aus Volci als Theilnehmerin an der Lenkung von Gespannen, die beim Wagenrennen den Preis gewinnen. S. Ambrosch, *Annali dell' Instituto* V. V. p. 73. Freilich wird dieser Punkt sehr verändert, wenn die Meinung von Cockerell und Bröndsted, welcher auch Millingen seinen Beifall gegeben, durchgeht, daſs ursprünglich auch hinter Poseidon ein Rossegespann vorhanden gewesen sey, welches die Figur, welche fast allgemein Amphitrite genannt wird, auf einen Wagen stehend geführt habe. Indessen findet diese Meinung einen bedeutenden Anstoſs an dem Seegeschöpf, welches Carrey unter dem vorgestreckten Fuſse dieser Amphitrite gezeichnet und schwerlich erfunden hat. Sollte dies etwa mit auf dem Wagen fort geführt werden, oder für sich allein seine Stelle behaupten? Auch ist die Forderung einer genauen Symmetrie, wovon diese Annahme ausgeht, hauptsächlich von den Werken des älteren Stils, namentlich den Aeginetischen Giebelgruppen, abgeleitet; und es muſs erst erwiesen werden, daſs Phidias Schule sich diesem Princip mehr unterworfen habe, als es die bilaterale und trigonale Anordnung dieser Fronten-Compositionen nothwendig verlangte. Am Tempel von Olympia waren freilich im östlichen Fronten zwei Wagen und Gespanne, des Oenomaos und des Pelops, einander entgegengestellt, aber hier forderte der Gegenstand selbst diese Zweizahl: dagegen die Gruppe des westlichen Frontens, nach Pausanias Beschreibung, V. 10, 2., nicht anders gedacht werden kann, als daſs ein Kentaur auf der einen Seite, zwei Kentauren auf der andern das Gleichgewicht hielt.

Nicht leichter, als die Erklärung dieser Statuengruppen, ist die der Metopen: derjenigen nämlich, welche der Mitte der Südseite angehören, und uns nur durch Carrey bekannt sind. Diese stellen Scenen aus Attischer Mythologie dar, während die Metopen der äuſsern Partieen dieser Seite, welche zum groſsen Theil im Britischen Museum sind, sich sämmtlich auf die Lapithen- und Kentauren-Kämpfe beziehn. Die Attischen Mythen näher zu bestimmen, die jenen Bildwerken zum Grunde liegen, ist der Hauptgegenstand des zweiten Theils von Bröndsted's oft schon citirtem Werke, für welchen Zweck unleugbar darin viel Gelehrsamkeit und Scharfsinn aufgeboten wird. Doch ist es, bei dem Mangel der Attribute, die groſsentheils ursprünglich aus Metall bestanden, und bei der Nachlässigkeit mit der Carrey arbeitete, nur in besonders glücklichen Fällen möglich, der Erklärung dieser einzelnen und isolirten Compositionen einen höhern Grad von Probabilität zu geben, indem es hier nicht genügt, einen überall hindurchführenden Faden zu finden, sondern die Aufgabe sich bei jedem einzelnen Stücke immer erneuert. Der Ref. kann daher über diese sinnreichen Deutungen keine andere Meinung abgeben, als er schon an andern Stellen (s. namentlich den Deutschen Stuart Th. II. S. 665.) gethan hat.

Ein viel günstigeres Material bietet der Fries der Cella schon durch den groſsen Zusammenhang, der hier mehr Figuren zu einer Handlung vereinigt, als in irgend einem andern erhaltenen Bildwerke.

Auch

Auch eröffnen sich bei der Erklärung des Frieses sehr interessante Aufgaben, die in die innern Principe künstlerischer Darstellung, wie sie Phidias Zeit auffaste, einzudringen nöthigen. Solche Aufgaben sind: der — wahrscheinlich locale — Grund der Zusammenstellung der zwölf Götterfiguren, die nicht die gewöhnlichen Zwölfgötter seyn können, am Fries der Ostseite, und die — ohne Zweifel ideale — Bedeutung der weiblichen Figuren, welche auf den zum Agon gerüsteten Quadrigen als Lenkerinnen stehn, dann die künstlerische Prolepsis, durch welche die Jünglinge, welche als Panathenaische Apobaten erkannt worden sind, schon bei der Pompa die eigenthümlichen Bewegungen des Agon, den sie bestehen wollen, voraus machen, und manches Andre. Doch kann der Ref. bis jetzt von neueren Arbeiten nur seinen Versuch, diese Aufgaben zu lösen, anführen, der, nach einigen kürzern Mittheilungen in den *Annali dell' Instituto* V. I. p. 221. V. II. p. 326., in dem deutschen Stuart Th. II. S. 673 — 696 dem archaeologischen Publicum vorgelegt ist.

Von andern Tempelsculpturen zu Athen aus derselben Zeit war nur noch der Fries der vordern Seite der Cella des Theseustempels als ein Problem der Erklärung für die neuere Zeit zurückgeblieben. Die Deutung, die der Ref. davon aus dem Mythus von dem Kampfe des Theseus und der Pallantiden gegeben und durch eine mythologische Discussion über die Verwandtschaft dieser Pallantiden mit den Giganten begründet hat, scheint bei den Kennern des Fachs Billigung erhalten zu haben.

Indem wir an die Athenischen Architektur-Bildwerke die in derselben Zeit in andern Gegenden Griechenlands gearbeiteten anknüpfen: müssen wir gleich das grofse Ergebnifs in wenige Worte zusammenfassen, welches die dahin gehörenden, in der neuesten gemachten Entdeckungen für die Geschichte der Kunst, ja des Hellenischen Geistes überhaupt, gewährt haben. Es ist dies die Gewifsheit, dafs neben der Phidiassischen oder Athenischen Schule der Bildkunst in Griechenland noch mehrere andre blühten, die, von demselben Streben nach Befreiung von der alterthümlichen Starrheit der Formen und nach einer grofsartigen Entwickelung der Gestalten ausgehend, doch auf sehr verschiedenen und unabhängigen Wegen diesem Ziele zustrebten. Zwar durfte man diese Verschiedenheit der Schulen schon aus den Nachrichten der Alten von Polyklet's und Myron's Eigenthümlichkeiten abnehmen; aber es war doch, ungeachtet aller Bemühungen diese Nachrichten zu einem Gesammtbilde zu vereinigen, nicht möglich gewesen, daraus die concrete, anschauliche Vorstellung besonderer Stilarten zu schöpfen, wie sie jetzt aus einigen Fragmenten von Metopen, die an verschiedenen Orten gefunden sind, gleich in die Augen springt. Schon die Phigalischen Reliefs zeigen neben dem Einflufs der Athenischen Kunstschule, welcher sie Manche ganz und gar zueignen wollen, Abweichungen im Geiste der Composition wie in dem Technischen der Zeichnung und Modellirung, aus denen man auf ausführende Künstler schliefsen mufs, die anderswo als in Athen gebildet waren. Eine noch frischere, reinere, naivere Eigenthümlichkeit ist uns in den neuerlich, im J. 1829 durch die wissenschaftliche Expedition in Morea, namentlich durch die Herren Dubois und Blouet, entdeckten und im J. 1830 nach Paris gebrachten Sculpturen vom Olympischen Tempel entgegengetreten, von denen Lenormant sagt: *Aucun des morceaux de sculpture connus jusqu' à ce jour, ne peut donner une idée approximative du style, ni du travail de ces précieux débris.* Nachrichten über diesen Fund und Untersuchungen über die Bestimmung und Bedeutung dieser Sculpturen haben — abgesehn von den ersten vorläufigen Notizen — mitgetheilt: Raoul-Rochette, *Rapport lu à la séance publique des quatre Academies, le* 30 *Avril* 1830, abgedruckt im *Journal des Savans* 1831. *Février*. p. 93 und im Auszuge in dem Werke der Commission T. I. p. 62. Geoffroy St. Hilaire *Recherches au sujet de quelques fragmens etc. Paris* 1833 (über die naturhistorische Treue in der Nachbildung des Löwen, Ebers, Stiers). Eine Notiz von Dubois über die Auffindungen, mit archaeologischen Erläuterungen von Lenormant, *Bullet. dell' Instituto* 1832. p. 17 ff. Forchhammer, in demselben *Bullet*. p. 37 ff. vgl. Göttinger Gel. Anz. 1831. S. 1803. Blouet, *Annali dell' Instituto* V. IV. p. 212 (entscheidende Angaben über die Bestimmung dieser Bildwerke für Metopen). Rathgeber, Hallische Encyklopädie Sect. III. Bd. III. S. 221 ff. Welcker, Rheinisches Museum für Philol. Bd. I. Heft IV. S. 503. (Beschreibung und Erklärung der Fragmente nach Gypsabgüssen.) Endlich die ausführlichste Berichterstattung von Blouet: *Expédition scientifique de Morée* T. I. p. 61 ff. Ausgeführte Abbildungen dieser Sculpturen giebt eben dieses Werk pl. 74 bis 78, von welchen Tafeln die letzte eine Restauration von vier dieser Bildwerke durch einen französischen Künstler Trézel darbietet; charakteristisch gezeichnete Umrisse das Werk des Grafen Clarac: *Musée de Sculpture* pl. 195. — Auch an diesen Denkmälern kann man die erfreuliche Beobachtung machen, wie rasch bei dem jetzigen Umschwunge und Austausche archaeologischer Nachrichten und Untersuchungen, nach Beseitigung mancher momentaner Abirrung vom Ziel, das Ergebnifs gefunden ist, das aller Wahrscheinlichkeit nach keine bedeutende Modification mehr erleiden kann.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Junius 1835.

Uebersicht der Griechischen Kunstgeschichte von 1829 — 1835.

(Fortsetzung von Nr. 107.)

Als sichere Punkte sind anzusehn: Erstens, dafs diese Fragmente von Metopen, nicht von einem fortlaufenden Friese herrühren. Zweitens, dafs diese Metopen am Eingange zum Pronaos und Opisthodomos, über den Eckwandpfeilern und den Säulen dazwischen, angebracht und zwölf an der Zahl waren. Drittens, dafs hier zwölf Thaten des Herakles dargestellt waren und in Pausanias Beschreibung die Erwähnung einer Metope ausgefallen ist (die man schwerlich leichter ergänzen kann als durch den Kerberos, auf die in Völkels Nachlafs Heft I. S. 76. vorgeschlagne Manier). Ueber die einzelnen Bruchstücke verweisen wir besonders auf Welcker, und bemerken nur, dafs das S. 512 erwähnte Bruchstück vom Oberkörper einer weiblichen Figur wohl dasselbe ist, welches das Werk der Commission *pl.* 77. N. 4. abgebildet zeigt; dafs das Fragment einer Amazone gehöre, scheint auch Raoul-Rochette's Meinung (s. ebendas. p. 62.), und dazu pafst auch der Umstand, dafs es an der Rückseite des Tempels gefunden worden ist. Der Kopf, in dem Welcker p. 514. mit andern Archaeologen (Lenormant *Bullet. dell' Inst.* 1832. p. 22. Panofka, *Annali* T. V. p. 129.) den des himmeltragenden Atlas erkennt, kann wohl kein anderer seyn als der in dem Werke der Commission pl. 76. N. 2. abgebildete; dann entsteht nur dadurch eine Schwierigkeit, dafs Blouet in dem Texte dieses Werks p. 72. ihn zu den Bildwerken rechnet, die von ihm an der Rückseite des Tempels gefunden worden seyen, während die Metope mit dem Atlas sich nach Pausanias am Pronaos befand. Die anmuthige weibliche Figur in dem ledernen Koller, worin eine Arkadische Landtracht zu erkennen seyn wird, ist wohl von Trezel am besten mit der Erlegung der Stymphalischen Vögel in Verbindung gebracht worden; dann möchte der Name Metopa, aus Pindars sechsten Olympischen Gedichte, der passendste seyn. Die naive Grazie dieser, wenn auch vielleicht nicht ganz richtig gezeichneten Figur, der mehr athletische als heroische Körperbau des Herakles, so wie die mehr männlich ernsten als übermenschlich gewaltigen Züge seines Angesichts, die naturtreue und kräftige Zeichnung der Thiere, die aber doch im Löwen eben so weit hinter dem König der Thiere, wie beim Herakles hinter dem Mächtigsten der Heroen zurückbleibt, auch die originelle und singuläre Auffassung mehrerer dieser Gegenstände, Alles zusammen läfst uns eine frische, lebhaft producirende Schöpferkraft eines Künstlers der Phidiassischen Zeit erkennen, die aber hinter dem Vermögen, grofsartige Gestalten zu schaffen, wie es dem Athenischen Künstler inwohnte, weit zurückbleibt, so dafs wir nicht anstehn zu behaupten, dafs diese Sculpturen schon fertig gewesen seyn müssen, als um Olymp. 86 Phidias mit seinen Schülern für denselben Tempel arbeitete.

Von derselben Wichtigkeit für die Kunstgeschichte und noch höherem Interesse durch vollständigere Erhellung und Neuheit der Gegenstände sind die Selinuntischen Metopen, welche dem südlichsten Tempel der Unterstadt angehörten. Von den fünf, die man gefunden hat, waren zwei über dem Eingange zum Posticum oder Opisthodomos, drei zum Pronaos befestigt gewesen. Jene hatte bereits im J. 1823 der Englische Architekt S. Angell aufgespürt, aber die Umstände, oder eigentlich das Einschreiten der Sicilianischen Polizei, hatten ihn verhindert seine Entdeckung zu verfolgen; alle zusammen hat erst im J. 1831 der Herzog von Serradifalco hervorgezogen, und auch zuerst durch Abbildungen bekannt gemacht. Die Literatur darüber: Brief des Herzogs von Serradifalco an Prof. Gerhard, *Bulletino dell' Instituto* 1831. p. 177. Samuel Angell, *Transactions of the R. Society of Literature* V. II. P. I. Abth. VI. Serradifalco *Antichità della Sicilia* Vol. II. p. 62—72. tv. 30 bis 34. Gerhard im Archaeol. Intelligenzbl. 1834. N. 8. 9. Die Gegenstände der drei Metopen vom Pronaos sind 1) Aktaeon, nicht in einen Hirsch ver-

verwandelt, sondern mit einem Hirschfell bedeckt (welches der Künstler indefs so angeordnet hat, dafs es den schönen Körper des Jünglings möglichst wenig verhüllt) und von seinen Hunden mit wüthenden Bissen angefallen; Artemis steht sich ihrer Rache erfreuend, mit einer dämonischen Ruhe, daneben. 2) Zeus auf einem Felsen sitzend, und eine auf ihn zukommende Frau näher heranziehend, in der der Ref., besonders an der Art, wie sie ihren Schleier hebt, mit Sicherheit die Hera zu erkennen glaubt. Der Ref. sieht daher in diesem Bildwerk die bekannte Scene des vierzehnten Buchs des Ilias, während die gewöhnliche Meinung die Composition aus dem Mythus von der Liebe des Zeus zur Semele zu deuten sucht. 3) Herakles, noch als Jüngling gebildet, dringt auf die Amazone Hippolyte, die über einer enganliegenden Bekleidung einen kurzen Chiton und einen eigenthümlich gearbeiteten Brustpanzer trägt, und sich mit der Streitaxt zu vertheidigen sucht, mit siegreicher Gewalt ein, indem er sie bei dem Knauf der Phrygischen Mütze gefafst hält. Die übrigen beiden Metopen von der Westseite des Tempels, welche jenen an künstlerischem Werth nachzustehen scheinen, lassen weniger feste Bestimmungen zu. 4) Ein Jüngling, der eine Leier zu tragen scheint, also wohl Apollo, verfolgt eine weibliche Figur (Daphne?) 5) Pallas, im Costüm der Aeginetischen sehr ähnlich, wirft einen gerüsteten Mann danieder, der von Andern Ares, von dem Herzog v. Serradifalco mit gröfserer Wahrscheinlichkeit ein Gigant genannt wird. Alle diese Sculpturen sind aus einem in der Gegend häufigen Kalktuf gearbeitet, nur dafs Köpfe, Füfse und Hände aus weifsem Marmor angefügt sind, und waren ursprünglich mit Farben bedeckt. Die Sculptur erscheint in ihnen wenigstens eben so eigenthümlich als in den Olympischen Bildwerken. Die Behandlung der Götter und Heroen, des Zeus, der Hera, des Herakles, der Amazone, ermangelt nicht des Charakteristischen, aber es zeigt sich nur in geringern Veränderungen der gewöhnlichen und normalen Bildung, nicht in dieser grofsartigen Entwickelung und Erweiterung der Gestalt, wie sie Phidias und die ihm verwandten Künstler für ihre Ideale zu schaffen wufsten. Offenbar folgt der Künstler der Selinuntischen Metopen weit mehr den Eindrücken schöner, kräftiger Gestalten, wie sie das Land und Volk, in dem er lebte, hervorbrachten, und die er mit liebevoller Hingebung an ihre individuelle Schönheit aufgefafst hat. Wie die männlichen Figuren sich in einem gewissen Mittelmaafs halten, und einen mehr gedrungenen als schlanken Bau zeigen, so sind die weiblichen noch mehr durch die kurzen Proportionen auffallend, die verbunden mit dem naiven Ausdruck der Gesichtsbildungen, der alterthümlich steifen Bekleidung und der Gemessenheit in den Bewegungen einen ganz eigenthümlichen Eindruck machen. Doch es ist nicht die Aufgabe unserer Arbeit, diesen Eindruck vollständig in Worte zu fassen, nur anzudeuten, welchen Gewinn auch nach dieser Seite hin die Griechische Kunstgeschichte gemacht hat.

Von andern Werken des Phidias und seiner Zeitgenossen, die in neuster Zeit ein Gegenstand der Forschung geworden, weifs Ref. nur eins anzuführen, die schöne Amazone des Vaticanischen Museums, von der der Unterz., mit Hülfe einer Gemme, nachgewiesen hat, dafs sie sich auf eine Lanze stützte, um sich einen Schwung zum Springen zu geben, und dafs das Original der oft wiederholten Figur, nach einem Zeugnifs Lucians, für ein Werk des Phidias gehalten wurde. *Commentatio, qua Myrinae Amazonis quod in Museo Vaticano servatur signum Phidiacum explicatur*, auctore C. O. Müller. *Commentationes Soc. Gotting. recentiores*. V. VII. *cl. hist.* p. 59. Das Zusammentreffen der Statue und Gemme würde hier, wohl auch ohne alle unterstützende Gründe, vollkommen beweisend seyn, da es gegen alle Probabilität ist, dafs die Gemme etwa von einem neuen Künstler nach einer von ihm erdachten und Niemand sonst bekannt gewordenen Restauration der Statue gearbeitet worden sey.

Wenden wir uns zu der zweiten glänzenden Epoche der Griechischen Kunst, die durch die Namen Skopas, Praxiteles, Lysippos bezeichnet wird: so ist es unter den Werken derselben zuvörderst die Niobe-Gruppe, auf welche sich mehrere neue Entdeckungen und Combinationen beziehen. Wir erneuern hier nicht die Frage nach der ursprünglichen Aufstellung dieser Gruppe, ob in einem Giebelfelde oder im Kreise; darauf wird sich die rechte Antwort erst ergeben, wenn man der Verbindung der einzelnen Figuren unter einander gewifs seyn wird. Aber das darf als ein bedeutendes Ergebnifs neuerer Forschung aufgestellt werden, dafs nicht blos die Mutter mit der jüngsten Tochter, sondern auch mehrere andre Figuren mit einander in nähere Verbindung gebracht waren, und specielle Gruppen in der grofsen bildeten (in Uebereinstimmung mit Phidias Frontongruppen, und im Gegensatze mit der ältern Weise des Gruppirens, z. B. in den Aeginetischen Sculpturen), wodurch erstens viel mehr Mannichfaltigkeit und Interesse gewonnen wird, und zugleich die Gesammtempfindung des Mitleids durch die Zeichen rührender Theilnahme an fremden Leiden bei eigner Gefahr gesteigert und veredelt wird. Die Verbindung des einen Sohnes mit einer sterbenden Tochter war nach der Vaticanischen Gruppe, welche sonst Kephalos und Prokris hiefs, schon von A. W. v. Schlegel (*De la composition originale des statues de Niobé et de ses enfans*, *Bibliothèque universelle* 1816. Litt. T. III. p. 126) erkannt worden, und in der Sache selbst ist wohl gegen die von Thiersch dafür aufgestellten Gründe (Ueber die Epochen der bild. Kunst., zweite Aufl. S. 315 ff.) nichts einzuwenden. Ein zweites sicheres Beispiel ist durch die Erweiterung eines Festungsgrabens von Soissons im Anfang des Jahres 1831 zum

Vor-

Vorschein gekommen, indem man hier eine Gruppe entdeckte, in welcher der Paedagog unter den Niobiden mit dem jüngsten Knaben in eine solche Verbindung gebracht worden war, dafs der alte Sklave seinen Schutzbefohlenen mit dem vorgestreckten Arm und seinem ganzen Körper gegen die Pfeile des Gottes zu decken sucht. Eine genaue Notiz über die Auffindung, von J. de Breuvery, enthält das *Bulletino dell' Instituto* 1833. p. 105; weniger umständliche Nachrichten sind im *Bulletino dell' Inst.* 1832. p. 145 und in Schorn's Kunstblatt 1832. N. 102 gegeben; eine Abbildung der Gruppe von Soissons hat Raoul-Rochette herausgegeben, *Monumens inédits* pl. 79, wozu der Text p. 427 zu vergleichen ist. Bei dieser Abbildung ist wohl zu bemerken, dafs die rechte und die linke Seite verwechselt sind, wie die Vergleichung der Beschreibungen lehrt. Nur darum, scheint es, meint Welcker (Rhein. Museum für Philol. Jahrg. II. H. IV. S. 490), dafs die Gruppe von Soissons in die in den Denkmälern der alten Kunst Taf. XXXIII versuchte Anordnung der Niobiden-Statuen nicht eingehe. Sie pafst aber zu dieser Anordnung vollkommen, nur dafs in diesen Denkmälern die beiden Figuren, wie sie in Florenz stehn, gezeichnet werden mufsten und also nur zusammengestellt, nicht so eng verbunden werden konnten, wie in der Gruppe von Soissons, die auch damals nur durch Beschreibung, noch nicht durch eine Abbildung bekannt war. Ein drittes Beispiel hat ein von dem archaeologischen Institut herausgegebner geschnittner Stein (*Impronte gemmarie* Cent. I. n. 74) an die Hand gegeben, worin der Ref. (Denkmäler S. 18) zwei unter den Florentinischen Figuren wiederzuerkennen geglaubt hat. Und da hier eine Tochter mit übergebreitetem Obergewande den auf das Knie gesunkenen Bruder zu schirmen sucht, so bildet diese Gruppe das eigentliche Gegenstück zu der zuerst erwähnten, in der der Bruder seinen Mantel schützend über die an seinem Knie hängende Schwester ausspannt. Der Ref. hat auch bemerkt (Handbuch, zweite Ausgabe S. 707), dafs eine Gruppe des *Mus. Capitolinum* V. III. tb. 42 in der Hauptsache dieselbe ist, nur dafs die Figuren dort durch ungeschickte Restauration in eine ganz falsche Lage gegen einander gekommen sind: daher erst genaue Angaben über die restaurirten Theile an diesen Capitolinischen Statuen (wie wir sie von den Florentinischen Niobe-Figuren durch H. Meyer haben) abzuwarten seyn werden, ehe die Untersuchung hierüber weiter fortschreiten kann. Immer schwebt bei alledem noch eine grofse Dunkelheit über dem Ganzen der Niobe-Gruppe. Denn wenn der Pädagog mit dem jüngsten Sohne eine ähnliche geschlossene Verbindung bildete, wie die Mutter mit der kleinsten Tochter: so kann es doch nicht als Gegenstück derselben aufgestellt gewesen seyn, weil die Mutter, schon nach ihrer vorragenden Gröfse, hauptsächlich aber weil in ihrem Schmerz das ganze Leiden der Familie sich sammelt und seinen Gipfel erreicht, nicht aus dem Mittelpunkt der ganzen Composition gerückt werden kann. Stellt man aber den Pädagogen auf die rechte Seite, so verlangt man eine ähnliche Gruppe gegenüber, die durch einen Trophos der Mädchen schwerlich gewonnen werden kann, da das jüngste Mädchen schon zur Mutter selbst geflüchtet ist; die beiden ältesten Schwestern aber, die man der Gröfse der Figuren wegen wohl an diese Stelle bringen möchte, treten zu sehr auseinander, um ein gehöriges Gegengewicht für jene geschlossene Gruppe zu bilden. Was also der Künstler an dieser Stelle für ein Motiv benutzt hat — ob er etwa ein sich umschlingendes Paar treuer Schwestern eingeführt, oder was sonst — darüber müssen wir bis jetzt unsere Unwissenheit bekennen. Soviel liegt indefs klar vor, dafs auch in dieser Composition viel mehr Poesie, Erfindung, Seele gewesen, als restaurirende Künstler und erklärende Archaeologen früher darin wahrgenommen. Die Abhandlung von Wagner über die Gruppe der Niobe, in Schorn's Kunstblatt von 1830. Nr. 51 ff., welche den Gegenstand sonst auf eine gründliche und lehrreiche Weise behandelt, wird hiernach einige wesentliche Veränderungen erhalten.

Ein andrer grofser Zuwachs zu unsrer Kenntnifs der ursprünglichen Niobe-Gruppe würde der sog. Ilioneus seyn, die lebens- und anmuthvolle Knabengestalt, die so lange in Deutschland verborgen gelegen hatte, bis sie in der Sammlung des Dr. Barth, eines ausgezeichneten Kunstkenners, und dann in der Glyptothek zu München zu verdientem Ruhme gelangt ist — wenn die Meinung der Münchner Kunstkenner, dafs diese Figur den Niobiden Ilioneus darstelle (s. L. Schorn Beschreibung der Glyptothek S. 111), auf bestimmten Gründen beruhte. Wir wollen indefs lieber gestehen, dafs wir hier ein Problem vor uns haben, dem sich die neuere Archaeologie noch nicht gewachsen gezeigt hat, indem die Stellung dieses reizenden Knaben sich eben so wenig als die eines um Rettung flehenden Niobiden begreifen läfst, wie bis jetzt irgend ein andrer Mythus (etwa der von Hyakinthus, Hylas, Narkissos) nachgewiesen ist, der die Motive der sehr complicirten Bewegung dieser Figur an die Hand gäbe. Aber so räthselhaft dieser Torso auch ist, ist seine Wiederauffindung doch ungemein viel werth, da man nach diesem Werke, wie nach keinem andern sich einen Begriff bilden kann von der Zartheit und Lebensfrische eines Bildwerks aus der jüngern Attischen Schule. Man möchte wünschen, dafs es Winckelmann's hingeschiedenem Geiste vergönnt seyn möchte, dies Gebilde mit irdischen Augen zu schauen, und dann die rechte Inspiration für ein begeistertes Verständnifs, dem alles Mangelnde sich von selbst ergänzt, in die Herzen derer strömen zu lassen, die auf seinen Wegen weiter zu wandeln streben.

Alle zerstreuten Bemerkungen neuerer Archaeologen, die sich auf Praxiteles und seine Zeitgenossen beziehn, zu sammeln und zu beurtheilen, ist hier nicht der Ort. Nur im Allgemeinen dürfen wir darauf

auf aufmerksam machen, dafs, seit die Venus von Melos bekannt geworden, auch der Begriff von der Knidischen gestiegen ist, und die raffinirte Eleganz der Mediceischen ihn nicht mehr ausfüllt, indem ihr die erhabne Naivität fehlt, die den schönsten und freilich für die spätere Restaurations-Schule unnachahmlichsten Reiz eines Praxitelischen Werks ausmachte. Daher der Streit, den H. Meyer so standhaft für die Mediceische Venus als Copie der Knidischen führte, jetzt wohl als abgemacht anzusehn ist. Mit dieser Gröfse der Behandlung steht indefs die Neigung dieser Künstler zu unsittlichen und schlüpfrigen Gegenständen keineswegs in Widerspruch; wie sie sich vertragen können, zeigt manches herrliche Werk der neuern Kunst. Insofern wäre also nichts gegen Welckers Ansicht (Rheinisches Museum Jahrg. II. Heft IV. S. 490.) einzuwenden, dafs das Symplegma von Kephissodotos, Praxiteles Schüler, kein gymnastisches, sondern ein erotisches gewesen sey; da der Ausdruck συμπλέκεσθαι von dem Einen auf das Andre übertragen wird (s. z. B. Lucian im Lucius c. 9.). Da indefs Welcker selbst die Deutung der Stelle, von der seine Ansicht offenbar ausgegangen war, zurückgenommen hat (S. 604.): so bedarf diese gewifs neuer Stützen; und wir können indefs noch die Meinung festhalten, dafs jenes Symplegma, so wie das andre *in terris nobile*, *Pan et Olympus luctantes*, wirklich ringende Figuren gewesen seyn. Andererseits hat der Ref. es in der zweiten Ausg. des Handbuchs §. 128. Anm. 1 u. 2. wahrscheinlich zu machen gesucht, dafs aufser den Ganymeden, den Repräsentanten der männlichen Liebe, auch die Leda, die andeutende Darstellung weiblicher Wollust, und der Hermaphrodit aus dieser Attischen Schule stammen, und der *Hermaphroditus nobilis* des Plinius nicht von dem jüngern Polycles (Olymp. 155.), sondern von dem ältern (Olymp. 102.) herrührte. Da die kleine Untersuchung, worauf dies beruht, vielleicht einige Wichtigkeit für die Künstlerchronologie überhaupt hat, so theilen wir die Hauptpunkte derselben hier mit. Plinius geht in dem 34ten Buche, wo er von den Erzgiefsern handelt, so zu Werke, dafs er erst eine chronologische Uebersicht giebt, dann die allerausgezeichnetsten Meister einzeln schildert, hierauf eine Menge Künstler vom zweiten Range mit ihren Hauptwerken in alphabetischer Ordnung aufzählt, und die übrigen dann nach Rubriken, die von der Art ihrer Werke hergenommen sind, folgen läfst. Nun folgen jene Künstler der zweiten Classe, die unter die Buchstaben des Alphabets rangirt werden, XXXIV, 19, 12—23., in dieser Ordnung (wobei wir gleich die Zeit bei denen beischreiben, bei denen wir sie kennen): *Alcamenes* (Ol. 84.), *Aristides* (94.), *Tisicrates* (aber dieser steht hier falsch, eben so wie auch unten §. 32.), *Bryaxis* (110), *Bedas* (120), *Batton*, *Ctesilaus* (87), *Cephissodotus* (102), *Canachus* (70), *Chaereas* (114), *Desilaus* (der obige Ctesilaus, nur verschrieben, 87), *Demetrius* (90), *Daedalus* (95), *Dinomenes* (95), *Euphranor* (106), *Eutychides* (120). *Hegias*, *Hegesias* (?), *Isidorus*, *Lycius* (92), *Leochares* (102), *Lyciscus*, *Lycus*, *Menaechmus*. *Naucydes* (90), *Naucerus*, *Niceratus* (90), *Pyromachus* (90), *Polycles* (102 oder 155?), *Pyrrhus*, *Phoenix* (120). *Stypax* (85), *Strongylion* (9. 103). *Theodoros*, *Xenokrates*. Hier haben wir nun, wie gleich in die Augen fällt, zwölf Beispiele der chronologischen Reihenfolge unter den einzelnen Buchstaben, gegen ein einziges widersprechendes (den Canachus), und werden, nach gewöhnlicher Probabilitätsrechnung, anzunehmen gedrungen, dafs diese Ordnung beabsichtigt sey. Plinius mufs bei seinen Excerpten ein chronologisch geordnetes Werk zum Grunde gelegt haben, woraus er die Künstler, wie sie dort auf einander folgten, nur sie unter die Buchstaben des Alphabets vertheilend, hinter einander schrieb; nur den einen Canachus mufs er wohl anders woher genommen und eingeschoben haben. Dann wird es wenigstens sehr wahrscheinlich, dafs der Polycles dieser Reihe, *qui Hermaphroditum nobilem fecit*, der von Olymp. 102 sey; und auch für manchen andern Künstler werden sich nun wahrscheinliche Begrenzungen der Zeit, in der er gelebt haben könne, aufstellen lassen. Dabei darf indefs nicht verschwiegen werden, dafs die alphabetische Aufzählung der Maler im fünf und dreifsigsten Buche des Plinius ohne alle Rücksicht auf die Zeit gemacht ist; hier müssen also wohl die Quellen, deren sich der compilirende Schriftsteller bediente, von andrer Beschaffenheit gewesen seyn. Die chronologischen Tabellen der alten Kunstgeschichte, welche unter dem Titel: Chronologie der Griechischen und Römischen Künstler bis zu Ablauf des fünften Jahrhunderts nach Christi Geburt, nebst vorausgehender Uebersicht der Aegyptischen Kunst, durch Friedrich v. Bartsch, Custos an der K. K. Hofbibliothek, zu Wien 1835 erschienen sind, und sich in den Zeitbestimmungen der Aegyptischen Denkmäler an Champollion und Rosellini, in der Griechischen Künstlergeschichte an Thiersch, Sillig und den Unterz. halten, setzen den Polykles, der den Hermaphroditen gearbeitet, ebenfalls um Ol. 102, aber identificiren ihn, nach der früheren Meinung des Ref., mit dem Polykles, dessen Söhne Dionysios und Timarchides waren. Warum der Unterz. diese Ansicht aufgegeben, davon wird er weiter unten Rechenschaft geben.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Junius 1835.

Uebersicht der Griechischen Kunstgeschichte von 1829 — 1835.

(Fortsetzung von Nr. 108.)

Die Geschichte der Steinschneidekunst mit einiger Genauigkeit zu verfolgen, und für die gesammte Griechische Kunstgeschichte fruchtbar zu machen, hat noch nicht gelingen wollen, da die Nachrichten der Alten über diesen Kunstzweig sehr sparsam sind, und von den Namen auf den Gemmen, in sofern sie als Künstlernamen gerettet werden können, doch gewiſs sehr wenige über Augustus Zeit hinaufreichen. Eine neue Musterung dieser Namen, in einem den bekannten Arbeiten v. Köhler's entgegengesetzten Sinn und Streben, giebt die eben erwähnte *Lettre à Mr. Schorn par M. Raoul-Rochette.* Wir maſsen uns in diesem Streite um so weniger ein Urtheil an, je mehr Kennerschaft dazu gehört, sich in diesem Fache vor Betrügereien zu bewahren, von deren Unverschämtheit die Poniatowski'sche Sammlung in neuesten Zeiten ein Staunen erregendes Beispiel ist, das von Toelken in einer Recension der Berliner Jahrbücher in's vollste Licht gesetzt worden ist.

Lohnender ist namentlich für den, welchem kein Schatz der Glyptik zu unmittelbarer Anschauung zu Gebote steht, die kunstgeschichtliche und überhaupt geschichtliche Bearbeitung der Numismatik. Die Griechischen Städtemünzen, insbesondre die in gröſserer Menge nach einem Typus geschlagenen, mit bestimmten Epochen der Geschichte zu verbinden, ist eine Aufgabe, die in so vielen Fällen mit Glück gelöst werden kann und in manchen auch schon gelöst ist, daſs es bald an der Zeit seyn wird eine Geschichte der Griechischen Münzprägung in gröſserem Zusammenhange zu versuchen. Besonders bietet die Sicilische Münzkunde treffliche Anhaltspunkte dar; und wenn man die Münzen, die unter Anaxilas zu Messana, zu Selinus vor der Karthagischen Eroberung, zu Syrakus in Timoleons, in Pyrrhus und des Römerfreundes Hieron Zeiten geprägt sind, als sicher bestimmt zum Grunde legt: so wird man alle übrigen darnach im Ganzen mit groſser Sicherheit anordnen können. Das ist jetzt nicht mehr zu besorgen, daſs Jemand die Meisterwerke Sicilischer Graveurs in die Zeiten des alten Hieron setzen und auf die von Pindar besungenen Wagensiege beziehen werde, wie der wackre Nöhden gethan. Wir führen als Beiträge zur historischen Kunde der Münzen die Abhandlung von Raoul-Rochette: *Médailles Corinthiennes d'Ambracie*, *Annali dell' Inst.* V. I. p. 311. (*Monum. ined. tv.* 13) an, wo auſser den speciellen Ergebnissen über die zunächstliegende Aufgabe, besonders die Ermittelung des in Sicilien zur Zeit Timoleons, als Syrakus seine Colonialverbindung mit Korinth neu geknüpft hatte, von allen Städten dieses Colonialsystems geprägten Geldes als eine wichtige Erweiterung der Wissenschaft anzuerkennen ist, die indeſs unser groſser Numismatiker Eckhel schon bedeutend vorbereitet hatte. Die Abhandlung des Herzogs von Luynes: *Du Démarétion* (über die groſsen schönen Medaillen von Syrakus), *Annali dell' Instit. V.* II. p. 81., stimmt im Resultat ganz mit den Ergebnissen einer Untersuchung überein, die der Ref. von einem ganz andern Ausgangspunkte geführt hatte. Vgl. *Annali V.* II. p. 337. Eine kleine, aber lichtvolle Untersuchung desselben Herzogs von Luynes, welche eine Classe von Münzen mit der Aufschrift *ΚΑΜΠΑΝΩΝ*, die man bisher nach Campanien in Italien legte, den Campanern zutheilt, welche zwischen dem Peloponnesischen Kriege und Timoleon in einigen Orten Siciliens, wie Catana, Entella, Nacona, sich behaupteten, stimmt zugleich in kunstgeschichtlicher Beziehung mit den oben angegebnen festen Punkten sehr gut überein. Ueber die Graveurs, die sich auf Münzen nennen, hauptsächlich auf Sicilischen aus der besten Kunstzeit, giebt Raoul-Rochette: *Lettre à Mr. le Duc de Luynes.* Paris 1831. im Ganzen unbestreitbare Ergebnisse; wenn man auch Einiges bezweifeln und abdingen kann, wie Streber in der gründlichen Beurtheilung der Schrift, in Schorn's Kunstblatt von 1832. Nr. 41 und 42, gethan hat. Vgl. auch Osann

Osann in Zimmermann's Zeitschrift für die Alterthumswiss. Bd. I. (1834.) Nr. 37.

Die Geschichte der Griechischen Malerei hat noch lange nicht die Fortschritte gemacht, wie die der Sculptur, und kann auch schwerlich eine bedeutend höhere Stufe ersteigen, wenn nicht noch mehr Mauergemälde als bisher aus den Städten am Vesuv zum Vorschein kommen, die als Nachahmungen berühmter Meisterwerke erkannt werden können oder sonst zur Blüthezeit der Kunst in einer engern Beziehung stehn als die gewöhnlichen. Die erweiterte Kunde der Vasenmalerei, namentlich der grofse Fund von Volci, läfst uns allerdings die Fortschritte der Zeichnung viel genauer verfolgen als es ohne diese den ersten Meistern gleichzeitiger Denkmäler möglich wäre: aber für die Fragen, auf die man am liebsten eine Antwort hätte, über Colorit, Beleuchtung, Perspektive, ist von der Seite kein Aufschlufs zu erwarten. Selbst eine der ersten Fragen, welche die Technik der alten Malerei betreffen, nach dem Alter, der Verbreitung und Werthhaltung der Wandmalerei, ist in neuerer Zeit sehr verschieden beantwortet worden. Denn während Manche sich auf das sichere Faktum stützen, dafs die ältern Tempel der Griechen grofsentheils mit Farben überzogen waren, und daraus folgern, dafs man aufser den Ornamenten bald auch mythologische Scenen auf die dafür geeigneten Flächen der Tempel gemalt habe, und darnach viele Werke der ersten Meister, mit denen Tempel und Hallen geschmückt waren, für Wandgemälde ansehen: hat Raoul-Rochette in einer Abhandlung: *De la peinture sur mur chez les anciens*, im *Journal des Savans* 1833. *Juin*, *Juillet et Août* p. 363 ff. den Satz des Plinius, XXXV, 37. *Nulla gloria artificum est, nisi eorum qui tabulas pinxere*, mit aller ihm zu Gebot stehenden Gelehrsamkeit und Kunstkenntnifs ausgeführt. Da der Vf. das Thema zu einem Gegenstande der Discussion unter den Alterthumsforschern zu machen wünschte, ist eine philologische Kritik der Abhandlung in einem Programm der Leipziger Universität: *de pictura parietum*, das auch in God. Hermanni *Opuscula*, *V.* V. abgedruckt ist, erschienen, in welcher die Methode und Ergebnisse jener Schrift im Allgemeinen gebilligt, und die Erklärung einiger Stellen geprüft wird. Ein neues Moment ist indefs, so viel sich Ref. erinnert, der Untersuchung nicht zugefügt, denn dafs Pausanias öfter von Gemälden spricht, die durch die Zeit unkenntlich geworden seyen, kann eben so gut auf Tafel- wie auf Mauergemälde bezogen werden (vgl. Plinius XXXV, 36, 15.) Der Ref., dessen schwankende und zweifelhafte Aeufserungen den französischen Archaeologen befremdet hatten, indem er das Gewicht des Zeugnisses von Plinius anerkennend doch gewisse Fakta nicht wegzuleugnen wagte, ist seit der Zeit durch die sehr bestimmte Mittheilung Hn. Semper's (über vielfarbige Architektur S. 47) in dem wichtigsten dieser Fakta, wonach die Mauergemälde im Theseus-Tempel kaum geleugnet werden können, bestärkt worden, und hofft, dafs Hr. Raoul-Rochette in der neuen umfassenden Bearbeitung dieses Thema's, mit welcher er beschäftigt ist, allen begründeten Nachrichten von Mauergemälden in Griechenland wie in Italien (einige noch nicht berücksichtigte sind in der zweiten Ausgabe des Handbuchs §. 319. Anm. 5 angezeigt) ihre volle Bedeutung zugestehen werde. Von Plinius Stelle ist nicht zu vergessen, dafs er diesen allgemeinen Ausspruch bei den sehr artigen und sinnreichen Wandgemälden von Ludius thut, durch die indefs Ludius nicht den Ruhm der alten Meister erlangen konnte, weil seine Bilder nicht, wie Staffeleibilder, überall herumgetragen und von wetteifernden Liebhabern um hohe Summen erstanden werden konnten; und ferner, dafs Plinius dabei ganz auf dem Standpunkte eines Römischen Kunstkenners steht, für den der Ruhm eines Polygnot und Panaenos, wenn sie auch noch so viel auf die Wände von Tempeln und Hallen in Griechenland gemalt hatten, doch fast allein auf den Tafelgemälden beruhte, die sich von ihnen in Römischen Gallerieen befanden.

III. Die Macedonische Periode.

(Verfall und Nachblüthe der Griechischen Kunst.)

Die Griechische Kunst durch die Periode zu verfolgen, in welcher sie sich durch die Macedonischen Kriegszüge und Reiche über die ganze damals cultivirte Welt verbreitete, und sowohl die Entwickelung neuer Formen, an denen es bei so viel neuen Antrieben und Aufgaben unmöglich gefehlt haben kann, als auch die unleugbare Entartung und Verwilderung der Kunst, nicht in abstracter Allgemeinheit, sondern in bestimmten eigenthümlichen Zügen, aufzufassen und nachzuweisen, ist diejenige Aufgabe der kunstgeschichtlichen Studien, zu deren Lösung überhaupt und auch in der letzten Zeit noch am Wenigsten gethan worden ist. Der Grund davon liegt hauptsächlich darin, dafs sowohl die Nachrichten der Schriftsteller, besonders des Pausanias, als auch die Denkmäler, welche sich noch auf dem Boden erhalten haben, dem sie ihren Ursprung verdanken, sich gröfstentheils auf das alte Griechenland und die Blüthezeit des republicanischen Lebens beziehn. Indessen ist noch keineswegs, weder in Betreff der literarischen Forschungen, noch der localen Untersuchungen, bereits Alles geschehn, was geleistet werden kann, und ein Studium, welches sich, mit den Hülfsmitteln und Anschauungen unsrer Zeit ausgerüstet, in die Alterthümer jeder einzelnen Residenzstadt jener Reiche vertiefte, würde manche Anschauung gewinnen, die für den Gang der Kunst im Ganzen von Bedeutung seyn könnte. Der Ref. hat dies zuerst bei Antiochien versucht, und für die Schriften der Göttingischen Societät der Wissenschaften eine Abhandlung verfafst, welche die Ueberschrift führt: *De antiquitatibus Antiochenis dissertatio prior, qua, Antiochiae ad Orontem sub Grae-*

Graecis regibus, quae fuerit figura et quae praecipua ornamenta, explicatur. Da indefs bis jetzt von dieser Vorlesung nur ein Auszug in den Götting. Gel. Anzeigen vom J. 1834. St. 109. 110. erschienen ist, und die Publication auch wenigstens so lange aufgeschoben werden soll, bis über die neuerlich von Hn. Cadalvène auf dem Boden Anteaki's veranstalteten Nachgrabungen einige genauere Nachrichten kund geworden seyn werden: so würde ein weiterer Bericht über den Inhalt der noch ungedruckten Abhandlung wohl nicht an diesem Orte seyn. Nur dies sey zu bemerken gestattet, dafs ein Hauptaugenmerk dieser Arbeit darauf geht, die eigenthümlichen architektonischen Formen, die dabei zum Vorschein kommen, die langen Strafsen aus Colonnaden, die Tetrapyla oder Triumphbögen auf den Kreuzpunkten, die Mesomphalien im Mittelpunkte der Stadt, die Tetrakionien, womit namentlich Statuen der Städte überbaut wurden, die Tychäen, die dem Römischen Pantheon als Vorbilder dienten, die Nymphäen oder Kuppelsäle mit Fontänen und Springbrunnen und manche andre für diese Zeiten charakteristische und der Römischen *Magnificenza* vorleuchtende Anlagen und Einrichtungen durch Zusammenstellung von Zeugnissen und Denkmäler-Resten in ein, wenn auch oft noch sparsames und unsichres Licht zu stellen, und die Forschung, welche nach Hirt's preiswerthem Hauptwerke, der Geschichte der Baukunst bei den Alten (1821 bis 1827) fast geschlossen scheinen konnte, auch ohne neue Localentdeckungen einige Erweiterungen zu verschaffen. Auch Alexandreia kann zu einer ähnlichen, vielleicht nicht minder lohnenden Arbeit den Stoff geben; ist doch bisher selbst die ausführliche Beschreibung der Burg von Alexandreia, besonders der sehr eigenthümlich eingerichteten Propyläen, in Aphthonius Progymnasmen noch gar nicht für die Geschichte der Architektur benutzt worden. Die colossale Säule, welche die Mitte dieser Akropolis bezeichnete und weit hinaus sichtbar war, hat früher schon *Zoëga de Obeliscis* p. 607 und neuerdings Welcker (im Rheinischen Museum, für Philol. Jahrgang II. Heft IV. S. 491), gestützt auf einen von Hn. Prof. Osann handschriftlich mitgetheilten Aufsatz, der nächstens in den Schriften des Instituts für archaeol. Corresp. erscheinen soll, für die in Alexandrien noch vorhandne, sogenannte Pompeus-Säule erklärt. Allerdings scheint die Inschrift bei Gruter p. CLXXXVI, 2, MXX, 9. *Αυτοκρατης περικλυτος αρχιτεκτος με ωρθωσεν δια αλεξανδρου μακεδωνος* (sic) *βασιλειου*, sich auf diese Säule zu beziehen, aber diese kann doch immer nur als Zeugnifs für eine in barbarischen Zeiten herrschende Meinung gelten; und die Inschrift, welche diese Säule dem Diocletian dedicirt (s. Norry, *description de la colonne dite de Pompée*, in der *Description de l'Égypte*, *Antiquités T. II. chap. XXVI. Appendice*), mufs doch wohl mit der Aufstellung derselben in Verbindung gebracht werden. Auch gehören Piedestal, Basis und Capitäl der Säule, welche nach den Vffn. der *Description* von sehr roher Arbeit und fast Byzantinischem Stile sind, deutlich dieser letztern Zeit an, und nur der Schaft, der das Ansehn hat, einem bessern Werke angehört zu haben, könnte von jener Säule, die in Alexanders oder der Ptolemäer Zeit hier errichtet worden war, sich noch erhalten haben.

Zur Geschichte der Sculptur in derselben Periode müssen wir als einen der bedeutendern Beiträge die Untersuchungen von Raoul-Rochette über die in berühmten Bildwerken des Alterthums dargestellten Schlachten der Pergamenischen Fürsten mit den Kelten bezeichnen. Zwar ist das Denkmal, durch welches diese Untersuchungen zunächst angeregt wurden, das Relief des Sarcophags aus der Vigna Ammendola (abgebildet in den *Monumenti inediti dell' Instituto tv.* 30. 31), richtiger auf eine Schlacht der Römer mit den Marcomannen oder ähnlichen Volksstämmen bezogen worden (s. die Abhandlung eines Schottischen Archaeologen J. Blackie, *Annali dell' Instit. V.* III. p. 287), als auf jene Kelten-Kriege Attalos des I. und Eumenes des II. Indefs hat der Französische Archaeolog sich dabei über alle andern Statuen des Alterthums verbreitet, die durch Gegenstand und Behandlung sich eignen in jene Kämpfergruppen einzugehn, und man kann in der That weder für die unter dem Namen des sterbenden Gladiators bekannte Figur, in der Hirt und Nibby schon früher einen Gallischen Krieger erkannt hatten, eine befsre Stelle finden als in einer solchen Composition, noch auch für die Gruppe der Villa Ludovisi, welche herkömmlich Arria und Paetus genannt wird, eine befsre Deutung, als dafs sie einen Heerführer desselben Volksstamms darstellt, der mit demselben Dolche sein Weib und sich der Schmach der Gefangenschaft entzieht. Die Abhandlung Raoul-Rochette's (worin auch Heyne's Verdienst um die Erklärung der letztern Gruppe anerkannt und hervorgehoben wird) befindet sich im *Bulletin universel des sciences, publié sous la direction de M. le baron de Férussac*, Section VII. *an.* 1830. *Août* p. 369.

Die wichtige Frage über den Laokoon, ob er nach Plinius in die Zeit des Kaiser Titus gesetzt werden müsse oder der Macedonischen Zeit zuzuschreiben sey, beantwortet Gerhard im Sinne der ersteren Meinung, in einem Aufsatze über „Roms antike Bildwerke", welcher der inhaltvollen „Beschreibung der Stadt Rom von E. Platner, C. Bunsen, E. Gerhard und W. Röstell Bd. I. S. 277 — 301 einverleibt ist, und eine an tiefdurchdachten Beziehungen reiche Skizze der alten Kunstgeschichte liefert. Aber vielleicht haben die Gegengründe von Zumpt, in den Berliner Jahrb. 1833. Bd. II. S. 86, und Welcker, im Rhein. Museum für Philol. Jahrg. II. H. IV. S. 492, ihn bereits für die zweite, an sich doch immer natürlichere, Ansicht entschieden. Der Ref. will daher lie-

lieber hier darauf aufmerksam machen, dafs er den Sinn der Worte, die wohl manchen Erklärer der Stelle schon befremdet haben, *opus omnibus et picturae et statuariae artis praeponendum*, jetzt so entwickelt zu haben glaubt, dafs man ein nicht zu verachtendes Kunsturtheil der damaligen Kenner daraus vernimmt. Die Worte besagen nämlich durchaus nicht, dafs der Laokoon das erste Werk der Sculptur sey, sondern dafs es alle Arbeiten der Malerei und des Erzgusses (dies ist bei Plinius die *statuaria ars*) übertreffe, d. h. mit andern Worten, dafs der Laokoon durch die kühne Verflechtung in seiner Gruppirung über die Grenzen der Sculptur und selbst über die Leistungen solcher Künste, die darin eine viel gröfsere Freiheit hatten, hinausgehe. Wie passend dann der nächste Satz bei Plinius sich anknüpft, lehrt ein Blick auf den Text des Schriftstellers.

Indem wir andre, minder ausgeführte, Bemerkungen über plastische Werke dieses Zeitraums übergehen, können wir doch nicht von einer Erörterung in Hirt's Geschichte der bildenden Künste bei den Alten schweigen, welche uns für das Ganze der Griechischen Kunstgeschichte von grofser Bedeutung scheint. Wer die von Visconti ausgehende Veränderung der Ansichten über den Gang der Kunst, und namentlich die durch Thiersch Epochen angeregten Discussionen verfolgt hat, wird darin den wahren Angelpunkt alles Conflikts der Meinungen gefunden haben, dafs auf der einen Seite das Sinken der Kunstfertigkeiten und des Kunstgeschmacks in den ihrem Untergange entgegengehenden Macedonischen Reichen nach dem Zeugnisse der alten Schriftsteller eben so sicher ist, wie es bei der Betrachtung der am meisten authentischen Denkmäler, der Münzen, in die Augen springt, — und auf der andern Seite doch unleugbar in den letzten Zeiten der Römischen Republik und in der ersten Kaiserzeit Marmor-Statuen gearbeitet worden sind, die wir kaum in der neusten Zeit gelernt haben von den Meisterwerken der besten Kunstschule des ältern Griechenlands zu unterscheiden. Dies hätte schon lange zu dem Begriff einer Restauration der Kunst führen sollen, wie sie im natürlichen Gange dieser wie jeder ähnlichen Thätigkeit des menschlichen Geistes liegt, wo auf das Zeitalter einer lebendigen Entwickelung nach innern Antrieben und Forderungen des Gemüths zunächst ein andres, worin der Geist im Gefühl der errungenen Herrschaft über den Stoff luxuriirt und bald in Manieren ausschweift und seiner gesunden Kraft immer mehr verlustig geht, und dann ganz von selber ein drittes folgt, in dem der Geist der Künstler und der Nation des Abstandes inne wird, der zwischen diesen entarteten Hervorbringungen und den wahren Musterwerken sich allmälig immer mehr erweitert hat, und in dem die Kunst, mit Kritik und Studium im Bunde, sich von neuem der Trefflichkeit jener Werke anzunähern beginnt, vielleicht mit um so dauerhafterm Erfolge, je weniger die nun schon vom Volksleben getrenntere und in schulmäfsiger Erlernung sich für sich fortpflanzende Kunst von den flüchtigen Neigungen der Menge oder der Herrscher im Wesentlichen ergriffen werden kann. Dies nennt Hirt „die aufs Neue sich steigernde Kunst", der er die fünfte Epoche, von 600 bis 933 von Rom, einräumt. Seine Auseinandersetzung geht von der Stelle des Plinius XXXIV, 19 aus: *Cessavit deinde* (*post Olymp. CXX*) *ars ac rursus Olympiade CLV revixit, cum fuere longe quidem infra praedictos, probati tamen Antaeus, Callistratus, Polycles, Athenaeus, Callixenus, Pythocles, Pythias, Timocles.* Hirt konnte dabei den Einwand nicht übersehn, dafs Plinius in diesem Buche nicht eigentlich von der Sculptur, sondern von dem Erzgufs, der *statuaria ars*, handle. Aber wir dürfen annehmen, dafs der einsichtige Forscher ihn sich schon etwa auf diese Weise beseitigt habe. Da Plinius im 34sten Buche zuerst von gröfsern Kunstwerken handelt, denn nur die Arbeiter in silbernen Gefäfsen sind früher genannt, die Maler und Sculptoren aber kommen erst in den spätern Büchern an die Reihe: so benutzt er die Gelegenheit eine Uebersicht über die Kunstepochen überhaupt zu geben, wie er sie später nur noch bei der Malerei, aber nicht bei der Sculptur, zu geben für nöthig achtet. Die Quellen, die er dabei vor sich hat, müssen die Kunstgeschichte im Allgemeinen behandelt haben, daher der compilirende Schriftsteller an mehrern Stellen, bei Phidias, Praxiteles, Alkamenes, auch der Bildwerke in andern Stoffen gedenkt, aber immer sogleich davon ablenkt und zu seinem eigentlichen Thema zurückkehrt. Auch beruft er sich im 36sten Buche darauf, dafs er die Zeit des Praxiteles schon oben bei den *Statuariis* angegeben, und giebt überhaupt kein geordnetes Verzeichnifs der Bildner mehr wie im 34sten, sondern zählt nur die Urheber der Werke, welche in Rom oder in andern Orten am meisten Ruf hatten, nach gewissen Ideen-*Associationen* auf, denen man nicht immer ganz leicht folgen kann. Hiernach darf man allerdings die berühmten Worte jener Stelle: *Cessavit deinde ars*, so nehmen wie sie dastehn, das heifst von der Kunst im Ganzen.

(*Der Beschlufs folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Junius 1835.

Uebersicht
der
Griechischen Kunstgeschichte
von 1829 — 1835.

(*Beschlufs von Nr.* 109.)

Zunächst fragt nun Hirt nach näheren Nachrichten von jenen Künstlern, durch deren Thätigkeit *ars revixit*. Solche sind aber nur von Timokles und Polykles bekannt, welche Bildner der Vf. mit einigen andern bei Pausanias und Plinius genannten Künstlern in folgende chronologische und genealogische Verbindung bringt. (S. 297):

Timokles, sein Mitarbeiter Timarchides (Pausan. X, 34, 3).
|
Dionysius, Polykles (Plin. XXXVI, 4, 10).
|
Polykles Söhne (Paus. VI, 12, 3. X, 34, 4).

Diesen Stammbaum müssen wir indessen, wegen der besondern Wichtigkeit dieses Punkts, etwas genauer prüfen. Beginnen wir dabei mit Pausanias X, 34, 3. 4., so heifst es hier, dafs den Asklepios zu Elatea Timokles und Timarchides gemacht hätten, Künstler von Attischem Geschlechte, und einige Zeilen weiter, dafs das Bild der Pallas Kranaea *ebenfalls* die Söhne des Polykles gearbeitet, und in den Reliefs ihres Schildes die Phidiassischen Arbeiten an der Pallas-Parthenos zu Athen nachgeahmt hätten. Da dieses *ebenfalls* (καὶ τοῦτο) sich nur auf die Statue des Asklepios zurückbeziehn kann, so ist damit auch klar, dafs Timokles und Timarchides die Söhne des Polykles waren; und bei Pausanias mitunter absichtlich contorter Schreibart mufs man es sich wohl gefallen lassen, dafs er uns etwas dabei errathen läfst, was er eben so gut geradezu sagen konnte. Es würde dies noch weniger befremden können, wenn wir die Stelle VI, 4, 3 auf den jüngern (Ol. 155), nicht den ältern Polykles (Ol. 102) beziehen dürften, so dafs dann Pausanias schon anderwärts eben diesen Polykles als einen Attischen Künstler bezeichnet hätte, wie er es dem Zusammenhange der ersten Stelle nach thut. Zu dieser Annahme sind wir aber auch durch einen andern Grund gradezu genöthigt, dadurch nämlich, dafs Pausanias an eben dieser Stelle demselben Polykles noch die Statue eines Knaben zuschreibt, der zu Olympia im Pankration gesiegt; die Kämpfe der Knaben im Pankration wurden aber zu Olympia erst Olymp. 145 zugelassen (Pausan. V, 8. 3). Folglich steht es fest, dafs der Polykles, welcher Olymp. 155 blühte, dem Pausanias als Attischer Künstler wohl bekannt war, wodurch der Zusammenhang der Stelle X, 34, 3 u. 4 dem aufmerksamen Leser noch weniger Schwierigkeit machen konnte. Nebenbei erhellt, dafs Stadieres, der Lehrer des Athener Polykles nach Pausan. VI, 4, 3, auch nicht Ol. 97, wie der Ref. vermuthungsweise gethan hat, sondern ganz entschieden Olymp. 150 gesetzt werden mufs. Wenden wir uns nun weiter zu Plinius XXXVI, 4, 10: so berichtet dort der Schriftsteller über die bei und in der *Porticus Metelli* oder *Octaviae* aufgestellten Bildwerke dem handschriftlichen Texte nach (v. Sillig in Böttiger's Amalthea Bd. III. S. 291) Folgendes: *Ad Octaviae vero porticum Apollo Philisci Rhodii in delubro suo, item Latona et Diana et Musae novem et alter Apollo nudus. Eum qui citharam in eodem templo tenet, Timarchides fecit. Intra Octaviae vero porticus in aede Iunonis, ipsam deam Dionysius, et Polycles aliam: Venerem eodem loco Philiscus: cetera signa Pasiteles* (Sillig S. 294). *Timarchidis filii Iovem qui est in proxima aede fecerunt.* Diese Stelle verändert nun Hirt so, dafs er die Worte „*Dionysius et Polycles*" zu *Timarchidis filii* versetzt und „*aliam*" streicht, so dafs nun die Iuno der vorhergenannte Meister, Timarchides, den Jupiter aber Dionysius und Polykles, Timarchides Söhne, verfertigt haben würden. Aber für diese gewaltsame Aenderung giebt es doch eigentlich keinen Grund, vielmehr kann nach der Art, wie wir die Stelle des Pausanias aufgefafst haben, die Stelle des Plinius ganz in ihrem bisherigen Zustande gelassen werden, und es ergiebt sich nur für die Genealogie dieser Künstlerfamilie noch diese Erweiterung:

Polykles, Stadieres Schüler
|
Timokles und Timarchides
|
Timarchides Söhne.

Vollkommen einleuchtend ist dagegen Hirt's Bemerkung, dafs diese Künstler für die Tempel, welche Metellus nach der Ueberwindung des Pseudo-Philipp baute, von dem Kunst und Pracht liebenden Römer selbst herbeigezogen worden waren, und nicht etwa blos diese Tempel und Hallen zufällig mit ihren Werken geschmückt wurden, in welchem Falle das Zusammentreffen der ganzen Künstlerfamilie an einem Orte unerklärt gelassen würde. Nur müssen wir zu der Zeit, da Metellus diese Unternehmung begann, nach Olymp. 158, 2 oder 605 der Stadt, den Polykles uns schon in höherm Alter denken, da seine Enkel bei denselben Werken thätig erscheinen. Auch stimmt diese Annahme vollkommen mit Plinius Epochen-Angabe überein, nach der nicht blos Polykles, sondern auch Timokles, den wir durch Pausanias als Polykles Sohn kennen gelernt haben, schon Olymp. 155, also mehr als funfzehn Jahr vor Metellus Unternehmung blühten. Auf der andern Seite können Polykles Enkel auch recht wohl die Jupiters Statue an zwanzig Jahre später als Olymp. 158, 2 verfertigt haben, da Metellus wahrscheinlich noch während seiner Censur 622 und vielleicht bis zu seinem Tode (er starb, als sein dritter Sohn Consul war, 638, Vellei. Paterc. I, 11) auf die Verschönerung der von ihm gebauten Tempel und Halle bedacht war. Dann kommen Timarchides Söhne dem Pasiteles nahe, der auch mehrere Bilder für den Juno-Tempel in der *Porticus Metelli*, und einen elfenbeinernen Jupiter für den Jupiters-Tempel in derselben Halle (*Iovem eboreum in Metelli aede, qua campus petitur*, Plin. XXXVI, 4, 12) gearbeitet hatte, wahrscheinlich nicht früher als um 630, da er nach Plinius noch 662 am Leben war, als Grofsgriechenland die Civität erhielt.

Wir fügen nur noch hinzu, dafs der Sitz dieser Restaurations-Schule der Kunst, welche bis in die Kaiser-Zeiten blühte, offenbar Athen war, wie es in Cicero's und Augustus Zeit der Mittelpunkt aller Hellenischen Bildung und Wissenschaft war. Alle Werke ersten Ranges, die wir mit Grund diesem Zeitalter zuschreiben und die mit Inschriften versehen sind, nennen sich selbst als Arbeiten von Athenern, die Mediceische Venus des Kleomenes, der Farnesische Hercules des Glykon, der Torso des Apollonios von Athen. Man sieht übrigens aus dem Gegenstand dieser Werke und den Angaben der Alten über verwandte Bildwerke früherer Meister, dafs diese jüngeren Athener sich eben so gern an den Sikyonier Lysippos, als an ihren Landsmann Praxiteles anschlossen.

Die Münzen haben wir schon als die sichersten Leitsterne der Kunstgeschichte auch in dieser Periode gepriesen. Als neuere Untersuchungen von besonderm kunstgeschichtlichen Interesse sind die an Eckhel und Visconti sich anschliefsenden Forschungen über das Porträt Alexander's auf seinen und seiner nächsten Nachfolger Münzen zu bezeichnen, welche in den numismatischen Werken von Cadalvène, *Recueil des médailles* p. 107 und 260 und Cousinéry, *Voyage dans la Macédoine* T. I. p. 229 ff. niedergelegt sind. Es scheint dem Ref. nach diesen Arbeiten, dafs man sich immer mehr entschliefsen wird, sowohl den Kopf im Herakles-Costüm auf vielen während Alexanders Regierung geschlagner Städtemünzen (nicht auf Münzen, die der König selber schlagen lassen), als auch den Kopf mit dem Ammonshorn auf den Münzen des Lysimachos für eine, oft freie und ideale, Darstellung Alexanders zu nehmen. Wenn vorsichtige Forscher, z. B. der treffliche Arneth (Wiener Jahrbücher Bd. XLVII. 1829. S. 171), Anstand nehmen, die Köpfe mit der Löwenhaut, die oft wenig porträtartiges haben, für Alexander gelten zu lassen: so darf man von der andern Seite verlangen, dafs die Forderungen der Porträtähnlichkeit bei solchen weltbekannten Gesichtern, die durch tausendfache Wiederholung sich nur immer weiter von ihrem Urbilde entfernen, nicht zu hoch gespannt werde. Weifs man doch auch von Napoleon, wie weit sein wirkliches Gesicht von den conventionellen entfernt war, welches bei Bildhauern und Stempelschneidern sich allmälig festgesetzt hatte.

Den gröfsten Zuwachs hat ohne Zweifel unter den von Makedonischen Dynastien geschlagenen Münzen die Numismatik des Baktrischen Reiches, des davon ausgehenden Indo-Hellenischen, und besonders der Indo-Skythischen Herrscher erhalten, welche jenes Griechenreich am Indus stürzten und so lange in diesen Gegenden herrschten, bis die einheimischen Dynastien wieder Kraft gewannen und der Raja Vicramáditya Indiens Unabhängigkeit und Blüthe herstellte. Zu den frühern Arbeiten v. Köhler's, Todd's, Tychsen's, v. Schlegel's, Saint Martin's, ist eine durch neue Erwerbungen des Pariser Cabinets veranlafste, sehr unterrichtende Abhandlung Raoul-Rochette's, im *Journal des Savans* 1834. *Juin*, *Juillet*, und eine bedeutende Vermehrung des Stoffs durch die Publication der von dem Lieutenant Alex. Burnes auf seiner Reise nach Bokhara und Oberindien gesammelten Münzen (*Travels into Bokhara Vol.* II. *pl.* 3. 4. nebst Erläuterungen von Prof. Wilson und J. Prinsep p. 457) hinzugekommen. Wenn die Münzen der Griechischen Herrscher in Baktrien und Indien nur hauptsächlich dadurch Interesse erregen, dafs sie zur Ausfüllung einer Lücke in der Staatengeschichte dienen: so haben die Indo-Skythischen eine viel höhere Bedeutung für Cultur- und vielleicht auch für Kunstgeschichte. Wie mächtig und imponirend mufs auch in jenem entfernten Osten die Griechische Cultur gewesen seyn, wenn Barbaren des Türkisch-Tartarischen Stammes, wie diese *soi-disant* *Βασιλεὺς βασιλέων* Edobigris, Mokaupsises und Kanischka (*Κανηϑκος* auf den Münzen, Kanischka in Tibetanischen und Sanscrit-Schriften), nachdem sie mit ihren Horden das Indus-Land verheert und unterjocht hatten, sich Griechischer Sprache zu bedienen, und Griechischer Kunstweise anzunähern suchten, wiewohl für ihre religiöse Phantasie der Indische Got-

Gottesdienst offenbar mehr Reiz hatte, daher Figuren aus dem Shiwa- und Buddha-Dienste die Reverse jener Münzen bilden. Wie weit der Einfluſs des Hellenischen Kunstsinns, dem sich auch diese Tataren nicht entziehen konnten, in das innre Indien vorgedrungen und in wiefern er auf die Sculpturen der Indischen Höhlentempel eingewirkt habe: darüber wird sich jetzt schon schwerlich eine entschiedne Meinung aufstellen lassen. Doch glaubt Ref. besonders auf den geschnittnen Stein aufmerksam machen zu dürfen, auf dem ein Indischer Künstler deutlich einen Griechischen Herakles, vielleicht von einer Münze, copirt hat; eine Abbildung davon ist, nach Todd, in den Denkmälern der Alten Kunst Heft IV. Taf. 53. n. 247 b. gegeben.

Indem wir auf die Geschichte der Malerei in diesem Zeitraum noch einen Blick werfen: dürfen wir des am 24. October 1831 zu Pompeji im Hause *del Fauno* ausgegrabenen Mosaikgemäldes der Alexander-Schlacht entschieden als der gröſsten Erweiterung gedenken, welche die Kenntniſs der alten Malerei überhaupt in neuerer Zeit erhalten hat. Welche Höhe, in geistiger Auffassung und sinnlicher Darstellung, die Schlachtenmalerei der Alten in Alexanders Zeit (denn gewiſs war das Original der Mosaik von dem Zeitalter, dem der Gegenstand angehört, nicht weit entfernt) erstiegen hatte, ist dadurch auf einmal klar geworden und man hat die Ueberlegenheit der Alten in einem Felde, in dem man es gar nicht erwartet hatte, eingestehn müssen. — Wir begnügen uns bei diesem schon so viel besprochenen Denkmal, zu dessen Erläuterung wir hier nichts neues hinzuzufügen wissen, die Literatur möglichst vollständig aufzuführen: *Quadro in musaico scoperto in Pompei a dì 24 Ottobre* 1831. *descritto ed esposto in alcune tavole dimostrative dal Cav. Antonio Niccolini, Architetto di casa reale, Direttore del R. Istituto delle belle arti di Napoli. Seconda edizione con aggiunte dell' Autore.* 1832. (Abgedruckt mit Verbesserungen und Zusätzen aus dem *Real Museo Borbonico T.* VIII.) Darin ist auch p. 49—51 ein Artikel des *Cav. D. Francesco Maria Avellino* aus dem *Giornale del regno delle due Sicilie. al num.* 258. und p. 52—61 ein anderer Erklärungsversuch von *Cav. Bernardo Quaranta*, aufgenommen. Letzterer ist in Uebersetzung mit Anmerkungen und einem Zusatze von Osann in Zimmermann's Allgem. Schulzeitung 1832. Abth. II. Nr. 33 u. 34 mitgetheilt. Schorn im Kunstblatt 1832. Nr. 100. S. 403. Hirt in den Berliner Jahrbüchern für Wiss. Kritik 1832. Th. II. Nr. 12. Gervinus in den Heidelberger Jahrbüchern 1832. S. 142—163. Welcker im Rhein. Museum für Philol. Bd. III. H. 2. Der Unterz. in den Götting. Gel. Anz. 1834. St. 119. 120.

Wir können diese Uebersicht wohl nicht passender beschlieſsen als mit der anerkennenden Erwähnung einer ausgezeichneten Schrift, die zwar den Gegenstand, den sie behandelt, nach dem Vorgange andrer Kunstkenner, unmittelbar erst der Römischen Kunstperiode (und zwar der Neronischen Zeit) zutheilt, aber, indem sie ihn in Zusammenhang mit dem Geiste und der Entwickelung der ganzen Griechischen Kunst zu bringen sucht, zugleich viele Fragen, welche die innre Kunstgeschichte betreffen, in Erwägung zieht.

Der Vaticanische Apollo. Eine Reihe archaeologisch-ästhetischer Betrachtungen von Anselm Feuerbach. Nürnberg 1833.

Der Vf. dieses sehr anziehend und lebendig geschriebenen Buchs nennt es passend eine Reihe von Betrachtungen, indem die Untersuchung gleichsam von verschiedenen Seiten an die Statue herantritt, und, um sich der Uebereinstimmung derselben mit den höchsten Forderungen der Kunst zu versichern, dann wieder den Blick zurückwendet auf ganze Reihen von Erscheinungen der Kunst, die ein allgemeines Gesetz durchblicken lassen. Indessen kann man leicht das Ganze in gewisse Hauptmassen zerfällen, die durch einen zu erweisenden Hauptsatz zusammengehalten werden; und für eine Uebersicht, wie die gegenwärtige, wird es genügen vier solcher Massen zu unterscheiden. Erstens (Kap. 1 bis 6) rechtfertigt der Vf. den Vaticanischen Apollon gegen den Vorwurf, daſs er der wahren plastischen Ruhe ermangle, und führt durch eine geschichtliche Entwickelung den Beweis, daſs auch eine heftige Bewegung des Körpers und des Gemüths von den Werken der Plastik bei den Griechen niemals ausgeschlossen worden sey. Dies in solcher Auffassung eigentlich unerschöpfliche Thema würde vielleicht eine bestimmtere Begrenzung und dann auch noch fruchtbarere Resultate gewährt haben, wenn der Vf. den Schluſssatz, daſs die Griechen auch sehr bewegte Figuren in Statuen dargestellt als allgemein anerkannt genommen, und dagegen untersucht hätte, worin nun eigentlich das ermäſsigende Moment liege, welches auch den Niobiten und dem Laokoon nicht fehlt, und auch diesen eine plastische Ruhe oder Festigkeit mittheilt, und ob dies dem Belvederischen Apollon mit Recht abgesprochen werden könne. Zweitens betrachtet der Vf. (Kap. 7 bis 9) die Statue hinsichtlich der Behandlung der Musculatur, des Anatomischen, und rechtfertigt sie auch von dieser Seite gegen manche ihr gemachte Vorwürfe, besonders indem er verlangt, daſs sie vom rechten Standpunkt angesehn werde; was dem Vf. Gelegenheit giebt, die Einmischung malerischer Motive in die Plastik zu vertheidigen. Auch hier wünschten wir eine schärfere Bestimmung des Malerischen; denn wenn das Malerische in jeder Lossagung von stereometrischer Nachbildung des Körperlichen und jeder Rücksicht auf die Lichtwirkungen besteht: so ist eine jede Statue in der That nichts als ein Gemälde, nur ein durch Veränderung des Standpunkts und des Lichts unendlich vervielfachbares, da alle Nachbildung des Körperlichen nur die Hervorbringung entsprechender Lichtwirkungen zum Zwecke haben kann. Die Annahme, daſs die Vaticanische Statue eine

eine Copie einer Bronze sey, verwirft der Vf. aus Gründen, denen Manches entgegengesetzt werden kann. Die dritte Abtheilung, Kap. 10 bis 12, giebt eine Kritik der frühern Erklärungen der Statue, der Winckelmann'schen von dem Tödter des Python, der Visconti'schen von dem Alexikakos des Kalamis, der Meinung von Azara und Hirt, welche diesen Apoll mit der Gruppe der Niobe zusammenstellen, und von Missirini, der einen vergötterten August darin sieht. Alle diese Deutungen werden nach ausführlicher Erwägung des Für und Wider verworfen; doch hat diese Sorgfalt der Prüfung immer noch Raum gelassen für eine Vertheidigung der erwähnten Ansicht Winckelmann's, indem Hr. A. Feuerbach die Erlegung des Pythischen Drachen durchaus nicht so bedeutend auffafst, wie sie es im Zusammenhange der Griechischen Religionsideen ist, und — nach unserm Dafürhalten —, das in der Statue deutlich ausgedrückte Hinwegschreiten von einem überwundenen Feinde nicht gehörig anerkennt. Viertens (Kap. 13 bis 17) bereitet der Vf. eine eigne Erklärung vor durch eine mit vieler Gelehrsamkeit geführte Untersuchung über den Zusammenhang der Poesie mit der bildenden Kunst. Er findet diesen Zusammenhang am stärksten und innigsten bei der Tragödie, und denkt sich mehrere berühmte Bildwerke unmittelbar durch die tragische Bühne veranlafst. Diesen gesellt er auch den Belvederischen Apollon zu, und sucht zu zeigen, dafs die Scene in Aeschylus Eumeniden, in der Apollon mit Pfeil und Bogen gerüstet die Erinnyen aus seinem Heiligthume jagt, vollkommen der Haltung und dem Ausdruck dieser Statue entspreche. Der Unterz. wird dagegen, an einer andern Stelle, theils dem Verhältnifs der Plastik zur Tragödie eine nähere Bestimmung zu geben versuchen, woraus hervorgehn möchte, dafs eine Scene, wie die in den Eumeniden, nicht wohl einem Bildwerke den Stoff geben konnte, theils wird er die Behauptung ausführen, dafs der Apollon des Aeschylus, welcher den Erinnyen nur mit seinem Geschosse droht, in einer ganz andern Haltung gedacht werden müsse, als der Belvederische, welcher mit seinem Pfeile den feindlichen Gegenstand schon getroffen habe. Und somit würde dies statuarische Hauptwerk der letzten Entwickelungszeit der Griechischen Kunst (es sey nun das Original in der nächsten Generation nach Lysippos zu suchen, oder das Werk gehöre ganz und gar der Römischen Restaurationsperiode der Kunst an) noch immer zu Forschungen aufrufen, die das Verhältnifs dieser Entwickelungsstufe zur eigentlichen Blüthezeit der Griechischen Kunst noch schärfer zu bestimmen haben, und deren Basen nicht so sehr in allgemeinen Begriffen der neuern Aesthetik und Kunstkritik, als in den Ansichten der Alten zu suchen, und auf Induktionen zu begründen seyn werden, welche man aus dem Ganzen der antiken Kunstmythologie zu gewinnen suchen mufs.

K. O. M.

DEUTSCHE SPRACHE.

Darmstadt, b. Haumann: *Die Anklänge der hochdeutschen Sprache*, oder Aufstellung ihrer tonverwandten Wörter zum Behufe der Dichtkunst, von *J. W. Jung*, Hofrath in Mainz. 1834. XII u. 173 S. 8. (21 gGr.)

Die beiden Vorredner, der Verf. im Jahre 1823 und der ungenannte Herausgeber dieses auf schönem Papier sauber gedruckten *deutschen Reimwörterbuchs*, wie es auf dem Schmuztitel genannt wird, im J. 1833, meinen, der *Dichtkunst* einen wesentlichen Dienst dadurch zu leisten, dafs sie die vom Vf., bei der Schlaflosigkeit durch ein Nervenübel, zur Herbeilockung des Schlafes aufgesuchten Reimwörter alphabetisch geordnet dem Drucke übergaben. Dieser Dienst kann nur negativ wirken, nämlich dafs er den *Nichtdichtern* beim Versmachen eine mannigfaltigere Richtung ihrer Gedanken darbietet und sie also vor zu grofser Trivialität bewahren kann, und bei diesen mag die Behauptung der Vorredner gelten, dafs der Reim häufig den Gedanken erweckt. Allein auch für diese ist der Dienst nicht bedeutend, indem ihnen hier Reime dargeboten werden, die von keinem reimrichtigen Ohre zeugen, wie *biegen* und *kriechen*, *vergehen* und *versehen*, *gäbe* und *Phöbe*, *Schäfchen* und *Häfchen* u. dgl. — Dem Sprachforscher, dem der Herausg. auch einen Dienst zu leisten meint, ist Tongleichheit nur dann wichtig, wenn Verwandtschaft des Sinnes sich darin darlegt, wie diefs im Deutschen oft zutrifft, aus diesem Wörterbuche aber nicht zu ersehen ist. — Dem wahren Dichter ist, trotz des angeführten Wunsches des Hn. *Aug. Wilh. v. Schlegel*, ein solches Hülfsmittel von gar keiner Bedeutung, denn einem solchen ist gerade das Ringen mit der Form, um seine selbständigen dichterischen Vorstellungen in aller ihrer Kraft und Lebendigkeit darzustellen, das geistig Anregende und Interessante. Der Gebrauch eines Reimwörterbuchs würde ihn nur zerstreuen, gerade durch die mannigfaltige Richtung, und es könnte ihm darüber leicht der eigene selbständige Gedanke, oder wenigstens der eigenthümliche Ausdruck verschwinden. Uebrigens bedarf der Reim in unsern Tagen wohl keiner Vertheidiger, wie etwa im zweiten Drittel des vorigen Jahrhunderts.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Junius 1835.

ALTDEUTSCHE LITERATUR.

Breslau, b. Grass, Barth u. Comp.: *Reineke Vos*. Nach der Lübecker Ausgabe vom Jahre 1498. Mit Einleitung, Glossar und Anmerkungen von *Hoffman* von Fallersleben. 1834. XXII u. 227 S. 8. (1 Rthlr. 12 gGr.)

Der *Vos Reineke* ist das erste epische Gedicht in niedersächsischer Sprache, dem endlich eine kritische Behandlung zu Theile ward, und das vor Allen eine solche verdiente. Mit den Grundsätzen, die Hr. *H.* bei der Bearbeitung befolgte, ist Rec. im Ganzen einverstanden; in wiefern er jedoch anderer Meinung ist, dies hier kurz zu erörtern, dürfte um so weniger abzuweisen seyn, als für die Feststellung der niederdeutschen Wortschreibung bis jetzt kaum mehr als Fingerzeige gegeben worden sind, und Hr. *H.* auch selbst in der Vorrede äufsert: „er verlange nicht, dafs andere Herausgeber niedersächsischer Gedichte seine Wortschreibung befolgen sollen." Grimm's Ansichten über die mittelniederdeutschen Lautverhältnisse (*Gram.* I. 452—466) dabei als bekannt voraussetzend genügt es vorerst *H's* Abweichungen davon anzugeben, welche nur die Vocale und die auslautenden Consonanten betreffen. Was nun zuerst die auslautenden Consonanten betrifft, so weicht Hr. *H.* von Grimm in sofern ab, als er niemals die Media *b*, *d*, *g*, *v* sondern nur die Tenuis *p*, *t*, *k*, *f* und die Aspirata *ch* setzt; inlautend dagegen steht auch bei ihm überall die organische Media, nur den Fall ausgenommen, wo Syncope Statt findet z. B. *heft* = *hevet*. In den anlautenden Consonanten stimmt er mit Grimm, aufser dafs er für *f* anlautend immer *v* setzt; auch inlautend setzt er einige Mal *v* für *f*, wovon weiter unten. Was die Vocale anbelangt, so bezeichnet Hr. *H.* die organischen Längen *â*, *ê*, *ô*, *û* nur dann als Längen, wenn sie entweder doppelte Consonanz nach sich haben oder wenn sie vor einfacher Consonanz in einsylbigen Wörtern stehen. Tritt an Wörter der letztern Art eine Bildungssylbe, so bezeichnet er in der Regel sie nicht, nur den Fall ausgenommen, wo er den Circumflex als Tonzeichen gebraucht. Auch in Wörtern mit organisch kurzem Vocal, welche jedoch, ungeachtet darauf doppelte Consonanz folgt, jetzt wenigstens, gedehnt gesprochen werden, wendet er den Circumflex an. Hieraus leuchtet ein, dafs Hr. *H.* den mittelniederländischen Schreibgebrauch, so weit es immer angeht, auf die mittelniederdeutsche Sprache anwendete, was, wenn er es auch nicht selbst in der Vorrede sagte, jeder erkennen würde, der mit jener Mundart bekannt ist. Allein es fragt sich, ob diefs füglich geschehen dürfe, und da zweifeln wir einigermafsen. Zumal was einige consonantische An- und Auslaute betrifft, können wir die Anwendung des niederländischen Schreibgebrauches auf das Niedersächsische nicht durchaus billigen, selbst auch nicht in dem Falle, dafs alte Drucke und Handschriften sächsischer Werke für ihn zeugen sollten. Wir meinen zunächst das *v* im Anlaut und das *k* im Auslaut, wo ersteres für *f*, letzteres für *g* gesetzt ist. Der Anlaut *v*, obwohl in allen Handschriften und Drucken gebraucht, worauf jedoch, da es sicher mittelhochdeutscher Einflufs ist, nicht viel zu geben seyn dürfte, scheint uns verwerflich, da *v* eigentlich für das ältere aspirirte *b* (*bh*) steht. Daher zeigen auch ältere Handschriften im Auslaut solcher Wörter zuweilen ganz richtig *ph*, wofür jüngere stets, und auch ältere nicht selten, *f* zeigen, z. B. *wiph*, *liph* (*lif wif*) *lives wives* (= *libhes wibhes*). Die Regel scheint demnach so zu fassen: Für das organische *ph* steht im Auslaut unorganisch *f*, welches im Inlaut in *v* (= *bh*) übergeht. Im Anlaut aber ist immer *f*, niemals *v*, überhaupt für organisches *f* auch im Inlaut niemals *v* zu setzen; also auch nicht *stravet* sondern *strafet*, nicht *hove* sondern *hofe*, obwohl letzteres Wort auf *love* (= *lobhe*) in mittelniederdeutschen Gedichten reimet.

In der Gutturalreihe würde Rec. gleichfalls das auslautende organische *g* weder in *k* noch in *ch* verwandeln, zumal nach langem Vocal, letzteres vielmehr einzig, abgesehen von dem organischen *ch* des Auslautes, dann im Auslaut setzen, wenn der Inlaut *h* bekommt, z. B. *flôch*, *flichen*. Anders verhält es sich in der Lingualreihe, wo allerdings immer die *Tenuis* für die *Media* (aufser bei *Apocope* tonloser Sylben) im Auslaut zu stehen scheint, wenigstens nach kurzem Vocal, in consonantischer Verbindung, in den Personalendungen der Verben und nach den sogenannten harten Vocalen *â*, *ô*, *û*; nach *î* schwanken die älteren Handschriften zwischen *d* und *t*. Man wird häufig *strîd*, *nîd*, *tîd* geschrieben finden, wovon der Grund in dem weichen Laute des *î* liegen dürfte.

Auch in Hinsicht der Vocalbezeichnung können wir des Herausgebers Ansicht nicht theilen. Offenbar neigen sich im Niederdeutschen aus leicht erklärlichem Grunde die schwebenden Vocale, d. h. diejenigen, die, sobald sie in die vorletzte Sylbe kommen, den auf sie folgenden Consonant nicht doppeln (*tal*, *tale*; *spel*, *spele*; *lit*, *lide*; *son*, *sones* etc.) zu

zu den organischen Längen, da sie im Mittelhochdeutschen von den organischen Längen und Kürzen gleich weit abstehen. Daher sind denn auch bei guten mittelhochdeutschen Dichtern unerhörte Reime wie *spele*: *sêle*; *lide*: *stride*; *sones*: *lônes* etc. in mittelniederdeutschen Gedichten auf allen Seiten anzutreffen. Man hat nun die Wahl, entweder die organischen Längen mit folgender einfacher Consonanz, sobald eine Flexionssylbe darauf folgt, nicht zu bezeichnen und sie demnach, wenigstens äusserlich, den schwebenden Vocalen gleich zu stellen; oder man die letzteren stets und in allen Fällen gleichfalls zu accentuiren, was Hr. *H.* zuweilen und nur in einsylbigen Wörtern thut. Und da scheint uns die streng durchgeführte Accentuation der schwebenden Vocale das bei weitem Vorzüglichere, nur würden wir dazu nicht den Circumflex sondern den Acut wählen, ersteren einzig zur Bezeichnung organischer Längen anwendend. Nur ein Fall bleibt uns noch zu erwägen. Es erscheinen nämlich zuweilen, wir möchten fast sagen in der Regel, Vocale, die im Mittelhochdeutschen stets doppelte Consonanz nach sich haben, (demnach in dieser Mundart als echte Kürzen gelten), sobald eine Biegungssylbe zur Wurzel tritt (*haz*, *hazzes*), im Mittelniederdeutschen ohne die Doppelung des Consonanten (*hat*, *hates*; *beseten*, neben *besetten* analog dem *besezzen*) und ohne Anstand auf organische Längen gereimt, z. B. *hate*: *mâte*; *gröten*; *besloten* etc. — Wie ist nun mit diesen Vocalen zu verfahren? Sind diese Vocale im Mittelniederdeutschen *schwebende* und demnach zu accentuiren, oder dürfen sie, nach Analogie des Mittelhochdeutschen, als Kürzen nicht accentuirt werden? Rec. ist auch hier für Accentuation, weil nur Wörter mit dem Auslaut *t* hieher fallen, welches Mittelhochd. $= z$ ist, nicht aber Kürzen mit anderen Endconsonanten, auch nicht mit $t = z$, z. B. nicht *schates* für *schattes* (= *schatzes*). Des Rec. Regel würde demnach lauten: Alle Längen haben den Circumflex alle Schwebelaute den Acut, alle Kürzen bleiben unbezeichnet. Auch sagt Hr. *H.* selbst in der Vorrede, dafs er eine *eigentliche* (?) Kürzung der Längen nicht annehme; warum, möchten wir fragen, behielt er da nicht die Bezeichnung der Längen bei, und bezeichnete nicht lieber den Ton in den Kürzen, statt die Längen, dem Ton der Kürzen zu gefallen, unbezeichnet zu lassen? Selbst in einsylbigen Wörtern, die organisch kurzen Vocal mit folgendem *r* haben, ebendeshalb aber gedehnt gesprochen werden, würden wir lieber den Gravis angewendet, den Circumflex aber wie gesagt einzig zur Bezeichnung organischer Längen verwendet haben.

Dafs ferner Hr. *H.* das *y*, welches, wie er selbst anmerkt, in den alten Drucken fast überall sowohl für *i* als für *î* steht, durchgängig für *î* beibehielt — „wegen der grofsen Vorliebe niedersächsischer Schreiber für dasselbe" — kann Rec. nicht billigen, einmal grade dieser grofsen Vorliebe halber, dann aber auch weil so allerdings hier das *y* zu den übrigen langen Vocalen, wenn auch nur scheinbar, in ein anderes Verhältnifs kommt. Auch Mittelhochdeutsche Schreiber des 15., 16. Jahrh. zeigen eine nicht geringere Vorliebe für das *y*; dennoch wird es nirgends in deutschen Wörtern beibehalten, eben so wenig als das in diesen Jahrhunderten gleich stark beliebte und gleich unstatthafte *cz*.

So viel über des Hn. *H.* Schreibung des Niedersächsischen im Allgemeinen. In Hinsicht einzelner Wörter ist uns aufgefallen, dafs er stets *gût* und nicht *gôt* schreibt, obgleich der Reim auf *môt*, *stôt* etc. viel häufiger vorkommt, als der auf *hût*, *ût*. Da einmal alle mittelhochdeutschen *uo* im mittelniederdeutschen zu *ô* werden, warum soll *guot* allein ausnahmsweise *gût* und nicht *gôt* lauten? Eben so verhält es sich mit *vrouwe*, wofür Hr. *H.* stets *vruwe* setzt, sicher auch dem Reim auf *truwe* mit zu gefallen; allein es reimet gleichfalls weit öfterer auf *mouwe*, *nouwe*, kurz auf Wörter denen *ou* zukommt, als auf Wörter, denen *u*, eigentlich *iu*, zusteht. Offenbar hat Hr. *H.* dem jetzigen Niederdeutsch hier zu viel Einflufs zugestanden, das freilich nur *frûe*, *fruwe*, *gût* kennt; anders aber war es im Mittelalter, und wir würden, auch auf Handschriften gestützt, lieber *trouwe*, *rouwe* für *truwe*, *riuwe* schreiben, als *vrouwe* in *vruwe* ändern; hier wäre wohl Grimm, Gr. I, 463, zu beachten gewesen.

Blicken wir nun zuförderst auf den Text, und sehen, was für die Kritik desselben geschehen ist. Dem Titel zufolge erhalten wir einen Abdruck nach der Lübecker Ausgabe von 1498; allein S. XIX der Vorrede erfahren wir, dafs mit dem Ausgange des Januar 1833 der Druck des Textes vollendet war, und dafs er mit dem Neujahr 1834 der Herausgeber die ganz seinen Wünschen entsprechende Vergleichung *seines* Textes mit dem Wolfenbütteler Originaldrucke (eben die Lübecker Ausg. v. 1498) durch Hn. Dr. *Schönemann* erhielt. Nun hat Hr. *H.* die aus dieser Vergleichung sich ergebenden Verbesserungen seines Textes S. XIX u. XX der Vorrede abdrucken lassen, indem er hinzufügt: „das Wichtigste dieser Vergleichung sey also hiemit der Auswahl eines Jeden anheimgestellt" und in einer Anmerkung: „In Ermangelung der Lübecker Ausgabe von 1498 glaubte ich mich getrost des Wolfenb. Abdruckes von 1711 bedienen zu können; denn er heifst bei *Ebert*, *Bibl. WB.* nr. 18846 *ziemlich genau*." Nach allem diesem könnten wir fragen, ob Hr. *H.* streng genommen seine Ausgabe mit Recht eine nach der Lübecker Ausgabe von 1498 veranstaltete zu nennen habe, oder ob nicht vielmehr zu sagen war: eine nach der Wolfenb. Ausgabe von 1711 veranstaltete, mit den wichtigsten Abweichungen der Lübecker Ausg. von 1498 versehene? Wir wollen jedoch über den Titel nicht weiter rechten, sondern uns lieber zur Kritik des Textes wenden, und da finden wir nun allerdings, dafs, wenn wir die in der Vorrede enthaltene Vergleichung mit in Rechnung bringen, in dieser Hinsicht nicht Unbedeutendes geleistet worden. Dennoch dürfte vielleicht, da sicher auch der alte Lübecker Druck auf welchem alle anderen

deren beruhen, nicht ganz ohne Druckfehler ist, eine kleine Nachlese noch übrig bleiben. Nur zwei Stellen wollen wir anführen, um unsere Aeufserung als nicht unbegründet darzustellen. So dürfte z. B. gleich v. 150 Statt:

> *De grevink was Reinken broders sone,*
> *de sprak do uñ was sêr kone;*
> *he vorantwôrde in dem hove den vos etc.*

zu lesen seyn:

> *De grevink was Reinken broders sone,*
> *de sprank dar und was sêr kone,*
> *he vorantw etc.*

Der Druck- oder Schreibfehler *sprak* für *spräk* (*sprank*) ist leicht erklärlich, eben so *do* für *dar*. Nimmt man *sprank* an, so hat man auch die völligste Uebereinstimmung mit dem mittelniederländischen Original, welches v. 177 liest:

> *Doe spranc up Grimbért die das,*
> *die Reinaerts broeder sone was etc.*

Eben so scheint uns v. 1709 statt des *Acc. juwe* der *Gen. juwer* gesetzt und *my* nicht als *Dat.* sondern als *Acc.* genommen werden zu müssen; denn *beroven* wird nur mit dem *Acc.* der Person und dem *Gen.* der Sache construirt.

Für die Erklärung des Textes hat der Herausg. zwar mit rühmlichem Fleifse gesorgt, aber auch dabei — so scheint es — fast zu viel seiner mündlichen Erklärung vorbehalten. Wir wollen hier zugleich mit auf das Wörterbuch Rücksicht nehmen. So gut als das Subst. *roke* hätte wohl auch das *Verb. reken* im Wörterbuch eine Stelle verdient, zumal da der Plur. des Prät. unregelmäfsig *röken* (v. 7) bildet. Sicher hat man den Plur. des Prät. nur darum umgelautet, um ihn von dem *part. praet. roken* zu unterscheiden. — *tellen*, v. 14 fehlt gleichfalls im Wörterb. obwohl *tal* (*m*) aufgenommen ist. — Bei *juwe besten man*, v. 57 wäre eine Erklärung wohl angewendet. Es sind damit die *grofsen* Vasallen gemeint, da *guot man* schon die Edlen bezeichnet. — *Werk*, v. 675 hätte im Wörterb. nicht übergangen werden sollen, zumal da der allverständliche Ausdruck *èn werk dôn* berücksichtigt wurde. *Werk* bedeutet in unserer Stelle das, womit man wirkt, das Werkzeug. Nicht anders verhält es sich mit dem darauf folgenden *vorke*, *woke*, Heugabel und Rocken, welche ohne Erklärung geblieben, obgleich *harke*, *rake* und *spêt* erklärt wurden. Auch der bescheidene *tunenstake* v. 678, und *butte* v. 730 sind unberücksichtigt geblieben. Ersteres bedeutet Zaunstecken, Letzteres ein Gefäfs zum Wassertragen oder auch zum Trinken.

Warum Hr. *H.* die von v. 722 — 726 vorkommenden Bauernnamen unerklärt liefs, da er doch andere Namen, mit denen diese auf gleicher Stufe stehen, erklärte, begreift Rec. nicht. Alle diese Namen sind charakteristisch und sie allein zeichnen uns ihre Träger deutlicher als eine Menge von Versen diefs thun würde. Beruht diefs Schweigen auf Zartgefühl, so scheint uns dieses hier nicht an seinem Orte; Hr. *H.* wird ja doch nicht umhin können, seinen Zuhörern diese Namen mündlich zu erklären, und sollten verschämte Jungfrauen sich an die Lektüre des Reineke wagen, so dürften sie wohl auch die Bedeutung dieser Namen ertragen können.

Zu v. 1898.

> *Ysegrin bevôl al, de he kende,*
> *synen magen und synen vrunden*

hätte bemerkt werden sollen, dafs *al* das unflectirt stehende *Adj.* sey und zu *synen* gehöre. Die späteren Drucke lesen, *allen*, *de* etc. wodurch dann die darauf folgende Zeile als nähere Bestimmung zu *allen* erscheint. Das dunkle *hornscheit*, v. 3734, „*it was ene hornscheit de ik dede*" erhält vielleicht Licht, wenn man dasselbe mit *hurnigeln*, *hurnen*, *hornen* Stalder Idiot. II. 65 zusammenhält. Diese Wörter, wenigstens *hurnigeln*, hangen eher mit *horn* zusammen, als, wie *Stalder* will, mit *hurren*. *Hornscheit* wird demnach grobe Neckerei, Plackerei, eigentlich Gestöfsigkeit, bezeichnen. — Zu *Kerleman*, v. 5357 ist anzuführen, dafs man noch heute in manchen Gegenden Schwabens *mankerl* für das einfache *kerl* gebraucht. — Ob *vrâte*, v. 5480 von fressen (*freten*) herzuleiten sey, wie Hr. *H.* zu thun scheint, erregt Bedenken, da das auslautende ʒ der hochdeutschen Mundart im Niederdeutschen ohne Ausnahme zu *t* wird, wenn auch das anlautende *z* zuweilen in solchen Wörtern, die geradezu aus dem Hochdeutschen entlehnt wurden, in *s*, richtiger *ts* überzugehn scheint. Zu kühn vielleicht wäre es jedoch, an das schwedische *fräsa*, *frasa*, *stridere*, *fremere*, zu denken, und eine Uebertragung des Zischens des glühenden mit Wasser besprengten Eisens auf das knirschende Fressen des gierigen Wolfes anzunehmen.

Aber wir wollen uns mit dem bisher Angegebenen begnügen, sonst könnten wir noch anführen *overdwer* v. 1600; *drystichliken* v. 1694; *wesselinge* v. 2228; *geweten* v. 2249; *vor* (bis vor, mit *Acc.*) v. 2316; *Werk* (Rüstung, vgl. *Ecken ûzvart* 16.) v. 2473; *vlassen* v. 2783; *negen und bügen* v. 4442; — welche sämmtlich im Wörterbuche vergeblich gesucht werden. Sicher fehlen auch noch andere Wörter daselbst. Hieraus leuchtet ein, dafs man das Wörterbuch als etwas flüchtig ausgearbeitet anzusehen hat, und dafs es sonach für jeden, der der plattdeutschen Sprache nicht mächtig ist, unzureichend seyn dürfte. Diese Flüchtigkeit bei der Ausarbeitung des Wörterbuches nimmt aber um so mehr uns wunder, als wir noch nie Ursache fanden, diesen Fehler an anderen Arbeiten des Herausgebers zu beklagen. Sicher sind die „vielfach zerstreuenden Amtsgeschäfte" deren in der Vorrede gedacht wird, auf die Ausarbeitung des Wörterbuchs nicht ohne nachtheiligen Einflufs geblieben, und so dürfte denn auch der Fehler selbst um so eher zu entschuldigen seyn.

yt.

SCHÖ-

SCHÖNE LITERATUR.

Frankfurt a. M., b. Sauerländer: *Franz von Sickingen*, Dramatisches Gedicht in fünf Abtheilungen von *Eduard Duller*. 1833. kl. 8. (1 Rthlr. 8 gGr.)

Franz v. Sickingen, dieser edelste letzte Sprössling des Ritterthums, ein trauriges Beispiel, dass wahre Grösse sich in der Welt nur auf eigene Kosten geltend macht, hat in jüngster Zeit häufig den Stoff zu belletristischen — (wir können leider nicht sagen *dichterischen*) — Darstellungen abgeben müssen. — Hier führt uns Hr. *Duller* die Katastrophe des Helden von seiner Belagerung Triers bis zu seinem Untergange vor in einem reichen Gemälde, nicht ohne Begeisterung, doch zu ungleich in den einzelnen Partieen und in der Composition verfehlt. — Wir rechnen dahin besonders die Erfindung des Vfs., dass eine natürliche Tochter des feindseligen Kurfürsten von Trier, deren Mutter als Bettlerin auf der Landstrasse gestorben und die in die Hände gemein roher Menschen gefallen ist, von Sickingen, ohne Ahnung wer sie sey — (welches das funfzehnjährige Mädchen selbst nicht zu wissen scheint) — in Schutz und an Kindesstatt aufgenommen wird und ihrem Beschützer die glühendste kindliche Liebe weiht, die sie selbst ins Kampfgewühl zur Rettung Sickingens reisst, wobei sie den eigenen Vater, der mit dem Ritter kämpft, verwundet, aber auch selbst eine tödtliche Wunde am Halse davon trägt. — Bei einem zweiten Versuche dem geliebten Pflegevater beizuspringen, geräth sie in Gefangenschaft, der Kurfürst glaubt Sickingens Tochter in seiner Gewalt zu haben und — erkennt in der zum Tode Verwundeten die eigene Tochter, an deren Mutter er ruchlos gefrevelt hat. Das Herz *seines* Kindes hängt an seinem Todfeinde, und nichts spricht in demselben für ihn, in dessen Brust die glühendste Vaterliebe erwacht. Dies erbittert ihn nur um so mehr gegen den Mann, der seinen Untergang geschworen und selbst seines Kindes Herz sich zugewendet hat. — Das ist nicht übel erdacht; allein Hr. *Duller* hat es nicht verstanden, der ganzen Erscheinung und dem Charakter des Mädchens Natur und Wahrheit zu geben, und dass er Lucie — so heisst das Mädchen — zu einer Somnambule macht, drängt sich auf, dass es gemacht, berechnet ist und lässt kalt. — Von den drei Hauptcharakteren: der Kurfürst, Sickingen und Lucie, hat nur der erstere einige Haltung; Sickingen's, des Haupthelden, am wenigsten. Der ist bei Hn. *Duller* ein Zungendrescher, der in wahrhaft Lohenstein'schem Bombast sich ergeht; oder wäre das nicht Bombast (S. 34)?

„— — — — Auf dieser schönen Erde,
In diesem stolzen Königsbau des Seyns,
In diesem Paradies arglosen Lebens,
In diesem heil'gen Tempelhaus der Kraft
Schleicht, Tempelräubern, Hochverräthern gleich,
Zahlloser, meuchlerischer Fieber Schaar,
Mit Dolchen zielend auf die Majestät
Des panzerlosen, unbewehrten Lebens.
Bald beissen sie des Leibes schweres Siegthum,
Bald Treubruch, ein unheilbar ekler Krebs,
Bald Unrecht und Gewalt, die zwei Titanen,
Die des urheil'gen Rechtes Thronsitz stürmen" u. s. w.

Und diess redet er an ein halbtodtes Kind hin. Diess nämliche Kind, das für ihn eine tödtliche Wunde empfangen hat und seitdem in einen ununterbrochenen Schlaf gefallen ist, in welchem es jedoch im Traum wunderliche Dinge sprechen *soll*, das trägt er in diesem Schlafe, die funfzehnjährige Jungfrau, auf seinen Armen in der dritten Nacht ihres Schlafes in offene Ruinen hinein, wo die blosse Erde ihr Bett seyn muss, ohne dass es erscheint, als habe die Noth ihn dazu gezwungen. Erst später lässt sich schliessen, dass er *sie* dort vor dem wieder beginnenden Kampf habe in Sicherheit bringen wollen. Wie unbesonnen erscheint er aber auch als Feldherr, da er die wichtigsten Posten, auf welche ihm alles ankömmt, gerade solchen anvertraut, von denen er im Voraus gewiss seyn konnte, dass sie in ihrer rohen Wildheit und Kampflust nicht im Stande seyen mit Ausdauer das Anvertraute zu wahren, und die er weit besser in der Schlacht selbst hätte gebrauchen können. — Nein, das ist kein Sickingen! — Wir würden nicht fertig werden, wenn wir alle innern Widersprüche in dieser Dichtung aufdecken wollten. — Uebrigens fehlt keines der Ingredienzien unsrer modernen Poesie. Auch der Humor ist hier zu finden. Der Vf. hat damit seine Nebenfiguren zu heben gesucht; allein es ist ein karrikirter erzwungener Humor — und gerade dieser Aufwand in den Motiven ohne Wirkung erregt den oben ausgesprochenen Zweifel an dem Dichtertalente des Vfs., dem wir übrigens Geist und Gewandtheit nicht absprechen wollen. Ja, wir trauen ihm selbst zu, dass er Besseres zu bilden im Stande sey, wenn er mit grösserm Ernste daran geht und seine Plane mehr zur *Reife* gedeihen lässt; wo diess aber sich annehmen lässt, da darf die Kritik nicht nachsichtig seyn. Gegenwärtiges dramatisches oder vielmehr dramatisirtes shakspearisirendes Gedicht können wir bei dem besten Willen nicht für gelungen erkennen.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Junius 1835.

NEUERE SPRACHKUNDE.

Nürnberg, b. Tondy: *Vollständige Elementar-Grammatik der französischen Sprache* nach einem ganz neuen, den Forderungen der Zeit entsprechenden, das Lehren und Lernen sehr erleichternden Plan bearbeitet von *D. Tondy.* 1833. XX u. 504 S. Aufgaben und Wortverzeichnifs. 478 u. 246 S. 8. (1 Rthlr. 18 gGr.)

Der Vf. dieser Elementar-Grammatik hat eine hohe Idee von dem Berufe, in welchem er vor der gelehrten Welt auftritt. Vieljährige Erfahrungen und gründliche Studien stehen ihm zur Seite und eine lobenswerthe Bescheidenheit paart sich mit einem echt männlichen Selbstgefühle da, wo er von seiner Aufgabe und deren Lösung spricht. Mit Recht erwähnt er *J. J. Wagner's* System des Unterrichts als ein Werk, das treffliche Ideen über die Methode des Sprachstudiums enthält und in der Hand jedes Sprachlehrers seyn sollte; auch die lateinische Sprachlehre von *Lemare* gehört zu den Schriften, deren einfache, naturgemäfse Behandlungs-Weise des Gegenstandes die Berücksichtigung wohl verdient, welche unser Vf. ihr widmete. Das praktische Moment ist der rothe Faden, der durch dieses ganze Werk durchläuft. Die Anordnung ist gut, die Darstellung klar, die Uebungen mit Sachkenntnifs gewählt und vertheilt. Die Lehre von der Aussprache hat Hr. *T.* ganz weggelassen und, unserer Ansicht nach, daran wohl gethan. Eine kurze Uebersicht der Regeln der Aussprache ist ohne allen Nutzen und täuscht nur die, welche die Sprache aus Büchern lernen wollen oder müssen, mit der Meinung, sie sprächen richtig aus, weil sie den vagen Lehren einer Grammatik gemäfs aussprechen. Eine ausführliche Darstellung dieser Lehre dürfte leicht zu einem Buche heranwachsen und doch den Lehrer nicht überflüssig machen, da die Eigenthümlichkeiten in der Aussprache fast eines jeden Buchstaben doch nur mit dem Ohre aufgefafst werden können und die Sprachwerkzeuge erst vielfach geübt werden müssen, bevor der Deutsche ohne fremdländischen Accent ausspricht und liest.

Das Werk zerfällt in *drei* Theile. Der *erste* Theil enthält die Regeln der Elementar-Grammatik mit Beispielen und Belegen; der *zweite* eine Reihe von Aufgaben mit Hinweisung auf die §§. der Grammatik; der *dritte* das Verzeichnifs der zu den Aufgaben gehörigen Wörter und Phrasen. Wir haben eine Reihe der §§. der Grammatik sorgfältig geprüft und den Sammler-Fleifs, die Klarheit und Bestimmtheit, mit welcher die Regeln dargestellt sind, die Vollständigkeit des Materials und das Treffende der erläuternden Beispiele mit Vergnügen bemerkt. Dagegen finden wir es sehr tadelnswerth, dafs Hr. *T.* nicht immer das zusammengehörige Material sogleich erschöpft, sondern dasselbe zerstreut hat. Wir wissen wohl, was sich zu Gunsten dieser Art Anordnung beibringen läfst; aber die einfachste Methode ist immer die beste und das Zerstreuen des Materials ist überall auch ein Zerstreuen der Kraft und der Zeit. So ist z. B. der Unterschied von *ce qui* und *ce que* S. 60 angegeben und S. 320 wird der Gegenstand wieder aufgenommen, ohne dafs für eine solche Trennung irgend ein hörbarer Grund bestände. Dergleichen kommt noch öfter vor. Sodann finden wir den Vf. in manchen Lehren unvollständig. Es ist nicht zu leugnen, dafs eine Elementar-Grammatik davon abstrahirt, alles das mittheilen zu wollen, was zur Erschöpfung jeder einzelnen Lehre gehört und dafs die Grenzen dessen, was hier geboten und weggelassen werden soll, sehr willkürlich sind. Es giebt aber Lehren, welche durchaus in ihrer ganzen Vollständigkeit und Ausführlichkeit in eine Elementar-Grammatik gehören. Dahin rechnen wir unter andern die Lehre von dem Geschlecht der Hauptwörter, von der Bildung des Plurals derselben u. s. w. Bei der Behandlung der Lehre von der Mehrzahl der Hauptwörter z. B. haben wir nichts gefunden, das der Arbeit des Vfs einen Vorzug vor vielen andern ähnlichen gäbe; wir haben im Gegentheile sehr vieles Tüchtige und Scharfsinnige vermifst, was die neuern französischen Grammatiker über diese wichtige Frage vorgebracht haben.

Die Regeln unter Ziffer 1. 2 und 3 sind wörtlich die in *Bärmann's* Schrift: „die Hauptwörter der franz. Sprache (Berl. 1830. p. 51. 599) aufgeführten. Bärmann's vierte Regel konnte allerdings mit seiner sechsten zusammenfallen; seine fünfte und sechste aber ist praktisch und vermindert die Masse von Ausnahmswörtern. Die Bildung des Plurals der Wörter auf *ant* und *ent* gehört auch hierher. Uebergangen sind hier *soupirail - soupiraux*, *cailloux*, *verroux*, *oeils* in andern Verbindungen als die angeführte (*oeils-de-boeuf*), *ciels de tableau*, wo es gewifs nicht durch „Himmelsstriche" zu übersetzen ist u. s. w. Auch das zweite Kapitel in der Bärmann'schen Schrift, „besondere Regeln" enthaltend, stellt die behandelten Fragen in ein schärferes Licht als dies in dem Werke des Hn. *T.* der Fall ist. Wir hoffen, Hr. *T.* berücksichtigt diese Ausstellungen bei einer zwei-

zweiten Auflage, die seinem Werke nicht entgehen kann. Der Druck ist sorgfältig überwacht.

Berlin, b. Fröhlich: *Neue französische Grammatik* von *Noel* und *Chapsal*. Nach der vier und zwanzigsten Ausgabe übersetzt und mit Anmerkungen und einigen Zusätzen begleitet von *J. Eckenstein*. 1834. 336 S. 8. (20 gGr.)

Die französische Sprachlehre der Hnn. *Noël* und *Chapsal* ist über ganz Europa verbreitet und Uebersetzungen, Bearbeitungen derselben sind in mehreren Sprachen erschienen; Auszüge aus ihr finden sich in vielen unserer Sprachlehren und manche Fabrikanten von Grammatiken haben sie auf eine unverschämte Weise benutzt, ohne ihre Quelle zu nennen. Wir haben die Licht- und Schattenseite dieser Arbeit bereits in diesen gelehrten Blättern auseinander gesetzt und können uns daher über diese Uebertragung kurz fassen. Hr. *E.* ist dem sprachgelehrten Publikum als ein rühriger und umsichtiger Mann bekannt, der einen sichern praktischen Blick hat und mit Geschmack und Sachkenntnifs für die Jugend arbeitet. Seine Uebersetzung giebt das Original einfach, geschmackvoll und vollständig wieder. Mit besonderm Fleifse ist auch die Uebertragung der erläuternden Beispiele gearbeitet, welche vielfach aus Dichtern genommen sind und wegen ihrer Kürze und des Mangels an Zusammenhang zuweilen nicht geringe Schwierigkeiten darboten. Indessen ist es Hn. *E.* nicht immer gelungen, in diese seine Uebertragungen den richtigen Sinn des Originals zu legen. So finden sich z. B. die zwei Verse von *Gresset*:

Tôt ou tard la vertu, les grâces, les talens
Sont vainqueurs des jaloux, vengés des méchants —

S. 204 auf folgende Weise übersetzt: „Früh oder spät werden Tugend, Reize, Geistesgaben die Eifersucht besiegen und *von den Bösen gerächt werden*." Sollte der Dichter sagen wollen, die Bösen würden an der Tugend u. s. w. Rache nehmen? soll es nicht vielmehr heifsen, *die Tugend* u. s. w. *würden früh oder spät sich an den Bösen rächen*? Die Anmerkungen und Zusätze des Hn. *E.* sollen, den Worten des Vfs zufolge, entweder zur Erklärung oder zur Erweiterung dienen, in wie fern beides ihm für Deutsche nützlich und nothwendig schien. Hr. *E.* scheint hier nicht nach einem sichern Grundsatz verfahren zu seyn; so hätte er z. B. die Lehre von dem Geschlechte der französischen Hauptwörter vorzugsweise hervorheben sollen, da der Franzose aus begreiflichen Gründen weniger Gewicht auf eine tüchtige Begründung derselben zu legen braucht, als der Deutsche, der in ihr in der Regel nur blinde Willkür sieht und sich tröstet, hier durch Uebung nachzuhelfen; allein schon der Umstand, dafs die meisten Deutschen jeden Augenblick gegen diese Lehre anstofsen, sollte die Grammatiker veranlassen, hier nicht leichtsinnig zu Werke zu gehen. Druck und Papier sind gefällig; die Correctur war aber nicht in den besten Händen; wir wollen nur S. 246, wo *repos* st. *repas* steht, und S. 323 anführen, wo *paser* statt *passer* gedruckt ist.

Dresden, b. Arnold: *Französische Grammatik nebst Wörterbuch*. Von *E. J. Hauschild*. 1834. XII u. 408 S. 8. (1 Rthlr.)

Rec. hat der kleinen Schrift des Hn. *H.*, in welcher er die Theorie des französischen Artikels mit Scharfsinn und Sachkenntnifs vorgetragen, in diesen Blättern mit verdientem Lobe erwähnt. Hr. *H.* hatte, der Vorrede zufolge, seitdem auch für die übrigen Theile der französischen Sprachlehre Bemerkungen gesammelt, sie in die nach seinen Bedürfnissen entworfene Grammatik eingetragen und legt sie nun dem Publikum dar. Wenn die Theorie des fr. Art. zunächst für Lehrer und Sprachgebildete berechnet war, so ist die vorliegende Grammatik dagegen „nur für die Bedürfnisse des Schülers bestimmt und ihre Vollständigkeit daher nur beziehungsweise zu beurtheilen" (S. VII der Vorr.). Der Vf. verfährt in dieser Grammatik auf folgende Weise. Der *erste* Abschnitt ist „das französische A b c" überschrieben und behandelt die Aussprache und Orthographie; der *zweite* die Formenlehre; der *dritte* die Syntax; den Beschlufs macht ein Wörterbuch, wo die in den Beispielen vorkommenden Wörter erklärt sind — eine dankenswerthe Zugabe, da die ärmern Klassen sich gewöhnlich nicht sogleich ein Wörterbuch anschaffen können und die in den gewöhnlichen Sprachlehren dem Texte unmittelbar untergesetzten Erklärungen nicht viel besser als eine Faulheitsbrücke sind. Den ersten Abschnitt angehend entbehrten wir denselben gern. Wir haben uns oben bereits über dergleichen Lehren ausgesprochen und bemerkt, dafs hier nur die gröfste Vollständigkeit genügen kann. Hr. *H.* behandelt diese Lehre aber nicht nur nicht besser, als viele seiner Vorgänger, sondern er steht hinter einigen derselben, z. B. *Rod*, weit zurück. Aufserdem sind viele seiner Regeln oder Anleitungen unrichtig, z. B. wenn es S. 2 heifst: „wie *ang* lauten *am* — *em* — z. B. *ambe*, *jambe*, *emploi*, *membre*. Wer dieser Angabe vertraut, wird lesen *angbe*, *schangbe*, *angploa*, *mangbre*. Warum nicht den Nasenlaut durch ein Zeichen über der Sylbe bezeichnen (z. B. *membre*) und dem Lehrer es überlassen, den Laut einzuüben? Der *zweite* Abschnitt ist sorgfältig gearbeitet und dürften unsere fingerfertigen Grammatikenschreiber hier vieles Nachahmungswürdige finden. Doch fehlt es nicht an kleinen Versehen: so sind nicht, wie S. 39 behauptet wird, alle Namen der Bäume *generis masculini* (*viorne*, *yeuse* etc. sind weiblich). Zu Regel 11 (S. 47) fehlen die Wörter: *le guide* und *la guide*; *le loutre*, *la loutre* (Kastorhut und Fischotter), *le* und *la novice*, *le* und *la plane*, *le* und *la torse*. Zu Regel 12: *les aides* (*fém.* die Steuern) *les guides* (*fém.* die Lenkriemen), *les vêpres* (*fém.* Abendgeläute). Der *dritte* Abschnitt endlich, welchen der Vf. Sprachlehre im engeren Sinne des Wortes nennt, bietet die meisten Eigenthümlichkeiten dar und

und ist mit grosser Umsicht und Liebe behandelt. Besondere Rücksicht verdient die Lehre von dem Artikel und dem Fürworte. Wir betrachten in der letztern das, was Hr. *H.* über den Unterschied von *c'est* und *il est* beibringt, etwas genauer, theils um zu zeigen, wie der Vf. verfahren ist, theils um einige Bemerkungen anzuknüpfen. S. 226 sagt er: „Mit *être* werden die *nominatifs il, elle* und *ils, elles* nur dann verbunden, wenn *être* zum Prädicate hat: 1) ein *adjectif* oder ein als solches gebrauchtes *substantif*. 2) Ein *substantif* oder einen *infinitif* im *génitif* oder *datif*, sowie mit andern Präpositionen (warum also nicht kurz weg „mit einer Präposition?"). 3) das *pron. pers. neutre, le*, es, das sich dann allemal auf ein solches *adjectif* oder *substantif* oder auf einen solchen *infinitif* zurückbezieht. (Folgen Beispiele.) Dagegen steht für *il, elle est, ils, elles sont* das unpersönliche *c'est, ce sont*, wenn das Prädicat von *être* ein *substantif* ist (Beispiele). Der Vf. begnügte sich nicht mit diesen, allerdings unzureichenden Angaben und kommt S. 227 noch einmal darauf zurück, indem er sagt, *il est* stehe „bei *adjectifs* und *adverbes*, wie bei *substantifs* im *Genitif* oder mit einer Präposition, oder bei *infinitifs* im *datif*, um einen folgenden Satz mit *que* oder einen *infinitif* mit *de* als eigentliches *subject* von *être* einzuleiten;" werde aber, „mit Ausnahme der *Frage* und der *elliptischen Sätze* in *cela est*, gewöhnlicher *c'est* verwandelt, wenn sich das deutsche *es ist* zurück bezieht." Auch durch diesen Zusatz ist die Sache nicht erschöpft, wie denn überhaupt die Schwierigkeiten, welche mit dieser Frage verbunden sind, nicht nur aus den spitzfindigen und verzwickten (*sit venia verbo*) Wendungen und Verwahrungen der Grammatiker, sondern auch aus den Streitigkeiten, zu welchen sie Veranlassung gaben und aus dem abweichenden Gebrauche der Schriftsteller leicht zu ersehen sind. Der Fehler liegt wohl darin, dass man auf die Natur und eigentliche Bedeutung der Wörter *il* und *ce* hier nicht genug Rücksicht nimmt und nicht erwägt, dass jenes seinem Wesen nach etwas unbestimmtes, nachlässig hingeworfenes, lediglich zugegebenes bezeichnet, im Gegensatz von *ce*, das absolut, bestimmt, kräftig auftritt und stets geradezu bejaht oder verneint. Man betrachte folgende Sätze genau: *Je me trompais, c'est vrai* — und *Corneille's* Worte:

Je suis jeune, il est vrai, mais aux ames bien nées etc.

Dort drücke ich geradezu und bestimmt aus, dass ich mich irrte; hier gebe ich wohl zu, dass ich jung bin, aber u. s. w. In solchen Fällen wird sonach stets das mehr oder minder bestimmte, energische, lebendige des Gedankens zu entscheiden haben, ob *cela est*, *c'est* oder *il est* gebraucht werden muss. S. 228 sagt der Vf. kurz weg: „ferner steht *il est* in der Bedeutung von *il y a*" — und fügt zwei Beispiele an. Hr. *H.* ist gewiss überzeugt, dass nicht in jedem Falle *il est* für *il y a* stehen dürfe; wie er sich jedoch hier ausspricht, könnte der Schüler leicht der Ansicht werden, es sey gleichgültig, ob er *il est* oder *il y a* setze und der Vf. hätte wohlgethan, das, was *Laveaux* in seinem *Dict. de diff. de la langue fr.* v. *il est* weitläufig auseinander setzt, in kurzen Worten einzuschalten. Wir ermuntern schliesslich Hn. *H.*, auf dem betretenen Wege rüstig fortzuschreiten; sein tüchtiges Streben muss Anerkennung finden und gute Früchte tragen.

STUTTGART, b. Löflund: *Grössere praktische französische Sprachlehre für den Unterricht und das Privatstudium*, von *C. G. Hölder*. Zweite verbesserte Auflage. 1834. *Erster* Theil. XVII u. 394 S. *Zweiter* Theil. 200 S. 8. (1 Rthlr. 4 gGr.)

Die erste Auflage dieser Sprachlehre ist im Jahre 1827 erschienen und haben wir in Nr. 248. Jahrg. 1828 der A. L. Z. dieses Werk ausführlich besprochen, das Verdienstliche desselben hervorgehoben und Hn. *H.* einige Fingerzeige gegeben, wie und wo noch nachzuhelfen wäre. Der Vf. hat unsere Bemerkungen, welche gewiss nicht zu denen „der feindseligen Kritiker" gehörten (S. VI d. Vorr.) benutzt und überhaupt seinem Werke durch zweckmässige Einschaltungen einen höhern Grad von Vollständigkeit gegeben, als es die von der ersten Auflage nicht abweichende Seitenzahl der beiden Theile erwarten liess. Sehr zu bedauern ist es, dass der Vf. sich nicht entschliessen konnte, die den Uebungen untergelegten Wörter wegzuschneiden und an dem Ende des Buches das Verzeichniss der vorkommenden französischen Ausdrücke zu geben. Rec. hat sich zu sehr von der Unzweckmässigkeit dieser Einrichtung, wie sie leider in den meisten Grammatiken zu finden ist, überzeugt, als dass er nicht wiederholt auf eine Abhülfe in dieser Hinsicht dringen sollte. Auch manche Notizen, welche *Nodier* in seinen *Notions élémentaires de Linguistique* (der zwölfte Band seiner sämmtlichen Werke) und *Boussi* in seinem *Maître de Lecture et de Prononciation pour la langue françaises, d'après la methode naturelle* (Paris 1834. 8.) mitgetheilt haben, dürften bei einer dritten Auflage dieser Sprachlehre zu berücksichtigen seyn. Das sehr sorgfältig gearbeitete Register des *H*'schen Lehrbuches ist eine Zugabe, welche den Gebrauch des Werkes ungemein erleichtert und die man in ausführlichern Büchern dieser Gattung immer ungern vermisst. Druck und Papier sind lobenswerth.

Ebendas.: *Lehr- und Uebungsbuch für den ersten Unterricht in der französischen Sprache*, als Einleitung in die Grammatik; methodisch bearbeitet und zunächst für Realschulen bestimmt von *J. Seyerlen*. 1834. X u. 252 S. 8. (14 gGr.)

Unseres Wissens ist dieses der erste schriftstellerische Versuch des Hn. S. im Gebiete der Linguistik. Wir sprechen sofort unsere Ansicht über dieses Werkchen aus, wenn wir die Methode als trefflich, die Ausführung des Ganzen dagegen als sehr mangelhaft bezeichnen. Hinsichtlich der erstern geht der Vf. mit Recht davon aus, dass der erste Unterricht im Französischen vorzugsweise ein mündlicher seye,

seye, dafs der Schüler anfänglich mehr in ganzen Sätzen als in einzelnen Wörtern geübt und nur mit den einfachsten grammatikalischen Formen bekannt gemacht werden müsse. Dafs der Stoff der Elementarübungen nur aus dem geistigen Gesichtskreise der Schüler genommen werden soll, versteht sich von selbst und dafs der Lehrer auf stetes Wiederholen des Gelernten und auf neue Zusammensetzungen zu sehen habe, um Gedächtnifs und Verstand in gleicher Weise zu üben, entspricht vollkommen den Ansichten, von denen *Hamilton*, *Jacotot*, *Solomé* und andere denkende Sprachlehrer ausgegangen sind. Die Schrift des Hn. *S.* zerfällt in *vier* Abschnitte. Der *erste* besteht aus einer nach Leseregeln geordneten Wörtersammlung, durch welche die Aussprache eingeübt und der erste Versuch mit der Satzbildung gemacht werden soll; der *zweite* aus Uebungen der einfachen grammatikalischen Formen; der *dritte* läfst den Schüler sich an gröfsern Sätzen über Gegenstände aus der Naturgeschichte versuchen; der *vierte* bietet Stoff zu zusammenhängenden Gesprächen dar. Ueber den Gebrauch des Buches giebt der Vf. ausführliche Anleitung in der Vorrede, welche eben so sehr den denkenden, als den praktisch geübten Lehrer verräth. In Bezug auf die erste Abtheilung theilt Hr. *S.* unsere Ansicht, dafs eine gute Aussprache nur durch den lebendigen Laut des Lehrers erzielt werden könne; wozu aber dann überhaupt Regeln? und überdies höchst unvollständige, nichts erschöpfende, den Schüler blos irreführende Regeln? Der Vf., sonst so folgerecht in dem Gange seines Unterrichts, läfst schon in den ersten Lectionen Wörter auftreten, in welchen der Nasenlaut erscheint, während von diesem Laute erst später die Rede ist; ferner giebt er diesem Laute eine Bezeichnung, die eine falsche Aussprache begründen mufs, wenn er *sang* durch *sahn*, *rognon* durch *ronjon* bezeichnet, wie dies S. 10 der Fall ist. S. 17 wird die Aussprache von *ail* und *aille* unrichtig als gleichlautend (*allj*) angegeben und in derselben Regel fälschlich behauptet, *ull* werde wie *üllj* ausgesprochen: niemand wird in *bullaire*, *bulle*, *bullé*, *bulletin*, *tulle* etc. das *ll* schleifen (mouilliren) und aufser *Sulli*, *Sully*, das in der alten Sprache ohne Zweifel *Suilli* oder *Suilly* geschrieben worden, wird Hr. *S.* wenige Wörter aufführen können, in welchen das *ll* unmittelbar vor *u* geschleift werden darf. Diefs und ähnliche Versehen sind jedoch bei einer nächsten Auflage leicht zu beseitigen, so wie denn der Vf. die Schwäche einzelner Theile seines Buches bei dem Gebrauche nicht verkennen und somit das Bessere erstreben wird. Der Druck ist für eine Schrift, welche allgemeine Verbreitung anstrebt und von den ärmern Klassen gebraucht werden soll, zu splendit und fände wohl noch einmal so viel Stoff — und dem Schüler recht vielen Stoff zu bieten, ist die vorzüglichste Rücksicht des Vfs — auf diesem Bogen Raum.

Der grofse Beifall, den das „*Lehr- und Uebungsbuch*" von *Solomé* gefunden hat, gründet sich nicht blos auf die gute Vertheilung, sondern auf den grofsen Reichthum des Stoffes. Das Weglassen der untergestellten Erklärungen in dem dritten und vierten Abschnitte hätte bei den zwei ersten Abschnitten schon Statt finden können; jeder Grund für eine solche Art Nachhülfe ist nichtig. Das Zweckmäfsige und Lehrreiche in der Auswahl des Stoffes, den der dritte Abschnitt darbietet, ist nicht zu verkennen, so wie denn Hr. *S.* auch bei den kleinen Sätzen des vierten Abschnittes, welche das Material zu Gesprächen abgeben sollen, die gewöhnliche Flachheit und Alltäglichkeit dieser Zugaben der französischen Grammatiken und einen den Ideenkreis der ersten Jugendjahre übersteigenden Dialog glücklich vermieden hat. Ein kleines Drama (*L'École de l'humanité*) und kleine Erzählungen (in französischer Sprache) machen den Beschlufs dieses empfehlenswerthen Büchleins aus. Druck und Papier ist gut, der Preis gering.

(*Der Beschlufs folgt.*)

SPRACHKUNDE.

QUEDLINBURG u. LEIPZIG, b. Basse: *Handwörterbuch zur richtigen Aussprache der Fremdnamen*, sowohl aller ausländischen Personen-, als Länder- und Städte-Namen älterer und jetziger Zeit, sowie der in der Umgangs- und wissenschaftlichen Sprache gebräuchlichsten Fremdwörter. Für Gebildete aller Stände, insbesondere für Lehrer, Geschäfts- und Kaufleute, Reisende, Zeitungsleser u. a. m. Von Dr. *Carl Lippert*. 1833. II und 158 S. gr. 8. (1 Rthlr. 4 gGr.)

Der Titel sagt vollständig, was hier zu finden ist, nur dafs wir das Wort *aller* ausstreichen, und die richtige Aussprache des fremden Wortes, besonders des englischen, nicht immer durch deutsche Lautzeichen gehörig dargestellt werden kann. — In der Betonung haben wir keine Fehler bemerkt. — Der Vf. wünscht den Lohn seiner Arbeit darin zu finden, dafs allmälig eine richtigere Aussprache der Fremdnamen sich verbreite, und dafs von der Erscheinung seines Werkchens an eine falsche Aussprache derselben als ein Beweis geringer wissenschaftlicher Bildung angesehen werde; und um diesen Lohn zu gewinnen, wendet er sich vor Allem an die Lehrer mit der Auffoderung, nicht nur die *Fremdwörter*, sondern auch die *Fremdnamen* richtig und dem Genius einer jeden ausländischen Sprache angemessen, von jetzt an — (d. h. von dem Ankaufe dieses seines Handwörterbuchs) — auszusprechen. — Nun, wir wollen es dazu hiemit recommandirt haben. Papier und Druck sind recht gut.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Junius 1835.

NEUERE SPRACHKUNDE.

Aschaffenburg, b. Pergay: *Grammatik der französischen Sprache* nach der in den vorzüglichsten Lehranstalten Frankreichs eingeführten Methode, für den Unterricht in den deutschen Gymnasien und höhern Bürgerschulen bearbeitet von *J. Lemaire* und *L. Renault*. 1834. VIII und 232 S. 8. (16 gGr.)

(*Beschluss von Nr. 112.*)

Die Verff. dieser Grammatik haben, wie wir dies von unsern Nachbarn jenseits des Rheins ziemlich gewohnt sind, eine sehr grofse Meinung von sich und ihrem Buche. Sie haben sich der Vorr. zufolge zur Herausgabe dieser Grammatik erst entschlossen, nachdem sie fast alle bisher in den Schulen eingeführt gewesenen Lehrbücher mit Aufmerksamkeit geprüft hatten. „Obgleich wir," fahren sie fort, „die Bemühungen mancher unserer Vorgänger in diesem Fache rühmend anerkennen müssen (Rec. dankt im Namen aller deutschen Verfasser französischer Grammatiken für das Kompliment), so finden wir doch in den meisten ihrer Werke eine *so wenig* dem französischen Sprachgeist angemessene Methode, hie und da Unrichtigkeiten und eine Menge Lücken in jeder Wörterklasse, *so dafs*" u. s. w. Dieses dem *deutschen* Sprachgeist *so wenig* angemessene Deutsch läfst wenig Ausgezeichnetes erwarten und in der That haben wir uns schon bei der ersten Durchsicht dieses Büchleins überzeugt, dafs es mit der auf dem Titelblatt und in der Vorrede angepriefsenen Methode seine eigene Bewandtnifs hat — dafs sie nämlich so zu sagen gar keine Methode ist, die Verff. müfsten denn unter Methode etwas verstehen, das bei uns für Mangel an Methode, um nicht zu sagen, für das Gegentheil alles Methodischen gilt — dafs sich nicht nur *hie und dort* Unrichtigkeiten in diese Grammatik eingeschlichen haben, sondern dafs dergleichen im Uebermafse vorhanden sind und dafs sich in ihr eben so viele „Lücken in jeder Wörterklasse" vorfinden, wie dies leider in den meisten unserer Sprachlehren der Fall ist. Nach der Lehre von der Aussprache, in welcher wir neben vielem in andern Lehrbüchern gründlicher Vorgetragenem einzelne gute Bemerkungen vorgefunden haben, die sich auf die, der deutschen Zunge gewöhnlich hartnäckig anklebenden Fehler gegen die gute Aussprache des Französischen beziehen, handeln die Verff. sogleich vom Geschlechte der Hauptwörter. Die Auseinandersetzung dieser Lehre ist sehr mangelhaft; die Unterordnung der Regeln ist ganz unlogisch; auch ist alles bunt in einander geworfen und der Ausnahmen nicht gedacht. Das Verzeichnifs der Wörter, deren Bedeutung sich ändert, jenachdem sie männlich oder weiblich gebraucht werden, ist höchst lückenhaft. Zu „*oeuvre*" (S. 16.) bemerken wir, dafs man in der höhern Prosa es männlich brauchen darf, z. B. *un oeuvre de génie*, *ce saint oeuvre* (*Académie*); ferner wird dieses Wort in *le grand oeuvre* (der Stein der Weisen) stets männlich gebraucht. Aehnliche Ausstellungen lassen sich bei jeder Seite des Buches machen. Wenn die Verf. in der Vorr. sagen, sie müfsten „von den unregelmäfsigen Zeitwörtern noch ganz besonders erwähnen, dafs sie dieselben in ein ganz neues System gebracht, wornach der Schüler sie in ganz kurzer Zeit dem Gedächtnisse einprägen könne, wenn dieses auch nur von mittelmäfsiger Stärke seyn sollte," so bemerken wir, dafs es durchaus kein neues System zu nennen ist, wenn die Verff. die unregelmäfsigen Zeitwörter tabellarisch nach den Conjugationen ordnen und in der Tabelle die Stammzeiten von den abgeleiteten Zeiten trennen. Eine tabellarische Anordnung dieser Verben hat schon z. B. *César* (in seinem Elementarbuch d. franz. Spr. Th. 1.) mitgetheilt; andere Grammatiker haben die Stammzeiten von den abgeleiteten Zeiten durchweg getrennt und bei den letztern nur das Abweichende angegeben — kurz, die Verff. fanden ihrem neuen System so gründlich vorgearbeitet, dafs sie dabei keine grofse Mühe mehr hatten. Die Menge der den Regeln angehängten Beispiele können wir schon darum nicht tadeln, weil die Verff. hier wirklich mit einem sichern Takt dasjenige gewählt haben, was die Eigenthümlichkeiten des Deutschen und Französischen nachdrücklich zu bezeichnen und eindringlich zu machen im Stande ist, so wie denn das Verdienst dieses Büchleins von diesem Gesichtspunkte aus, nicht abgeleugnet werden kann und soll. Die Correctur des Drucks ist leider in eines Ignoranten oder Leichtfertigen Hände gerathen; *exempla sunt odiosa*.

Dresden, b. Walther: *Neue Uebungsstücke zum Uebersetzen aus dem Deutschen in das Französische* von *C. Saigey*. 1834. 298 S. 8. (21 gGr.)

Diese Uebungsstücke sind für solche Schüler bestimmt, die schon einige Fortschritte in der Kenntnifs der französischen Sprache gemacht haben und schliefsen sich der Grammatik und den erklärenden französischen Lesestücken desselben Verf.'s an. Die

Die „vorläufigen (grammaticalischen) Bemerkungen" sind an sich schätzenswerth; sie stehen aber hier zu abgerissen und vereinzelt, als dafs sie irgend einem wissenschaftlichen Zwecke entsprechen könnten. Die Uebungsstücke bestehen aus *Briefen*, *moralischen Gedanken*, *Anecdoten* und *Erzählungen*. Die Auswahl ist in jeder Hinsicht trefflich zu nennen; hätte Hr. S. die untergelegten Erklärungen an das Ende verwiesen, so hätte er nicht nur bedeutenden Raum gespart, sondern auch den Vorwurf vermieden, dem eine solche Einrichtung nicht entgehen kann und den wir in diesen Blättern bereits ausführlich begründet haben. Beim wörtlichen Uebersetzen aus dem Deutschen in das Französische besteht die geistige Thätigkeit eben lediglich darin, dafs man dem deutschen Gedanken sofort die französische Form anpafst und unter den mannigfaltigen Gestalten, welche er im Französischen annehmen kann, die wählt „welche die kürzeste, entsprechendste und geschmackvollste ist." Wenn der Schüler übersetzen soll: „ihre Beschäftigung besteht darin, Wurfspiefse zu schleudern" u. s. w., und er findet unter der Aufgabe sofort: *„ils sont occupés à lancer des dards,"* so sehen wir nicht recht, was der Schüler dabei gewinnt; das leicht Erworbene ist eben so leicht wieder vergessen und die Zeit ist vergeudet. Wir müssen indessen bemerken, dafs Hr. S. sehr sparsam mit diesen Unterlegungen verfahren ist. Der Druck ist schön und correct.

LEIPZIG, b. Barth: *Lectures françaises*, morceaux choisis des meilleurs auteurs dans les différens genres de Litterature. Ouvrage destiné aux Écoles superieures, aux Instituts de Commerce et aux Pensionnats par *M. E. Haag*. 1834. XVI u. 520 S. 8. (1 Rthlr. 12 gGr.).

Hr. H. verwahrt sich in der Zueignung gegen die Ansicht, als wolle er hier eine Chrestomathie geben; er sagt, er beabsichtige nur Bruchstücke aus solchen Schriften zu geben, die in den Kreis des Unterrichts in den Handelsschulen, für welche dieses Buch vorzüglich bestimmt ist, gehören und die Schreibart der vorzüglichern Autoren kennen lehren. So grofs die Zahl der französischen Lesebücher ist, so möchte es doch wenige geben, in welchen man einen gröfsern Reichthum, eine zweckmäfsigere Auswahl des Stoffes und eine geschicktere Verbindung des Lehrreichen und Unterhaltenden vorfände. Der prosaische Theil ist der ausgedehnteste und der am reichsten ausgestattete; es dürfte sich kaum ein ausgezeichneter Schriftsteller aus dem 18. u. 19. Jahrhundert finden, aus welchem hier nicht ein gröfseres oder kleineres Lesestück aufgenommen wäre. Unter dem Abschnitt *„Philosophie"* vermifst man ungern einige Proben aus *Destutt de Tracy*, *Cousin* und andern Repräsentanten der neuern und neuesten französischen Philosophie; eben so dürften die neuern Zeiten manchen Redner aufzuweisen haben, der in der *„Eloquence politique"* neben Foy, Molé u. s. w. glänzt. Die Abschnitte *„Histoire"* und *„Memoires"* lassen kaum etwas zu wünschen übrig; der folgende: *„Romans et Contes"* übergeht Victor Hugo und doch übertrifft V. Hugo nicht nur die aufgeführten Schriftsteller sämmtlich durch sein herrliches Talent, durch seinen Gedanken- und Bilderreichthum, durch seine poetische Darstellungsweise, sondern er ist ohne Frage der Repräsentant der romantischen Schule der Franzosen und dieses zwar grade am meisten in dem erzählenden Genre, in welchem er sich zu Hrn. *de Balzac*, dessen Talent wir zwar sehr hochachten, ohne ihn jedoch, wie *Tieck* gethan hat, über alle seine Zeitgenossen in diesem Zweige der Kunst zu heben, ungefähr verhält, wie *Rubens* zu *Teniers*. Die Rubrik *„Caractères, Portraits, Parallèles,"* ist trefflich ausgestattet; die folgende *„Voyages"* dagegen sehr arm; eben so *„Geographie"* und *„Histoire naturelle;"* dagegen ist wieder *„Economie politique"* reich bedacht und das Vorzüglichste in diesem anziehenden und lehrreichen Felde berücksichtigt. *„Lettres"* lobenswerth. *„Dialogues"* nur *Fénélon's „Le Connetable de Bourbon et Bayard."* *„Proverbes dramatiques"* — hier ist mit Recht *Leclercq's* Humorist gewählt, einer der besten Gaben in diesem Fache, wo *Leclercq* unerreicht dasteht. *„Analyses et Critiques"* führen nur *Laharpe* (nicht *La Harpe*) und *Le Batteux* auf und bedauern wir, dafs Hr. H. nicht einen der geistvollen britischen Artikel des verstorbenen Hofmann in dem *Journal des Débats* (gewöhnlich mit *X* gezeichnet) mitgetheilt hat. — Der poetische Theil bietet eine Auswahl des Besten und der neuern und neuesten Zeit dar. — Wir schliessen mit der Bemerkung, dafs diese Lesestücke mit Nutzen auf Gymnasien und höhern Lehranstalten gebraucht werden können.

AARAU, b. Sauerländer: *Vollständige Anleitung zur französischen und deutschen Unterhaltungssprache* von *M. G. Fries*. 1833. 302 S. 8.

Diese ungemein reiche Sammlung von Gesprächsformen kann denen sehr nützlich werden, welche nicht Gelegenheit haben, die Unterhaltungssprache im Umgang zu erlernen. Die Auswahl ist der Art, dafs man das Buch der Jugend in die Hand geben kann; der wahre Nutzen desselben dürfte aber dadurch bedingt werden, dafs ein tüchtiger Lehrer das Ganze als Material zu Uebungen der Zunge, des Gedächtnisses und des Verstandes benutzt. Der Druck ist correct, das Papier schön.

HAMBURG, b. Perthes: *Uebersetzungsbuch aus dem Deutschen ins Französische* von *J. Gallois*. 1834. VIII u. 354 S. 12. (20 gGr.)

Dieses Uebungsbuch, welches für solche bestimmt ist, die mit dem sogenannten etymologischen Theile der Sprachlehre bekannt sind und schon einige Fertigkeit im Uebersetzen erlangt haben, empfiehlt sich in mancherlei Hinsicht. Der Herausg. hat

hat die gewählten Stücke so geordnet, dafs durch die Verbindung des Lehrreichen mit dem Unterhaltenden die Einförmigkeit und das Ermüdende der Lectüre aufgehoben wird; sodann sind die nach dem Inhalte geordneten Verzeichnisse der schwierigern Ausdrücke am Ende des Buches angehängt, wodurch der Lernende gezwungen ist, sich gehörig vorzubereiten. Da Hr. G. über den Gebrauch seines Buches nichts gesagt hat, bemerken wir, dafs es am zweckmäfsigsten und förderlichsten ist, mit dem Schüler stets eine oder mehrere Numern gründlich durchzugehen, ihn dann anzuhalten, das Durchgegangene so einzuüben, dafs er es geläufig mündlich zu übersetzen vermag und wenn dies fehlerlos geschehen, die Uebersetzung schriftlich fertigen zu lassen. Wer dieses Uebungsbuch in dieser Weise eine zeitlang gebraucht, wird mit uns dem Herausg. für die Mühe dankbar seyn, welche er sich bei Abfassung desselben gegeben hat. Druck und Papier sind sehr geschmackvoll, der Preis gering.

Darmstadt, bei Stahl: *Friedrich Bender's Aufgaben zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Französische*, herausg. von *K. Wagner* und *Fr. Haas*. 1834. IV u. 240 S. 8.

Fleifsig gesammeltes Material, das so ziemlich alle Verhältnisse des gewöhnlichen Lebens berücksichtigt, und eine gute, vom Leichtern zum Schwerern übergehende Auswahl machen die Vorzüge dieses Buches aus; dagegen ist das dem Texte unmittelbar untergestellte Verzeichnifs schwieriger Ausdrücke und jede in dieser Weise gegebene Nachhülfe verwerflich, und mufs man in Betracht des Fleifses, der auf diese erläuternde Nachhülfe gewendet ist, der Geschicklichkeit und Sachkenntnifs, welche sie beurkundet, bedauern, dafs dieser Stoff nicht, wie in der Schrift des Hrn. *Gallois*, nach der Ordnung der Aufgaben dem Buche angehängt ist.

Dresden, b. Arnold: *Anleitung zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Französische* mit fortlaufender Hinweisung auf die französische Grammatik von *E. J. Hauschild*. 1834. VIII u. 181 S. 8. (18 gGr.)

Hr. *H.* geht von der Ansicht aus, es schiene zwar auf den ersten Anblick bequem für Lehrer und Lernende, den erläuternden französischen Beispielen deutsche Uebungsaufgaben beizugeben, diese Methode stehe aber mit jeder selbst oberflächlichen Vergleichung zweier Sprachen und mit jeder systematischen Anordnung einer Grammatik im Widerspruche. Diese Ansicht ist sehr richtig und eine Anleitung, wie die vorliegende führt dem Ziele sicherer und rascher entgegen, als die hergebrachte Methode des Anhängens von deutschen Uebungen mit einer Masse von erklärenden Wörtern und Redensarten unter dem Texte. Die Schrift des Hrn. *H.* schreitet zweckmäfsig von dem Leichtern zum Schwerern vor und verweist fortlaufend auf die Seitenzahlen und Numern der Regeln seiner Grammatik. Die gröfsere oder kleinere Schwierigkeit der Regel hat stets das Mehr oder Weniger der Aufgaben bedingt und das Material ist überall in Uebereinstimmung mit dem Ideenkreis der Jugend gewählt worden, so wie wir denn allenthalben den sichern Blick des praktisch geübten Lehrers erblicken und nur bedauern, dafs die Wortverzeichnisse unter den §§. nicht in das Wortregister verwiesen worden sind. Der hier beigegebene Anhang über die französische Verskunst gehörte in die Grammatik des Verfs., konnte aber dort nicht mehr Raum finden. Die Zugabe ist höchst schätzenswerth. Hr. *H.* hat sich durch diese Schrift ein neues Verdienst um alle erworben, denen es um gründliche Kenntnifs der französischen Sprache zu thun ist. Die Correctur des Druckes hätte sorgfältiger überwacht werden sollen.

BIBLISCHE LITERATUR.

Göttingen, b. Vandenhoeck und Ruprecht: *De praeclara Christi in Apostolis instituendis sapientia atque prudentia* etc. Scripsit *Henr. Frideric. Theodor. Ludovicus Ernesti*, Brunswicensis, sodalitio sem. reg. philol. adscriptus. (Eine von der theol. Facultät zu Göttingen gekrönte Preisschrift.) 1834. 78 S. 4. (16 gGr.)

Diese Abhandlung ist mit gelehrtem Fleifse und umsichtigem Urtheil verfafst; auch nimmt die natürliche Entwickelung des Ganzen und die gefällige Verknüpfung der einelnen Theile mit einander für den Vf. ein. Nur wäre zu wünschen, dafs er in der zweiten Hälfte der Abhandlung den Stoff etwas anders geordnet, und dafs er sich überhaupt eines correcteren und von Germanismen freieren Stils befleifsigt hätte.

Sehr passend geht der Vf. in der Einleitung sogleich aus von dem Plane Jesu (ein moralisches Gottesreich zu errichten) und der Erwählung der zwölf Jünger (der Vf. nennt sie unrichtig schon vor eigentlicher Uebernahme des apostol. Amtes fast durchgehends *Apostel*), welche zu der Ausführung dieses Plans mitwirken sollten. Die Stufe der intellectuellen und moralischen Bildung, auf welcher die Jünger standen, zeigt dem Vf., worauf Jesu Bemühungen bei ihnen gerichtet seyn mufsten, nämlich auf Cultur A) des Verstandes, B) des Gemüths. (Diefs die beiden Haupttheile der Abhandlung.) Bei dem Geschäfte der *Verstandesbildung* der Apostel knüpft Jesus I. an die jüdischen Messiashoffnungen die Lehre 1) von der Geistigkeit, 2) von dem Universalismus des von ihm zu stiftenden Gottesreichs — (unter 1) geht der Vf. auch darauf ein, wie Jesus im Gegensatze zu dem Pharisaeismus und dem äufsern Cerimoniendienste auf einen moralischen Gottesdienst dringt und den Werth der äufsern Handlung nach der Gesinnung des Herzens bestimmt). — II. Sucht Jesus die Apostel nach und nach von irrigen Vor-

Vorurtheilen zu befreien, nämlich von der Erwartung 1) eines irdischen, 2) eines particulären Messiasreichs. In ersterer Beziehung zeigt er seinen Jüngern, die Auszeichnungen (*dignitatum ordines* sagt der Vf. etwas unbeholfen) würden im Himmelreiche verschieden seyn von denen eines irdischen Reiches (Belohnungen sind zwar zu erwarten, aber erst in einem andern Leben; sie hangen nicht von der Zeit des Eintritts in das Himmelreich ab, und in diesem wird keine Herrschaft geübt, sondern alles Ansehn in demselben ist bedingt durch die Gröfse der Liebe); das Himmelreich wird nicht plötzlich hereinbrechen, sondern als ein moralisches nur nach und nach zu seiner Vollendung fortschreiten; er selbst endlich habe es nicht auf politische Gröfse abgesehen. (Gegen Manches von dem, was der Vf. hier §. 11 — 12 sagt, lassen sich wohl noch verschiedene Einwendungen machen.) In der letztern Beziehung aber, nämlich die particularistischen Vorstellungen der Jünger von dem Messiasreiche betreffend, erweitert Jesus a) ihre Begriffe von Gott und dem Menschen, indem er ihnen zeigt, α) alle Menschen seyen Gottes Kinder, β) nicht jeder Leidende trage eine Strafe der Sünde, γ) auch der sich bessernde Sünder sey nicht von der Gemeinschaft mit Gott ausgeschlossen; und sagt ihnen b) bei mehrern Gelegenheiten, dafs sein Reich sich nicht blofs auf die Juden erstrecken solle, wie er ihnen auch bei seinem Abschiede von ihnen den Auftrag giebt, seine Lehre allen Völkern zu predigen. (Ob sogleich Anfangs ein universelles Gottesreich in Jesu Plane lag, mufs wegen Matth. XV, 21 — 28 doch wohl unentschieden bleiben.) —

Weniger gelungen erscheint die Ausführung des zweiten Haupttheils: „*Christus Apostolorum animos colit.*" Es heifst hier I. Jesus stärkt den *Kleinmuth* der Apostel; er erfüllt sie nämlich 1) mit dem Gefühl ihrer apostolischen Würde, indem er ihnen a) den Auftrag giebt zu taufen (der interessanteste Abschnitt der ganzen Abhandlung!), und ihnen b) zeigt, was für ein wichtiges Amt er ihnen übertragen habe; 2) er erfüllt sie mit festem Vertrauen auf Gott, a) durch ihre erste Aussendung — Matth. X, 7 — (hier ein kurzer Excurs: „*Quae Christus fecerit, ut Apostoli rationem et formam praecipiendi discerent*"), b) dadurch, dafs er die Ueberzeugung in ihnen gründet, Gott werde ihnen nicht nur Unterhalt, sondern auch die Fähigkeit zu ihrem Berufe geben; 3) er sucht die Herzen der Apostel für sich zu gewinnen, indem er sie a) von irdischen Angelegenheiten ablenkt, b) Wunder verrichtet, bei welchen er freilich auch zugleich andere Absichten hatte, c) indem er sich noch auf manchfache andere Weise ihre innigste Liebe und Verehrung erwirbt, und namentlich durch die Abendmahlsfeier (dies wollte der Vf. doch wohl eigentlich sagen) und durch die darauffolgenden Reden das gegenseitige Bündnifs zu befestigen, und d) die Jünger unter einander selbst auf das innigste zu verbinden bemüht ist. — Er bezähmt und mildert aber auch II. ihren *Uebermuth*, indem er 1) ihren hierarchischen Anmaafsungen entgegen tritt, und 2) sie auf bevorstehende Widerwärtigkeiten hinweist, a) auf den Anfangs geringen Erfolg ihrer Bemühungen, b) auf ihnen bevorstehendes Ungemach, c) auf sein eigenes Leiden.

Offenbar spaltete der Vf. diesen zweiten Haupttheil mit Unrecht in die beiden Untertheile I u. II: denn Uebermuth trat in dem Charakter der Jünger Jesu keineswegs so stark hervor, als Kleinmuth und Verzagtheit; und auf die bevorstehenden Calamitäten wies sie ja auch Jesus keineswegs hin, um sie vor Uebermuth zu bewahren, sondern vielmehr, damit sie durch solche Erfahrungen sich nicht allen Muth rauben lassen möchten, was der Verf. auch gefühlt zu haben scheint. II, 2. gehörte also ganz wesentlich mit zu dem vorhergehenden Theile; und überhaupt hätte der Stoff besser wohl ungefähr so geordnet werden sollen: Pars II. *Christus discipulorum animos colit*: 1) *eorum animos sibi conciliat*; 2) *sensu dignitatis apostolicae eos imbuit*; 3) *ab arrogantia temeritateque eos arcet* (einzig und allein hierher gehörte z. B. Matth. 16, 23, wie auch die vom Vf. übersehene Stelle Matth. 26, 34, und V. 51 — 52); 4) *fiduciam in deum iis instillat*; 5) *prohibet, ne rebus adversis eorum animi frangantur.* So würde sich ohne Zweifel alles besser in einander gefügt haben.

Doch wird man diese Abhandlung auch in ihrer gegenwärtigen Form nicht ohne Interesse und manchfache Anregung lesen. Um den Vf. nur auf einige Flecken seiner Latinität aufmerksam zu machen, bemerken wir blofs: *adhortatio sese refert ad* — (S. 45.); *id est aliquid externe additum* (S. 48.); *felices eos praedicat, quippe eorum* (*quorum*) *oculi cernant* — und: *esse conditionem eorum egregiam: quippe sint electi* (*eos electos esse*) — S. 48; oder: *quo tempore Jehovae cultus* — *degeneravit, omnia instituta* — *iacerent, impietas atque superstitio percrebuerant* (S. 1.), und eine Menge unlateinischer Coniunctiven, wie S. 8. *non tam facile factu erat, quam nobis videri possit* (*ut videri nobis potest*).

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Junius 1835.

PHILOSOPHIE.

Elberfeld, b. Büschler: *Die Idee der Persönlichkeit und der individuellen Fortdauer.* Von *J. H. Fichte.* 1834. 204 S. 8. (12 gGr.)

Aeufsre Veranlassung zu dieser Schrift gab ein Aufsatz *Göschel's* in den Jahrbb. für wissenschaftl. Kritik, dessen Inhalt der Vf. gegen sich gerichtet halten mufste, indem *Hegel* vertheidigt wurde. Aber — sonderbar genug — der Aufsatz verkündigte als Geist und Inhalt der vertheidigten Lehre, was man eben an *Hegel* vermifste, und was der Vf. als einen höheren über *Hegel* hinausführenden Standpunkt dargestellt hatte. Hieraus ergiebt sich das merkwürdige Verhältnifs: Hr. *F.* ist Hegelianer, ohne es zu wissen, und Hr. *G.* ist Gegner dessen, was bisher als Hegel'sche Philosophie gegolten; Hr. *F.* ist durch eignes Nachdenken über *Hegel* hinaus, und Hr. *G.* ist durch *Hegel* über *Hegel* hinausgeschritten; beide streiten mit einander über den wahren Geist und Inhalt, und beide haben ihn. Vielleicht ist in der Geschichte philosophischer Polemik dieser Fall nicht der erste — denn über einander hinaus haben die Polemisirenden immer gewollt — vielleicht ist er bei diesem Anlafs von seiner Möglichkeit zur Wirklichkeit, oder vom Seyn zum Daseyn, oder vom Unbewufsten zum Bewufstseyn gelangt; vielleicht wiederholt er sich noch öfter, und stellt endlich die ganze Welt zufrieden. Die Sache beruht laut unserm Vf. darauf: was nur aus Ideen der Persönlichkeit und Freiheit begriffen werden kann, bleibt in *Hegel's* System unerledigt. Wird Gott inzwischen lediglich als dialektischer Procefs, als absolute Vernunft, Urdenken in formellem Sinne gefafst, so ist ein vollständiges dialektisches Erkennen desselben möglich; der Begriff erschöpft sein Wesen, das spekulative Denken ist adäquates Abbild des göttlichen Urdenkens, das dieses sich selbst giebt in der Vollendung des spekulativen Begriffes. Hat man sich aber erhoben zur Idee einer Persönlichkeit der Urvernunft, so reifst hier der apriorische Faden ab; das Freye ist das dialektisch Unberechenbare *in sich* Unendliche, so bleibt Gott *an sich selbst* auch philosophisch ein unergründliches Geheimnifs, er kann nur, wie alles Freye, durch die That, die Selbstoffenbarung seines Willens, *erfahren* werden. Natürlich sind dann die wissenschaftlichen Offenbarungen *Hegel's* keine. Der Vf. stellt nun seine Abhandlung unter Drei Gesichtspunkte: 1) Prüfung der Erläuterungen über Hegel'sche Philosophie; 2) Vergleichung der eignen Ansicht mit derselben; 3) Erörterung der Idee der Persönlichkeit und einer Fortdauer.

Bei *Hegel* geht erst aus seiner in sich zerworfenen Naturexistenz Gott als der Geist sich auf und *wird* überhaupt zum Selbst, zur einzelnen Persönlichkeit; es erzeugt sich Gott ewig als Geist, er ist Resultat, und zwar das höchste seines eignen Processes, somit auch Ziel der Weltgeschichte und des ganzen Systemes. Der Vf. spricht in einem wunderlich klingenden Bilde: „dem unendlich übergreifenden Processe ist das einfach ruhende *Auge*, das unverrückbare Selbst noch einzupflanzen." Besser verständlich und von Vielen anerkannt lautet der Ausspruch: die Schemen der spekulativen Logik sind nicht weniger leer und unwirklich, eben so nur Gleichnifs, unvollständige Abschattung der Wirklichkeit und Wahrheit, als sonstige Schemen und Abstraktionen, mit denen wir das Wirkliche, Concrete, uns abbreviren;.... Hülfsmomente zum Begreifen der Wirklichkeit.

Selbsterkenntnifs ist der einzige Inhalt alles Erkennens, somit auch die höchste Vollendung derselben, eigentliches Ziel jeder sich selbst verstehenden, damit mündig gewordenen Philosophie. Diese kann nur anfangen vom Bewufstseyn in seiner Gegebenheit. Das dialektische Fortschreiten des spekulativen Selbsterkennens *findet* nur und entwickelt das in der Tiefe des Bewufstseyns wie der Dinge untheilbar Vereinigte. Philosophiren ist Evolution, nicht Metamorphose der Begriffe. Das Ich und die Welt, welche im Bewufstseyn gesetzt sind, spiegeln sich in einander mit unendlichem Reflexe, weil jedes ohne diese innigste Gegenseitigkeit weder existiren noch erkannt zu werden vermag. Hiebei liegt die Idee des Absoluten allem besondern Denken zum Grunde, alles Denken setzt sie stillschweigend (unbewufst) voraus. Die absolute Idee ist organische Totalität der in ihr gesetzten Unterschiede. Die Seite der Einheit möchte das seyn, was wir Seele nennen, die Mannichfaltigkeit das Leibliche, die Wirklichkeit jener Einheit, beides unterschieden, aber nicht zu trennen. Das Wirkliche ist ein Zeiträumliches, der wirkliche Geist nicht weniger räumlich zu denken, als Gott, der Urwirkliche, deshalb auch der Allzeitlich Räumliche ist. Er giebt sich seinen Gegensatz selbst, er offenbart sich in seinem Andern, der Schöpfung. Das unendliche Bewufstseyn ist in dem Einen Selbstabsolute Person, die

die sich bewufst durchdringende, begreifende, geniefsende Einheit, welche *am* Mannichfaltigen zum Selbst *wird*. Freiheit ist Element, Grundexistenz der Person, nicht blofs eine Eigenschaft, sie ist Selbstentwickelung. Die absolute Persönlichkeit Gottes ist nur als die unendlich schöpferische zu denken. Versteht man unter Nicht Pantheismus die Aufserweltlichkeit Gottes oder die Aufsergöttlichkeit der Welt, so müssen wir uns, dieselbe entschieden abweisend, in *diesem* Sinn zu einem Pantheismus bekennen, weil bei jener Trennung sich keiner etwas Deutliches zu denken vermöchte. Die Kreatur ist Wirkliches, qualitativ Bestimmtes, als Einfaches dem Mannichfaltigen zum Grunde liegend, zeiträumlich aber in dieser einfachen Bestimmtheit unvergänglich. Die verwirklichende Kraft zeigt sich auf verschiednen Stufen ihrer concreten Wirklichkeit als vereinend Gestaltendes überhaupt (organisches Princip) als Individuelles, (Seelisches) als kreatürliche Persönlichkeit (Seelisch Geistiges). Der individuelle Geist kann nur in seelisch leiblicher Verwirklichung existiren, und die kreatürliche Selbstentfaltung enthält Umwandlung eines Ueberwirklichen ins Wirkliche, eines Ideellen ins Reale, ist Fortsetzung der göttlichen Schöpfung aus Nichts, aus der Macht des überwirklichen Gedankens. Das seelisch leibliche Individuum wird zum Geist, indem es innerlich erwacht, zuerst zur Selbstempfindung, dann sichrer und erstarkter zum festen Bewufstseyn dieser Selbstigkeit. Die ins Erwachen mitgebrachte bewufstlose Seelenmonade mag sich vielleicht tief in die Anfänge der Schöpfung hineinziehen. Ein präformirter Zustand nähert sich seiner Selbstentwickelung (Metamorphose) durch dunkles Vorgefühl des Neuen, Ahnung. Eine solche von der Fortdauer findet sich im Menschengeschlecht. Die von Gott verliehene Uranlage ist das Princip der positiven Nothwendigkeit eben so sehr als der Freiheit der Creatur, sie bleibt darin Eins mit Gott, weil sie aus dem göttlichen Elemente herauslebt, aber sie ist einem Zwiespalt unterworfen, ihre verborgne Einheit mit Gott zu ignoriren; dieses für alle Creatur der Möglichkeit nach universelle Princip der Selbsterhärtung ist der Grund aller ins Positive umschlagenden Negativität, am Leibe erscheint es als Krankheit, im Bewufstseyn als das Böse. Gott mufs zeitlicher Entwickelung hingeben, was in ihm das Ewige ist, er mufs in diesem Offenbarungsverlauf auch zeitlich, ganz im Menschen gegenwärtig, irdische Person werden. Der Gottmensch hat bei seinem zeitlichen Erscheinen den Beweis für sich zu führen durch Lehre und Thaten, und nach seinem persönlichen Verschwinden durch völlige Umgestaltung der Geschichte. Diese Selbstbewährung hat nur Christus gegeben.

Die Uranlage des Individuellen läfst sich bestimmter und physiologischer bezeichnen als das ideelle Vorbild des gesammten untheilbar leiblich geistigen Organismus, als Idee. Die Idee erstarkt und vertieft sich an ihrer Verwirklichung und gewinnt erst hierin ihr volles entwickeltes Daseyn. Physiologie hat die Selbstverwirklichung der Creatur aus ihrer Uranlage durch alle Momente dieser Bethätigung darzulegen. Die Monas ist das Ideelle als schlechthin sich realisirend, oder das Reale, als die Totalität seiner ideellen Momente ursprünglich in sich enthaltend, welche ein absolutes Beginnen und Aufhören voraussetzt, jenes auf den Begriff der Zeugung, dieses auf den Begriff des Todes deutend. Der Mensch ist die zur Geistigkeit oder zur Person hindurchbrechende Monas. Zeugung ist absolutes Setzen eines neuen Anfangs aus dem (ideellen) Nichts, oder aus dem Unsichtbaren ins Sichtbare, auch zugleich Metamorphose; Tod ist nothwendiger Vorgang in der Lebensentwickelung, organischer Moment, nicht abstrakter Gegensatz oder Negation des Lebens. Verwesung ist ein Zerfallen ins Allgemeine, die erwirklichte Individualität bleibt dem Menschen unversehrt in der Untheilbarkeit des Geistes, der Seele und der innerlichen Leiblichkeit. Im künftigen Zustande bleibt das Lebenselement, weil wir absolut organisirende Macht geblieben, mit Corporisationskraft begabt sind; der wahrhafte Lebensstoff des Geistes ist der sich offenbarende Gott, die unendliche ideale Macht der Welt. In diese sich einzuleben ist die rechte Wiedererneuerung der Individualität. Die Psyche, indem sie durch eignen Lebensprocefs ihre äufserliche Leiblichkeit fallen läfst, wird nicht in völlig andere Regionen des Daseyns und heterogene Lebensbedingungen versetzt. Unsre Todten sind uns gewifs näher und gegenwärtiger, als wir meinen, ist doch die Lehre von einem uns nahe verwandten Reich der Seelen ein durch das ganze Menschengeschlecht hindurchreichendes Bewufstseyn.

Dies etwa wären die Hauptgedanken des Vfs., und eine hinreichende Mannichfaltigkeit ist in ihnen zu erkennen, neben den pantheistischen Elementen die Monadologie, neben naturphilosophischen Ansichten diejenigen der Freiheit und Persönlichkeit, ja bei dem Unterscheiden, nicht Trennen der Seele und des Leiblichen (S. 62) wird man erinnert an Reinhold's nicht trennenden Unterschied und nicht mischenden Zusammenhang. Solches gereicht nun für sich nicht zum Vorwurf und vielleicht mufs eine Philosophie des älter gewordnen und dadurch mehr entwickelten Geschlechts sich nicht gleich den Pflanzen von Erdstoffen, sondern gleich der höher stehenden Thierwelt, von Pflanzenstoffen und thierischen Organismen nähren, sich dieselben assimiliren, oder, wie der Vf. sagt, das vereinzelt Ausgebildete organisch zusammenfassen und durcharbeiten. Auch wollen wir für ein scharfsinniges Beginnen dieser Art nicht — gleich den Platten (S. 6) — den Namen des Synkretismus oder der Eklektik in Bereitschaft haben, welcher Name der Sache nicht eben unbedingt schaden würde, sondern in der geschichtlichen Fortbewegung des Philosophirens seine natürliche Stelle fän-

finde. Allein die Schwierigkeit beruht auf der völligen Assimilirung oder organisch zusammengefassten Einheit der Stoffe. Hier lautet nun die Lehre moderner Pantheisten: Gott kann ohne die Welt nicht zum Bewufstseyn seiner selbst gelangen, sein Bewufstseyn ist Resultat seiner Weltregierung, seiner Verwirklichung. Von der letztern spricht auch der Vf., von der Einheit, welche *am* Mannichfaltigen *zum Selbst wird*, von der zeitlichen Entwickelung, der Gott sich hingeben muss. Zugleich aber soll das unendliche Bewufstseyn schon in dem Einen Selbst absolute Person, sich selbst bewufst durchdringend, begreifend, geniefsend seyn, braucht also das Selbst nicht zu *werden*. (??) — Aus dem Unbestimmten das Bestimmte, aus unendlicher Produktivität das endliche Produkt abzuleiten, ist die Lehre der Naturphilosophie; unser Vf. läfst aus der unbestimmten Uranlage die bestimmte Creatur entstehen, sieht im Tode einen Vorgang neuer Lebensentwickelung, Zerfallen ins Allgemeine (Unbestimmte), wo dann der Lebensstoff Gott, die ideale unendliche Macht der Welt, seyn soll. Das läfst sich schwer als individuelle Unsterblichkeit begreifen, worauf es doch ankommt. Den Dualismus verwirft der Vf., weil sich nichts Deutliches dabei denken liesse, ist aber dies Dargebotene deutlich? Bleibt die Idee einer Persönlichkeit der Urvernunft unberechenbar, ein unergründliches Geheimnifs, wie kann aus ihr etwas begriffen, und *Hegel* getadelt werden, dafs er dieses Unbegreifliche unerledigt liefs? — So entstehen Probleme aus Problemen, Schwierigkeiten aus Schwierigkeiten, weniger wohl dem einzelnen Philosophen zuzurechnen, als der Philosophie selber. *PP.*

NÜRNBERG, b. Zeh: *Die philosophische Unsterblichkeitslehre* von *Andreas Neubig*. 1834. XII u. 128 S. 8. (10 gGr.)

Da die Unsterblichkeitslehre in dem gewöhnlichen Sinne (laut Vorr. S. V.) neuerdings aus dem philosophischen Systeme gestrichen und der menschliche Geist als vergänglich und ein vorübergehendes Moment im dialektischen Verlaufe der Besonderung und Vereinzelung des Absoluten angenommen wird, hält es der Vf. angemessen, alte und hergebrachte Ansichten durch seine Philosophie in Schutz zu nehmen, zumal diese nachweist, der kleinste Theil unsrer Erkenntnisse sey empirisch, der gröfste metaphysisch, spekulativ.

Um das Daseyn der Seele festzustellen mufs ausgegangen werden von der in unserm Bewufstseyn gewissen Thatsache der Causalverbindung. Urgedanken unsrer Denknatur sind die auf einander hinweisenden Gedanken des Inseyns und des Insichhabens. Was die Form des Inseyns trägt, heifst Inlage, Inhärenz, was die Form des Insichhabens trägt, heifst der Träger, Unterlage, Substrat. Das Ich ist Träger und Inhaber unsers Bewufstseyns, unsrer Vorstellungen und Gefühle, nicht anschaulich, unwahrnehmbar, übersinnlich, nur Schlufsweise zu erkennen. Es ist Seelenwesen, Seele, zugleich Kraft, die wirkt, also ist mit ihr auch Vermögen, Trieb und Leben gegeben. Wenn ihr auch für gewisse Wirkungen die erfoderlichen Bedingungen und Mittel abgehen, ist sie deswegen nicht vernichtet, und braucht nicht dafür erklärt zu werden. Von ihr den Geist zu unterscheiden, ist kein Grund, sie wird nur Geist genannt von der Seite betrachtet, dafs sie ein einziges oder einfaches mit Beseelung begabtes Ding ist. In dem Sinn einer zusammengesetzten Substanz, eines Aggregats, ist die Seele nicht materiell, aber im Gegensatz vom Seyenden, vom Stoff, vom Formbaren, darf man sie nicht für immateriell nehmen; denn jedes Bestehende und Vorhandene, wenn es Gegenstand unsers Erkennens und Denkens werden will, fällt unter die Kategorie des Formbaren, der Form, und des Gebildes. Hiernach erklärt der Vf. die menschliche Seele für unsterblich d. h. für ein unzerstörbares Ding, dessen Theile nicht getrennt werden können; ihr Wesen, ihre Inlagen, Gesetze und Triebfedern, ihre Kraft und Natur sind ewig bleibend, widerstehen dem Wechsel andrer Sachen.

Ueber das Organ der Seele nach diesem Erdenleben mufs die Möglichkeit eingeräumt werden, dafs die Seele nach ihrer Trennung vom organischen Leibe, als ihrem irdischen Gehülfen, sich aus den umgebenden Dingen einen neuen Diener aneignen könne. Wer Gott und die Welt aus sittlichem Gesichtspunkt auffafst, darf dies von der göttlichen Güte erwarten. Vermuthungen darüber, so lange sie Nichts Widersprechendes und Unmögliches aussagen, können für unschuldig erkannt und gehört werden. Also Entwickelungsstufen, andre Weltkörper, Erinnerungen, Gemeinschaft mit andern geistigen Wesen. Aber dies betrifft nur den äufsern Zustand, der innere Zustand ist eigentlich das Bleibende. Dazu gehört das Bilden von Vorstellungen in Zeit und Raum, Verständigkeit, Besonnenheit, Erkenntnifs, sittliche Freiheit, Wille, Seligkeit, nämlich die des Geistes, aus dem Maafs der Selbstvollkommenheit hervorgehend.

Im Grunde stehen und fallen diese Ansichten mit der alten dualistischen Lehre, welche schon bei Sokrates und Plato hervortritt, und später auf mancherlei Weise, besonders auch theologisch, ausgebildet worden. Sie ist dem ursprünglichen Menschenbewufstseyn entsprechend, und sogar die Annahme von 2 Seelen (Seele und Geist nach neuerer Bezeichnung), welche der Vf. für unzulässig erklärt, findet sich schon bei den Habessiniern, welche einen göttlichen unsterblichen Geist und eine elementarische sterbliche Seele annehmen. Die neuere Philosophie hielt den Dualismus für unwissenschaftlich, und wandte sich zum Pantheismus, des-

dessen Consequenz die Unsterblichkeit als Fortdauer eines seiner selbst bewufsten eigenthümlichen Wesens leugnen mufs. Sie wird schwerlich die Stärke des ursprünglichen Bewufstseyns und der daran geknüpften religiösen Vorstellungen überwinden, zumal wenn ihr wissenschaftliches Ergebnifs in seiner Dürftigkeit erkannt wird, und darum philosophische Gegenreden veranlafst. *PP.*

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Augsburg, b. Kollmann: *Die Karikaturen der von Jesus Christus gestifteten Kirche.* Von *Eduard Herzog.* 1833. VIII u. 327 S. 8. (1 Rthlr. 8 gGr.)

Die Kirche, das grofse Erziehungsinstitut für den Himmel, hat Jesum, (sagt der Vf.) und mit Ihm und durch Ihn Alles, was sie zur Erreichung dieses erhabenen Zweckes braucht, sie hat also auch die heiligenden, beseligenden Mittel, weil Heiligung und Beseligung der Menschheit der Strebepunkt ist, auf welchen sie alle ihre Kräfte richten mufs. Ihr gegenüber haben sich mancherlei andere Institute gebildet, die bald fremdartig dem Ganzen, bald feindselig gegen einzelne Theile auftraten. Dadurch ist aber der Kirche ihr heiliges Leben, wie ihr heiligendes Leben nicht genommen worden; sondern es zeigt sich, weil die heilige Religion ihr unveränderliches Eigenthum ist und bleiben mufs, gerade nur in der Kirche diese heiligende Kraft; um dieser Kraft theilhaftig zu werden, mufs der Mensch sie kennen, oder die Vortheile kennen, welche ihm eine genaue Kenntnifs dieser Religion gewährt. Dann erst, weil sie selbst als heiligende Kraft ins Leben übergeht, unterscheidet sich das wahre Christenleben vom blofsen Menschenleben; zu jenem leitet die Kirche an, zu diesem alle Vereine, welche sich aufserhalb der Kirche bilden, also *Mifsgestalten* und *Mifsgestaltungen* ohne Zahl, im Ganzen wie im Einzelnen. Daraus ergiebt sich ihre Charakteristik im Allgemeinen oder sie erscheinen im Gegensatze der Kirche als *kirchliche Karikaturen*, als die Nebelgebilde menschlicher Willkür ohne Licht, Leben und Wärme, ohne höhern, beseligenden Zweck, trügerische Masken einer verborgenen Falschheit, und Modeerzeugnisse jeglicher Zeit für die Zeit, hervorgegangen aus der blofsen Wissenschaft ohne Glauben, aus dem Geistesstolze und der Hoffarth des Herzens, und aus dem Irrthume, welcher mit Hartnäckigkeit behauptet wird, und seinen Bekennern die Einsicht, dafs er Irrthum sey, gar nicht gestattet. Aehnlich dem Principe, aus welchem diese Nebengestaltungen, welche sich den Beinamen „kirchlich" anmafsen, sind auch die Mittel, ihr Fortbestehen wenigstens eine Zeit lang zu sichern: Freiheit, zu suchen, was Jeder will; Freiheit, zu finden, was Jeder will; Freiheit zu denken, was Jeder will; Freiheit, anzuwenden, was Jeder will; gänzliche Gesetzlosigkeit einerseits, und doch ein Anhalten an eine religiös-kirchliche Form, welcher aller Gehalt fehlt. — Aus solchen und ähnlichen sophistischen ultramontanen Behauptungen, welche schon für jeden gebildeten katholischen Leser ohne weitere Widerlegung den Stempel des Verwerflichen an sich tragen, sucht der Vf. das Ansehn seiner Kirche als einer alleinseligmachenden aufs neue zu stützen und die Leidenschaftlichkeit, mit welcher das Ganze dem Haupttone nach geschrieben ist, setzt dem edlen Werke vollends die Krone auf. Kann die katholische Partial-Kirche nicht besser sich gegen ihre Nebenkirchen rechtfertigen, so mufs jeder Vernünftige, an Christus und seinem Worte haltende Christ sich mit Abscheu von ihr abwenden.

F. M. S.

Stuttgart u. Tübingen, b. Cotta: *Schule der Höflichkeit.* Für Alt und Jung. Herausgegeben von *Karl Friedrich von Rumohr.* 1834. IV u. 172 S. 8. (1 Rthlr.)

Bücher dieser Art müssen, wenn sie auch dem gebildetern Publicum zusagen sollen, das nicht erst daraus zu lernen verlangt, mit Geist, Witz und Laune geschrieben seyn und den trocknen Lehrton vermeiden. Hr. v. *Rumohr*, der sogar die Kochkunst vorgesetzt hat, besitzt dazu die nöthigen Eigenschaften, benutzt sie aber nicht immer, denn er fällt doch oft genug in die steife Rede der Präceptorweisheit. Manche Regel wird auch die heutige Sitte schon für veraltet nehmen. Das Büchlein zerfällt in zwei Theile, von denen der erste die seltsame Ueberschrift hat: Von den Werkzeugen der Höflichkeit oder von der Person des Menschen und sowohl vom Gebrauch der Beine als von den Handlungen des Kopfes und der Seele redet. Im zweiten Abschnitt wird die Anwendung gemacht auf die Lagen und Verhältnisse des Lebens und es ist darin die Rede von der Höflichkeit im Allgemeinen, von der ehelichen Höflichkeit, vom Benehmen constitutioneller Staatsbürger und deren Repräsentanten, von Ammen und Kindermuhmen und von der Höflichkeit der Bettler und Vagabunden. Das letztere Kapitel ist wirklich voll feiner Ironie und erinnert an Gellert's: „Ein Bettler kam mit blofsem Degen u. s. w." Uebrigens ist zu bemerken, dafs der Ausdruck Höflichkeit überhaupt in einem sehr allgemeinen Sinne genommen ist.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Julius 1835.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin, b. Dümmler: *Goethes Briefwechsel mit einem Kinde.* Seinem Denkmal. 1835. *Erster* Theil. XII u. 356 S. *Zweiter* Theil. 324 S. Tagebuch (als *dritter* Theil) 243 S. 12. (5 Rthlr.)

Die Herausgeberin und zum gröfsten Theil Verfasserin dieses Buches hatte, wie die Vorrede sagt, ihre Recensenten noch früher als diese vielleicht das Buch hatten; und nun tragen wir alle den Schaden davon, in Zueignung und Vorrede die bittere Antikritik wider jene Anterecensenten. Aber wir können uns nicht genug verwundern, wodurch in aller Welt die Verfasserin sich mochte bewegen lassen, einem so frischen liebegeweihten Buche — Distel und Dornen vorzusetzen, woran, wenn es zum Ausgange kommt, vielleicht niemand sich so ritzen dürfte als sie sich selbst nur. Dafs wir Recensenten gegen Antikritiken doch immer Recht behalten, brauchte die Verfasserin freilich nicht zu wissen, und wir wissen es selbst nicht; aber das konnte und mufste sie doch wissen, dafs der in ihrem Buche so hoch und herrlich Gefeierte, den sie selbst mehr als einmal ihren Herrn und Meister nennt, dergleichen nie gethan, und dafs — wenn er solches von ihr gethan sehen könnte — er gewifs der erste sein hehres Haupt gar bedenklich darüber schütteln würde. Was aber ist die Schuld, dafs sie ihres eignen prophetischen Wortes I. 143: „und die Dir am nächsten zu stehen behaupten, die werden am meisten Dich verleugnen", so ganz uneingedenk, hier ihren Herrn und Meister vollkommen verleugnet hat? Nichts weiter als die gefährliche Lust des Dämons, eigentlicher noch der ganz unlustige gefährliche Dämon einiger Genialen, wenn sie — besonders gern mit halber oder falscher Genialität in Mesalliance — gegen die Philister sich einmal recht *übernehmen* wollen. Was im Buche das übermüthige geist- und witzsprudelnde zwanzig-, zweiundzwanzigjährige Mädchen von Philistern oft recht ergetzlich muthwillet, wer möchte das schelten? es ist meistens sehr erfreulich und heiter dargelegt. In Vorrede und Zueignung aber, die über ein Vierteljahrhundert später geschrieben sind, gleich vornherein mit Kletten und Distelköpfen, die nicht einmal blühen, nach unsern Köpfen, ja nach dem gesammten Publikum zu werfen, das man doch sucht (denn wozu wäre sonst Druck und Verkauf, da „der Freund" ja Geschriebenes lesen kann?) ist in jedem Falle, wenn ihr ihn jemand gegeben hat, der schlimmste Rath, über den sie sich zu beklagen hätte. „Die Menge (steht gleich auf der ersten Seite der sonst sehr ehrerbietig gedruckten Dedication) ist nicht dazu geeignet die Wahrheit, sondern nur den Schein zu prüfen; den geheimen Wegen einer tiefen Natur nachzuspüren, das Räthselhafte in ihr aufzulösen ist ihr versagt; sie spricht nur ihre Täuschungen aus, erzeugt hartnäckige Vorurtheile gegen bessere Ueberzeugung, und beraubt den Geist der Freiheit, das vom Gewöhnlichen Abweichende in seiner Eigenthümlichkeit anzuerkennen." Recensent gehört, was könnte ihm Leugnen helfen? zu der Menge, und er würde also, wenn in dem ausgehobnen Satze viel Wahres wäre, das nicht zu prüfen vermögen. Anders ist es mit dem Scheine, den kann nach dem Zugeständnifs der Verfasserin auch die Menge prüfen, wiewohl andere Leute gerade das oft für schwerer halten, als die einfache Wahrheit mit einfachem klarem Sinne zu erkennen und aufzunehmen. Wenn nun irgend ein Wesen, sey es noch so geistreich, sey es von gröfster dichterischer Phantasie, unter die Menge tritt, in unglücklicher mifsgestimmter Laune etwa noch „dem Freunde" den Arm reicht und uns sagt: „wir zwei hier sind die einzig echten und tiefen Naturen, in fester Zuversicht zu einer höhern Idealität alle eure angenommene und herkömmliche Tugend weit überragend; und ihr könnt uns nicht nachspüren, uns nicht erkennen und in unsrer Eigenthümlichkeit nicht anerkennen;" so kann das die Menge gerade am besten prüfen, denn — es ist alles Schein. In der That und Wahrheit gibt es noch gar viel andre tiefe und herrliche Naturen, die ganz in der Stille ihres einfachen und klaren Gemüthes das Beste erkennen, was in Natur und Kunst, was im sittlichen und im Weltleben ihnen sich darstellt. Und nur der *Jugend* können wir zu gute halten, wenn sie *ihre* Gefühle, *ihre* Liebe, *ihre* Ideale, die Geheimnisse *ihrer* Brust für die einzigen hält sonder gleichen, uns andern räthselhaft und unergründlich. Ueberlassen aber die Gereiften sich solchen Klagen über Mangel an fremder und Ueberflufs an eigener Tiefe oder Genialität, so hat die Sache immer ein Häkchen, an dem wir uns nicht dürfen fangen lassen. „Wie die allseligste Natur auch der geringsten Blume eine Blüthezeit gewährt, in der sie duftet und die Sonne ihr in den Kelch scheint" (Tagebuch 115), hat denn nicht eben so wohl jedes Menschen Geist Einmal seine genialen, jedes Menschen Brust Einmal ihre idealen — wo nicht Jahre, doch Frühlings- und Blüthenmonate? Und haben denn jene auf dem Isolir-

lirschemel der Genialität Sitzenden lauter solche Jahre, beharrend bis ans Ende? Ei Liebe! sollen wir denn auch alles ganz Unleidliche und Störende, alle Selbstwidersprüche, alle Misstimmungen und Launen ja Unarten, wodurch wir weder an Bildung noch an Verschönerung des Lebens gewinnen, liebenswürdig und behaglich finden, bloss weil einem Genialen oder Halbgenialen nicht gelingt oder gefällt, sie abzulegen oder vor uns wenigstens niederzuhalten? Zeihet nicht selbst unsre treffliche, gewiss geniale, Verfasserin II. 134 sich so mancher Stimmung, „die geradezu ins Ungeheure, Gestaltlose hinzieht?" An einem andern Orte II. 107 gedenkt sie ihres unheimlichen Lustgangs nach einem Sauerbrunnen zwischen Felsen, alten dürren Eichen und Ulmen, den Strahlen der Sonne unzugänglich; „die Abgründe, die man da sah, (setzt sie hinzu) waren keine Abgründe der Weisheit sondern dunkle schwarze Nacht, *mir wollte es nicht behagen, dass die himmlische Natur solche Launen habe.*" Ei nun! und wir sollen doch dergleichen Launen alle sehr himmlisch und behaglich finden, Launen, die nicht einmal aus erster Hand der himmlischen Natur selbst kommen, die gegentheils oft nur eben so angenommen sind als die an uns und *unsern* Freunden gescholtnen herkömmlichen Tugenden? Ihr, die ihr so sehr über die Beschränktheit der Menge zu klagen habt, ist denn eure Ansicht nicht die allerbeschränkteste, als wären da ein Paar Geniale das einzige, um deswillen Gott der Herr in jenen heissen Himmelsstrichen (wie F. A. Walter sagt) die Welt erschaffen? Mehr als einmal erklärt unsre Verfasserin in vorliegenden Briefen dem gefeierten Dichter frisch heraus, dass sie alle Frauen seiner Romane, von der Lotte bis zur Charlotte „mit ihren Prätensionen und höhern Gefühlen" (II. 34) unausstehlich finde. Wenn nun Goethe ihr geantwortet hätte: „lieb Kind, mein artig Herz, Du bist nicht dazu geeignet, eine tiefe aber still und einfach auftretende Natur in ihrer stillen Anmuth, in ihren sprechendsten Eigenthümlichkeiten, in ihrer ganzen lebendigen Wahrheit und innern Nothwendigkeit anzuerkennen, wenn sie nicht *Dir* gleicht, wenn sie nicht das thut was *Du* willst?" — Aber nicht also antwortete Goethe; er schwieg freundlich, oder antwortete wie schmeichelnd und sanft II. 117! und liess freilich seine Frauen wie sie waren und doch auch vielen, sehr vielen andern gefallen hatten. Th. I. 392 — 398 erzählt die Verfasserin sehr angenehm, wie sie auf dem thymianreichen Rochusberge bei Bingen mit dem dortigen Schäfer in Bekanntschaft gekommen, abends mit ihm in weisen Reden begriffen hinter der weissen Heerde den Berg herab geschlendert und zuletzt mit dem Bemerken „sie sey gescheidter als alle Menschen, die er kenne" von ihm entlassen worden sey. Wollte man nun die Verfasserin fragen, ob der Schäfer von Bingen denn nicht auch zu der Menge gehört und doch sobald ihre tiefe Natur, ihre scharfe Sinne erkannt habe? so würde sie freilich antworten: „Weiser Jüngling, schweig Er still! sieht Er denn nicht, dass ich und der Schäfer allein wären, Er aber unter der weissen Heerde, die uns voran zog?" Und früge man weiter, warum man denn Er genannt werde; unbedenklich würde sie, wie I. 311 dem Fürsten Primas auf die Frage, warum sie Goethe Du nenne, die Antwort geben: „des Rhythmus halber." Denn da ist alles Rhythmus und Wohllaut! — Und gewiss, im Buche ist des Wohllautes unendlich viel; in der Zueignung jedoch — oder sollte der Fehler nur an unserem Ohr liegen? O nein! Diese Zueignung thut uns so unendlich leid, bloss weil sie dem reichen Buche nothwendig Abbruch thut, dem Leser selbst das Licht dazu auf die ungünstigste Weise hält, und so ganz dem Sinne des darin verherrlichten Meisters entgegen steht, der sein schönes langes Leben hindurch so weise bedacht war, überall und aus Allem (auch aus diesem Briefwechsel) nur Vortheil zu ziehen, das Nachtheilige, Lästige, Unbequeme und Störende entschieden von sich abzuhalten. Wie ganz anders als unsre Verfasserin spricht dieser ihr erster wahrer und *echter* Meister, nicht schmeichelnd vor der Menge sondern vertraulich zu dem Freunde: „Auch können wir (schreibt er den 6. December 1797 an Schiller) der Theilnahme des Publikums gewiss seyn; denn wenn man gleich im Ganzen immer darauf schilt, so enthält es doch im Einzelnen sehr gebildete Menschen, welche die redlichen und ernsten Bemühungen eines Schriftstellers zu schätzen wissen." Und hing auch ihm früher eine Nichtachtung, ja Verachtung des Publikums an, so trug er sie doch nicht zur Schau am ungelegensten Orte von der Welt, vorn vor den Werken, die er trotz dem dem Publikum darbot, ja er gestand sie später (Wahrheit und Dichtung, 1811, I. 97) offen als Fehler ein und bekannte freudig, wie sie *durch Einsicht und Bildung* bei ihm ins Gleichgewicht gebracht worden. —

Die *beste* Vorrede und Zueignung zu dem Buche hatte jener Meister, nur an die Günstigen sich wendend, auch für unsre Verfasserin längst geschrieben.

„Dichter lieben nicht zu schweigen, (*lautet sie*)
Wollen sich der Menge zeigen,
Lob und Tadel muss ja seyn.
Niemand beichtet gern in Prosa,
Doch vertraun wir oft sub Rosa
In der Musen stillem Hain.

Was ich irrte, was ich strebte,
Was ich litt und was ich lebte,
Sind hier Blumen nur im Strauss;
Und das Alter wie die Jugend,
Und der Fehler wie die Tugend
Nimmt sich gut in Liedern aus."

Denn dass die Urheberin dieses Buches, als sie es schrieb, *Dichterin* war wie irgend eine, das würde auch der Ungünstigste nicht bestreiten können, und *geirret* und *gefehlt*, wo in der Welt würde das mehr als — in der *Liebe*? Und so kommen wir denn endlich, die traurigen Vorstücke verlassend, zu dem in so vieler Hinsicht anmuthigen Buche selbst, das in

in der That fast nichts enthält als Gedichte: Idyllen, Lieder, Elegien und noch eine Gattung — wir wollen wieder den Meister reden, ihn die Gattung bezeichnen lassen, I. 177: „Dein Mahlen des Erlebten sammt aller innern Empfindung von Zärtlichkeit und *dem was Dir Dein witziger Dämon eingibt*, sind wahre Originalskizzen." Diese verschiedenen Dichtungsarten laufen durch einander und allerdings oft in Eins zusammen, daſs uns beim ersten Lesen, und nun vollends beim zweiten, dritten, vierten, nicht anders ist, als lägen wir träumerisch schwelgend unter dem blüthen- und bienenschweren Ueberhange, sey es eines Kirschbaums oder eines Lindenbaums vor der Heide, und zögen Wiesen- und Waldeshauch, Blumen- und Baumblüthenduft, Amselschlag und Nachtigallengesang, Alles mit Einem Zug und Luftstrome in uns, ungeirret durch die Schneller muthwilliger Maikäfer an Stirn und Nase (I. 329), zumal Nase und Stirn, die die Schneller treffen, gar nicht einmal die unsern sind. Was von Prosa im Buche sich findet, kommt meist auf Rechnung des sonst in der Vorrede gerühmten Herrn Klein, Factors der Buchdruckerei von Trowitzsch und Sohn zu Berlin; er hat Alles in fortlaufenden Zeilen drucken lassen, daſs es aussehen soll wie Prosa. Möchte ers doch! Hätte er nur den Druckfehlern besser gewehrt, und hätte er nur nicht den Main-Rheinischen Sprachformen der Verfasserin vornherein die unzähligen und unsäglich störenden Apostrophe oben angeschwänzt. Diese Apostrophe stören beim ersten Lesen gerade so wie das „*mit einem Kinde*" auf dem Titel; wer es nicht weiſs, daſs die Verfasserin nur ihre Muttersprache redet, die aber nichts anschwänzt sondern bloſs abbricht, der hält es für gemacht und spricht von Affectation. *Für* einen *ersten guten* Eindruck zu sorgen ist aber überall Pflicht und Vortheil.

Sehen wir nun das Buch an als das was es wirklich ist, als ein Gedicht oder auch als einen von Gedichten zusammen gebundenen Kranz (denn daſs es mehr ein Kranz zum Schmuck des Hauptes als ein Strauſs vor die Brust zu stecken ist, wird jeder bald erkennen): dann fallen alle in der Vorrede berührten Bedenken über die Herausgabe und Veröffentlichung hinweg. „Dichter lieben nicht zu schweigen, wollen sich der Menge zeigen, Lob und Tadel muſs ja seyn." Und da nach des Meisters Ausspruch auch dieser seyn muſs, so stehe hier noch am rechten Orte der eine, der wieder eine dunkle düstre Stelle der Zueignung trifft „von dem Vorurtheil derer, die schon jetzt, noch ehe sie es kennen, das Buch als unecht verdammen und sich selbst um die Wahrheit betrügen." Hier haben die Philister doch auch einmal die Genialen zum Besten gehabt, mit einem Erfolg, wie die boshafteste Schadenfreude sich nur wünschen könnte. Und wer sich hier selbst am meisten um die Wahrheit betrogen, ist doch nur die treffliche Verfasserin. Denn so weit (alle sonstigen innern Gründe, alle sittlichen Rücksichten ungerechnet) kennt wohl jeder nun Goethe den Briefsteller, daſs er dessen hier eingeschobene Briefe nimmermehr für untergeschobene und unechte erklären wird, sobald er sie lies't. Wer aber dennoch sie für Dichtung der Herausgeberin halten wollte, nun *der* wäre ja doch wohl wenn auch nicht der angenehmste doch der schmeichelndste Recensent der Dichterin. Wir nicht! wir trauen ihr das nicht zu, so sehr wir ihr zutrauen, in eigner Seele das Phantasiereichste, ja das Feurigste zu dichten. Und zum Schmeicheln, das sieht jeder, dazu fehlen uns die Kräfte.

Zum Uebelnehmen gegen jene Philister, so lange sie das viel vorausbesprochene Buch noch nicht kannten, war aber auch das Recht nicht so sehr stark auf Seiten unsrer Dichterin; spricht sie doch selbst II. 126 von „ihren groſsen Lügen und Parodien," womit sie einen Klotz so zu sagen zum Leben gebracht; schreibt sie doch selbst I. 313: „ich mache denn nicht selten aus Klein Groſs," und I. 334: „der Mutter schreib ich Alles was unglaublich ist; obschon sie weiſs was sie davon zu halten hat, so hat es doch ihren Beifall, sie nennt dies *meiner Phantasie Luft machen*." Wenn nun jene guten Philister solche groſse jugendliche Phantasie ihr noch zutrauten, war denn das so schlimm, um darüber während des unglücklichen Zueignens alle Heiterkeit zu verlieren? Vormals II. 10 jauchzte die Verfasserin vor Lust, wenn sie sich tadeln ja verunglimpfen hörte, nahm Jacobis Schwester zu München dafür beim Kopfe, schloſs ihr den gottlosen Mund mit Küssen, und gewann sich dadurch das Herz eines künftigen hochwürdigen Bischofs. Doch wer weiſs, was dem Recensenten bevorsteht, der unmöglich an so baldige Erfüllung dessen glauben kann, was die Verfasserin I. 138 von dem frühen Ende ihrer Genialität weissagt.

Auſserdem nun, daſs der vorliegende Briefwechsel selbst in seinem Zusammenhange und bis zu einem gewissen Punkte ein wahres Gedicht ist und in seinen Einzelheiten oft sehr schöne Gedichte enthält, ist er zugleich ein fortlaufender Commentar zu andern Gedichten, zu jenen Sonetten, welche seit 1815 den zweiten Band der Ausgaben von Goethes Werken beginnen, insgesammt dem vorliegenden Briefwechsel ihre Entstehung verdanken, und die wir nun erst mit ganz befriedigtem Reiz auskosten können, die nun auch selbst Goethes „ewiger" aber nicht immer und Alles verstehender Zelter besser würde verstehen können, als da sie ihm zuerst (Goethes und Zelters Briefwechsel I. 324) von ihrem Verfasser vertraulich mitgetheilt wurden. In dem seit einigen Jahrhunderten uns schon einheimisch gewordenen Sonett mit seiner Künstlichkeit und Natürlichkeit war die recht eigentliche Form für solche herzliche aber sanfte poetische Liebesspiele gefunden. Daſs Goethe noch andre diesem wundersamen Liebesbriefwechsel entblühte Lieder auch in den *westöstlichen Divan* einlegte, haben wir nur zu bedauern; sie würden sich gewiſs viel schöner, frischer und lebendiger ausnehmen, wenn sie mit

mit jenen Sonetten den ganz eignen Gedichten Goethes einverleibt worden wären. Aus dem Gesichtspunkt, dafs manche dieser Stücke fast nur Uebersetzungen aus den Briefen unsrer Dichterin sind, möchten sie vielleicht in jenes *Studienbuch* zu gehören scheinen; gleichwohl sitzt und schliefst das fremde Gewand dem einheimisch empfundenen oder doch einheimisch gedachten Liede noch nicht überall so fest an, dafs es nicht zuweilen scheinen sollte, es habe ein wenig Frost; und unsre Dichterin, mit dem allerfeinsten Gefühl für so etwas begabt, erkannte das auch gleich auf die Mittheilung eines solchen Liedes, „das Gedicht gehört der Welt, nicht mir," schrieb sie II. 91 dem Dichter, obwohl gerade diefs Stück nur den fremdartigen Zuschnitt und sonst nichts eben von orientalischen Flittern an sich trug. Eben so bald ahnte mit Schreck und erkannte mit Betrübnifs unsre Verfasserin, dafs Goethe jenes unstreitig bedeutendste Werk, welches zur Zeit dieses Briefwechsels von ihm geschrieben wurde, die Wahlverwandtschaften, zwar mit wahrer Begeisterung, aber nur nicht mit Begeisterung *für sie* geschrieben habe II. 112 und 135. Und allerdings auf den ersten Blick, bei einer gewissen Aehnlichkeit der Verhältnisse des Goethischen Romans mit den unter vorliegendem Briefwechsel obwaltenden, so wie bei den sonst bekannten Verarbeitungsart Goethes, sollte man, wenn auch nicht wetten, doch schwören, es müsse nothwendig aus dem Leben dieses Briefwechsels gar Manches in jenen Roman übergegangen seyn; aber nichts weniger als das! ja wollte man durchaus an einen Bezug beider Werke zu einander glauben, so könnte es kaum ein andrer seyn, als dafs Goethe seinen Roman geschrieben habe zur *Widerlegung* desjenigen, den die phantasie- und geistreiche Dichterin mit ihm spielte. Wir werden später auf diesen Punkt mit einigen Worten zurückkommen.

Goethes in vorliegendem Buch uns mitgetheilten Briefe (im ersten Bande stehen siebzehn und im zweiten eben so viel) würden zusammengedruckt kaum sechzig Seiten des Werkes einnehmen; dennoch bleibt das Ganze ein höchst merkwürdiger Beitrag zur Geschichte seines Lebens, seiner Art und Kunst zu seyn; wir wüfsten nichts darin aufzufinden, das vor einer unbefangnen freisinnigen Ansicht ihn irgendwo in Schatten stellen könnte; gegentheils werden gewifs die meisten Leser (manche vielleicht nicht ohne Ueberraschung) seiner freundlichen warmen Zurückhaltung, seiner weisen Mäfsigung, seiner milden zarten Beschwichtigung der ihm entgegen drängenden Leidenschaft sich herzlich erfreuen. —

„Die Fluth der Leidenschaft, sie stürmt vergebens
Ans unbezwungne feste Land.
Sie wirft poetische Perlen an den Strand,
Und das ist schon Gewinn des Lebens."

Diese Zeilen aus dem Buch der Sprüche im westöstlichen Divan beziehen sich aufser allem Zweifel auf das sonderbare Liebesanströmen unsrer Dichterin zu dem Divansdichter; und es ist wohl beachtenswerth, dafs — während wir in dem Leben anderer Dichter oder dichterisch gestimmter Naturen gröfsere oder kleinere Liebesexcesse gewöhnlich ihrem excentrischen poetischen Wesen zu gute halten — Goethe gerade durch die Poesie vor solchen Excessen sich bewahrte, davon ergriffen, wenigstens sich heilte. „Mein Sohn, schreibt Goethes Mutter I. 53, hat gesagt: was einen drückt, das mufs man verarbeiten, und wenn er ein Leid gehabt hat, so hat er ein Gedicht daraus gemacht." Aehnlichen Rath gab „die vortreffliche Frau Rath Goethe" auch unsrer Verfasserin, beim Himmel! sehr ohne Noth; denn diese war bereits daran und darin, aus ihrer Liebe nichts zu machen als ein grofses herrliches Gedicht, zu dem der Plan nur zu grofs, zu hoch in die Phantasie angelegt war, um von Menschen-, nun gar Kindeskräften! glücklich vollendet zu werden. Goethe seines Orts, erfahrner und geübt wie er war, machte kleine Gedichte daraus. Man lese das vorliegende Buch ohne Unterbrechung bis zu dem letzten Briefe aus dem Januar 1811 (bis Th. II. 299, wo mit eingeschobnem Tagebuche das Werk schliefsen müfste), und man wird erkennen, dafs es keines Wegs ein blofs zufällig entstandner geistreicher Briefwechsel, sondern dafs es unvermerkt wie durch eignen innern Bildungstrieb zu einem wirklichen Gedicht, ja zu einem (bis auf das abgebrochene Ende) wohlgerundeten Ganzen erwachsen ist, in welchem kaum eine einzelne Erscheinung als wirklich nur zufällig erscheint, überhaupt wenig nur vereinzelt stehen bleibt, vielmehr Alles wie künstlerisch motivirt eben so künstlerisch aufgelöst wird, und wobei man denn am Ende — hätte man die Zueignung nicht gelesen — sich ganz überrascht fühlen müfste zu sehen, dafs alle diese ungemein poetische Wahrheit doch auch noch eine in der That wirkliche ist. Es schwebt, bis zu dem bezeichneten Punkt, über dem Ganzen ein Geist der Poesie so umfangend, dafs Goethe selbst, wenn er es in dem vorliegenden Zusammenhange auf einmal übersähe, es kaum noch wie I. 177 blofs „Skizzen, geniale lebenvolle Entwürfe" nennen würde. Dabei ist in den Einzelheiten ein sichres Bewufstseyn der Dichterin, ja eine künstlerische Besonnenheit *nicht* zu verkennen; das Nachholen ihrer eignen Jugendgeschichte in verschiedenen Briefen und Stellen des Tagebuchs, das elegische Wiederholen der Stunden, die sie bei dem Geliebten verlebt, ja der holden süfsen Worte, die er zu ihr gesprochen, dieses Wiederholen in Briefen an den Geliebten selbst sieht ganz so aus, als wenn ein umsichtiger Dichter seinen Lesern keine fühlbare Lücke lassen will.

(Die Fortsetzung folgt.)

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Julius 1835.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin, b. Dümmler: *Goethes Briefwechsel mit einem Kinde.* Seinem Denkmal. 1835 u. s. w.

(Fortsetzung von Nr. 115.)

Und wenn auch hier und dort an künstlerische Absicht kaum zu denken ist, nun so thut der gute Zufall seine poetische Schuldigkeit. So z. B. die Erzählung, wie die Dichterin oder Heldin schon als zartes Kind über ihren Vater mit grofser Liebe grofse Gewalt geübt, legt dem Scharfsinn des gründlichen Beurtheilers, der die tiefe Natur bis in das zarteste Alter zurück zu erforschen sucht, nahe genug die Erklärung, dafs die Dichterin damit nichts Anderes motiviren wollen und in der That sehr geschickt motivirt habe, als jenen auch in der begeistertsten Liebe hervorragenden Gewalt- und Herscherdrang ihrer Heldin, den Drang, über alle Provinzen und Reiche ihres Geliebten den vollkommensten Despotismus einzuführen, so dafs von nun an ihn niemand mehr lehren, niemand lieben, niemand loben, niemand begeistern, ihm niemand Lust und Freude geben sollte als nur sie und ihr Briefwechsel, dessen bedeutenden Werth sie II. 113 mit hinlänglichem Selbstgefühl ihm vorzuhalten weifs.

Wir wissen also dem Buche, seinen Schönheiten und seinen Vorzügen nicht besser gerecht zu werden, als wenn wir es als ein Gedicht betrachten, als einen Roman gewifs ganz eigner und neuer Art, ohne dafs wir jedoch das ganz Neue auch für das Vorzüglichste erklären möchten. Aber nun tritt freilich das Sonderbare hervor, dafs nicht unser Dichter wie man erwarten könnte, der Held des Romans ist, sondern das wundersame Mädchen ist die Heldin, das auf dem Titel des Buches als Kind dargestellt und im Buche nichts weniger als ein Kind ist. Diese Bezeichnung auf dem Titel hätten wir, in solchen Dingen freilich der prosaischste Recensent vielleicht unter allen, gar zu gern weggewünscht, gleich einigen Zügen von Naivetät in dem Buche, welche die Probe gewifs vor keinem Leser halten, z. B. Th. I. S. VII, wo die Verfasserin erzählt, wie vor Kassel der Schimmel von Rothschild mit ihr Reifsaus genommen und bei der Rückkehr alle von ihrem gehabten Schreck gesprochen; „ich fragte: was ist denn passirt? — Ei, der Gaul ist mit Ihnen durchgegangen. — *So, sagt ich, das hab ich nicht gewufst.*" Allerdings hätte das können naiv seyn, hörte ja aber gleich auf es zu seyn, sobald es die Naive brieflich weiter sandte. Als zufälligen wohlbewufsten Spafs wollen wir's sehr gern gelten lassen; aber der Schein, wirklich naiv zu scheinen, ist zu stark. Und wie würde die Briefstellerin, falls eine Andere als sie selbst I. 277 von den Salmenfischern am Rhein einen Karpfen losgekauft und Gott und ihrem Geliebten zu Ehren wieder in die Fluthen entlassen hätte, über diese nicht neue Empfindsamkeit ihre viel gröfsere Kraft von Witz und Spott ausgelassen haben an der Karpfenfreundlichen, falls sie selbige etwa mittags nachher ein schön röthlich Stück Salmen hätte verspeisen gesehen? Nein, nein! die unvergleichliche Briefstellerin war nichts weniger als Kind, so sehr auch der geliebte Mann von funfzig Jahren Ursache haben mochte, sie sein liebes, sein artiges und zuweilen auch recht eigensinniges Kind zu nennen. Wer sich seiner Vorzüge, seiner grofsen, und reichen Kräfte, ja seines Genies bewufst ist, als die geniale Briefstellerin von sich an so vielen Briefstellen selbst ausspricht, wie kann der oder die sich ein Kind nennen ohne Gefahr, sich dem Vorwurf einer *angenommenen* Naivetät auszusetzen, die denn doch unter allen (der Zueignerin so verhafsten) angenommenen Tugenden gewifs am allerwenigsten zu lieben wäre. Wir machen diese Erinnerung nur, weil das einfache Rechenexempel der zweiten Species vor Augen liegt: indem man etwas Falsches in Anspruch nimmt, vermindert man sich selbst die theilnehmende Anerkennung wahrer und gerechter Ansprüche, die man hat; und niemand kann dem vorliegenden Buche eine gerechte Anerkennung mehr wünschen, als nicht unterzeichneter Recensent. Wahrhaftig wir könnten den Titel „Briefwechsel mit einem Kinde" in manchem Betracht viel passender dem Goethischen Briefwechsel mit Zelter, wenn dessen Format es gestattete, verbinden lassen; denn in dem geht es häufig, wenn der zweite Briefsteller auf Dinge kommt, die er nicht versteht, gar wunderlich naiv her, und wird im eigentlichsten Wortverstande oft völlig unbewufst (wie wahre Naivetät sich selbst seyn mufs) von den Dingen gesprochen.

Mit dem allen streiten wir unsrer geistreichen Briefstellerin ihre Kindheit nicht ab; wir sagen nicht schmeichlerisch, dafs sie so unmittelbar aus Jupiters Haupte hervorgesprungen sey; vielmehr folgen wir ihr nun, um — so weit sie selbst uns dazu in den Stand gesetzt — ihr wundersames Werden und Wesen ganz gründlich zu erforschen, mit Vergnügen und Theilnahme bis in ihre zarteste Jugend zurück, und

und erfreuen uns aller der kleinen reizenden Züge, die ihre Erinnerung daraus gesammelt und festgehalten hat.

Bettine Brentano — so heifst die Heldin des Gedichtes — Tochter eines angesehenen und reichen Handelshauses zu Frankfurt am Main, hatte also mit unserm grofsen deutschen Dichter eine und dieselbe Vaterstadt; und vorbedeutend genug war Goethe (nach einer spätern Erzählung seiner Mutter) der erste, der das neugeborne Kind an das Licht trug, so dafs die Mutter Sorge hatte, *er werde es blenden.* („Und nun geht ein grofser Glanz von Dir aus über mich!" schreibt 1809 das *zweiundzwanzigjährige* Kind an den Dichter II. 121.) Diese ihre Mutter war die Tochter von Sophie von Laroche, der Cousine und ersten Geliebten Wielands. Aus Goethes Leben kennen wir sie schon lange, desgleichen Goethes zarte aber (wie er hinzusetzt) leidenschaftslose Neigung für sie. Hätte er damals in Koblenz und Frankfurt wohl ahnen können, dafs die sanfte Neigung zur Mutter ihm von der Tochter einst so leidenschaftlich würde zurück gegeben werden? — Wie Bettina eines Morgens, als sie kaum sechs Jahre alt ist, im reichen doch düstergelegenen Aelternhause einem von der Milchfrau verheifsenen Schlüsselblumenstraufse in frühester Frühe entgegen wacht; solcher Erinnerungen hat vielleicht jeder von uns; aber eben darum ist es so erquicklich sie zu lesen mit allen weiter daran geknüpften Blumenbetrachtungen I. 324. Himmelschlüssel und dunkelrothe Nelken (einer dunkeln Nelke vergleicht sie selbst zu ihrer Ueberraschung später der geliebte Dichter), mit einem Wort Blumen und Kräuter sahen zuerst das Kind mit fragenden liebenden Blicken an (Tagebuch 93), dann reizte sie das süfse Geschwätz der Schwalben (Tagebuch 49), dann lockte sie die Nachtigall. Ueber ihren Vater, der sie zärtlich liebte, hatte sie (I. 183) eine grofse Gewalt; oft schickte die Mutter sie mit einer schriftlichen Bitte an ihn und wies sie an: lafs den Vater nicht los, bis er ja sagt. Indessen verliert sie früh den gütigen schon beherrschten Vater, noch früher die schöne Mutter, und wird nach ihrem achten Jahre einem Nonnenkloster in Fritzlar zur Erziehung übergeben. Hier nun, im nächsten Anschauen des Lebens einer so reich sie umgebenden sinnlichen Natur, beginnt ihr eignes, ganz eigenthümlich errungenes, reizendes Naturleben (Tagebuch 43), von dem sie selbst sagt: „in den hängenden Gärten der Semiramis bin ich erzogen, ich glattes, braunes, feingegliedertes Rehchen, zahm und freundlich zu jedem Liebkosenden, aber unbändig in eigenthümlichen Neigungen." Aus des Klosters beklommenen Schlafsälen schleicht sie Nachts sich ins Freie, die ganze Gegend ist ihr Bett; Regen, Sturm und Gewitter schrecken sie nicht; die Gluth der Sonne treibt sie nicht ins kühle Kloster; eben den *äufsersten* Naturwirkungen setzt sie am gesuchtesten und liebsten sich aus. Sie erklettert die Bäume und legt sich auf die schwankenden Aeste, sie beobachtet die Biene auf ihren geschäftigen Streifzügen, und belauscht die plaudernden Schwalben in ihren Nestern. In den höchsten Baumgipfeln ersteigt und bricht sie die reifen Früchte und liebkost ihnen, ehe sie sie geniefst. Während das jenseitige Ufer der goldsandigen Edder von einer Bande Zigeuner in Pacht genommen ist, die Nachts im Walde lagern und Tages das Gold fischen, schafft hüben am Ufer die kleine schwarzlockige Heldin Tages und Nachts sich selbst ein sinniges goldenreizendes Zigeunerleben, ohne an irgend jemand einen Pacht zu entrichten; aber einst (so wahrsagt sie sich aus der braunen feingegliederten Hand) wenn sie des grofsen Goldflusses sich bemächtigt, der durch das deutsche Dichterland seine ewigen Wellen und Wogen trägt, dann wird sie sagen, und wäre es seiner eignen fragenden Mutter, „ob sie ihn gepachtet habe?" nein, wird sie antworten, gepachtet hab ich ihn nicht, aber er ist mein eigen und gehört sonst keinem. I. 22. — Eine achtzigjährige Nonne, die Gärtnerin Monika, Bettinens Freundin, senkt über dem Absenken ihrer Lieblingsnelken im Garten der Tod ab, und sie wird begraben ohne Bettinens Thränen, die jedoch ihren Wangen desto häufiger entstürzen, *als* sie das schöne abgeschnittene lange Haar einer jungen neueingekleideten Nonne auf goldnem Opferteller empfangen mufs. Einer andern jungen Nonne mit halbverblühten Rosen auf den Wangen hilft sie einen, Winter und Sommer in der Zelle behaltenen, Myrtenbaum zärtlichst pflegen; sie weifs noch nicht, dafs die Myrte der Liebe geweiht ist. Als sie nach Jahren im Vorüberreisen das Kloster wieder besucht, *findet* sie die Nonne als *Priorin* an der Krücke gehend, aber der Myrtenbaum steht in voller Blüthe im Garten; die Priorin bricht ihr von Blumen und Früchten was blüht und was reif ist, nur des Myrtenbaumes schont sie. „Die Myrte (setzt Bettine der Erzählung I. 355 hinzu), die einmal eingepflanzt ist, die soll man nicht entwurzeln (und entzweigen), *man soll sie pflegen bis ans Ende.*"

Alles was hier und dort in den Briefen und in dem Tagebuche von diesem köstlichen Kindes- und Naturleben im engen Edderthale erzählt wird, gehört zu den reizendsten Partien des Buches; auf allen Blumen, auf jedem von frühwachen Käfern bekletterten Gräschen liegt noch der frische Morgenthau, und auf den Früchten, welche die Dichterin mit den Zweigen uns herabbeugt, unabgestreift der zarte Sammetduft; die Läubli tröpfle noch! Recht und schön sagt sie im Tagebuch 64 zu dem Geliebten: „Ach ich weifs nichts Besseres, ich weifs keine schöneren Freuden als die jener ersten Frühlinge, keine innigere Sehnsucht als die nach dem Aufblühen meiner Blumenknospen, — — und wenn Du eifersüchtig seyn könntest, so wäre es nur auf diese Zeit, denn wahrlich ich sehne mich wieder dahin."

Nach vier Jahren, im dreizehnten ihres Lebens (Tagebuch 77), verläfst Bettine das Kloster, in dem kein Spiegel war; sie kommt mit zwei Schwestern zur Grofsmutter (Sophie von Laroche in Offenbach) und

und sieht überrascht im Spiegel die sich umarmende Familiengruppe. „Ich erkannte alle, aber die eine nicht, mit feurigen Augen, glühenden Wangen, mit schwarzem feingekräuseltem Haar; ich kenne sie nicht, aber mein Herz schlägt ihr entgegen; ein solches Gesicht hab ich schon im Traume geliebt, in diesem Blick liegt etwas, was mich zu Thränen bewegt, diesem Wesen muſs ich nachgehen, ich muſs Treue und Glauben zusagen; — — ich winke ihr, siehe! sie erhebt sich und kommt mir entgegen, wir lächeln uns an, und ich kanns nicht länger bezweifeln, *daſs ich mein Bild im Spiegel erblickt*." Auch hier im schönen Garten der Groſsmutter („Ebenmaſs und Reinlichkeit waren seine Hauptzierde," Tagebuch 153, und also doch schöne Tugenden der Groſsmutter) befreundet Bettina sich bald wieder mit Blüthen und Blumen, denen sie in die erschlossenen Kelche schaut, in die sie ihre Thränen bettet, und mit der Nachtigall. „Die Nachtigall (schreibt sie später für den Geliebten ins Tagebuch 81) war anders gesinnt wie Du; sie stieg herab von Ast zu Ast und kam immer näher, sie hing sich an den äuſsersten Zweig um mich zu sehen; ich wendete leise *mich zu ihr*, um sie nicht zu scheuchen und siehe da! wir blickten uns an und hieltens aus. Dazu trugen die Winde die Töne einer fernen Musik herüber," und so fort, denn es kommt noch viel schöner. Am andern Tage treibt sie nach ihrer dieſsmal ganz liebenswürdigen Steigerungslaune es immer weiter mit der Nachtigall; sie erklettert mit der Guitarre eine hohe Pappel und läſst von Sturm und Gewitter überrascht, mit der schlanken Pappel sich auf und nieder wiegen zu der Rosenhecke, in welcher der Vogel sitzt; je brausender der Sturm, desto schmetternder sein Gesang, die kleine Kehle strömte jubelnd ihr ganzes Leben in die aufgeregte Natur, — — ich streifte über die Saiten, um den Jubel der kleinen Sängerin durch den Takt zu mäſsigen. Wie still wars nach dem Gewitter! welche heilige Ruhe folgte dieser Begeisterung im Sturm! mit ihr breitete die Dämmerung sich über die weiten Gefilde, meine kleine Sängerin schwieg, sie war müde geworden; — — ich aber stieg nach eingeathmeter Abendstille von meinem Baum herab, und durchdrungen von den hohen Ereignissen des eben Erlebten *sah ich unwillkürlich die Menschheit über die Achsel an*." Man schlage das Buch auf und lese das Ganze; welch ein lebenvolles und liebliches Gemälde! — bis auf den Schluſs, den freilich der unseligste Dämon angehängt hat. Denn wenn alle Gewitter und alle Nachtigallen in Rosenhecken auf die *Menge* der Menschen solche unpoetische Wirkung hätten, was für Gewitterschäden wären zu vergüten! Man denke sich nur die Sache ganz sinnlich: die gesammte Menschheit (denn was einem recht ist, wird doch wohl dem andern billig seyn) sieht sich unter einander über die Achsel an; es ist ein beschwerliches Kopfdrehen! Aber die Menschheit entetirt sich, sie behält die Stellung, und wir gehen alle mit verdrehten Köpfen einher, — „wie russisch eingefahrene Gäule," würde die in Gestalten-Vergleichungen unvergleichlich schnell treffende Verfasserin leicht hinzusetzen.

Leider gehört die Nachtigall zu jenen häufiger vorkommenden Genies, die nur Frühlings*monate* haben, und unsre junge Freundin sieht sich deshalb genöthigt (Tagebuch 96), für den Winter ein neues Liebesaugenspiel zu suchen. „An die Menschen dachte ich nicht," ebenso etwas später S. 128: „auf die Menschen aber freute ich mich nicht, sie leuchteten mir nicht ein, ich verstand und ahnete nicht, daſs man sich mit ihnen verständigen könne;" im Nachbarsgarten ist dagegen ein Reh in einer Umzäunung, und mit dem dann die neue Befreundung gar bald geschlossen. „Wir kennen uns, wie schön sind seine Augen, welche tiefe Seele sieht mich aus diesen an, wie wahr, wie warm! — — Welch festes Vertrauen hat es auf mich, die ich nicht seines Gleichen bin! armes Thier! du und ich sind getrennt von unsers Gleichen, wir sind beide einsam, und wir theilen dieſs Gefühl der Einsamkeit; o wie oft hab ich für dich in den Wald gedacht, wo du lang auslaufen konntest, — — und konntest mit jedem Schritt hoffen, endlich einen Gefährten zu treffen. — — Armes Thier, mir schaudert dein Geschick, *und wie nahe verwandt mag es dem meinen seyn*."

Wir sehen mit Betrübniſs, wie unsre arme Heldin sich immer mehr der düstern Periode ungenügender selbstischer Empfindsamkeit nähert, einer Periode, die niemand so treffend gezeichnet, gegen die niemand so heilende Mittel verordnet hat, als ihr künftiger Herr und Meister, den sie nur noch nicht kennt. Wie lebendig zeichnet er einen solchen sich selbst vereinsamenden Unglücklichen mit wenig Strichen!

„Aber abseits wer ists?
Ins Gebüsch verliert sich sein Pfad,
Hinter ihm schlagen
Die Sträuche zusammen,
Das Gras steht wieder auf,
Die Oede verschlingt ihn.

Ach wer heilet die Schmerzen
Deſs, dem Balsam zu Gift ward?
Der sich Menschenhaſs
Aus der Fülle der Liebe trank? — —

Ist auf deinem Psalter,
Vater der Liebe! ein Ton
Seinem Ohr vernehmlich,
So erquicke sein Herz;
Oeffne den umwölkten Blick
Ueber die tausend Quellen
Neben dem Durstenden
In der Wüste!"

(*Goethe's* Harzreise im Winter, und die Entstehungsgeschichte dieses Gedichtes in „Auch ich in der Champagne.")

Daſs das kleine braune Rehchen aus den hängenden Gärten der Semiramis doch mehr „lang auslaufen" konnte als ihr vielbeklagtes Reh in des Nachbars Umzäunung, beweist gleich die im Tagebuch 110 folgende Erzählung von den Wanderungen, die Bettine — ein Kind von siebzehn Jahren — nächtlich das Hofthor überkletternd, durch Schnee und Thau-

Thauschmutz nach den Mauern einer öden verfallnen Klosterkirche unternimmt. Aber die dunkeln Geister dieser Mauern können freilich den umwölkten Blick nicht öffnen über jene Quellen, und können die Einsamkeit nicht lösen, die das wunderliche Mädchen zugleich bejammert und sucht, ja sich selbst nur schafft. Wo es möglich ist, begleiten wir gern unsre Freundin mit unserm Schutz; aber auf diesen öden Wanderungen und der daran geknüpften kühnen Sprungfahrt auf den treibenden Eisschollen des Mains (so schätzenswerth auch die *Schilderung* ist) wird der Schutz uns schwerlich gelingen gegen die Menge, welche die Zeichen einer tiefen Natur, einer reinen Begeisterung darin leicht verkennen, alles nur für Eingebungen eines falschen forçirenden Dämons ansehen und am Ende sagen dürfte: den Dämon zu bannen oder zu bändigen würde gröſsere Kühnheit gewesen seyn.

Doch wir sehen nun (Tagebuch 125) in eine freundlichere obwohl in eine Feindes- und Kriegsscene, und darin fast zum ersten Mal (etwas Blumen-, Bienen- und Weinpflege, auch Sacristangeschäfte im Kloster abgerechnet) unsre Jungfrau in wirklicher *Thätigkeit*, ja aufgeregt durch das Auſserordentliche, *in Thatkraft*; Oesterreichische Rothmäntel und Todtenköpfe sprengen von allen Seiten in die Stadt, um die Franzosen, welche sich hineingeworfen, wieder hinauszujagen; die Stadt (heiſst es) soll beschossen werden. Da zeigt Bettine sich geschickter als alle, nicht nur in den Keller, was der Groſsmutter von Werth ist, zu retten, sondern auch vor einem Rothmantel klüglich und kühn einen verwundeten Franzosen zu schützen, zu verbinden, zu erquicken, zu verkleiden, endlich in der Mondnacht über die Rosenheckenmauer, wo die Nachtigall ihr Nest baut („was halfs? dieſs Jahr muſste sie gestört werden") weiter zu schaffen; und zum Dank empfängt an der schönen Stelle die Retterin von dem Geretteten *ihren ersten Kuſs*. (Hier S. 135 am Abend ists Frühling, „es war gerade die Zeit, daſs die Nachtigall ihr Nest baute", dagegen S. 128 am Morgen des Tages ist „Sommerleben"; eine genauere Feststellung der Jahrszeit müssen wir gründlicheren Forschern überlassen; die Kriegsgeschichte giebt vielleicht Licht.) Den *zweiten Kuſs* nimmt sich *Herder* und empfängt dafür eine Ohrfeige, die wohl eher dem *dritten* gebührt hätte, der nicht gebeichtet seyn wollte und deshalb auch nicht in unsre Poesie taugt, sondern höchstens etwa in Bekenntnisse. Aber so vertheilt Genialitätslaune Gerechtigkeit und Beifall! Doch zum Schutz, zur Vertheidigung unsrer Freundin sey es gesagt: aus *Herder's* Leben und Reisen haben wir ziemlich sicher zusammengerechnet, daſs die kleine Psyche, die *Herder* damals am Flügel erhaschte, nachdem sie ihn so bewillkommt hatte, doch erst funfzehn Jahre alt war.

Unsre tapfere Heldin erreicht das sechzehnte Jahr. Seit *Goethe* die neugeborne zuerst ans Licht getragen, hat sie bis jetzt ihn noch nicht mit Augen gesehen, noch nichts von ihm gelesen, auch nichts weiter über ihn gehört als Tadel aus dem Munde der Tante und Groſsmutter, Tagebuch, 153—159. Da sitzt sie eines Tags in der Mittagsstunde im Garten. „In solcher Stunde (schreibt sie dem Dichter) bin ich Deiner zum ersten Mal inne geworden. Da lauschte ich, da hörte ich in der Ferne den Lärm der Welt, da dachte ich: du bist auſser dieser Welt, aber mit wem bist du? Wer ist bei dir? Da besann ich mich auf nah und fern, da war nichts was mir angehörte. Da konnte ich mir nichts erfassen, mir nichts denken was mein seyn könne. Da trat zufällig, oder wars in den Wolken geschrieben, Deine Gestalt hervor; *ich hatte von Dir nichts weiter gehört als Tadel*, — — ich hatte es nur im Vergessen angehört, *denn ich wuſste nicht wer Du seyst*. Jetzt in dieser Einsamkeit und abgeschlossenen Stille unter den Bäumen, die eben blühen wollten, da kamen diese Reden mir wieder ins Gedächtniſs, da sah ich *im Geist* wie die Menschen, die über Dich urtheilen wollten, Unrecht hatten; ich sagte zu mir selbst: nein, er ist nicht unschön, er ist ganz edel, er ist nicht übermüthig gegen mich. Trotzig ist er nur gegen die Welt, die da drauſsen lärmt; aber mir, die freundlich von ihm denkt, ist er gewogen; und zugleich fühlte ich, als ob Du mir gut seyst, und ich dachte mich von Deinem Arm umfaſst. — — Vergesse nicht, *Goethe*, wie ich Dich lieben lernte, daſs ich nichts von Dir wuſste als daſs man Dich *in meiner* Gegenwart böslich erwähnt hatte; die Tante sprach von Deiner Freigeisterei und daſs Du nicht an den Teufel glaubtest; ich glaubte auf der Stelle auch nicht an den Teufel, und war ganz Dein und liebte Dich ohne zu wissen, daſs Du der groſse Dichter seist, von dem die Welt so Groſses spreche und erwarte, das kam alles später; damals wuſst ich nur, daſs die Leute Dich tadelten, und mein Herz sagte: nein, er ist gröſser und schöner als Alle, und da liebte ich Dich mit heiſser Liebe bis auf heut. — — Wie ich aber endlich Deine Herrlichkeit fassen sollte, da dehnten mir groſse Schmerzen die Brust aus, ich legte in Thränen mein Angesicht auf das erste Buch, was ich von Dir in die Hände bekam, es war der Meister, mein Bruder Clemens hatte es mir gebracht. Wie ich allein war, da schlug ich das Buch auf, da las ich Deinen Namen gedruckt, den sah ich an als wie Dich selber. Dort auf der Rasenbank, wo ich wenige Tage vorher zum ersten Mal Deiner gedachte und Dich im Herzen in Schutz nahm, da strömte mir eine von Dir geschaffene Welt entgegen, bald fand ich die *Mignon*, wie sie mit dem Freunde redet, wie er sich ihrer annimmt, da fühlt ich Deine Gegenwart."

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Julius 1835.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN, b. Dümmler: *Goethes Briefwechsel mit einem Kinde.* Seinem Denkmal. 1835 u.s.w.

(*Fortsetzung von Nr.* 116.)

Wir bitten hier — ungewifs, sollen wir uns zu der Dichterin oder zu ihrer Heldin wenden — um Vergebung; wir haben bisher alles treulich wie berichtet so geglaubt (nur gerade nicht an die *Geister* der verfallnen Klosterkirchmauern); wir werden in der Folge, da wo wir das Buch als Poesie zu betrachten aufhören müssen, noch selbst die Zeichen großer Wahrhaftigkeit und Treue der Erzählung hervorheben; hier aber bei diesem neuen wichtigen Motiv können wir nur an einen Irrthum des Gedächtnisses glauben; selbst die Darstellung hat nach unserm Gefühl etwas Stockendes, nicht den sonstigen heitern Hinflufs, nicht die sonstige Frische einer lebendigen wirklich sichern Erinnerung. Der Gedächtnifsfehler ist möglich; die ausgehobne Stelle belegt einen andern aus viel kürzerem Zeitraume: S. 3 verkündigte die Vfn. des Tagebuchs sich selbst das Gesetz, diesem Buche den *Namen* des gefeierten Geliebten nicht zu vertrauen, aber schon S. 90, 149 und an jetziger Stelle hat ihr Gedächtnifs das Gesetz vergessen und sie nennt *Goethe's* Namen frei und unbedenklich. Eben so konnte nun wohl ihr Gedächtnifs irren über den eigentlichen Schöpfungstag ihrer Liebe. Dafs von Wahlverwandtschaft, von Wolken- oder Sternenschrift, was auch II. 146 und im Tagebuch 181 davon gesagt ist, hier keine Rede war, zeigt — jenes das ganze Buch, dieses dessen trübes Ende. Nun erinnern wir uns aber der merkwürdigen Beobachtung, dafs — wenn Männer jetziger Zeit mit einer ungesehenen Jungfrau sich wohl verloben, in eine solche sich aber schwerlich verlieben können, — bei den Frauen diefs allerdings ganz anders ist; die Frauen lieben, zumal in den Anfängen der Liebe, vielmehr in reiner Phantasie als die Männer, und ein Dichter kann daher unbedenklich ein phantasiereiches Mädchen sich in einen gepriesenen Helden voll Muth und Tapferkeit, in einen gefeierten Dichter, den es noch nie mit Augen gesehen hat, vollständig verlieben lassen (weniger in einen geschickten Criminalisten). Die Wirklichkeit thut es ja auch. In solcher Erinnerung nun wird gewifs jeder von uns, der die zwei Bände des Briefwechsels und das Tagebuch nur bis S. 153 gelesen hat, nicht anders glauben, als dafs Phantasie und Herz unsrer jungen Liebesheldin nur an den Flammen Goethischer *Dichtkunst* sich in Brand gesetzt habe. Hier aber auf einmal sagt die Vfn. des Tagebuches ganz bestimmt: dem sey nicht also, ihre Liebe habe sich *nicht* an der Dichtkunst *Goethe's* nicht einmal an seinem Ruhme, sondern allein an dem wider ihn ausgesprochenen Tadel entzündet! Nicht aus der Sonne, auch nicht einmal aus dem Vollmond, sondern aus der dunkeln Seite des Mondes, der ihm zwischen die Sonne total ins Licht tritt, holt dieses Kind sein Licht und sein Feuer! Wenn das kein Kind ist! — Wir berühren kaum, welchen Eindruck das Geständnifs einer solchen zwar durch den *Geist*, aber doch nur durch den *Geist des Widerspruchs* gebotnen Liebe (man lese I. 226 noch dazu) auf den geliebten Dichter müfste gemacht haben, wenn es ihm noch viel mehr um die Süfse der Leidenschaft als um die Poesie derselben wäre zu thun gewesen. Wir gestehen, es würde in vielem Betracht ganz hübsch im Leben seyn, wenn Tadelsucht, üble Nachrede und Verleumdung solche wohlthätigen Wirkungen öfter hätten, möchte denn auch mancher Verleumdete am Ende sich vor Liebe gar nicht retten können; was thät es? Neu ist das Motiv durchaus, aber — dafs wir es unumwunden aussprechen — doch kaum schön und poetisch; und ein Dichter dürfte gewifs nur mit schwachem Glücke davon Gebrauch machen. Ganz sicher hat das Gedächtnifs unsrer jungen Freundin, die so Vieles in ihrem Köpfchen und so Manches schon zu bedenken, ja selbst zu denken hatte, ihr zum Schaden die Tage jener Liebesschöpfungsgeschichte nur ein wenig durch einander geschoben. Dafs man im Hause der Frau von Lareche über Goethe so schweren nachhaltigen Tadel vernehmen konnte, ohne dabei zu hören, wer der Getadelte sey und dafs er wenigstens von Andern als ein grofser Dichter geachtet werde, ist es wohl denkbar? Aber lassen wir das! Rücken wir nur das Verschobne zurecht! An einem Tage fiel der Tadel wider Goethe besonders stark aus; der Tadel reizte das Trotzköpfchen zum Widerspruch (wie sie selbst sagt) noch ohne Gründe; der Geist des Widerspruchs reizte zum Suchen nach Gründen in näherer Bekanntschaft mit dem Getadelten, und da kommt so eben zu gutem Glück dem guten Kinde — *Wilhelm Meister* in die Hand. Diese unvergleichlich einfache und doch schöne Darstellung! diese durchsichtige Klarheit! diese helle silberreine Glätte! Unsre Freundin findet sich im Fall, zum zweiten Mal in einen Spiegel zu sehen wie bisher noch nie. Die lebendigsten individuellsten Gestalten treten ihr daraus

aus hervor, sie erkennt sie alle; aber die eine mit der geheimnifsvollen Stirn, mit den feurigen Augen, mit dem dunkeln aufgegangnen langen Haar, mit den innig anschmiegenden Gebärden nach dem Einen, mit den von den Andern sich abwendenden, mit ihrer ganzen heftigen Beweglichkeit und Innigkeit, — Bettinens Herz schlägt ihr entgegen, ein solches Gesicht hat sie schon im Traume geliebt, in diesem Blick liegt etwas das sie zu Thränen rührt, diesem Wesen mufs sie nachgehen; siehe! die Gestalt erhebt sich und kommt ihr entgegen, beide blicken sich tief an, und unsre Freundin kann nicht länger bezweifeln, *dafs sie zum zweiten Mal ihr Bild im Spiegel erblickt*. Es ist *Mignon!* — So nahe folgte die Stunde, in der sie liebeselig des Dichtermeisters inne ward, jenem Tage des noch unverstandnen, aber schon widersprochnen, bald widerlegt gefundnen Tadels! und Alles steht nun wenn auch nicht in ganz neuer, doch in guter poetischer Ordnung und Wahrheit vor uns, — denn eine blofse Absonderlichkeit, eine Abnormität hat uns doch gewifs nicht sollen dargestellt werden!

Unsre Heldin hat nun einen Geliebten gefunden, dem ihre Phantasie in ihrem Herzen Thron und Altar bauen kann. Aber noch fehlt ihr, die sich nun einmal gewöhnt hat, mitten unter den Ihrigen sich immer nur einsam und fremd zu dünken, ein Liebendes, das auch ihr mit aufgeschlossenem Herzen entgegen käme, das auch ihr darin etwas Thron - und Altarähnliches aufrichtete. Da nahet sich ihr am glücklichen Tage ein gar holdes weibliches Wesen, ein zartes poetisches Gemüth, der Welt schon als Dichterin unter dem Namen *Tian* bekannt, *Karoline von Günderode*. Diese edle Stiftsdame, von hohem Wuchs aber von schwanker fliefsender Gestalt, von braunem Haar aber blauen Augen mit langen Wimpern bedeckt, dieses Wesen sanft und weich in allen Zügen, das wie ein Geisterschein nicht geht sondern wandelt, wird in einem reizenden Contraste zu Bettinen von dieser selbst mit einer Uneigennützigkeit und Wahrheit geschildert, die nicht genug zu loben ist. Vielleicht um acht Jahre schon älter als unsre kleine überall mit Willkür fordernde ja selbst sich nehmende Heldin, steht das holde Stiftsfräulein mit schüchternfreundlichem Blicke vor uns, zaghaft nur das Tischgebet laut zu sprechen, bescheiden, demüthig, „fast zu willenlos, als dafs sie in der Gesellschaft sich selbst bemerkbar gemacht hätte." Wolltest du jedoch mit eigner herber Willkür auf diese Willenlosigkeit zu stark bauen, die weiche zarte Freundin vielleicht in ihren tiefsten Gefühlen zu herrisch und schonungslos verwunden; sie könnte dir doch wohl am Ende einen Willen, ja einen Unwillen entgegen setzen, den du nimmer schelten, den du nur beweinen dürftest! — Jener Wechsel, in welchem Bettine ihre oftbeklagte Einsamkeit bald zu Offenbach im grofsmütterlichen Hause, bald zu Frankfurt unter liebenswürdigen Geschwistern oder mit diesen im Rheingau, bald anderwärts bei trefflichen Schwägern verschleifsen mufs, ist denn doch auch dem Verhältnifs zu der neuen Freundin nicht anders als förderlich, indem diefs schöne Verhältnifs nun durch heitre Abwechselung von Besuch und Briefen auf das allereifrigste angebaut wird. „Ich lief alle Tage (erzählt Bettine I. 76) zur Günderode; bei ihr lernte ich die ersten Bücher mit Verstand lesen; ihre Wohnung war ebner Erde nach dem Garten; vor dem Fenster stand eine Silberpappel, auf die kletterte ich während dem Vorlesen; bei jedem Kapitel erstieg ich einen höhern Ast und las von oben herunter; sie stand am Fenster und hörte zu und sprach zu mir hinauf, und dann und wann sagte sie: „Bettine, fall nicht." Rec. hat das Fräulein von Günderode leider nicht gekannt, aber es ist ihm doch als hörte er sie eben sprechen, als hörte er ganz den sanften Ton ihrer Liebesstimme; und mit schönem richtigem Nachgefühl setzt Bettine der Erzählung hinzu: „jetzt weifs ich erst, wie glücklich ich in der damaligen Zeit war." Aber wir armen Menschen! dafs wir doch so selten im Stande sind, die Erinnerung solcher einzigschönen Liebesstunden uns ungetrübt zu erhalten, unverdunkelt durch die drüber schwebenden kalten Schatten späterer Stunden voll selbstischer Launen, ungemäfsigter Willkür, ja schonungsloser Härte gegen die, die wir unsre Geliebtesten nennen! Wie kommt das? Wir behandeln jedes Thierchen, das wir uns befreunden wollen, nicht nach *unsrer* sondern nach *seiner Art*, hüten uns sorgfältig ihm nichts aufzudrängen, das ihm nicht gemäfs ist sondern nur uns etwa; aber den Menschen behandeln wir nur nach *unsrer Art*, ja nach unsrer Unart. Behutsam klettern wir das Wandspalier hinauf, um die plaudernden Schwalben in ihrem Nest zu belauschen; vorsichtig und leise nähern wir uns der Nachtigall, um mit ihr Auge in Auge uns anzusehen; aber den Menschen gehen wir an, nur wie es *uns* bequem, genehm, und eben zu Laune oder Mifslaune ist. Wollten wir so viel Mühe, Milde, Schonung, ja nur Gerechtigkeit gegen die Menschen anwenden, als wir dergleichen gar nicht sparen zur Befreundung mit einer Blume, mit einem Reh in des Nachbars Umzäunung, welche Schöpfer und Erhalter von Vortheilen und Freuden könnten wir werden für uns und die unsres Gleichen! —

Bettine studirt nun bei Fräulein von Günderode Geschichte und Philosophie; aber bald wird die Geschichtslehrerin gewahr, dafs die Schülerin viel zu sehr mit der Gegenwart beschäftigt ist, um von der Vergangenheit lange gefesselt zu werden. Stärker dagegen sind (nach Bettinens Meinung) ihre Fortschritte in der Philosophie; und obwohl in den schriftlichen Aufsätzen der Schülerin die Lehrerin nichts von dem, was sie vorgetragen, wieder findet, so findet sie doch viel *mehr* darin, „Offenbarungen, gehöht durch die süfsesten Farben einer entzückten Imagination." Es ist eine besondre Eigenthümlichkeit Bettinens: was in Natur und Leben ihr sinnlich vor Augen kommt, weifs sie mit dem schärfsten Blick klar und sicher aufzufassen und sogleich wieder

der mit gröfster Treue und Wahrheit lebendig darzustellen; was ihr dagegen tradirt, gelehrt wird, für das — wenn sie es schriftlich fassen soll — schiebt sie immer ganz Anderes aus ihrem eignen Kopfe unter, wie II. 200 auch Beethoven mit seinen musikalischen Traditionen an ihr erfährt und dann fragen mufs: „hab ich das gesagt? nun dann hab ich einen Raptus gehabt." Es wird bei der weiseredenden Frau auf einer Wetterauer Burg im Tagebuch 163 nicht anders gewesen seyn. — Der allzu grofse Beifall der Lehrerin reizt die Schülerin immer mehr (wie sie sagt) „mit Schmerzen" zu denken, sich eine innere Phantasie- und Traumwelt und die zum Leben in dieser wunderlichen Welt nöthigen Sinne sogar selbst zu schaffen; sie verfällt darüber „in der sogenannten wirklichen Welt" in eine bedeutende Krankheit, und als sie am vierzehnten Tage aus einem Zustande von Bewufstlosigkeit wieder erwacht, will die liebende Lehrerin von jenen philosophischen Studien und Arbeiten (mit vollem Rechte) nichts mehr wissen.

Den letzten Winter vor Karolinens Ende, 1805 bis 1806, lebt Bettine (schon über drei Jahre älter als da *Herder* von ihr den Dank bekam) in Marburg bei Savigny ihrem Schwager, findet dort wieder (der treffliche Schwager hätte es nicht leiden sollen!) höchst erwünschte Gelegenheit nächtlich aus dem Fenster zu steigen und einem alten Wartthurme ihre Besuche zu machen; und sie kann von ihren Thurmbegeisterungen an Karoline von Günderode gar nicht genug schreiben. Diese erinnert antwortend abermals: „*falle nicht*", setzt aber auch wie ahnend hinzu: „ich habs noch nicht herauskriegen können, *ob Du das Spiel böser oder guter Dämonen bist.*" Andre Scherze, Reim- und Räthselspiele erheitern den Briefwechsel. Nun aber kommt ein Freund des Hauses, in dem Bettina lebt, zum Besuche nach Marburg, redet von Karolinen von Günderode wie einer, der ein Recht auf ihre Liebe hat, nimmt ein Kind auf den Schoofs, fragt nach dessen Namen und sagt: „so lange ich hier bin, sollst du Karoline heifsen; Karoline, gib mir einen Kufs." Da ergreift Bettinen Eifersucht und Zorn, sie entreifst dem Gastfreunde das Kind, trägts — auf den alten widerwärtigen Wartthurm, und als sie vom Thurme zurückkehrt und jener ihr begegnet, „weg aus meinem Wege, fort!" ruft sie, und seitdem — bekam sie nie wieder eine Antwort von Fräulein von Günderode. Nach zwei Monaten kehrt Bettine nach Frankfurt zurück; sie öffnet Karolinens Thür, „siehe da stand sie und sah mich an, kalt wie es schien; Günderode, rief ich, darf ich hinein kommen? sie schwieg und wendete sich ab; Günderode, sag mir ein Wort und ich lieg an Deinem Herzen. „Nein, sagte sie, komme nicht näher, kehre um, wir müssen uns doch trennen." — Was heifst das? So viel, dafs wir uns in einander geirret haben und dafs wir nicht zusammen gehören. „Ach ich wendete um, ach erste Verzweiflung, erster grausamer Schlag, so empfindlich für ein junges Herz! *ich, die nichts kannte wie die Unterwerfung, die Hingebung in dieser Liebe*, mufste so zurückgewiesen werden!" — Wären hier nicht von der Vfn. allbekannte Namen der Wirklichkeit genannt worden, so könnten wir mit der *Darstellung* dieser Scenen recht wohl zufrieden seyn, mit solch offner ungeschmückter Darstellung von Scenen, die um so mehr ein fast tragisches Ansehn erhalten, als das Opfer derselben von der Hinopfernden selbst kurz zuvor uns als ein höchst edles zartes weich- und feinfühlendes Wesen geschildert worden ist, um so mehr als wir bald vernehmen müssen, wie nach wenig Monaten dieses des heitersten Lebens würdig scheinende Wesen sich selbst ein schauerliches Ende sucht. Jene Namen aber gebieten allerdings, die poetische Ansicht gegen eine andere zurück zu stellen, und da ist denn freilich nicht zu leugnen: es ist hart, dafs die Vfn. jetzt nach Verlauf so vieler Jahre die erstaunenswürdige Beleidigung gegen den Freund ihrer geliebtesten Freundin unverdeckt vor einem Publikum gleichsam wiederholt, dem sie doch alle Fähigkeit, Menschen und menschliche Verhältnisse zu erkennen und zu beurtheilen abspricht. Es ist sehr hart. Und dennoch! Kann es ein gröfseres Zeugnifs geben von der Wahrhaftigkeit des vorliegenden Buches als die eben ausgehobne Erzählung? Die Erzählerin ist gegen jenen achtungswürdigen Mann, dem sie so zurief: „weg aus meinem Wege, fort!" schonungslos, aber ist sie nicht tausend Mal schonungsloser gegen sich selbst? Sie konnte die ganze Beleidigungsscene im Buche streichen und ruhig dem Leser überlassen, Karolinens Bruch mit ihr einige Monate vor dem selbstgewählten Tode, so gut er mochte, sich klar zu machen aus der früher mitgetheilten ahnungsvollen Scherzrede Karolinens: sie werde, ehe sie freiwillig ende, sich mit Bettinen erst entzweien. Aber die Vfn. hat nichts gestrichen; sie hat ihr grofses Unrecht, ihre erstaunliche Kränkung der geliebten Freundin im Freunde derselben, wie zu selbstaufgelegter schwerer Bufse, unverdeckt vor unser aller Augen hingestellt; und der verwundeten Freundin hat sie eine zwar feste aber ruhige und würdige Trennungsrede, die frei ist von Heftigkeit, Bitterkeit und unnützem Vorwurf, in den Mund gelegt. Man kann nicht wahrhafter, nicht redlicher seyn als hier die Erzählerin. Richtig ist, als sie jene Erzählung niederschrieb, stand sie noch in der Selbsttäuschung, als ob ihre Liebe doch nichts gewesen sey als Hingebung und Unterwerfung. Wie wäre aber eine solche Selbsttäuschung noch jetzt möglich, wenn die Vfn. die Sache ansieht, nur wie sie selbst sie erzählt hat? Könnte sie noch jetzt Liebe, Hingebung und Unterwerfung nennen, was nur ein unglücklicher Dämon heroischer Laune und Willkür, ein selbstgeschaffner düstrer Thurmgeist eingeben konnte? Wäre das Hingebung, auf so grausame Weise von der Freundin fodern, dafs *dieser* durchaus nicht liebenswürdig seyn soll, was *ihr* eben heute häfslich vorkommt obwohl (wenn der Geist es sagt) morgen vielleicht ganz liebenswürdig? Könnte die Vfn. noch

jetzt sich beklagen, „so zurückgewiesen worden zu seyn", nachdem sie völlig ungereizt ohne allen gerechten Anlafs ganz anders zurückgewiesen hatte? Zu Mignon hat auch einmal der Geist gesprochen, aber nicht zur Zerstörung sondern zur Rettung mahnend; und wenn Eifersucht sich ihrer bemächtigte, war sie nur grausam gegen sich selbst, nie gegen Andre. — Durch die unverkürzte unverfärbte Darstellung des schmerzlichen Vorgangs hat inzwischen die Vfn. eingestanden, dafs ihre Liebe damals in unglücklichen Irren und Wirren befangen war; und insofern müssen wir denn auch von dieser Seite zufrieden gestellt seyn. Dafs aber an und für sich, wenn wir das Buch nur als Werk der Darstellung betrachten, die tragische Geschichte von Fräulein von Günderode eine sehr vorzügliche Episode des Ganzen bildet, wird niemand bestreiten.

Am zweiten Tage nach jener entschiednen Trennung kommt Bettina des Weges, wo Karolinens Wohnung ist, sieht die Wohnung von Goethe's Mutter, die sie nicht näher kennt und noch nicht besucht hat, tritt aber ein und spricht: „Frau Rath, ich will ihre Bekanntschaft machen, mir ist eine Freundin in der Stiftsdame Günderode verloren gegangen und die sollen Sie mir ersetzen." „Wir wollens versuchen", antwortet die Frau Rath Goethe, und von nun an kommt Bettine alle Tage, setzt sich zu ihr auf den Schemel oder die Schawell und läfst sich von dem grofsen Sohne, wie er noch klein gewesen und wie er grofs geworden, erzählen. Bettine schreibt diese Erzählungen fleifsig auf und schickt sie der Günderode, die bei ihrem letzten Abgange in den Rheingau sie ohne Bestellung (auch uneröffnet?) zurücksendet. Schade, dafs diese Aufzeichnungen, wie es scheint, verloren gegangen sind; oder ist das Wichtigste davon übergegangen in die letzten Briefe an Goethe II. 237 — 281? Bettinens Umgang mit der Frau Rath bis zur persönlichen Bekanntschaft mit Goethe selbst dauert nun (etwas Unterbrechung durch Reisen in den Rheingau eingerechnet) ein volles Jahr; man kann denken, dafs Bettine nicht immer nur die Zuhörerin werde gemacht, sondern zu Zeiten wohl auch selbst ein Wort gesprochen haben; und wie geistreich heiter, wie lustig unterhaltend das, entnimmt man noch aus spätern Briefen der Frau Rath: „Du hast mir ja schon manchmal hier auf Deinem Schemel die Unmöglichkeiten vorerzählt, denn wenn Du mit Ehren zu melden ins Erfinden geräthst, dann hält Dich kein Gebifs und kein Zaum. Ei, mich wunderts, dafs Du noch ein End finden kannst und nicht in einem Stück fortschwätzst, blofs um selbst zu erfahren, was Alles noch in Deinem Kopf steckt." I. 71.

Am 1. März 1807 treffen wir unser Kind von nunmehr *zwanzig* Jahren in Kassel, und von hier an beginnt denn endlich der uns vorliegende Briefwechsel. Zuerst mit Goethes Mutter; da aber Bettinens erster Brief (gleich als hätte sie damals schon gewufst, zu welchem Kunstwerk die folgenden nach und nach anschiefsen würden) nur von den neuen Westphälischen Dingen in Kassel, nichts von Goethe sagt, so schilt in einer Nachschrift zur Antwort die Frau Rath: „Nach dem Wolfgang frägst Du ja gar nicht; ich hab Dirs ja immer gesagt: wart nur bis einmal ein Andrer kommt, so wirst Du schon nicht mehr nach ihm seufzen." Aber Bettina schreibt zurück: „Geh Sie doch mit Ihren Vorwürfen — das antwort ich Ihr auf Ihre Nachschrift und sonst nichts"; das Nichts aber besteht in nichts Geringerm als der Nachricht, dafs sie in einigen Wochen mit Schwager und Schwester — nach Weimar reisen werde. Am 23. April kommt Bettina in Weimar an, ein Billet von Wieland führt sie in Goethe's Haus, ein Sprung vom Sopha an seinen Hals, „er zog mich aufs Knie und schlofs mich ans Herz; still, ganz still wars, alles verging! Ich hatte so lange nicht geschlafen; Jahre waren vergangen in Sehnsucht nach ihm; ich schlief an seiner Brust ein, und da ich aufgewacht war, *begann ein neues Leben.*"

Dieses neue Leben, diese Liebe in wechselseitigem Verhältnifs nimmt nun einen Zeitraum von fast vier Jahren ein: am 23. April 1807 sieht Bettina Goethen zuerst, im Januar 1811 schreibt er ihr und sie ihm zuletzt. Persönlich hat sie in diesem Zeitraum ihn dreimal besucht: den 23. April 1807 in Weimar, in der letzten Hälfte des Monats Juli 1807 abermals in Weimar, und im August 1810 in Töplitz. Der Zeitbestimmung des zweiten Besuchs in Weimar, genommen aus den Angaben I. 145, 150, 155 und 178 oben, widerspricht freilich Goethes Briefwechsel mit Zelter I. 266, indem Goethe am 27. Juli 1807 aus dem Karlsbade schreibt: „acht Wochen bin ich nun schon hier" und „ich bleibe noch vier Wochen hier." Darüber könnte man einmal etwas schreiben, z. B. ein Programm. — Man hat gefragt, was wohl daraus geworden wäre, wenn Goethe Bettinens Feuerglut mit gleicher Flammenzuströmung in sich aufgenommen hätte; aber mit solchen casuistischen Fragen und Unterstellungen könnte man uns alle, auch die allerscheusten, die anständig auf dem Sopha zu sitzen wohlgezogensten, in die Klemme bringen, in die allergröfsten Gefahren stürzen, da wir alle wohl wissen können, was wir jetzt wollen, aber nicht was wir dann thun würden. Eben so könnte man aber auch in anderer Rücksicht fragen, was nur aus dem Briefwechsel geworden wäre, wenn Bettine mit all ihrem Genie diese vier Jahre lang etwa blofs in Frankfurt, ohne alle Bekanntschaft mit der Frau Rath Goethe, in einem düstern aber nicht reichen Vaterhause gelebt, jüngere Geschwister zu pflegen, einen schweren Haushalt zu führen gehabt hätte u. s. w.

(Die Fortsetzung folgt.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Julius 1835.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin, b. Dümmler: *Goethes Briefwechsel mit einem Kinde.* Seinem Denkmal. 1835 u. s. w.

(*Fortsetzung von Nr.* 117.)

Und die *Verfasserin der Zueignung* darf wohl jeder so fragen! Sie lebte indessen nicht so, ist die Antwort für die, die uns fragen, sondern ganz anders. Nichts weniger als „von rauher kalter Welt feindlich berührt" lebt sie in den weiten heitern Kreisen einer angesehenen zahlreichen geist- und güterreichen Verwandtschaft und Schwägerschaft das unabhängigste Nomadenleben. Sie kann andre für sich bauen, pflanzen, sich häuslich bemühen lassen, und thut schon das Ihrige dazu, wenn sie morgens frische kühle Zweige aus den erkletterten obersten Baumgipfeln aushaut und im Gesellschaftssaal aufpflanzt. „*Die bruoder hetens in ir pflegen*," und die Schwestern (Lullu, Meline, Gundel) führen sie dem Geliebten selbst entgegen (nach Weimar, wieder Weimar und nach Töplitz). Man zähle nur die schönen palmen- und quellenreichen Oasen, wo in gedachtem Zeitraume die junge Sultanin ihre Zelte aufschlagen läfst: Frankfurt, Kassel, Berlin, Weimar, Kassel, Frankfurt, Mildenberg, Aschaffenburg, Rheingau hüben und drüben, Frankfurt, Odenwald, wieder Rheingau, Mainz, Schlangenbad, Ems, Koblenz, Köln, Frankfurt, die Wetterau, München, Landshut, Salzburg, Wien, Böhmen, und zuletzt freilich in Mitten wirklicher Sandwüste Berlin. Ein und andrer unsrer Leser hat vielleicht schon lange den Fleifs, die prosaische Gründlichkeit gescholten, womit Rec. immer möglichst genau *Zeit* und *Ort* nachzurechnen bemüht ist. Das kommt aber nur aus einer kleinen Aehnlichkeit, die Rec. mit dem grofsen Dichter hat; denn I. 250 dringt Goethe ebenfalls immer auf ein unverhohlnes Bekenntnifs des *Datums*; und dann, wenn Bettine zuerst bei Karolinen von Günderode Bücher mit Verstand lesen lernte, so hat Rec. das wieder bald von Bettinen gelernt, die mit ihrem Buch auf der Silberpappel auch nicht sogleich den höchsten Gipfel erkletterte, sondern nur nach und nach bei jedem neuen Kapitel einen höhern Ast erstieg und von dem herunter las. Das (denken wir) heifst mit Verstand lesen, und mit Vortheil überdiefs für uns und unsre junge Heldin. Denn mag es auch (wie uns gesagt wird) sonst nicht schicklich seyn, bei Frauen nach dem Alter zu fragen; so glauben wir doch in vorliegendem Fall uns nur der gröfsten Artigkeit zu befleifsen, wenn wir möglichst genau ermitteln, dafs unsre geniale aber gewifs nicht abnorm geschaffne junge Freundin nicht dreizehn, auch nicht siebzehn, sondern *zwanzig* Jahre alt war, als sie dem Dichter von noch nicht acht und funfzig Jahren zum ersten Mal im Liebeszauber an Herz fiel. Es ist schon schlimm genug, dafs man bei jetziger Gelegenheit diesen Mann von kaum acht und funfzigen immer als einen *Greis* mit *Silberlocken*, ja mit *Schnee* auf dem Haupte darstellt, obwohl die Dichterin das gar nicht thut, und Rec., der ihn 1815 zum letzten Male sah, sich sehr genau erinnert, damals noch gar nichts Greisenhaftes an ihm bemerkt zu haben. Wo soll das am Ende hin, wenn man jeden jungen Mann über funfzig hinaus zum Greise macht? Soviel wegen der *Zeit*! Was die Oertlichkeit betrifft, so hat bis jetzt alle Welt, so fern sie recensirt, das Kloster, in dem Bettina erzogen worden, nicht nach *Fritzlar*, wie unsre Dichterin I. 328, 355, sondern ganz eigenmächtig nach *Frankfurt am Main* versetzt; und da haben wir denn freilich noch gar nicht gewufst, dafs der Stadt Frankfurt gegenüber Zigeuner bei Tage Gold aus dem Flusse wuschen und nachts im Walde lagerten. Aber das wissen wir gewifs, dafs das reizende Jugendleben Bettinens in jenem Kloster doch eine ganz andere Gestalt gewinnt, wenn wir das Kloster mit der Dichterin in Fritzlar stehen lassen, als wenn wirs mit eiligen Recensenten nach Frankfurt setzen.

Wir suchen nun wieder auf unsrer Spule den historischen Faden; er brach uns (aber gar nicht vor Schrecken) ab, da Bettine vom Sopha an Goethes Hals sprang, an seinem Herzen wie entschlief; und wir knüpfen den Faden mit einer einfachen, wäre es doch möglich! *vermittelnden* Erinnerung an; verlangt die Dichterin, dafs wir an ihrer Heldin Alles und Jedes nur himmlisch, entzückend und rein idealisch finden, in Allem und Jedem *nur* aufserordentliche und tiefe Natur vor uns andern Allen voraus erkennen sollen, so verlangt sie zu viel; die Heldin verlangt es (II. 300) ja selbst nicht. Verlangen dagegen die Leser, besonders die Leserinnen, dafs dieses wirklich aufserordentliche Mädchen gar nicht in eignen, sondern immer nur in den Mafsen und Schritten der Leserinnen einhergehen soll; so verlangen sie ebenfalls zu viel. Und Frauen, welche die oben ausgehobne Stelle von Bettinens Entschlafen an Goethes Brust nicht ohne Entsetzen, wenigstens nicht ohne bedenklichstes Kopfschütteln lesen können, sollten doch

doch billig zuvor genau nachsehen, *an wen der Brief geschrieben ist*, in dem Bettine diese selige Entschlafen zu neuem Leben mittheilt. „*An Goethes Mutter!*" Kein Dichter könnte das schöner erfinden, wie diese ganze allerdings höchst excentrische Liebe sittliche sowohl als poetische Veredlung, gewisser Maſsen Sicherstellung, wir möchten fast sagen Heiligung empfängt durch das Eingreifen von *Goethes Mutter*. Durch diese über jene Liebe hinleuchtende Sonne werden nicht wie durch die selbstgewachsenen düstern Thurmgeister dunkle dämonische Eingebungen, durch sie werden die heitersten Gefühle, die reinsten silberklarsten Gedanken hervorgetrieben. Nach einem Abend, an dem Goethes Mutter sich mit Bettinen bald nach deren zweitem Besuche in Weimar auf das anmuthigste über den geliebten Sohn unterhalten hat, beschreibt Bettine diesen schönen Abend sogleich wieder für Goethe; wie unvermerkt hat sich die Stimmung veredelt, und sie schlieſst den Brief mit den Worten: „ich weiſs ein Geheimniſs: *wenn zwei mit einander sind und der göttliche Genius waltet zwischen ihnen, das ist das höchste Glück.*" I. 174. Und so lange eine solche Mutter (dürfen wir wohl hinzusetzen) zwischen ihnen waltet und wirkt, wird das Glück kaum gestört werden. Ordentlich wie mit künstlerischer Meisterschaft wird diese liebenswürdige Matrone, der man wohl auch um den Hals fallen möchte, uns dargestellt sowohl durch ihre eignen mit dem herzlichsten und heitersten Humor geschriebnen Briefe als durch die vielen kleinen feinaufgefaſsten Züge, die Bettine von ihr in den Briefen an sie und an Goethe uns aufbehalten hat. Erfahren wir hier, wenn auch fast am Ende des Briefwechsels II. 272, daſs Goethes Mutter selbst in ihrem sechzehnten oder siebzehnten Jahre zu dem damals in Frankfurt gekrönten Kaiser Karl dem siebenten eben eine solche Phantasieliebe und die Zeichen davon bis zu ihrem Tode trug; so ist es uns freilich kein Wunder mehr, daſs sie der gleichen Phantasieliebe Bettinens zu ihrem Sohne solchen Vorschub thut, daſs sie in ihrem ersten Briefe sich sogar *beschwert*: „nach dem Wolfgang frägst Du ja gar nicht." Und als Bettine schreibt: „den Wolfgang hab ich endlich gesehen, aber ach was hilfts?" Da antwortet die Frau Rath: „Was läſst Du die Flügel hängen? — —. bist Du traurig? Liebe, liebe Tochter, mein Sohn soll dein Freund seyn, Dein Bruder, der Dich gewiſs liebt, und Du sollst mich Mutter heiſsen in Zukunft für alle Täg, die mein spätes Alter noch zählt; *es ist ja doch der einzige Name, der mein Glück umfaſst.*" — „Mein Sohn soll Dein Bruder seyn," sagt sie. Da indessen Bettine der vorzüglichen Brüder schon viele hat, an Goethe (nach begonnenem Briefwechsel und wiederholtem Besuch) also noch etwas mehr haben will, und deshalb auch vor der Mutter nicht ansteht, von den hellsten Flammen ihrer Liebe zu reden; so schreibt die Mutter freilich: „sey aber nicht gar zu toll mit meinem Sohn alles muſs in seiner Ordnung bleiben." Bettina, des Rechtes ihrer Eigenmacht völlig sicher, antwortet (und wie reizend knüpft sie die Antwort an die Ranken duftiger Walderdbeeren, die eine Freigabe der Natur — so eben im Wald über dem Schlangenbade sie auch immer vom Pfade seitwärts verlockt hatten!) sie antwortet ruhig und fest: „ich würde es ewig bereuen, wenn ich versäumte was ich das Recht habe zu genieſsen, und da braucht Sie nicht zu fürchten, daſs ich die Ordnung umstoſse. Ich häng mich nicht wie Blei an meinen Schatz, ich bin wie der Mond, der ihm ins Zimmer scheint; wenn die geputzten Leute da sind und die vielen Lichter angezündet, dann wird er wenig bemerkt, wenn die aber weg sind und das Geräusch ist vorüber, dann hat die Seele um so gröſsere Sehnsucht sein Licht zu trinken. So wird auch Er sich zu mir wenden und meiner gedenken, wenn Er allein ist." Aus diesem schönen und neuen Gedanken vom Monde wird ein oder anderer Dichter nach Erschöpfung sonstiger Quellen vielleicht bald ein neues Gedicht machen im Ton eines alten Volkslieds wie etwa

„Fraw, ich kann schleichen
Recht wie der Moneschein;"

Die Frau Rath aber machte folgende Antwort darauf: „Ei Mädchen, Du bist ja ganz toll, was bildst Du Dir ein? Ei wer ist denn Dein Schatz, der an Dich denken soll bei Nacht im Mondschein? Meinst Du, der hätt nichts Besseres zu thun? ja proste Mahlzeit! Ich sag Dir noch einmal, alles in der Ordnung, und schreib ordentliche Briefe, in denen was zu lesen steht. Dummes Zeug nach Weimar schreiben! Schreib was Euch begegnet, alles ordentlich hintereinander. Erst wer da ist, und wie Dir jeder gefällt, und was jeder anhat, und ob die Sonne scheint oder obs regnet; das gehört auch zur Sach. Mein Sohn hat mir wieder geschrieben, ich soll Dir sagen, daſs Du ihm schreibst. Schreib ihm aber ordentlich; Du wirst Dir sonst das ganze Spiel verderben. Am Freitag war ich im Concert, da wurde Violoncell gespielt, da dacht ich an Dich, es klang so recht wie Deine braunen Augen. Adieu Mädchen, *Du fehlst überall Deiner Frau Rath.*" Merkwürdig, wie die Frau Rath ihre Rede doch immer zu schlieſsen weiſs, daſs einem ganz warm wird! — Daſs es ihr jedoch darum, was jeder anhatte und ob es im Rheingau regne oder die Sonne scheine, gar nicht allein und nicht hauptsächlich zu thun war, wuſste niemand besser als Bettine, die ihr das Geistreichste wie das Unglaublichste schreiben und erzählen konnte, z. B. I. 39: „Pracht- und Kunstwerke, in Köln und auf der Reise dahin gesehen und für meine liebste Frau Rath beschrieben." Will hier aber Einer sagen, die Frau Rath habe das Alles, was die junge Freundin ihr in dieser und anderer Art mitgetheilt, freilich so aus dem Innern heraus nicht eigentlich verstanden; so sollte er doch erwägen, wie die Frau Rath schon besser ahnete als er selbst, daſs jene Pracht- und Kunstwerke (in dem Banketsaal einer *gar nicht vorhandenen* kurfürstlichen Residenz am Rhein hinab) nichts

nichts als prächtige Phantasiestücke aus Bettinens Kopf waren. Und wer es nicht sonst schon wufste, wie geistreich die Frau Rath Mährchen erzählte, die sie auf der Stelle erfand, sowohl wie Bettine die gedachten ihrigen I. 70, 266 „extemporirte," der kann es ja I. 23, 201. II. 253 deutlich gedruckt lesen.

„Die Mutter hatte Kopf und Herz zur That wie zum Gefühl," sagt Goethe II. 219; und diese Ueberschrift ihres Bildes, wie wird sie bewährt durch die vielen eben so fein aufgefafsten als zart und frisch aufgetragnen Züge, mit denen Bettine das Bild, das wir aus der Mutter eignen Briefen empfangen, in den ihrigen an Goethe nach und nach vollendet! Hören wir doch nur, ob die Frau Rath die poetische Praxis ihres Sohnes nicht aus dem Innersten heraus begriffen habe? „Die Poesie (sagte sie nach Bettinens Erzählung II. 215) sey dazu, um das Edle, Einfache, Grofse aus den Krallen des Philisterthums zu retten; Alles sey Poesie in seiner Ursprünglichkeit, und der Dichter sey dazu, diese wieder hervor zu rufen, weil Alles nur als Poesie sich verewige." Die tiefe Wahrheit dieses ernsten würdigen Gedankens von wahrer *Poesie* hebt sich auf das lebendigste hervor, wenn man eben die Partieen des vorliegenden Buchs, in denen die *Frau Rath* dargestellt wird, im Zusammenhange betrachtet. Wäre das Buch wirklich ein Gedicht, ein Roman, man müfste diese Darstellung für durchaus meisterhaft, für vollkommen poetisch anerkennen; und doch ist es nur eben die edle einfache Wahrheit in Wirklichkeit, aber in reinster Ursprünglichkeit entweder sich selbst darstellend oder durch unsere *Dichterin* dargestellt mit ihren echtesten poetischen Kräften. Gleichwohl ist es nicht die Frau Rath allein, die uns an diese Partie des Buches so fesselt; es ist die reine Harmonie, in der auch die zwei andern Hauptpersonen zu ihr an- und an alle im schönsten Dreiklang zusammen klingen; die zarte liebevolle Weise, wie Goethe sich zu seiner Mutter verhält und *Bettinen* an sie andrückt, Bettinens derselben zugewendete warme herzliche Neigung, in deren Blüthe und Blättern sich kein Blattwickler von Eifersucht oder andrer Unart einwickelt. Wenn *Bettina* gegen Goethe das Mafs der ihr zustehenden Kühnheit doch zuweilen überschreitet und hier und dort ganz gewifs zu wenig ehrerbietig vor dem Herrn und Meister redet, der er ist und nun gar den sie *liebt*; so wird man ihr gleichwohl einen solchen Verstofs gegen die Mutter nicht nachweisen können. Wir rechnen ihr das weniger als Verdienst an; die Mutter war durch täglichen Umgang und selbst einigen Vorzug ihr viel vertrauter, war, wenn auch noch älter als Goethe, doch ihres Geschlechtes, kurz für das Verhältnifs konnte sie gegen die Mutter sich schon etwas mehr herausnehmen; sie nahm aber für ihre Persönlichkeit sich nie zu viel heraus, und auch das ist ein Grund mit, warum diese Partie des Buches nicht blofs aufregend vergnügt, sondern ohne allen Mifston wirklich wohlthuend befriedigt. Die muthwillige Verwechselung Galls und Tiecks vor der Frau Rath, die noch lustigere richtige Vorstellung eines Herrn Schneegans („o schweig, wie kann ein vernünftiger Mensch Schneegans heifsen," sagt die Frau Rath) werden ja von dieser selbst auf das heiterste verziehen und zu schönen Geschichten versponnen. —

Erst auf der Mutter Brief „mein Sohn soll Dein Freund seyn, Dein Bruder, der Dich gewifs liebt," fafst Bettine in Maies Mitte (1807) das Herz, zum ersten Mal an Goethe zu *schreiben*; fragend noch, ob sie nicht allzukühn sey (sie hat nachher nie wieder so gefragt), spricht sie doch schon frei von mächtig zu ihm hinziehender *Liebe*, und *wirft auch gleich einige poetische Perlen an das feste Land.* Goethe bittet um mehrere, und sie folgen; und Bettinens Zutrauen macht so schnelle Fortschritte, dafs sie am 18. Juni ohne Weiteres das *Du* einführt mit dem Ausdruck heifsester Sehnsucht, wieder bei ihm zu seyn; soll sie ihr Leben verschleifsen, „ohne Hand in Hand mit ihm, Aug und Aug in ihrem Feuer zu verglühen? I. 133. Und sonderbar, gerade an demselben Tage gebraucht auch Goethe, vierzig Meilen von ihr entfernt, zum ersten Mal das vertrauliche *Du*, obwohl er zugleich seinen Mangel an Fassung, seine *Furcht* ausspricht, da zu verweilen, wo so viel Ueberströmendes ihn ergreife. Kaum schreibt er vier Wochen später auf ihren ersten Du-Brief: „ich sage Dir nicht: komm, aber der Zufall würde mir nicht unwillkommen seyn u. s. w., und im Flug ist sie in Weimar. Was da Holdes und Liebes verhandelt und erlebt worden, wiederholen spätere Briefe und Tagebuch in schönen Elegien. „Weifst Du noch, wie Du in der Dämmerung mich wieder bestelltest? Du weifst nichts mehr, ich weifs Alles, ich bin das Blatt, auf das die Erinnerung aller Seligkeit *geätzt* ist," schreibt sie noch in späten Jahren, Tagebuch 200.

Mit diesem zweiten Besuche in Weimar kann man die *Angelegenheit* Bettinens bis zum Grade der Möglichkeit für erreicht und vollendet ansehen; sie schreibt selbst, gleich nach dem Abschied, von der hohen Wartburg aus I. 146: „Vielleicht, Goethe, war diefs das höchste Ereignifs meines Lebens, vielleicht war es der reichste, der seligste Augenblick; schönere Tage sollen mir nicht kommen, ich würde sie abweisen." Und als hierauf der Dichter mit den ersten *zwei* Sonetten ihr nicht nur einen Theil ihres Scheidegrusses und Kusses zurück giebt, sondern auch selbst seinerseits „ein neues Leben" eingesteht („möge sich der Werth darin spiegeln, den Du *für den Dichter* haben mufst," fügt er jedoch der Sonettensendung bei); da sieht sie den Frieden in sich vollendet, sie findet in dem kleinen sanft abgerundeten Gedicht „sich in göttlichem Glanze wiedergeboren und glaubt an ihre Seligkeit," I. 156. 158. Weder in den Gefühlen, in der Begeisterung, noch in den Ereignissen dieser sonderbaren Liebe wird man von nun an eine merkliche Steigerung, ein wirk-

wirkliches Wachsen in weitere schwülere Luft hinaus wahrnehmen, wenn auch geraume Zeit fort einiges *Schwanken* auf dem unsichern Boden Bettinens Wollen und Bewufstseyn über Grund und Zweck ihrer Liebe noch hin und her bewegt, wenn auch dabei jene begeisterten Gefühle immer andere und neue Blüthen wieder hervor drängen und so den Liebesbaum sommer- und winterlang in frischem Flor erhalten. Kurz! von nun an hat diese Liebe eigentlich keine *Geschichte* mehr, die in ihrem wachsenden *Strome* gewaltige Wogen voran triebe; sie hat sich eingeufert zu einem heitern *See*, der zwar nicht still steht, sondern aus seinen eignen immer frischen Quellen seine klare Fluth erneut, in lebendigem immer hin und wiedertanzenden Wellenschlage dem festen Lande seine Perlen anspült, auf einmal aber nach viertehalb Jahren vor unsern Augen verschwindet. In späterer Zeit sprudeln noch einige Quellen hervor, die sich in Klagen ergiefsen über das Verschwinden des prächtigen Sees; was hilft es? der See ist verschwunden, und die *Sage* davon würde noch anmuthiger im Ohre verklingen, wenn diese Klagen nicht störend einfielen. Es ist vielleicht das erste Mal, dafs die Welt zwei Bände voll Liebesbriefe, in deren zwei ersten die Liebe bereits fertig dasteht, dennoch hinter einander wegliest ohne alle Ermüdung und Langeweile, ja sogar so völlig hingerissen, dafs z. B. wir Recensenten alle (gestehn wirs offen ein) von einem poetischen Raptus ergriffen gar nicht lassen können, aus den Schwingen der Briefstellerin-Dichterin selbst uns, jeder wie ers brauchen mag, seine schöne poetische Schreibfeder herauszuziehen und damit auch ein wenig in Flug zu gerathen. Gegenwärtiger Recensent wollte sich auszeichnen, und versuchte es, zwar nicht ohne die rhetorische Figur der Anrede, aber doch im einfachen Goethischen Dictirstil (I. 185) nach Bettinens zweitem Besuch in Weimar seine Recension also fortzusetzen: „Sie haben, liebe kleine Freundin, die sehr grandiöse Manier, uns Ihre Gaben recht in Masse zu senden;" aber es geht nicht, so viele Wahrheit auch der nur rhetorische Satz enthält; Alles schreit mit Bettinen: „Perückenstil!" — Woher kommt nun, dafs die Briefstellerin uns so gewaltig mit sich fortreifst? *Der* Geist *par excellence*, an den als einen neuen bisher unbekannten sie uns zuweilen will glauben machen, *die* Idealität, die willkürlich ganz aufser der menschlichen Natur stehen zu können meint, diese thun es freilich nicht; sie sind nur für Sonntagskinder, nicht für die dennoch hingerissene Menge, die lieber mit Goethe (I. 264) sagen möchte: „bleibt mir mit eurer Sept vom Leibe, wenn sie nicht ihren sinnlich natürlichen Ursprung hat." Unsre Freundin lebt aber nicht immer in jener Idealität, sondern nur selten, und weit mehr in der schönen von Gott uns gegebenen Sinnenwelt, in den glücklichsten Umgebungen von Natur und Menschen, in der reichen Natur ihres eignen auch von Gott ihr gegebnen Geistes; bei Goethe und Mutter hat sie Poesie gelernt, früher schon im Klostergarten; kurz, von Allem was ihre Sinne, was *ihren* Geist berührt, weifs sie die reinste Ursprünglichkeit zu erfassen, krystallklar, warm und lebenvoll darzustellen, an Alles das ihre Gefühle, ihre Begeisterung für den Einen einzig anzuknüpfen, und so wird denn jeder neue *Brief* zu einem wirklich *netten reizenden Gedichte*.

Gleich am Tage nach dem Abschied von Weimar giebt auf der Wartburg eine vom Wetter halbumgestürzte Linde Bettinen Anlafs zu einer kleinen Liebesidylle I. 152, und der Grofsherzog von Weimar (der schon einmal nach ihr, unter Goethes Mantel versteckt, mit Steinchen geworfen hat, aber vorübergegangen ist) hat wiederum gegen sie die Artigkeit, für die Linde zu sorgen. Dafs Bettina von hohen und höchsten Personen je so verehrend sprechen sollte wie Goethe immer, ist ihr freilich unmöglich; und so läfst sie auch (I. 169) anfangs über jenes fürstliche Eingehen in ihre elegischen Empfindungen sich ganz wunderlich aus; dann jedoch schreibt sie: „Dem Dux aber sage, dafs es ein anderer hoher Baum ist, für dessen Pflege ich ihm danke, dessen blühende Aeste weit über die Grenzen des Landes in andere Welttheile ragen und Früchte spenden und duftenden Schatten geben. Für den Schutz *dieses* Baumes, für die Gnadenquelle, die *ihn* drängt, für den Boden der Liebe und Freundschaft, aus welchem *er* begeisternde Nahrung saugt, bleibt mein Herz ihm ewig unterworfen; und dann dank ich ihm auch noch, dafs er der Wartburger Linde nicht vergifst." So mufs jedes kleine Begegnifs ihr dienen zum reizenden Anlafs, immer wieder im Tanz umzukehren und unerwartet dem Dichter den Kranz zuzuwerfen; und so ist nun der unendlich reiche Zauber der Sinnenwelt, die wir vorzugsweise die schöne Natur zu nennen gewohnt sind, es vor Allem zuerst, womit Bettine ihren Liebeszauber für den Dichter mischt. Diese schöne Natur machte sie, wie wir früher gesehen, schon als zwölfjähriges Kind zur innerlichen Dichterin; und für ein junges echt poetisches Gemüth bedarf es auch noch keines italienischen Himmels, keiner Schweizerlandschaften und keiner schottischen Hochgebirge, um doch der Natur sich innig liebend anzuschmiegen und täglich einen neuen Reiz mehr an ihr zu entdecken: das enge Edderthal bot solcher Reize die Fülle.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Julius 1835.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin, b. Dümmler: *Goethes Briefwechsel mit einem Kinde.* Seinem Denkmal. 1835 u. s. w.

(*Fortsetzung von Nr.* 118.)

Nun aber breitet vor dem durch die Liebe noch erweiterten Auge des wundersamen Mädchens der Rhein seine Pracht aus; auf seinen grünen Wellen schifft sie hinüber und herüber, um seine blühenden Ufer, seine Hügel, Wälder und Berge auszukundschaften für den Geliebten. Vor allen das heimlichste Plätzchen ist ihr eine halbzerstörte Kapelle am Rochusberge (bei Bingen), da schreibt sie dem Dichter ihre einzig reizenden Landschaftsgemälde, da vergräbt sie unter dem Beichtstuhl seine Briefe und pflanzt eine blühende Distel davor; im Uebermuthe der Lust schläft sie dort auf dem thymianduftenden Rasen (wie hat sie nur mit den französischen Douanen sich abgefunden?) eine ganze kurze Sommernacht und träumt, im Rheine den Ring zu verlieren, den Goethe ihr selbst an den Finger gesteckt. Im Buche *Suleika* hat er den Traum auf das zarteste ausgelegt, in der Beschreibung des Rochusfestes (43. Bd. s. Werke), das er nach Wiederherstellung der Kapelle sechs Jahre später an Ort und Stelle mitfeierte, hat er jedoch die Gefühle nicht hervortreten lassen, die dieser klassische Boden einer so wunderbar an ihm vorübergegangnen Liebe nothwendig in seinem Innern erwecken mufste.

Aber die Reize der Natur sind es nicht mehr allein, die Bettinen zur Verherrlichung, zum Schmuck wie zur Bereicherung ihres Dichters dienen müssen; auch nicht leicht mehr geht ein Menschenbild an ihr vorüber, dem sie nicht einen interessanten Zug abzugewinnen wüfste zur erheiternden Mittheilung an den Geliebten, für den sie (wie sie sagt) ja Alles erlebt. Das kleine Abenteuer mit dem schönen Engländer, dem Bettina an der Tafel des Fürsten Primas zu Frankfurt das Bein an das Tischbein bindet, gehört zu den Stücken, von denen wir früher bemerkt, wie artig der Zufall dabei seine poetische Schuldigkeit thut und ungern etwas vereinzelt stehen läfst. Einzeln wäre des Engländers unziemliches Wagnifs (I. 141.) wohl zu streichen gewesen, obgleich an *Goethe* es zu schreiben dessen Mutter verlangte; da der *Fine boy* jedoch (I. 165) wieder kommt, Bettinen so gut zu gefallen versteht und auf das artigste den Beweis für sein schönes sittliches Gefühl zurück läfst, wer könnte noch wünschen, dafs sein Bild aus dieser Gallerie wäre zurückgewiesen worden? Und I. 224 der braune Schiffer, der die Reisenden bei Bingen wie er sagt „über die Gosse" führt, am liebsten aber, weil er da am meisten ausgestanden hat, in Spanien und Indien ist, und der endlich jetzt unsre Freundin eines Abends von einem schmalen Rheindamm herunter den Raubvögeln abjagt und in seinen Seelenverkäufer aufnimmt! ehe wir uns dessen versehen, sitzt er I. 259 wieder in frischer Mondnacht bei Kaub und singt ein Lied in fremder Sprache, während Bettine — auch in Kaub — im Bett liegt und für Göthe über Musik nachdenkt. Sie steht auf, erkennt den Schiffer und ruft ihm zu: „guten Abend, Herr Schiffskapitän, ich dachte, Ihr wärt schon vor acht Tagen den Rhein hinab ins Meer geschwommen." Auch der Schiffer erkennt sie und meint: er habe nur darauf gewartet, ob sie nicht mit wolle. — Wenn aber auch einzelne Gestalten nur flüchtig an ihr vorübereilen und nimmer wiederkehren, so weifs unsre Freundin doch sogleich ein anziehendes Bild im Umrifs von ihnen festzuhalten und in geistreiche Gedanken, launige Scherze oder in zärtliche Gefühle für den Geliebten zierlich einzufassen. So I. 233 den schönen Reiter, den sie aus dem Waldgehäge nach Rüdesheim den Berg hinab geleitet, und auf den sie leider doch keinen Eindruck zu machen scheint! So I. 242 das Gänsemädchen mit den zolllangen schwarzen Augenwimpern, das die andern Kinder auslachen, weil alle Leute sich drüber aufhielten, dafs es so lange Wimpern habe; da das arme Mädchen beschämt zu weinen anfängt, so tröstet es Bettine: „weil dich Gott zur Hüterin über die schönen weifsen Gänse bestellt hat und du immer auf freier Wiese gehst, wo die Sonne so sehr blendet, so hat er Dir zum Schutz diese langen Augenschatten wachsen lassen." Hierher gehört auch aus dem Tagebuch 164 die junge Mutter auf der Ammenburg, und 162 auf einer andern Burg der Wetterau die alte Frau, die so weise Lehren mittheilt als z. B. „wer gegen sein Schicksal murrt, der begreift es nicht, wer es aber in Frieden dahin nimmt, der lernt es auch bald verstehen." Und als die Alte das Buch zeigt, in dem diese grofsen Wahrheiten alle geschrieben stehen, geht es beinahe wie bei Lessings Inselbewohnern Pfälzischer Abkunft, die den ganzen Lutherischen Katechismus inne hatten und die zwei Breterchen des ehemaligen Einbandes brachten, worin auch Alles stehen sollte. — In anderm Genre ist das Gemälde, wozu Frau von Stael der eifersüchtigen Briefstellerin zwei Mal in Mainz und Frankfurt sitzen mufs. Wir bemerken dabei, dafs im Briefwechsel mit Goethes Mutter

ter I. 53. 55 das Datum vom Ende *Septembers* 1808 irrig zu seyn scheint, indem der Brief an Goethe über dieselbe Rivalin vom 8. *August* datirt ist und dieses Datum auch nach andern gleichzeitigen Nachrichten (z. B. Morgenblatt N. 186. vom 4. August 1808) das richtige seyn dürfte. — Wie nun Bettina später, nach dem im Oktober 1808 etwa erfolgten Tod ihrer geliebten Frau Rath Goethe, die reizenden Ufer von Rhein und Main verläfst und ihre Zelte abwechselnd an der Isar und an der Donau, zu München und zu Landshut, aufschlägt, mag sie uns freilich mit Hirtinnen, Schiffern und Schäfern belebte Idyllen nicht mehr vorstellen; und lange nimmt nun (II. 29) das blutige Drama des Tyroler Aufstandes ihre lebhafteste Theilnahme in Anspruch. Die enthusiastischen Mittheilungen und Ergüsse, in denen sie hierüber als Chorus sich ausspricht, sind von grofsem Interesse; nur dafs unerklärt bleibt, warum sie ihrer Sehnsucht II. 31: „Ach hätt ich ein Wämslein und Hosen und Hut, ich lief hinüber, — — zur List hab ich grofse Anlage, wenn ich nur erst drüben wär, ich könnte ihnen gewifs Dienste leisten," keine Erfüllung gibt, da doch nach II. 239 es nicht an dem Freunde fehlte, der nur ihrer Befehle deshalb harrete. Weiter dringt sich aber hier wohl am schicklichen Orte die angenehme Bemerkung auf: jene von uns früher bezeichnete Periode ungenügender selbstischer Empfindsamkeit, die im sechzehnten, siebzehnten Jahre zu Offenbach nur mit Blumen und Thieren, noch nicht mit den Menschen sich verständigen konnte, mildert sich, klärt sich allmählig unter den frischen Naturen eines einfachen heitern Menschenschlags an Rheines Ufern schon ganz angenehm auf; an den Ufern der Isar und der Donau schwindet sie aber gar. Es hatten damals an letztgedachten Ufern Geist und Wissenschaft sich ganz frische Weideplätze aufgesucht und die bedeutendsten Männer darum versammelt; mit allen kam Bettine um so leichter in Berührung und Verkehr, als einer der ausgezeichnetsten sie selbst dahin geführt hatte. Wenn sie nun auch — wie in L. Tiecks Krankenstube ebenso in Jacobis gastlichen Zimmern — bei den Frauen begreiflicher Weise weniger Glück machte, so zog doch der überaus glückliche und glänzende Reichthum ihres Geistes die Männer um so mehr an, als diese sich auch den ausgelassenen Muthwillen ihres witzigen Dämons viel leichter und unverletzter konnten gefallen lassen. Wie sehr in solchem Kreise ihr Geist an Reife und Bildung gewonnen, zeigen die meisten ihrer Urtheile, die sie über jene Männer in den Briefen an Goethe gelegentlich abgibt; vornehmlich weifs man kaum zu unterscheiden, ob man mehr durch die schöne Pietät oder durch die treffende Richtigkeit und Feinheit des Urtheils erfreut wird, das sie über Savigny ihren Schwager II. 171. 188 ausspricht. „Die Meinen sind mir fremd geworden," schreibt sie nun nicht mehr wie früher I. 188, und Goethes in Bezug auf seine Mutter I. 250 gesagtes Wort: „Liebt Euch unter einander, man gewinnt gar viel, wenn man sich durch Liebe Eines des Andern bemächtigt," hat auch hier nach der Mutter Tode noch frommen Segen gebracht. Von Landshut, wo so viele werthe Freunde, vor allen der nachherige Bischof Sailer mit Bedauern zurückgelassen werden, — weit begleitet von Savignys Schülern, in deren Charakterisirung die Briefstellerin ihre Kunst das Individuum zu zeichnen und zu treffen aufs neue beweist — geht die Reise nach Wien; und als hier (II. 194) Bettine bei Beethoven eintritt, fragt er sie augenblicklich, ob sie ein Lied hören wolle, dafs er so eben componirt habe, setzt sich und singt: „Kennst du das Land." Wie müfste eine solche Ueberraschung unsere Bettina-Mignon zu noch mehr als „heiterm Beifall," den sie dem Künstler bezeugte, bewegt haben, wäre das Kind von jetzt *drei und zwanzig* Jahren nur noch so sehr Kind gewesen als zwei, drei Jahre früher in Frankfurt und im Rheingau, da noch gar nichts weiter in ihr Herz drang als ihr Herr und Meister, da sie auch schon einmal die Ueberraschung erlebte, dafs ihr Bruder Georg ein kleines Landhaus in Rödelheim erwarb, zu dem Göthe in jüngern Jahren den Plan gemacht und dessen Bau er selbst besorgt hatte, I. 203.

Indem wir nun mit Beethoven unsre Hinweisung auf die Gestalten vorzüglicher Menschennaturen, welche Bettinens Briefwechsel so mannigfaltig beleben, hier abbrechen, könnten wir bei diesem grofsen Tondichter wohl den Uebergang zu einer andern Seite nehmen, zu den Belehrungen, die *Bettina* ihrem Herren über Natur und Kunst der *Musik*, desgleichen weiter ausschweifend auch aus ihrer Philosophie mittheilt. Da Einer aber nicht Alles kann und wir von Musik noch weniger verstehen als Göthe, so überlassen wir hiervon billig den Sachverständigen Prüfung und Urtheil. Von den philosophischen und andern *Gedanken* der Briefstellerin sind diejenigen, die in dem warmen Boden der Sinne, der Natur, der Menschenbrust und des Menschenlebens ihre lebendigen Wurzeln schlagen und dann (nach dem Ausdrucke der Verfasserin) zu höherem Licht kräftig aufblühen, immer höchst geistreich, fein, klar, oft in Form noch von Beobachtungen zur Ueberraschung praktisch verständig, z. B. von letzter Art I. 202: ich hab mich gewundert, wie schnell sie (Goethes Mutter) die Herzen gewinnen kann, *blofs weil sie mit Kraft geniefst* und dadurch die ganze Umgebung auch zur Freude bewegt." II. 205: „Wer ihm (dem Grofsherzog von Weimar) nahe seyn darf, dem mufs wohl werden, weil er jeden gewähren läfst und doch mit dabei ist, und die schönste Freiheit gestattet, *und nicht unwillig ist um die Herrschaft des Geistes*, und dennoch sicher ist, einen jeden durch diese grofsartige Milde zu beherrschen." Solcher feinen Beobachtungen, Reflexionen, Gedankenblüthen und -Blumen, in denen oft die klarsten poetischen Thauperlen liegen, finden sich sehr viele in dem Buche; und sie leuchten um so schöner ein, je frischer und fester sie noch stehen am lebendigen Zweig,

Zweig, aus dem sie gewachsen sind. Viele andre aber (im Tagebuche oft in ganzen Rummeln versandt) schweben gleich hoch oben in sublimen leeren Lüften ohne Wurzel und Zweig, und auch ohne Flügel, womit sie etwa sich losgerissen hätten; die Verfasserin gesteht, daſs sie oft nur mit Schmerzen sie gedacht, daſs sie davor sich selbst gefürchtet, ja (Tagebuch 137) daſs sie manche selber nicht verstanden habe. Was Wunder, wenn die Leser sie auch nicht verstehen? Es werden hauptsächlich solche seyn, die in Form von Definitionen und festen Sätzen aufgestellt sind; meistens hat die Verfasserin *liegend* und mit Zwischenschlaf sie aufgeschrieben, und da muſs ihr denn die Lichtenbergische Bemerkung, daſs man, wenn man *liege*, oft eine ganz andere Meinung habe als wenn man stehe, wohl zu gute kommen. Nur dem Buche möchte es bei manchen Lesern nicht *zu* gute kommen, daſs hier nicht vor dem Druck eine sichre Freundeshand zum Lichten und Sichten aufgefodert worden ist.

Endlich könnten zu den Belehrungen, die Bettina ihrem Dichter gibt, auch noch die kritischen Urtheile gerechnet werden, die sie gelegentlich über poetische Werke *fällt*; es geschieht eigentlich nur über die Werke von Goethe selbst. Seiner *Lieder* wird durchaus nur mit Begeisterung gedacht; von *dramatischen* Werken werden *bloſs* die natürliche Tochter und ganz zuletzt Iphigenie genannt. Dagegen machen ihr die *Romane*, besonders die Frauen derselben und die tragischen Ausgänge viel zu schaffen, und sie fällt darüber die subjectivesten Urtheile. Bei ihrer Geringschätzung der (im Leben doch so nothwendigen) *herkömmlichen*, gesetzlich und conventionell *angenommenen* Tugenden, (man lese nur ihre Ansichten von der Ehe I. 261 und II. 151) muſste ihr freilich die poetische Gerechtigkeit schwer eingehen, die Goethe auch an den liebenswürdigsten Personen übt, wenn sie im Kampfe des Gesetzlichen und des Ungebändigten sich nicht durch völlige Uneigennützigkeit zu retten wissen. Von niemand hätte sein Kind jene herkömmlichen gesetzlich angenommnen Tugenden besser hochachten lernen können als von Goethe, der sie so oft zu den schönsten poetischen Motiven verbraucht hat und in solcher Rücksicht gewiſs einer der *sittlichsten* Dichter kann genannt werden. Er wuſste recht wohl, daſs auch jene herkömmlich und gesetzlich angenommnen Tugenden zu *Gottes Ordnung* gehören und also nicht so gering geschätzt werden können, wie noch in der Zueignung von unsrer Verfasserin, die sich doch so groſse Sorge drum machte, ob er auch Religion habe. Ja in der natürlichen Tochter sind nicht einmal herkömmliche *Tugenden*, sondern genau betrachtet nur herkömmliche bürgerliche Zustände, Einrichtungen, man möchte fast sagen Vorurtheile, im Conflict freilich mit der Bosheit gegenüber, die bewegenden Hebel des Trauerspiels, so weit es uns vorliegt; und doch kann Bettine II. 153 die poetische Wirkung nicht leugnen, die das unvollendete Gedicht auf sie macht, wir gestehen, sogar eine stärkere als auf uns. Denn ein Hauptschmuck, welchen Goethe den Frauen, für die er seine Leser besonders interessiren wollte, wie Lotten, Theresen, Natalien, Ottilien, fast immer beigegeben hat, angemessene schöne *Thätigkeit*, fehlt der sonst so reich geschmückten Heldin des Trauerspieles doch noch; und so ist im Grunde bis zum Ende des uns Mitgetheilten wahr geblieben, was schon im zweiten Aufzug von Eugenien gesagt wird:

„Gebildet ist ihr Geist, doch nicht zur That,
Und wenn sie richtig fühlt und weise spricht,
So fehlt noch viel, daſs sie gemessen handle."

Aber freilich zeigt schon dieser Umstand die Unvollendung des Gedichtes; Eugenie sollte ohne Zweifel noch in groſser That auftreten, wenn gleich auch höchst wahrscheinlich in *zu* groſsem Unternehmen, dem sie nicht gewachsen war, unterliegen. — Um von Eugenien auf Bettinen zurückzukommen, so ist es kaum glaublich, wie eine solche Meisterin auch objectiver Darstellung in ihrem Urtheil über Göthes Romane ganz in den Fehler der Philister verfallen konnte, die auch nicht daran denken, daſs poetische Wahrheit und Darstellung die Hauptsache ist, sondern die entweder einen einzelnen didactischen Zweck oder nur *ihre* Nebenzwecke vom Dichter bedacht und ausgeführt wissen wollen, nur solche Personen, solche vermeintliche Ideale von ihm dargestellt verlangen, an denen ihre einzelne Erfahrung oder Idee, ihre einseitige Neigung und Liebhaberei gern ihr Privatvergnügen hätte. Aber das liegt bei Bettinen daran: sie weiſs fremde Individualität wohl zu fassen (daher auch recht wohl darzustellen), aber nicht zu achten, wenigstens nicht objectiv nach Gerechtigkeit sondern nur subjectiv, so lange jene ihr eben gefällt. Und dann läſst sich nicht beseitigen, Bettinens eigne Angelegenheit ist viel zu viel bei ihrem Urtheil mit im Spiele; und so kann sie den Selbsttäuschungen nach mehr als einer Seite hin nicht entgehen. Sie meint II. 112: an Lottens Stelle — wäre sie nur damals bei der Hand gewesen — hätte sie Werthern anders trösten wollen; sie fragt II. 136: „ist die Liebe nicht frei? warum will Charlotte Eduarden und Ottilien dies unschuldige Leben mit und neben einander wehren? sind jene beiden nicht verwandt? Zwillinge sind sie; in einander verschränkt reifen sie der Geburt ins Licht entgegen; und Charlotte will diese Keime trennen, weil sie nicht glauben kann an eine Unschuld. — — Keiner ist vertraut mit der idealischen Liebe, jeder glaubt an die gemeine; und so pflegt, so gönnt man kein Glück, das aus jener höhern entspringt, oder durch sie zum Ziel könnte geführt werden." Hier haben wir abermals einen Beweis, welches Miſsverständniſs Göthe, verleitet durch seine Liebe zu den Naturwissenschaften, bloſs mit der unglücklichen Wahl des *Titels* seinem Buche selbst auf den Weg mitgegeben hatte; denn das, was über Wahlverwandtschaften *im* Buche gar nicht durch ihn, sondern nur durch seine Personen, gesagt wird, konnte

zu

zu so grofsem Mifsverständnifs des Dichters kaum von jemand festgehalten werden. Sonst aber ist auf Alles, was Bettine vorhin da fragt und sagt, freilich leicht zu antworten, meist aus ihrem eignen Munde. Gewifs war einmal Lottens und Eduards Liebe frei — wie Walderdbeeren im Forste über Schlangenbad hinaus; wenn aber Einer bei der Waldpartie, von der I. 26 erzählt wird, dem armen Köhlerkinde, dafs sich auch sein Krügelchen voll Walderdbeeren gepflückt hatte, diese hätte abjagen wollen, wäre Bettina nicht die erste gewesen, die das auf das allerstrengste gestraft hätte? „Die Myrte, die einmal eingepflanzt ist, schreibt sie I. 355, die soll man nicht entwurzeln, man soll sie pflegen bis ans Ende." Nun hatten ja aber Lotte dem Albert, Eduard der Charlotte die schönsten Myrtenbäume eingepflanzt; beide hatten sich feierlich des Himmels Segen, des Gesetzes Schutz darüber erbeten; und *diese* Myrten sollten doch entwurzelt werden dürfen? Nur nicht die zweiten ohne solchen Schutz gepflanzten? — Kann man wunderlicher fragen als Bettine: „warum will Charlotte den beiden das unschuldige Leben mit und neben einander wehren?" *Wer* fragt so? Die, die da schon (I. 15) beim ersten Veilchenstraufse, den ihr Goethe zuwarf, voll Eifersucht gerieth, weil sie glaubt, der Straufs sey ihm zuvor von Frauenhand geschenkt worden; die da schreibt I. 27: „ich bin erzürnt über alle Menschen, die mit ihm zu thun haben;" die da schreibt I. 22: „Alles kann ich wohl vertragen von ihm zu hören, aber kein Lob und keine Liebe; Sie hat Ihren Sohn lieb und hat ihn geboren, dafs ist keine Sünde, und ich lasse mirs gefallen, aber mehr nicht; die andern sollen nur keine weitern Prätensionen machen." Und wie vieles der Art (wenn auch nicht so lustig als das Vorstehende) schreibt sie noch z. B. I. 237. 248. 318. II. 41. 159! Nicht einmal bei der Frau Rath soll Christian Schlosser auf ihrer Schawell sitzen! — Und worauf gründet nun Bettine das särkere *Recht* der zweiten Myrte? Auf Liebe und Unschuld, — das ist auf zwei umgekehrt in einander geschobne Sophismen davon: einmal auf den Vorzug, den sie vor der sogenannten gemeinen Liebe der idealischen gibt, die nach ihrem Ausspruch doch Keiner kennt als zwei oder drei Auserwählte, und dann auf den gröfsern Werth und Nachdruck, den sie umgekehrt der blofs materiellen Unschuld beilegt weit voraus vor jener wirklich höheren ideellen Unschuld, an deren Verletzung zu glauben Charlotte doch wahrhaftig Grund genug hatte; sie war ja selbst im gleichen Falle der Schuld, und wurde gewifs von dem Dichter nur darum nicht gleichem Untergange zugeführt wie Ottilie, das zarte unvergleichlich liebenswürdige Wesen, weil durch das sittliche wie durch alle Naturreiche hindurch gilt, dafs, je zarter und edler das Geschöpf, desto schwieriger seine Reproductionskraft ist.

Mit jener pur idealischen Liebe, in der (II. 138) nur die Seele, nicht der ganze Mensch liebt, hat es aber immer die Bewandtnifs gehabt, dafs sie, ohne Hindernisse auf ihrer Bahn, entweder in die menschliche ausgegangen oder im Sande der Zeit und Gewohnheit versickert ist. Im Werther und in den Wahlverwandtschaften war die idealische Liebe bereits völlig in die menschliche verwandelt; und wäre das auch nicht, wir sehen nicht ein, wie ein Romanendichter die Darstellung der Liebe seiner Helden vor unsern Augen anders poetisch schliefsen könnte als mit Ehe oder Entsagung oder Tod. Ein allmähliges Versickern im Sande der Zeit wäre so unpoetisch, als eine gerichtliche Scheidung zum Schlufsstein um dadurch etwa ein schwaches Paar glücklich zu machen. Und hierbei kommen wir auf das zurück, was wir früher sagten: wäre ein Bezug zwischen Bettinens Liebesverhältnifs zu Goethe und zwifschen den damals geschriebnen Wahlverwandtschaften anzunehmen, so könnte es nur der seyn, dafs Goethe die Wahlverwandtschaften zur *Widerlegung* jenes Verhältnisses geschrieben habe. Trotz der *Bettinischen* Kritik blieb Goethe doch der Meinung, dafs er in einem Roman oder dramatischen Gedicht aus unsrer christlichen Gesellschaftswelt die Zweifelderwirthschaft der Liebe nicht mit poetischem Glück gesetzlich einführen könne; wir haben das sprechendste Zeugnifs dafür in der *Stella*, die noch in der Ausgabe von 1807 ein Schauspiel für Liebende war mit dem Ausgang der Geschichte des Grafen von Gleichen, in der Ausgabe von 1816 aber zum Trauerspiel umgeändert wurde, in welchem nicht nur Fernando, jenes glücklichen Ausganges völlig unwürdig, sondern auch selbst Stella untergehen mufste, die höchstens nur in ihrer überzarten Idee mitschuldige. —

Wenn wir in Vorstehendem nun dem kritischen Urtheil Bettinens über Goethes Romanenausgänge völlig widersprochen haben (warum bei so bekannten Dingen doch so ausführlich, wird keiner Ausführung wieder bedürfen); so wollen wir damit doch nicht in den von uns selbst gerügten Fehler fallen und die Herausgeberin etwa tadeln, dafs sie uns das Alles unverkürzt und unverändert mitgetheilt hat. Gegentheils wir danken ihr, dafs sie uns Bettinen darstellte, wie sie damals war, mit allen ihren Irrthümern wie mit allen Vorzügen und Liebenswürdigkeiten. Welchen andern Schein auch die unglückliche Zueignung werfen möchte, wir haben doch die Beweise in Händen, dafs die jetzige Herausgeberin die damalige Briefstellerin wohl von sich selbst unterscheidet; die Beweise stehen II. 300 und 301.

(*Der Beschlufs folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Julius 1835.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN, b. Dümmler: *Goethes Briefwechsel mit einem Kinde.* Seinem Denkmal. 1835 u. s. w.

(*Beschlufs von Nr.* 119.)

Eben deshalb nun auch, weil die Vfn. an diesen Stellen die frühere grofse Meinung von der ausnehmenden Besonderheit, von der ihr so leichten Durchführbarkeit ihrer idealischen Liebe in Demuth niedergelegt hat, sind wir um so eher enthoben, so angenehm an sich das Geschäft wäre, hier noch in eine nähere Charakteristik von Bettinens Liebe einzugehen, von der sie selbst im Tagebuch S. 9 sagt: „*Es ist Sinnenlust meines Geistes*, der mich an Dich fesselt, dafs ich Dich denke." Diese Bezeichnung drückt in der That viel richtiger als der Name „idealische Liebe" das Eigenthümliche, das Charakteristische *ihrer* Liebe, das Resultat aus, das sich ergeben würde, wenn man das schon oben berührte Hin- und Herschwanken Bettinens über Grund und Zweck ihrer Liebe aus allen ihren Briefen zusammenfassen und in ein endliches ruhiges Ausschwanken bringen wollte. In ihrer Entstehung war diese Liebe eine Blume der Phantasie; von der Sinnlichkeit nahm sie wenig mehr als nur die Erquickung eines leisen Nachtthaues; Licht des Geistes, des eignen wie des Goethischen, unendlicher eigner Geistesreichthum war ihre eigentliche Nahrung und augenblicklich zugleich die gefüllte Blüthe, womit sie allerdings nicht nur dem Feuergeiste sondern auch dem Strahlenglanze des erwählten Sonnengottes sich zuwendete. Für den Boden, für die Nahrung, die sie hatte, perennirte sie immerhin eine ganz hübsche Zeit hindurch; und die Orangenblüthe hat es ebenfalls vor andern bei uns einheimischeren Blüthen voraus, dafs sie auch *nach* dem Abfall noch lange köstlich nachduftet. — Es ist auffallend und neu, in zwei, eigentlich drei Bänden (denn das Tagebuch wurde ja auch für Goethe geschrieben) voll Liebesbriefe das Wort *Herz* so selten zu finden, dagegen das Wort *Geist* so häufig, dafs es beinahe zu häufig wird. Aber für Manche ist das eben verdriesslich, und sie sagen darum: Bettinens Liebe sey im Grunde doch nur eine Unwahrheit, unechtes Gold, um damit zu glänzen, nicht echtes wodurch man sich wirklich reich fühle. Hieran ist aber nichts weiter wahr, als dafs die Herausgeberin durch Vorrede und Zueignung den *Schein* von Glanzlust und Eitelkeit allerdings sehr stark auf sich hingezogen hat; und sie mufste (um uns eines Ausdrucks aus dem obenangezognen Urtheil über Eugenie die natürliche Tochter zu bedienen, da das Uebrige dieses Urtheils ohnehin so schön pafst) — sie mufste um so *gemeſsner handeln*, jenen Schein um so mehr vermeiden, je klarer sie (nach eignem Ausspruch im Tagebuch S. 136) wufste, dafs das Gefühl, so wie es sich mit der Oberfläche des Lebens berührt, gar leicht und schnell zur Eitelkeit anschiefst. Aber darum ist doch niemals eine Liebe wahrer gewesen als die Liebe Bettinens zu Goethe, *wie sie dem Geliebten sich dargelegt hat*. Beim Himmel! sie hat ihm nichts weifs gemacht, sie hat ihn mit nichts betrogen, es wäre denn damit, womit sie sich selbst betrog, womit aber der lebens- und liebenserfahrne Mann nicht zu betrügen war. Denn da sie in Stunden guter richtiger Besonnenheit vor ihm selbst ihr Liebestreiben einen *Eigensinn ihrer Neigung*, eine *seltsame Laune der Sehnsucht* (I. 244. Tagebuch 30) genannt hatte; so war er auch immer gefafst, dafs der böse Dämon auch die lieblichste Neigung in Kälte verwandeln könne; „und es ist mir zum warnenden Merkzeichen (schrieb er ihr II. 133), dafs ich *dem launigen April* Deine erste Erscheinung verdanke." Sie hat ihm niemals ein überströmendes *Herz* nur voll weicher Zärtlichkeit, süfser Hingebung und heifser Thränen, sie hat ihm niemals eine Stellas-, auch niemals eine Ottilienliebe vorgelogen, sondern immer redlich gesagt, was für eine Liebe sie ihm biete. Giebt es denn aber nur Eine Art von Liebe, so dafs man berechtigt wäre, die andern Arten alle Unwahrheit und Lüge zu nennen? Welche der geneigten Leserinnen hat denn in Demuth die eine Normalart? Aber wir kennen diese Sprache; wir haben, auch nicht ganz unerfahren, in ähnlichen bedenklichen Fällen oft schon gehört: „ja, ich wollte mirs noch gefallen lassen, wenn ich glauben könnte, dafs nicht Eitelkeit und Eroberungssucht, sondern dafs wirklich ihr *Herz* sie zu ihm hinzöge." O lieben Freunde und Freundinnen! lafst uns dem Himmel danken, wenn in solchen bedenklichen Fällen nicht zu viel von dem da ist, was ihr vermisset! Das gefährlichste Labyrinth, in das ein Mensch sich verwickeln kann, trägt er in seiner Brust und nennt es sein *Herz*; denn in dem Blute, das durch diesen Irrgarten auf- und abströmt, sind gar zu mancherlei Stoffe gemischt. —

Wenn man noch sagte: auf diesen grünglänzenden Blättern von Bettinens Liebe safsen aber doch auch die grünen Räupchen des Eigensinns, der Laune, der Eifersucht, der Unwilligkeit um die Herrschaft des Geistes, ja eines ganz unzuständigen Gewalt-

walt- und Herrschaftsdranges; und wenn Goethe sie hätte *nehmen* sollen, würde er gewiss nicht wie I. 186 ihr geschrieben haben: „lass Dich nicht stören in Deinem Eigensinn und Launen, es ist mir viel werth Dich zu haben wie Du bist", — wenn man noch so sagte, das hätte doch noch Grund und wäre mit Beweisstellen reichlich zu belegen. Aber leider! so hat noch Keiner gesagt; und nun kommt Alles auf gegenwärtigen Recensenten, als falle der nur so stark aus! Und doch ist er es allein, der hinzusetzt: was that es denn? Bei dem Gange, den diese Liebe (auf der Post) nahm, konnten ja alle jene Raupen und Räupchen im Ganzen doch nur wenig Schaden thun. Es war ein weiter Weg nach Weimar; was in die Briefe Bettinens als Raupe eingekrochen war, verpuppte sich drin und kam in Weimar als schöner bunter Schmetterling zum Vorschein, war dem Empfänger viel werth, und wurde angespiesst für die Naturaliensammlung. Nur einmal gerieth der gütige Herr und Meister, eines Urtheils wegen über Zelter, auch in Eifer und schrieb II. 287 zurück: „Du bist vielseitig genug, aber auch manchmal *ein recht beschränkter Eigensinn*."

Und diese einzige kleine Ereiferung, zufällig aus Goethes letztem Briefe, leite uns denn über zu der noch rückständigen Betrachtung, wie der Dichter überhaupt und vom Anfang an der ihn so neu anströmenden Liebe Bettinens entgegen gestanden habe. Das vorliegende Buch giebt für diese Betrachtung einen doppelten Anhalt, einmal in Goethes eignen Briefen, sodann in den elegischen Briefen Bettinens, welche die Stunden des persönlichen Umgangs mit ihm wiederholen. Es ist nicht zu leugnen aber auch ganz natürlich, dass er in persönlicher Nähe wärmer, erwiedernder, liebevoller, ja zärtlicher erscheint als in seinen Briefen; aber sein schönes sittliches Gefühl hielt ihm das Maſs, die Grazien standen ihm zur Seite („ja diese stehen Dir weit näher, sie haben viel mehr Gewalt über Dich als ich", schreibt ihm Bettine I. 164), und er verlor nicht seine Weisheit. Dass aber keineswegs bloss Scherz und Liebesspiel jene glücklichen Stunden ausfüllten, sondern auch die ernstesten und würdigsten Gegenstände darin zur Sprache kamen, zeigt z. B. die edle Berichtigung, die nach I. 271 Bettinens Urtheil über *Schiller* von Goethe empfing; wobei wir die Bemerkung nicht unterdrücken, dass — wenn alles nur Gedicht wäre — kein Dichter vermocht hätte es schöner einzurichten als unsre geborne Dichterin, auch von diesen ernsten Unterhaltungen uns Wink und wünschenswerthe Kunde zu geben. In Goethes Briefen spricht anfangs sich einige Furcht aus vor so viel ihn Ueberströmendem; er hat sie nach dem Ausdrucke seiner Mutter II. 130 mit schwebendem Herzen geschrieben. Da er inzwischen den poetischen Ursprung von Bettinens Liebe, desgleichen das Uebergewicht ihres Geistes noch über das, was man in der Liebe gewöhnlich Phantasie und Herz nennt, bald erkannt hat; so hat er sich auch gar bald gefasst und weiss den Strom geschickt einzuufern in oben schon gedachten heitern See, zu beiderseitigem Vortheil: der geistreichsten aller Liebhaberinnen wird es nun bald höchstes Ziel, ihm nur immer neue poetische Kränze und Perlen zuzuwerfen, und sie ist beglückt, wenn der Geliebte am Ufer wandelt und mit warmer Freude Alles auffängt. Goethe seines Orts, hätte er auch je über diess oder das geschwankt, darüber hat er nie geschwankt, dass sie ihm nur immerfort, nur recht viel, nur Alles, und wenn es Folianten wären, *schreiben* soll. Bei der vielfachen Wiederholung, wie unendlich werth ihm das sey, welche warme Aufnahme ihre reiche Liebe stets bei ihm finden werde, wie könnte man da von *kalt zugemessenen* Briefen sprechen? von solchen ist (die zwei fremder Hand dictirten ausgenommen) keine Spur, wenn man die Wahrheit sagen und sich nur das rechte Verhältniss denken will. Sogar da, wo Bettina selbst sich über Aprilkälte beklagt (sie dauerte vier Monate) ist gewiss weiter nichts zu erkennen als sonstiger Geschäftsüberdrang; wie ja auch Bettine am Ende des Jahrs vier Monate lang gar nicht schreibt. Halten denn, die das anders sagen, den Mann für einen Thoren, der auf einmal seines Lebens und Wirkens Ziel ganz und gar vergessen sollte? Einige sind zwar der Meinung gewesen, Goethe habe, auf Bettinens begeisterten Aufruf an Wilhelm Meister II. 34, mit ihr über die Alpen gehen und den Tyroler Aufstand verstärken, mindestens doch in seinen Briefen starke politische Gesinnungen äussern sollen; wir jedoch wissen es nicht zu tadeln, dass er, ähnlich dem frühergedachten braunen Schiffer bei Bingen, nur noch wartete, *bis ihm* die Begeisterte, dem Schauplatze so viel näher, voran ging. Aber richtig ist, dass Goethe hier wie in seinen übrigen Schriften noch über viele Dinge, die Vielen doch von Interesse sind, sich bestimmt und klar zu äussern ganz unterlassen hat, so z. B. unsres Wissens über Heraldik, über Kleebau in Sachsen, über die Haubergswirthschaft im Siegenschen, und dgl. weit Mehreres. Bei vorliegendem Briefwechsel sind wir nur einmal mit ihm unzufrieden geworden, das ist da, wo er (II. 156) in Bettinens Eheansichten einzustimmen scheint: „über der lieben Meline Heirath sage ich nichts, es macht einem nie wohl, wenn ein so schönes Kind sich weg gibt; und der Glückwunsch, den man da anbringt, drückt einen nur auf dem Herzen." Für dieses fast philisterthümliche Eingehen in jene völlig ungenialen Ansichten gönnen wir ihm nun auch alle die Verweise, die ihm Bettine bei andern Gelegenheiten mit Philinenartiger Lust und Unart zugehen lässt; und damit ist auch dieser Punkt abgemacht, über den Goethe natürlich im Ernste ganz anders dachte. Hören wir nun noch beide selbst über die Weise, wie Goethe sich in solchem Liebesdrange verhalten hat! Von Bettinen nur den Schluss einer schönen Seite im Tagebuch 116: „Du lässt Dich nicht berauschen wie ich mich, — — die aufgeregten Gefühle übergiessest Du mit idealischen Formen, jede Stimmung wird durch Dein liebendes Verstehen individueller und reizender," und durch

Dein

Dein sanftes Beschwichtigen wird die heftige Leidenschaft zum Genie." Dieses Zeugniſs Bettinens trägt alle Zeichen erlebter Wahrheit; es nur für schöne Worte, für einen absichtlich über ganz andre Wahrheit geworfnen Schleier erklären könnte nur der, der gänzlich übersähe, daſs Bettine trotz Allem, was sie von der Geistigkeit ihrer idealischen Liebe spricht, doch immer mit sichtlichem oder wahrem Vergnügen dabei verweilt, wenn sie auch in sinnlicher Erscheinung dem Geliebten gefallen hat. Von Goethe gehört ohne Zweifel die Anmerkung hierher, die er im westöstlichen Divan dem Buche Suleika beigegeben: „dem westlichen Dichter (sagt er dort) entwich die Jugend; sein Alter, seine grauen Haare schmückt er mit der Liebe Suleikas, nicht geckenhaft zudringlich, nein, ihrer Gegenliebe gewiſs. Sie die Geistreiche weiſs den Geist zu schätzen, der die Jugend früh zeitigt und das Alter verjüngt." —

Wir eilen dem Schlusse entgegen. Die letzten Briefe Bettinens enthalten Jugendnachrichten aus Goethes Leben, die sie von dessen Mutter empfangen, er zu seiner Lebensbeschreibung sich erbeten hatte. Nachdem sie ihm zuerst von seiner Geburt geschrieben, *bittet* er II. 245 doch ganz christlich: „*laſs mich nun bald taufen*", und „fahre fort so lieb und anmuthig zu seyn"; und sie fährt so lieb und anmuthig zu erzählen fort, bis auf einmal mit zwei wechselseitigen Briefen aus dem Januar 1811 ohne allen Zwist Alles unerwartet schnell abbricht. Schon früher haben wir angedeutet, daſs in poetischem Interesse hier auch das ganze Buch schlieſsen müſste. Es hätte nämlich nach unsrer Meinung ohne Verletzung der Wahrheit dem Buche ein noch poetischeres Ansehen, eine viel poetischere Wirkung durch folgende Einrichtung können gegeben werden: 1) Zueignung und Vorrede muſsten durchaus wegfallen; vor dem öffentlichen Beichtstuhl, in dem jetzt der ganze Briefwechsel niedergelegt wurde, bedurfte es keiner vorgepflanzten Distel mehr wie in der Rochuskapelle. 2) Der Briefwechsel mit der Frau Rath Goethe muſste nicht abgesondert vorausgegeben sondern den andern Briefen chronologisch eingeordnet werden. Eben so muſste 3) das Tagebuch nicht in einem besondern Bande zusammengedruckt sondern nach der Zeit seiner Entstehung zwischen die Briefe eingeschaltet werden. Schloſs dann endlich 4) das Werk mit den zwei letzten wechselseitigen Briefen aus dem Januar 1811, so war das sicher das Vortheilhafteste für die Vfn. und das Erfreulichste für die Leser, vor deren Augen das Gegebene nunmehr dastand als ein *schöner unterbrochener Traum*, bei dem man nach den tausend möglichen Ursachen der Unterbrechung nicht weiter fragt, sondern nur immer nach den lieblichen Traumbildern zurückschaut. Höchstens schlug dann etwa ein fleiſsiger Commentator einmal die *Scriptores*, die gleichzeitigen Schriftsteller nach und fand endlich in Goethes und Zelters Briefwechsel I. 438 die Nachricht, die Zelter im März 1811 von Berlin aus an Goethe geschrieben: „Bettine hat am Sonntag vor acht Tagen Hochzeit machen wollen; da hatten beide einige Kleinigkeiten zu besorgen vergessen, z. E. sich aufbieten zu lassen", u. s. w. In einer gelehrten Abhandlung suchte der Commentator erweislich zu machen, daſs Zelters Bettine ganz gewiſs die unsre sey, die ja auch in ihren Briefen einige Male Zelters sehr artig gedacht hatte; nicht umsonst (schloſs der gelehrte Mann) haben also die Wandschmidlein, die Meister vom Hammer, die in den Bettsäulen zu Kaub I. 261 ihren Liebchen klopften, unsrer Vfn. geweissagt, sie müsse ebenfalls heirathen. —

Die Herausgeberin hat es anders gewollt, sie hat das Buch nicht so abschlieſsen wollen wie wir, sondern hat noch einige Briefe an Goethe aus spätern Jahren und andere über ihn angehängt. Ohne unsre Meinung über einen poetischeren Schluſs des Buches wieder auszustreichen, können wir nach wiederholtem Lesen und Bedenken das Verfahren der Herausgeberin doch nur loben; denn zum ersten hat sie durch die unverholne Mittheilung dieser spätern Briefe abermals die gröſste sich selbst wenig schonende Wahrheitsliebe an den Tag gelegt, und zum andern bilden diese Briefe in der That ganz eigentlich das Kapitelchen, das Lessing noch zu Werthers Leiden verlangte, und das zu vorliegendem Buche vielleicht noch nothwendiger scheinen konnte, weil dieſs Buch — wenn auch nicht so hinreiſsend doch so reizend geschrieben wie irgend nur Werther — gleichwohl nicht wie dieser als Dichtung sondern als Wahrheit in alle Welt ausgeht. Da mochte es denn freilich gut scheinen, den jungen Leserinnen zu sagen: Liebe Schwestern in Eros, die ihr meinem Liebesgange vier glückliche Jahre hindurch mit Theilnahme, vielleicht mit Thränen und Entzücken gefolgt seyd, höret nun auch zuletzt mich: „Das alles ist nun ein Traum", und nur zu träumen ist nicht eure Bestimmung. Als ich zu stark auf das pochte, was ich idealische geistige Liebe nannte, womit Keiner vertraut sey wie ich; als ich meinte, ich würde mein groſses Gedicht von dieser Liebe ganz sicher und glücklich vollenden, da hab ich mich geirret, wie die andern, auf die ich im Uebermuth manchmal herab sah, sich auch irren, nur anders; „*die Liebe ist kein Irrthum, aber ach! der Wahn der sie verfolgt.*" II. 309.

Hören wir weiter wörtlich, wie die Vfn. siebentehalb Jahre nach dem Abbruch jener Liebeszeit ihrem Dichter schreibt:

„1. August 1817. Nicht geahnet hab ich es, daſs ich je wieder so viel Herz fassen würde, an Dich zu schreiben. — — Ich fühl es jetzt wohl, daſs es nicht leicht wär mich in meiner Leidenschaftlichkeit zu ertragen; ja ich ertrage mich selbst nicht, und mit Schauder wende ich mich von all den Schmerzen, die die Betrachtung in mir aufwühlt. Warum aber gerad heute, nachdem Jahre vorüber sind, nachdem Stunden verwunden sind, wo ich mit Geistern zu kämpfen hatte, die mich zu Dir hinmahnten? heute bedachte ich es, daſs vielleicht auch Du nie eine Liebe erfahren habest, die bis ans Ende gewährt — — ich

ich habe nicht einmal den Freund bewahrt, den ich mir selbst erwählte; mein Mund hat sich verschlossen über ihn, als ob ich ihn nicht kenne; ich habe das Richtschwert der Zunge über ihn blitzen sehen und hab es nicht abgewehrt; siehst Du, so wenig Gutes ist in mir, da ich doch damals so gewifs besser seyn wollte als alle, die so sind." II. 300, 301. Und ferner: „Weimar, den 29. October 1821. Mit Dir hab ich zu sprechen! — nicht mit dem, der mich von sich gestofsen, der Thränen nicht geachtet, und karg keinen Fluch wie keinen Segen zu spenden hat, vor dem weichen die Gedanken zurück. Mit Dir, Genius, Hüter und Entzünder! — — Ja die damalige Zeit ist jetzt ein Traum! — — Zehn Jahre der Einsamkeit haben sich über meinem Herzen aufgebaut, haben mich getrennt von dem Quell, aus dem ich Leben schöpfte; keiner Worte hab ich seitdem mich wieder bedient, alles war versunken, was ich gefühlt und geahnt hatte. Mein letzter Gedanke war: es wird wieder eine Zeit kommen, in der ich seyn werde; denn für diefsmal haben sie meine Sinne begraben und mein Herz verhüllt." II. 305, 306. Und noch später ähnliche Selbstanklagen im Tagebuch, 205, 206, 207 und 228.

Wer diese waren, die ihr Herz verhüllt, wer die falsche Welt ausmachte, die nach dem Tagebuch S. 207 sie von Goethe getrennt und weggeführt haben soll, hat die Vfn. nicht gesagt und daran augenscheinlich (und am meisten sich selbst) sehr Unrecht gethan, sobald sie jene Stellen nicht ausstreichen sondern der Welt mittheilen wollte. Jedem Leser drängt sich jetzt unabweislich die Frage auf: wie konnte doch eine Jungfrau, die so früh und so lange sich und Andere daran gewöhnt hatte, überall nur nach eignem Willen und Wohlgefallen zu handeln, auf einmal — an Jahren und rechtmäfsiger Freiheit so weit vorgerückt — sich dem Willen Andrer unterwerfen, wenn es nicht eben mit ihrem eignen Willen, mit ihrer eignen Laune ganz zusammengestimmt hätte — den geistreichen Briefwechsel mit Goethe aufzugeben? Könnte die Vfn. diese Frage irgend Einem übel vermerken, so müfste sie uns ja noch stupider *wünschen* als sie in der Zueignung uns mit bittrer Klage *geschildert* hat. Dagegen müssen wir hier aber auch nach einer andern Seite noch stark ausfallen, nach der, wo man sich erlaubt, von *Unwahrheit* der Liebe zwischen Goethe und Bettinen zu sprechen auf nichts Anderes als auf das hin, was angeblich näher Unterrichtete über Goethes Gesinnung und Stellung zu Bettinen sollen erzählt haben! So auf Hörensagen, wider die vorliegenden Urkunden unter dem Geständnifs, diese Urkunden nicht einmal ganz gelesen zu haben, in die Welt hinein die Vfn. der *Unwahrheit* zu zeihen, ist das besonnener, tugendhafter und würdiger als in jugendlicher Begeisterung dem Goethe um den Hals zu fallen? Sind die Fehler, die aus beschränkter Lieblosigkeit, ja aus dem Dunkel des Hasses herauswachsen, nicht immer gröfsere Sünde als die aus der Liebe entstehen? Völlig frei und ungedrängt hat die Vfn. II. 305 selbst uns dargelegt, dafs im Herbst 1821 Goethe sie (wie es dort ausgedrückt ist) von sich gestofsen und ihrer Thränen nicht geachtet habe. Natürlich mufste Goethe damals, gerecht oder ungerecht, irgend einen Anlafs haben; aber wird hierdurch an der Wahrheit und Innigkeit des *frühern* Verhältnisses auch das Allermindeste nur abgeändert? Und wer so freiwillig den Zwist gesteht, dem mufs jeder, der nicht ungerecht seyn will, auch die Versöhnung glauben, von der wenn auch nur gelegentlich das Tagebuch S. 240 Kunde giebt. —

Ein besonderer Nebenreiz des Buches ist nicht zu übersehen, es ist der, dafs man sich darin durchaus immer *in der besten Gesellschaft* befindet; und da von so *vielen* merkwürdigen und ausgezeichneten Personen die Rede ist, so werden auch *viele* Leser das Vergnügen haben, auf würdige Freunde und Bekannte zu stofsen, von denen die Vfn. immer etwas Interessantes zu sagen weifs. Auch Rec. hat ein schönes ihm werthes Kleeblatt darin gefunden, und einen Namen von den dreien schon einige Male mit geheimer Lust genannt, während die Vfn. die Namen der beiden andern II. S. 138 gar nicht genannt und nun in der Literaturgeschichte die grofse Ungewifsheit gelassen hat, ob Jakob Grimm oder Wilhelm Grimm es war, der auf dem Gange aus dem Schauspielhause Goethen auflauerte — blofs um ihn zu sehen. „O Eitelkeit des Rec., der damit nun doch seine Anonymität aufgiebt", wird ein Fortsetzer von Meusel hier vergnügt ausrufen; und der Fortsetzer hätte Recht, wenn jenes Kleeblatt vom Rec. allein geliebt und geehrt würde. So aber ist die Sache sehr anders, der Fortsetzer mufs doch in ganz Deutschland herumrathen, und sein Schlufs auf Eitelkeit ist ganz gewifs unrichtig. —

Von der Vfn., wie sich gebührt, nicht vom Rec. das letzte Wort! Ein italienischer Dichter schrieb einen Commentar über die ersten sechszehn Gesänge der göttlichen Komödie von Dante, machte sich aber weit berühmter und unsterblich durch seine eignen dichterischen Werke voll mannigfaltiger Anmuth und Schönheit. Unsre Vfn. hat beides in Einem vereinigt, den Commentar über das Buch Suleika und über sechszehn Sonette von Goethe (denn das siebzehnte, Abendlicht, blieb ihr selbst unklar, und darum auch wohl ihrem Dichter zum Theil unerfüllt) hat sie in Einem Werke geliefert, dessen Anmuth und poetische Schönheiten, je öfter wir das Buch lesen, nur immer desto frischer und reizender uns hervorleuchten. Das Buch wird der Unsterblichkeit schwer zu entziehen seyn.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Julius 1835.

ÄSTHETIK.

Berlin, b. Reimer: *Ariadne*. Die tragische Kunst der Griechen in ihrer Entwickelung und in ihrem Zusammenhange mit der Volkspoesie. Von *O. F. Gruppe*. 1834. 783 S. gr. 8. (3 Rthlr. 8 gGr.)

Der Gegenstand dieses Buchs ist ein ästhetischer und sein Zweck dieser, durch Entwickelung der griechischen Tragödie, ihrer Natur und ihrer Verknüpfung *die griechische Poesie als ein Ganzes erscheinen zu lassen*. Dieses Wort ist nicht leer, sondern bedeutend und ganz eigentlich das Stichwort einer tiefsinnigen Schule, die mit grofser Sicherheit sich alle Wissenschaften unterwerfen wird, soweit ihre Träger der Weltansicht fähig sind, dafs auch das Geistigste nicht in die Willkür des Einzelnen gelegt sey, dafs vielmehr z. B. in unserm Falle die ganze griechische Poesie organisch seyn und gleichsam gewachsen seyn müsse. „Es ist nun recht merkwürdig, sagt unser Verfasser in der Vorrede, auf welchen Umwegen sich diese Einsicht erst spät Bahn brechen konnte." Die volkspoetische Natur (d. i. eben das eigentliche unergreifbare Erwachsen) der Homerischen Gedichte war schon proclamirt, aber dies blieb noch ein ganz einzeln stehender Punkt; dann wie es schien ganz unabhängig hievon machte in der Jurisprudenz unter der Hand eines bedeutenden Mannes der Gedanke sich geltend, dafs Einrichtungen und Institute weder ein Erfundenes noch auf einmal Gegebenes, sondern dafs sie ein Gewordenes und gleichsam Gewachsenes seyen." Mit erneueter Kraft trete dann dieser Gedanke in der historischen Sprachforschung besonders der deutschen Sprache wieder hervor und er gelte auch von dem Inhalt der Sprache von der Poesie, von den poetischen Mythen, welche die Sprache fortleiten, ja von ihnen noch in weit höherem Grade. Die einzelnen Dichter haben Theil an der Fortbildung und Erzeugung dieser Mythen, und es geht ein unmittelbarer ununterbrochener Zusammenhang von der Entstehung der Mythen bis zu den Dichtern, die Dichter stehen durch eine organische Reihe mit einander in Verbindung und diese hängt zusammen mit der Volkspoesie. Wie dies sich in Beziehung auf die Tragiker der Griechen näher verhält, diese Aufgabe lös't das gegenwärtige Buch.

Es beginnt damit, das Verhältnifs der beiden Dichter Aeschylus und Sophokles an einem Beispiele, nämlich an der Vergleichung der Electra mit den Choephoren zu zeigen, wobei sich ergibt, dafs das Werk des Sophokles recht eigentlich nur aus einer tiefen Kritik der Choephoren hervorgegangen ist und also auch durchaus als eine Fortbildung derselben angesehen werden mufs. Dies ist so gemeint, dafs nicht nur alles was in der Sache liegt, sich bei Sophokles wieder findet, sondern auch alle Züge, welche ausdrücklich nur der Erfindung und Wendung des Aeschylus angehören; aber alle diese Elemente sind oft in eine ganz andre, ja entgegengesetzte Ordnung und Verbindung gebracht, allein wieder dergestalt, dafs durch diese scheinbare Abweichung vielmehr nur die wahre Consequenz und Durchbildung der äschyleischen Intentionen erreicht ist. Die zu diesem Zweck durchgeführte Vergleichung beider Stücke ist meisterhaft angestellt und beweiset Schritt vor Schritt die Richtigkeit des ausgesprochenen Urtheils, am schlagendsten in der von Aeschylus allerdings schon angelegten aber erst von Sophokles ganz ausgebeuteten Erkennungsscene zwischen Orest und Electra und dann zwischen Klytemnestra und Orest, den sie bei Sophokles erst durch die Todeswunde als Sohn und Rächer zugleich erkennt; dann ferner in der Ermordungsscene selbst, wo bei Aeschylus die Berufung auf das Orakel alles Tragische hinwegnimmt und das Zureden des Pylades gewifs nicht so wie das der Electra bei Sophokles in der ursprünglichen Intention, dafs die Kinder ihre Mutter tödten, gedacht ist. Bis auf die Worte hinab hat der Verf. die Absichtlichkeit, die verbessernde Hand und die unfehlbare Kunst des Sophokles nachgewiesen und es ist anzuerkennen, dafs er gleich mit dieser Zusammenstellung seine kunstkritische Meisterschaft darthut.

Nicht ganz dieselbe Sicherheit herrscht in dem zweiten Abschnitt über die Trilogie des Aeschylus, wie denn dies in der Natur dieses Gegenstandes liegt, sobald es, wie hier allerdings, darauf ankommt in dem Trilogistischen oder vielmehr in den als drei Acte zusammengehörigen gröfseren Compositionen die Kunstart dieses Dichters und dann wieder den wahrscheinlichen Inhalt und die nothwendige Folge mehrerer solcher tragischen Acte zu finden. Der Gesichtspunkt einer organischen Fortbildung der tragischen Kunst hebt hier die Untersuchung eine Stufe höher als bei Welcker über denselben Gegenstand, dessen Bestreben übrigens die verdiente Anerkennung findet. Im Allgemeinen ergibt sich, dafs es nicht blofs vier Stücke sind, welche Aeschylus zusammen aufführt, sondern es sind immer drei auf einander bezügliche Tragödien mit dem Satyrspiel,

spiel, welches ebenfalls eine innere oder symbolische Bezüglichkeit auf die Tragödien gehabt zu haben scheint. Der Zusammenhang aber der drei äschyleischen Tragödien ist ein doppelter: er ist entweder der der fortlaufenden Fabel, wie in der Orestie, in den Sieben, im Prometheus und den Danaiden, oder er ist ein symbolischer mehr auf poetischer Bedeutsamkeit beruhender, wie in den Persern und in der Lykurgie. Diese zusammenhängende Trilogie ist die Neuerung und eigenthümliche Weise des Aeschylus, Sophokles trat dann im Verlauf seiner Ausbildung mit einem einzelnen desto kunstreicher gegliederten Stück dagegen auf, und erst später führten Euripides und andere drei unzusammenhängende Stücke mit einem Satyrspiel auf. Die Natur der volkspoetischen Fabel, welche sich mit einer gewissen Symmetrie durch mehrere Geschlechter zog, so dafs sie in jedem ihren eignen Schwerpunkt hatte, z. B. in der Atridenfabel zuerst den Frevel, dann die Rache und endlich die Sühne, diese Natur des Stoffes, den zu verarbeiten für den Vater der Tragödie die Aufgabe war, scheint die Veranlassung der dreitheiligen äschyleischen Kunstform zu seyn. Das erste Stück gewinnt dann natürlich die Stellung als Vorbereitung und Motiv, das Mittelstück ist die eigentliche tragische That, das Letzte aber das Urtheil und die Sühne. Darum sind auch aufser der Orestie die meisten erhaltenen Stücke eben wegen dieses ihres eigentlichen tragischen Kerns Mittelstücke und nur die Hiketiden erklärt unser Verf. im Gegensatz mit Welcker für ein erstes, wozu die Aegyptier, die mit dem verhängnifsvollen *ὑμέναιος Κατακοιμητικός* schliefsen, das Mittelstück, die Danaiden aber oder das Urtheil über die Hypermnestra wegen Verschonung ihres Geliebten das Schlufsstück hergeben, nämlich ihre Verurtheilung durch die argivischen Richter und ihre Freisprechung durch Aphrodite. Diese Aufstellung ist höchst sinnreich und die Widerlegung der Welckerschen Construction dieser Trilogie schlagend. Wir haben hiemit angedeutet, wie der Verfasser zuerst ein gewisses Princip der äschyleischen Kunstart in der nothwendigen dreifachen Gliederung nach Vorbereitung, eigentlich tragischer That und Urtheil oder Sühne auffindet und sodann die immer noch misliche Zusammenstellung der einzelnen Trilogieen versucht. Wenn da nun auch Irrthümer im Einzelnen unvermeidlich sind, namentlich bei der Zusammenstellung des nur symbolisch Verbundenen, so ist doch der Gewinn für die Charakteristik der äschyleischen Kunstart, welche demnach durchaus nicht aus dem einzelnen Stück zu begreifen ist, und die Feststellung des Begriffs der Trilogie ein bedeutender.

Von hier aus versucht der Verf. eine Entwickelung der Tragödie von ihren Anfängen bis zur ausgebildeten Kunstform des Aeschylus. Man kann nicht sagen, dafs die unmögliche Aufgabe, diese dunkle Partie aus dem Nebel zu reifsen, gelös't sey, obgleich es erfreulich ist zu sehen, wie bei aller Dürftigkeit der Nachrichten eine Art von Anschauung die äschyleischen Vorgänger, Thespis einigermafsen, Chörilus dürftig, Phrynichus am meisten charakterisirt und so einen gewissen Fortgang der tragischen Kunst nachweist. Ungleich wichtiger und eigentlicher Nerv des ganzen Werkes ist die Charakteristik der sophokleischen Kunstart, weil von hieraus nach beiden Seiten die Fäden der Entwickelung gehen. Wir haben uns demnach näher darauf einzulassen. Voran steht die Entwickelung und Deutung des König Oedipus, dieses vielbewunderten und allerdings für die sophokleische Tragödie musterhaften Stückes. Eben so musterhaft ist die Entwickelung, einige etwas grobe Versehen im Einzelnen abgerechnet; z. B. v. 813

εἰ δὲ τῷ ξένῳ
τούτῳ προςήκει Λαΐῳ τι συγγενὲς,
τίς τοῦδέ γ' ἀνδρὸς ἐστιν ἀθλιώτερος;

wird übersetzt: Wenn dieser Fremdling, der Sklave nämlich (?), etwa mit dem Laïos verwandt wäre u. s. w. — während es ja nichts anders heifst, als: wenn dieser Fremdling, den ich erschlagen habe, irgend etwas mit dem Laïos gemein hat. Und noch seltsamer heifst es S. 170 nach der Inquisition des alten Hirten von Oedipus: „Weit entfernt zu sehn, dafs alles auf ihn und auf die Erfüllung der ihm gegebenen Orakel pafst, beklagt er vielmehr das Erbarmen des Dieners, welcher statt ihn zu tödten ihn dem Polybos übergeben habe, denn noch immer glaubt er, dafs nur an *diesem* (?) das Orakel könne in Erfüllung gehen." Und doch hat der Vf. *selbst schon* den korinthischen Boten des Polybos Tod ansagen lassen, wie es auch bei Sophokles vorhergeht, und Oedipus erkennt ja v. 1185 unmittelbar aus den Worten des Hirten sein Schicksal. Diese letzte Stelle ist so gedankenlos hingeschrieben, dafs sie nur ausgestrichen zu werden verdient, worunter indessen das Ganze nicht weiter leidet. Um dies zu erwägen, so weifs man, dafs die Aufgabe des ganzen Stücks ist die Untersuchung, die Oedipus über sich selbst anstellt ohne es zu wissen, also die fortgehende Verkennung seiner selbst, seiner Nächsten, Kreons, des alten Sehers und selbst seiner Gattin Jocaste und die Mifsdeutung aller Verhältnisse, bis endlich das schrekliche Licht in ihm aufgeht, dessen Blitz er nicht erträgt, sondern in die Nacht der physischen Blindheit zu verbergen sucht. In der Art nun wie diese Untersuchung vor sich geht, liegt die ganze Kunst und Macht der Darstellung des Tragischen, des Nebels welcher auf den Augen des armen Sterblichen liegt und ihn in die Netze des Schicksals verstrickt. Die Verkennung des göttlichen bewährten Sehers, der Argwohn einer Verschwörung dieses Mannes mit Kreon zu seinem Sturz, statt des Verdachtes gegen sich selbst, ist nur der Anfang, denn dies Fehlgreifen wiederholt sich Schritt vor Schritt mit der bedeutendsten Steigerung, dafs nämlich Oedipus statt aus den immer näher convergirenden Aussagen das Entsetzliche voraus zu sehen, vielmehr immer

immer nur das Gegentheil von dem schliefst, was er augenscheinlich hätte schliefsen sollen. So kommt es denn, dafs eigentlich immer *Oedipus der glückliche Geblendete*, freilich unhaltbar in die Schicksalsnetze immer mehr sich Verstrickende, *dagegen der Leser der unselig Schauende ist.* Dies ist die Grundintention des Stückes, und die endliche verhängnifsvolle Erkennung ist jene ergreifende Schicksalsdissonanz, welche nur einmal bei Sophokles ihre Lösung findet, nämlich in dem Oedipus in Kolonos. „In den übrigen Stücken unsers Dichters, heifst es S. 255, *sollte* der Eindruck tragisch seyn, im *Oedipus in Kolonos* dagegen eine versöhnungsvolle Lösung eintreten. Ein lösendes Stück aber haben wir glücklicher Weise auch in den Eumeniden des Aeschylus: wie dieser Dichter das Verhängnifs für den Menschen mehr eine äufsere Macht seyn läfst, wie bei ihm die Götter als unmittelbar handelnd und lenkend auftreten, wie das Schicksal hier in keinen nähern Conflict mit der menschlichen Zurechnung tritt, so ist dem gemäfs auch die Lösung; der Schuldbeladene wird durch ein Gericht, durch die Gnade der Gottheit von dem Frevel befreit und sogleich fühlt er sich in Folge dessen rein. Nun ist aber die Wirkung des Schicksals bei Sophokles eine andere, viel tiefere. Wie ihn der natürliche Entwickelungsgang der Kunst darauf führte, näher ins menschliche Herz zu gehen, und hier die Triebfedern zu verfolgen, so trat nun auch das Schicksal in nähere Beziehung zum Innersten des Menschen. Ein harter schmerzlicher Widerspruch mufste hier an den Tag kommen, aber grade dieser gab der Tragödie des Sophokles einen höhern tragischen Gehalt, seiner Kunst eine Fülle von Schmerz, Rührung und Seele. Handlungen sollten aus den natürlichen Triebfedern des Denkens und Empfindens, kurz des freien Willens abgeleitet werden; nun ist aber das Schicksal jedenfalls eine dunkle Macht, welche mit diesen Motiven nichts gemein hat, sondern mit ihnen im innersten Streite begriffen ist: grade die Behandlung des Schicksals und seiner schrecklichen Zweideutigkeit gehört wesentlich zur Kunst des Sophokles und mufs als deren Mittelpunkt betrachtet werden. Das Schicksal ist nicht verdiente Schuld des Menschen, sonst wäre es nicht Schicksal; aber es ist auch nicht etwas blofs von aufsen Zustofsendes, sondern es wirkt selbst von innen aus dem Menschen heraus, es verkleidet sich als Schuld, es erscheint nicht blos als Jammer, der getragen werden mufs, sondern auch als Verbrechen, als Befleckung, welche das Ansehn hat, selbstbegangen zu seyn: *grade diese schmerzliche Unklarheit sucht der Dichter zu pflegen.* Nicht als ob er sie gepredigt hätte, sondern er stellte sie dar; dem Zuschauer liefs er überall den wahren Stand durchblicken, nur durften die handelnden Personen kein Wort davon erfahren, sie mufsten in der Irre gehn, sie mufsten sich mit Vorwürfen über Schuld peinigen, wie Ajas, wie Dejanire, wie Kreon, wie Oedipus. Aber wie die Schürzung, so mufste nun auch die Lösung seyn, wie jene Schuld dort an seinem innersten Gemüth, als ihm zurechenbar, genagt hatte, so mufs Oedipus sich hier bewufst werden, dafs sein freier Wille daran keinen Theil hat, die Befreiung mufs hier eben so von seinem innern Bewufstseyn ausgehen; doch hat Sophokles sehr kunstvoll gefügt, dafs eben dies Bewufstseyn ihm erst da wird, wo er sich bereits im Bezirk jener nächtlichen Schicksalsgöttinnen befindet, die jetzt auch für ihn die wohlwollenden Εὐμενίδες sind. Nur durch das strenge Auseinanderhalten beider Elemente war das Herrliche seiner Kunst möglich, *alles Tragische und Rührende wäre ganz weggefallen, hätte er den Oedipus im ersten Stück schon zu jener Auffassung seines Elendes gedeihen lassen, zu der er hier im koloneischen gelangt.* Und hier haben wir denn einmal überhaupt den Schlüssel für die tragische Idee unseres Dichters, die Lösung des tiefsinnigsten Räthsels seiner Darstellungen. Das Stück ist ohne Zweifel eins der letzten des greisen Dichters und er scheint hier vor seinem Hingange noch endlich die Harmonie selbst zu seiner tragischen Dissonanz geben zu wollen; was er mit tiefstem Kunstsinn überall uns gespart, verhüllt, ja absichtlich verwirrt, das hat er hier zuletzt deutlich herausgesagt, damit ihn fortan niemand mifsverstehe."

Die bestimmteste Eigenthümlichkeit des Sophokles wird dann sehr richtig in derjenigen Figur der Darstellung gefunden, welche der poetischen Illusion so wesentlich und förderlich ist, und welche darin besteht, dafs der Zuschauer mehr weifs als die Handelnden und dafs er deren Irrthum und Verkennung übersieht, sowohl die Verkennung der Handelnden unter einander, als auch, was am tragischten ist, jene tiefe Selbstverkennung hinsichtlich der Schuld und Unschuld. Die Durchführung dieser ohne Zweifel richtigen Ansicht des Tragischen beim Sophokles in diesem geistreichen Buche zu verfolgen, gereichte dem Ref. zum besondern Vergnügen.

Höchst interessant ist es ferner in diesem bedeutenden Abschnitt zu betrachten, wie der Vf. mit dieser Aufklärung über Sophokles auch eine ganz neue und im Allgemeinen unfehlbar die richtige Ansicht des vielbesprochenen und nie begriffenen Ajax aufstellt, wie er sich dabei in einem sehr wesentlichen Punkte völlig vergreift und doch wieder von einer andern Seite aus seiner eignen Theorie die Wahrheit hervorspringt. Die Sache ist diese: Ajax Ehre und deren Verkennung im Leben und im Tode bis sie endlich zur Anerkennung kommt, als es ihm freilich nichts mehr nützt, das ist der eigentliche Gegenstand dieses Stücks und eben darum spielt es auch über den Tod des Helden hinaus. Die Atriden verbieten seine Beerdigung. S. 202. heifst es „Verständig aber doch mit Herrscherstolz untersagts der Atride, denn er hält die nächtliche That des Ajax für eine That des äufsersten Uebermuths und Frevelsinnes. So mufs sie ihm ja wohl erscheinen, weil weder er, noch Agamemnon, sondern von allen Griechen nur Odysseus weifs, was dem Zuschauer offenbar geworden, nämlich dafs Ajax nicht aus freiem Wil-

Willen, sondern in schwerer Verblendung, die ihm eine feindliche Göttin gesendet hat, jene schmähliche That vollbrachte. Diese That, die ihn mit tiefstem Schmerz erfüllte, als er sich ihrer bewufst ward, die er sich selbst zur Schuld anrechnete, obwohl er sie unfreiwillig verübt, diese That, die den grofsesinnigen Helden in den Tod von eigner Hand hinabrifs, diese ward ihm jetzt nochmals durch unschuldige Verkennung als Schuld ausgelegt und sogar das Gedächtnifs nach seinem Tode soll damit befleckt, die allen Sterblichen unerläfsliche Bestattung ihm darum verwehrt werden. Hochpoetisch ist dies, eine tiefe Poesie der Verkennung, wie sie Sophokles liebt, sie ist ganz und gar sophokleisch. Alles würde sich ändern, wäre jemand da, der das Verhältnifs aufzuklären vermöchte u. s. w."

Diese ganze Ausführung ist in der That unbegreiflich. Menelaos führt gleich v. 1055 — 61 das ganze Sachverhältnifs, weswegen die Atriden den Beschlufs gefafst so an:

> Weil wir ...
> Ihn feindlicher als selber Troja fanden
> Ihn der das ganze Heer zu morden dachte
> Und mit dem Schwert es anfiel in der Nacht,
> Dafs wir, wenn nicht ein Gott den Frevel löschte,
> Wir selbst sein Loos gefunden und wie er
> Schmachvoll ermordet jetzt im Staube lägen,
> Er aber lebte; doch es wandt' ein Gott
> Des Mannes Frevel gegen unsre Heerden.

Was ist hier dem Atriden noch verborgen? Offenbar ist die Wahrheit durch Odysseus vollständig zur Kenntnifs aller Griechen gekommen, wie ihm Athene v. 67 anbefiehlt mit den Worten:

> Und will dir offen seinen Wahnsinn zeigen
> Dafs du ihn siehst und allen Griechen sagst.

Dieser Wahnsinn war aber keineswegs das Schlimmste, sondern das war der durch den Wahnsinn verhinderte Vorsatz die Atriden und Odysseus zu ermorden, welchen Athene ebenfalls offenbarte und Odysseus, wie man aus Menelaos Worten sieht, ebenfalls mittheilte. Was er aber nicht hat mittheilen können, das ist die Gesinnung, welche ihm Athene eingeflöfst:

> Nun seh' ich, dafs wir Menschen alle, die
> Wir leben, Traumgestalt und Schatten sind.

Diese Demuth und eben so wenig den göttlichen Standpunkt der Athene von dem aus er dazu kommt, diese Reinigung der Leidenschaft ist ihm natürlich bei den Atriden nicht gelungen, denn Ajax zeigt sich ja durch seine Nachricht nicht unschuldig, sondern vielmehr grade noch schuldiger als das Gerücht ihn machte, und auch nach dem Tode des Feindes vermag er den Agamemnon nicht zu seiner Gesinnung umzulenken, und die Erlaubnifs zum Begräbnifs erlangt er immer nur dadurch, dafs Agamemnon ihm, seinem treusten Freunde, zu Willen ist, weil er (Odysseus) denn doch der ärgste Feind des Todten sey und am meisten zu verzeihen habe. Und so geht der Atride befangen in seiner ungeläuterten, menschlich leidenschaftlichen, durch keine göttliche Offenbarung gereinigten und eben dadurch verzeihlichen Ansicht fort, damit der Zuschauer desto sicherer die Höhe behaupte, auf die ihn der Dichter gestellt, indem er die Anerkennung mitten in der Verkennung und in Odysseus sehr gut motivirtem Urtheil die Feier der Nachwelt, womit er einstimmt, habe. Darum ist Odysseus ganze Rede Gesinnung und kein Wort aufklärende Thatsache.

(*Der Beschlufs folgt.*)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Dresden u. Leipzig, im Verlage der Arnold'schen Buchhandlung: *Salmigondis*, oder Novellistische Bunte-Reihe des Auslandes, in freien Uebertragungen von *Theodor Hell* und seinen Freunden. Monatsschrift. Zweiter Jahrg. 1834 Januar bis Septbr. Neun Hefte (Preis des Jahrganges von 12 Heften 6 Rthlr.)

Erstes Heft: *Mathurin Lantara.* Ein Künstlerleben. Novelle von *Louise Belloh* — S. 110; *Oskar Vermier* — S. 149. II Heft: *Der Engel von St. Jean.* Erzählung von der Herzogin *von Abrantes* — S. 119; Aignan Lecomte. Nach dem Englischen des *Leith Ritchie* — S. 171. III Heft: *Isarda.* Novelle von A. Barginet. Uebertragen von Bernd v. Guseck — S. 76; *Fiametta*, oder der Ursprung des St. Elmo-Feuers. Nach Cohen von Hulda Riebe — S. 149. IV Heft: *Die drei Könige.* Eine Novelle. Dem Englischen nacherzählt von *Louise Marezell.* — S. 150. V Heft: Fortsetzung *der drei Könige.* — S. 119; *Bedkandir* — S. 166. VI Heft: *Die Mosken.* Von *Louis Viardot* — S. 45; *Eins und Eins ist Eins.* Aus den Mémoires eines vornehmen Spaniers. Nach dem Französischen der Madame *Sophie Pannier*, von *F. Pitl.* — S. 139; *Marcel* — S. 165. VII Heft: *Drei Jahre in der Sclaverei.* Vom Hauptmann *A. v. Mauguenac* — S. 53; *Die Räuber im Himmalaya.* Aus den brieflichen Mittheilungen von *Victor Jaquemont* — S. 86; *Der Todtengrund.* Von *Ch. Nodier.* — S. 114. *Die ersten Colonisten der Seaward-Inseln.* Aus den ungedruckten Papieren des Sir *Ed. Seaward.* — S. 168. VIII Heft: *Fis.* Roman von Alfons Karr. — S. 204. IX Heft: *Die beiden Könige.* Erzählung nach dem Französischen des *Michel Raymond*, (M. Masson) von Dr. Moritz Wilhelm Gotthard Müller. — S. 102; *Pocahontas.* Eine englisch-amerikanische Geschichte unter Jacob I. Nach dem Franz. von Dr. *Geisow.* — S. 139.

Wie zu erwarten, der Werth dieser Stücke ist verschieden, doch läfst sich Alles ziemlich gut lesen; besonders hervorzuheben möchten seyn: *Isarda, die drei Könige, drei Jahre in der Sklaverei, der Todtengrund, die ersten Colonisten der Seaward-Inseln*, der Roman *Fis*, worin nur das Komische zu weit getrieben ist, und noch Einzelnes. — Das Ganze erinnert nur fortwährend an eine Uebersetzungsfabrik, doch ist es ein gutes Unternehmen in Bezug auf Leihbibliotheken und Lesezirkel, für welche es auch berechnet scheint.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Julius 1835.

ÄSTHETIK.

Berlin, b. Reimer: *Ariadne.* Die tragische Kunst der Griechen in ihrer Entwickelung und in ihrem Zusammenhange mit der Volkspoesie. Von *O. F. Gruppe* u. s. w.

(*Beschlufs von Nr.* 121.)

Hiebei haben wir das Vergnügen anzuerkennen, dafs grade diese entgegengesetzte Auffassung dieses freilich sehr wichtigen Punktes, die durch eine genauere Erwägung des Ajax nöthig gemacht wird, nur eine Consequenz der eignen tiefsinnigen Ansicht des Vfs. von dem Wesen der sophokleischen Tragödie und der Grundintention des Ajax selbst ist.

Wir übergehen die höchst anziehende und allerdings sehr einleuchtende Abhandlung über den sophokleischen Charakter des Rhesus, über den Kunstwerth der vortrefflichen aulischen Iphigenie und die sinnreiche Hypothese, dafs deren Vf. Chäremon seyn dürfte; wir übergehen ferner die Charakteristik des Verfalls der tragischen Kunst durch Euripides und dessen Kunstart, so wie die vortreffliche Zusammenstellung der Philoctete — weil alles dies hier zu weit führen würde — und weisen nur noch auf den XVI Abschnitt: Volkspoesie und volkspoetische Reisen hin, aus welchem dann die eigentliche Aufklärung über die Hauptfrage des ganzen Werkes wieder auftaucht. Nachdem sich ergeben hat, welche Sicherheit einen mythisben Stoff zur poetischen Vollendung zu bringen grade in dem freien Gesammtverfahren der noch durch keine Schrift stagnirten Volkspoesie liegt, zeigt sich, dafs die homerischen Aufgaben zwar in den beiden Epopeen vollständig abgeschlossen waren als die Schrift sie feststellte, dafs dagegen die Auswüchse denen die Cykliker sich widmeten, zu früh und unreif durch Aufschreiben festgehalten und in ihrem Wachsthum gehemmt, deshalb aber auch nie eigentliches Volkseigenthum geworden seyen. Diese rohen Stoffe bildeten die Tragiker fort und so sey Sophokles der letzte Homeride, die Spitze und Krone der ganzen griechischen Volkspoesie. Von hieraus bekommt denn die Art wie Sophokles die Fabeln behandelt, ihre Schwerpunkte herausgefühlt, ihre Intentionen geläutert, wie er das Schicksal angesehen und welches die Methode seiner Darstellung sey, einen ganz neuen Reiz und eine viel tiefere Bedeutung. Sophokles lös't die Aufgabe der Volkspoesie, die Aufgabe seiner geistreichen Nation, die Jahrhunderts hindurch gewachsen ist und erst durch ihn zur Reife kommen sollte. Die Ehre dieser Rundung und dieses Abschlusses hat sein Volk durch ihn und er wird um so gröfser, weil er sich resignirt nicht sein eigner verbindungsloser Verkündiger, sondern nur der Mund des griechischen Genius zu seyn.

Und hier schliefst sich unsre Anzeige mit dem Wunsche und der Hoffnung, dafs das umfangreiche und gehaltvolle Buch des Hrn. Gruppe zur Beseitigung des vielen unberufenen Meinens und Tappens im Gebiete der Kunstkritik diejenige Wirkung haben möge, welche es als ein echtes Erzeugnifs der fortgeschrittenen Cultur unserer Tage, dieser erhebenden Selbsterkenntnifs des Geistes und seiner herrlichsten Phänomene, so sehr verdient, weil es diesen seinen Ursprung anerkennt und keinen seiner Vortheile durch desultorisches Originellthun aufgiebt, im Gegentheil sie alle aufs gewissenhafteste ausbeutet. Wir sind daher gespannt auf das noch umfangreichere Werk welches uns die Vorrede des gegenwärtigen als eine Theorie der Künste ankündigt, können uns dabei aber nicht des Wunsches erwehren, bei dem Druck desselben die zahlreichen, oft groben Druckfehler des gegenwärtigen, wo statt Atriden Lakdakiden und umgekehrt nicht selten ist und besonders die griechischen Citate arg verhunzt sind, vermieden zu sehn.

Dr. Arn. Ruge.

LANDKARTEN.

Freiburg, in d. Herder. Buchh.: *Das Königreich Würtemberg, das Grofsherzogthum Baden und die Fürstenthümer Hohenzollern,* entworfen und bearbeitet im Maafsstabe von $\frac{1}{200000}$ in 12 Blättern von *J. C. Wörl.* (Pränumerationspr. 12. Fl.)

Diese vor einigen Jahren begonnene Karte liegt jetzt vollständig vor uns. Ihre ganze Anlage, ihr Umfang, die Wahl des Maafsstabes, insbesondere aber die treffliche Ausführung beweisen, dafs der Verfasser reiflich darüber nachgedacht und nur Vorzügliches zu leisten beabsichtigt habe.

Die äufsersten Grenzpunkte im *Norden* sind Mainz, Aschaffenburg, Gerolzhofen; im *Westen*: Sarguemines, Pfalzburg, St. Dié, Belfort; im *Süden*: Basel, Baden, St. Gallen; im *Osten*: Immenstadt, Günzburg, Feuchtwangen und Windsheim.

Durch diese Anordnung hat man eine treffliche Uebersicht des linken Rheinufers bis 15 Stunden westwärts und übersieht mit einem Blicke das Wasgau, den Schwarzwald, die Alp, den Odenwald und einen Theil des Spessarts mit ihren zwischen liegenden reichen Ländern, das eigentliche Kriegstheater des Oberrheins in jedem der frühern, so wie in jeden noch zu erwartenden spätern Kriegen, das bis

bis jetzt noch nie in diesem Zusammenhange durch *eine* Karte in gleichem Maafsstabe dargestellt wurde.

Eine eben so anschauliche als richtige Bergbezeichnung liegt zum Grunde; auch sind Waldstrecken selbst von kleinem Umfange noch deutlich herausgehoben. Strafsen und Ortspositionen sind roth eingedruckt; bei den meisten Ortschaften ist die Einwohner-Zahl, bei vielen Punkten die Erhöhung über den Meeresspiegel beigedruckt. In vierfacher Abstufung sind die Strafsenverbindungen von den Staatsstrafsen erster Klasse bis zu den Reit- und Fufswegen angegeben. Durch zweckmäfsig ausgewählte Conventionszeichen findet man überdies folgende Bezeichnungen: Residenz-Städte, Kreis- oder Provinzial-Städte, Oberamts-Städte, offene, befestigte Städte, sämmtlich nach ihren Grundrissen gezeichnet; ferner Marktflecken, Pfarrdörfer, Dörfer, Weiler, Höfe und einzelne Häuser; Klöster, Schlösser, Ruinen, einzelne Kirchen und Kapellen. Wasser- und Windmühlen; Hammerwerke, Zollhäuser, Salinen, Glashütten, Ziegelhütten, Gesundbrunnen und Heilbäder, Bergwerke, Wasserfälle, Torfgruben, trigonometrische Signale, Schluchten, Oberforstämter, Revierförstereien, Sitze der Bisthümer, Obereonsistorien, der katholischen und evangelischen Decanate, Universitäten, Lyceen, Gymnasien, Oberpostämter und Postämter.

Eben so sind die Landesgrenzen, die Kreisgrenzen und selbst die Oberamtsgrenzen eingetragen, und die Städte durch die Gröfse der Schrift in 6 verschiedenen Abstufungen von 30,000 Einwohnern und darüber bis zu 1000 Einwohnern von einander unterschieden.

Jedem Blatte sind diejenigen Maafsstäbe beigegeben, die den Landestheilen entsprechen, welche das betreffende Blatt umfafst. So hat z. B. das Blatt Würzburg einen Maafsstab von baier'schen Meilen, einen 2ten von Würtembergischen, und einen 3ten von Badenschen Wegestunden, sämmtlich auf französische Metres reducirt, weil auf diesem Blatte baier'sche, würtembergische und badensche Landestheile vorkommen.

Nach dieser allgemeinen Uebersicht werfen wir noch einen Blick auf die einzelnen Blätter.

Blatt 1. stellt das schön und geschmackvoll ausgeführte Titelblatt vor, auf welchem die Dedication des Verlegers an Sr. K. Hoheit, den Grofsherzog Leopold von Baden enthalten ist. Auf dem äufsersten westlichen Rande ist noch ein Theil des Mosellaufes bei Berncastel und Trarbach und die Quellen der Blies im Coburgischen Fürstenthum St. Wendel zu sehen.

2s Blatt **Darmstadt**. Auf diesem Blatte so wie auch auf No. 4, 5, 7 und 10, verdient der rectificirte Lauf des Rheins erwähnt zu werden, den wir bis jetzt noch auf keiner Karte von gleichem Maafsstabe so richtig aufgetragen fanden. Hätten wir an diesem Blatte etwas auszusetzen, so wäre es die zu leicht gehaltene Schraffirung der Berge des Odenwaldes gegenüber der Alp und dem Schwarzwalde. Rec. hat das auf diesem Blatte enthaltene Land zwischen dem Neckar, Main und Rhein unlängst bereis't und Wörls Angaben sehr genau und richtig gefunden. Einen Fehler kann er jedoch nicht unerwähnt lassen. Die von Grofs Heubach über den höchsten Rücken des Spessarts geführte Staatsstrafse nach Rohrbrunn existirt in der Wirklichkeit nicht, vielmehr führt eine in der Anlage begriffene über Röllbach, Eschau und Haimbuchenthal nach Hessenthal.

3s Blatt *Würzburg*. Hier finden wir die bis jetzt auf gröfsern und kleinern Karten als eine *terra incognita* meist weifsgelassene Strecke zwischen Würzburg, Wertheim, Adelstein und Rothenburg an der Tauber eingetragen. Wir wissen, dafs die Ausfüllung dieser Lücke auf des Vfs. eigener Anschauung an Ort und Stelle beruht; interessant wäre es, zu erfahren, ob auch auf eigenen Aufnahmen? — Das Steigerwaldgebirge scheint uns richtiger ausgedrückt zu seyn, als derjenige Theil des Baulandes, der auf den südwestlichen Theil dieses Blattes fällt. Auch vermissen wir die sehr gute Fahrstrafse von Mergentheim über Harthausen nach Querhausen, wodurch der Weg von Mergentheim nach Würzburg um 1½ — 2 Stunden abgekürzt wird.

4s Blatt *Zweybrücken*. Mit vielem Fleifse ausgeführt, besonders was die Gebirge zwischen der Saar und dem Rheine anbelangt. Unter den Treffen bei Hagenau fanden wir *das* im Jahr 1815 daselbst statt gehabte ausgelassen, was um so weniger auf einer Karte von Würtemberg hätte vorkommen sollen, da es gerade Würtemberger waren, welche dort fochten.

5s Blatt. *Carlsruh — Stuttgart*. Mit diesem Blatte können wir uns, was die Gebirgsdarstellung anbelangt, durchaus nicht einverstanden erklären. Der Dobel im Schwarzwalde ist in der Schraffirung eben so leicht gehalten, wie der Gebirgsrücken der Solitude bei Stuttgart, oder wie der Stromberg und der Heuchelberg. Ueberhaupt hat das ganze Land östlich von der Bergstrafse eine gleichförmige Farbe und doch wechselt der Charakter der Berge hier alle 3 — 4 Stunden vom Hochgebirge bis zum leichten wellenförmigen Hügellande. Diesem Blatte sollte nothwendig nachgeholfen werden.

6s Blatt *Ellwangen*. Bei den trefflichen Materialien, die dem Vf. hier zu Gebote standen, ist dieses Blatt, was die Gebirgszüge anbelangt, ganz vorzüglich gelungen. Rec. glaubt nicht, dafs es möglich wäre, es in Kupfer schöner auszuführen.

7s Blatt *Strafsburg*. Auch von diesem Blatte können wir dasselbe sagen. Besonders gelungen erscheint uns der Rheinlauf und das Wasgau-Gebirge.

8s Blatt *Tübingen*. Hier hat der Vf. seine reichen Materialien gleichfalls mit Umsicht benutzt. Hierin mag auch der Grund liegen, dafs die Alp vom Heuberge bis zur Acholm wahrer dargestellt ist, als der Schwarzwald von Triberg bis zur Herrenwies. Bei letzterm sieht hie und da noch die veraltete Licht- und Schattenmanier der Moreau'schen Karte heraus.

9s Blatt *Ulm*. Gleich No. 6. vortrefflich ausgeführt. Besonders ist die Alp äufserst richtig dargestellt.

gestellt. Bei Biberach ist die Schlacht vom Jahr 1796; bei Ulm *die* vom Jahr 1805. Bei Elchingen das Treffen in demselben Jahre vergessen.

10s Blatt *Freyburg*. Auch dieses Blatt, die Heimath des Vfs., giebt der Ausführung in Kupfer nichts nach. Vielleicht durften die Waldstrecken in den Vogesen und im Schwarzwalde etwas stärker herausgehoben seyn, da sie sehr schwer zu unterscheiden sind.

11s u. 12s Blatt *Schaffhausen* und *Constanz — Landau*. Gleichfalls sehr gelungen, besonders das letztere, auf welchem die verschiedenen Tiefen des Bodensees genau angegeben sind. — Einen Anhang bilden die statistischen Uebersichten der Bevölkerung von Baden und Würtemberg, und die Bewegung der Bevölkerung seit dem Jahr 1821.

Wir stehen keinen Augenblick an, die vorliegende Karte für die beste zu erklären, welche bis jetzt über beide Länder erschienen ist, und zwar auf so lange, bis meist die von den würtembergischen und badenschen Generalstäben unternommenen Karten dieser Länder beendigt seyn werden, was jedenfalls noch einige 20 Jahre anstehen dürfte.

— s —

Ludwigsburg, in d. *Stahl.* Buchh.: *Wand-Karte von Europa*, für Schulen und zum Selbstunterrichte, entworfen im Maafsstabe von $\frac{1}{4800000}$ der natürlichen Länge, und bearbeitet von *K. F. Vollrath Hoffmann*. 1834. Gröfstes Kartenformat in 4 Blättern. (Preis 3 Fl. 12 Xr.)

Diese Wandkarte, für den vorliegenden Zweck in hinreichend grofsem Maafsstabe entworfen, anschaulich und deutlich gezeichnet, und mit ungewöhnlicher Sorgfalt gestochen, dürfte insbesondere Schulen sehr willkommen seyn. Die einzeln Länder sind ihrer politischen Abgrenzung nach durch auffallende Farben unterschieden, die Gebirgszüge, so wie auch die Hydrographie kräftig herausgehoben, so dafs ihre Richtung von ziemlicher Entfernung erkennbar ist. Durch drei verschiedene Zeichen sind 1) Städte von mehr als 100000 Einwohnern, 2) Städte, welche zwischen 30000 und 100000 Einwohner haben und 3) Städte mit weniger als 30000 Einwohner merklich von einander unterschieden. Bei den betreffenden Städten befindet sich nur der Anfangsbuchstabe, eben so auch bey den Flüssen. Die Gebirgszüge sind ohne alle Ueberschrift, was vielleicht nicht ganz zu loben ist.

Auf dem 2ten Blatte hat der Vf. eine Uebersicht über die Gröfse und Bevölkerung der Staaten Europa's mitgetheilt, wobei die neusten Angaben benutzt sind.

Für diejenigen Lehrer oder Schüler, denen nicht alle auf der Wandkarte enthaltenen Ortschaften genau bekannt sind, hat der Vf. ein 3½ Druckbogen enthaltendes Heft mit Erläuterungen beigegeben, das I. *die Städte*, II. *die Gewässer* nach den Hauptgebieten, III. *die Gebirge* enthält.

Um unsern Lesern einen Begriff von der kurzen zweckmäfsigen Methode des Vfs. zu geben, führen wir hier aus jeder dieser 3 Hauptabtheilungen eine Probe an:

I. Städte. Europäische Türkei.

Vom 44° — 48° L. und von 44° — 48° Br. liegen:

Jassy, Stadt, am sumpfigen Bachlui ungesund gelegen, mit 12000 Einw. Vor einigen Jahren hatte sie noch 30000 Einw. ist aber in Folge der orientalischen Pest und der Cholera sehr herabgekommen.

Ibrail, oder Brailow und Braila, Festung an der Donau, mit einem festen Schlosse.

Silistria, starke Festung an der Donau, mit 20000 Einw. Die Festungswerke haben in dem letzten Kriege von den Russen viel gelitten.

II. Flüsse. Das Gebiet des Mittelmeeres.

In das mittelländische Meer münden sich von 40° — 44° L. und von 40° — 44° Br.

1) die *Maritza*, entspringt am Südabhange des Balkan.
2) der *Karasu* (Strymon), mündet in den Meerbusen von Kontessa.
3) der *Vardar*, ergiefst sich in den Meerbusen von Salonichi.
4) die *Salambria*, mündet in denselben Meerbusen.

III. Gebirge.

Der *Ural*, liegt, die Grenzen zwischen Europa und Asien bildend, zwischen 64° und 80° Länge und zwischen 48° Breite und dem Polarkreis. Das Gebirge ist sehr reich an edlen Metallen, Gold, Platina u. s. w. Die westliche Seite ist dicht bewaldet und auf ihr entspringen mehrere Flüsse, während die Ostseite, kahl, pflanzen- und wasserarm, den Anfang der nordasiatischen Steppen macht.

Der *Kaukasus*, von 54° — 68° Länge und von 40° — 46° Breite sich erstreckend, zieht sich vom schwarzen zum kaspischen Meere, von Anapa bis Baku, ist 150 deutsche Meilen lang und 20 bis 40 Meilen breit. Die höchsten Gipfel sind der Elbrus, 16,850 und der Kasbeg, 14,400 Fufs hoch.

An diesen für die Wandkarte höchst nöthigen *Erläuterungen* haben wir folgendes auszusetzen:

1) dafs nicht bei allen Städten, so weit dies überhaupt möglich ist, die alten Namen angegeben sind, sondern nur bei einigen wenigen.
2) dafs bei den Flüssen nicht überall die Quellen und die Mündungen benannt sind.

Noch ist zu bemerken, dafs die Wandkarte auch nach grofsen Wasserscheiden illuminirt zu haben ist, wodurch ihre Brauchbarkeit vermehrt wird. Papier, Druck und Illumination sind trefflich, und machen der Verlagshandlung Ehre.

— s —

PÄDAGOGIK.

1) Magdeburg, b. Heinrichshofen: *Worte des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung.* Vor seinen theuern Schülern auf dem Domgymnasium zu Magdeburg gesprochen von *Dr. J. A. Matthias.* 1834. 150 S. 8. (16 gGr.)

2)

2) Stralsund, b. Löffler: *Sechs Schulreden von Dr. Esaias Tegnér.* Aus dem Schwedischen von *Dr. Gottlieb Mohnike.* 1833. XIV und 119 S. 12. (12 gGr.)

Rec. sieht feierliche Ansprachen an die Jugendwelt für ein sehr wirksames Bildungsmittel des Herzens an. Die Orte, wo sie gehalten werden, die Gelegenheiten, welche sie veranlassen, und vor Allem die persönliche Achtung und Liebe, welche sich der Redende erworben hat, Alles trägt dazu bei, den Worten, die aus dem Gemüth kommen, auch Eingang in die Gemüther zu verschaffen. Die Schule stellt sich gleichsam als eine in sich geschlossene Familie dar, in der jedes einzelne Glied dem väterlichen Oberhaupt nach seiner Eigenthümlichkeit, seinen Vorzügen und seinen Fehlern, genau bekannt ist, so dafs derselbe bei der gemeinschaftlichen Erbauung, bei dem stillen Hausgottesdienst, darauf Rücksicht nehmen kann, während der Prediger von der Kanzel herab gezwungen ist, seine Ermahnungen mehr ins Allgemeine zu stellen oder eine Menge von Einzelnheiten zusammenzufassen, wenn er nicht gar ins Blaue hinein reden will. Darum hat Rec. immer gern zu der Jugend geredet und kann es nie unterlassen, wenn ihm nur irgend Gelegenheit dazu gegeben wird, was nicht selten geschieht. Mit besonderer Freude aber ergriff er die beiden vorliegenden Schriften von Männern, welche beide von ihm mit Verehrung und Liebe umfafst werden.

Der würdige Redner in Nr. 1., unter dessen Leitung das Domgymnasium zu Magdeburg seinen, die Manen *Gottfr. Ben. Funks* ehrenden Ruhm behauptet, eine der ersten hohen Schulen der preufs. Provinz Sachsen zu seyn, giebt mit den hier gedruckten Worten seinen theuern Schülern ein werthvolles Geschenk. Möchten sie es noch lange nicht als ein Vermächtnifs zu betrachten haben! Es sind gedruckte Worte, und das gedruckte Wort ist kein gesprochenes mehr; aber wenn sie auch, ohne von der Gewalt eines ehrwürdigen Antlitzes und einer von Liebe bewegten Stimme unterstützt zu seyn, hier stehen, sie können doch nicht des Eindrucks auf die Herzen verfehlen. Die einfache, rührende Andacht in den Frühgebeten und Anreden, womit des Tages Fleifs die Weihe erhalten sollte; die christliche Erhebung der Vorbereitungsreden auf die Feier des heiligen Abendmahls; die ungeschminkte, edle, begeisterte Vaterlandsliebe in den Festreden an dem Geburtstage des Monarchen; die schöne Ansicht von der Saat und Ernte des Lehrerberufs, in einer Einführungsrede; der heilige Lebensernst in dem gemeinschaftlichen Rückblick auf ein hingeschwundenes Jahr; das in kräftigen Zügen entworfene Bild der Kirchenverbesserung bei der Feier des Jubelfestes der Augsburgischen Konfession; und die sanfte, väterliche Hinweisung abgehender Schüler auf ihre Bestimmung, die Pflichten und Gefahren der vor ihnen liegenden Laufbahn; das Alles mufs auch den Leser kräftig und innig ergreifen, wenn ihm anders die Jugendbildung als ein heiliges Werk am Herzen liegt, oder wenn er, selbst ein Jüngling, die Empfänglichkeit für ein Lehrerwort als ein Vaterwort noch nicht verloren hat in dem Eigendünkel und der Genufsliebe der Welt.

Anders, doch nicht minder zum Herzen und für die höhere Weihe des Lebens spricht in Nr. 2 Schwedens erster Dichter, und wir müssen es Hrn. Dr. *Mohnike* Dank wissen, dafs er diese Amtsreden des unübertrefflichen Vfs. der *Frithiofssage* und der *Nachtmahlskinder* mit derselben kunstlosen Kunst in deutsches Gewand gekleidet hat. Der geniale Dichter ist auch hierin nicht zu verkennen, und wir begrüfsen diese Reden als echte Nordlandsblumen. Aber es ist nicht etwa ein äufserer poetischer Schmuck, der an den Dichter erinnert und der bei dem Ernst des Gegenstandes ihm eher zum Vorwurf gereichen möchte. Nein das innere Leben der Poesie bricht nur in einzelnen lieblichen Gleichnissen und Anspielungen da hervor, wo es am Orte ist, wo das Gefühl sich Luft macht. So redet er die kleinern Schüler einmal an: „Ihr habt wohl gemerkt, wie ich euch vor andern liebe. Das geschieht auch mit Recht; denn ich habe Ursach im Allgemeinen mit eurer Aufführung zufrieden zu seyn. Glaubet aber nicht, dafs ich *mich durch eure blauäugigen Blicke, durch eure rosigen Wangen, durch das natürliche Gefühl, das mich zu euch zieht, bestechen lasse.* Das gehorsame, das lernbegierige, das ordentliche Kind liebe ich vor andern, aber das träge, das schlecht geartete mufs ich verwerfen, wo es sich findet. Doch ich hoffe, dafs es sich bei dieser Anstalt nicht findet und wenn es sich findet, dafs es fortan sich bessern wird. Lebt also wohl ihr Kleinen! *Gott segne euch, ihr flüchtigen Frühlingswinde, ihr vergänglichen Rosenstöcke im Leben, ihr kummerlosen Schmetterlinge unter Blumen. Möchten sie für euch niemals Gift enthalten!* Lebt wohl!" Zu einigen Zurückgebliebenen spricht er: „Ich mufs einige der Aeltern unter euch daran erinnern, *dafs der Wuchs und die Ansprüche des Jünglings sich nicht ganz wohl zu Kenntnissen des Kindes passen!* Aendert dies daher, denn es hängt von euch selbst ab." Eurem Lehrerkollegium, in welchem Uneinigkeiten geherrscht zu haben scheinen, ruft er zu: „Gebildete Männer zeigen ihre Bildung gerade durch ihre Verträglichkeit, durch gegenseitiges Wohlwollen und Vertrauen. *Ein hastiges Wort ist ein Wind, es mufs verfliegen wie andre Winde. Die meisten Zwiste sind Kinder des Augenblicks, der Augenblick mufs sie begraben.* Ich spreche Worte des Friedens, und Sie verstehen meinen Rath, das will sagen, meinen gut gemeinten Rath!" — Gern schriebe Rec. noch mehr ab, um zu zeigen, mit welchem Ernst der hochgestellte Redner auf wissenschaftlichen Geist, Gelehrsamkeit und Studium des klassischen Alterthums dringt, wie er damit die Forderung wahrer Lebenstüchtigkeit in Verbindung setzt, wie er die Erscheinungen und Bewegungen der Zeit so klar beurtheilt und wie er in die Tiefen des Christenthums hinabsteigt, um den wahren Schatz des Lebens zu gewinnen. Doch mag Rec. nicht vorgreifen und empfiehlt diese Reden besonders den Schülern der obern Klassen an Gymnasien. Sie sind übrigens bei amtlichen Veranlassungen auf verschiedenen schwedischen Schulen gehalten. Unter *Elementarsschule* versteht der Redner, was für uns Deutsche bemerkt werden mufs, überhaupt jede Schule, bis zur Universität.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Julius 1835.

STAATSWISSENSCHAFT.

Göttingen, b. Dieterich: *Theorie und Politik der Besteuerung.* Ein Handbuch für Staatsgelehrte, Volksvertreter und Geschäftsmänner. Von Dr. *Karl Murhard.* 1834. XX u. 683 S. 8. (2 Rthlr. 16 gGr.)

Der Vf. hat sich der Lesewelt schon früher durch einige staatswirthschaftliche Schriften bekannt gemacht, die, wie er auch selbst in der Vorrede bemerkt, günstig beurtheilt worden sind. Indeſs sind die Verdienste derselben nicht so entschieden, daſs sie uns im voraus zum Vortheile der vorliegenden zu stimmen vermöchten. Hr. *Murhard* gehört zu den Schriftstellern, welche die Kunst besitzen, aus vielen vorhandenen Büchern ein neues zu machen, eine Behauptung, die nicht ohne Beweis bleiben wird. Wir sagen ausdrücklich *machen*, weil nicht von einem in Saft und Blut Verwandeln des Vorhandenen die Rede ist, von einem freien Schaffen auf Grundlage einer schon entwickelten Gedankenwelt, sondern von einem Zusammenfügen einander fremder Elemente. Darum tönt uns auch nicht der harmonische Klang verschiedener Stimmen entgegen, sondern jede Stimme macht sich für sich vernehmlich. Aus diesem Grunde hauptsächlich finden wir es nicht angemessen, daſs der Vf. in der Vorrede einen ziemlich hohen Ton anstimmt, indem er den Regierungen Schuld giebt, daſs sie noch immer in verkehrten Vorstellungen befangen wären, daſs noch immer Empirie und Routine von ihnen zu sehr geschätzt würden, und die Hoffnung ausspricht, die schwierige Wissenschaft von der Besteuerung ihrem Ziele wenigstens bedeutend näher gerückt zu haben. Wäre es ihm blos darum zu thun gewesen, seinen Gegenstand in einer populären Sprache denjenigen verständlich zu machen, welche sich wissenschaftlich mit ihm zu beschäftigen nicht im Stande sind, so würde er weder so vornehm auf frühere Bestrebungen herabsehen, noch auch uns zu strengen Ansprüchen an ihn auffordern; aber seine Schrift soll auch Staatsgelehrten als Handbuch dienen.

Die Lehre von der Besteuerung hat ihre groſsen Schwierigkeiten, aber weit weniger in Rücksicht der von ihr aufzustellenden Grundsätze, als der zweckmäſsigen Vorschläge für die Anwendung derselben. Indeſs ist der Vf. sehr im Irrthume, wenn er meint, daſs die Besteuerung in der Wirklichkeit von der Erkenntniſs dieser Grundsätze und ihrer Anwendung allein abhängig sey, und daſs eine Abweichung davon in der Unkenntniſs oder dem bösen Willen der Regierungen gesucht werden müsse. Nur allmählig hat sich das Steuerwesen bis zu der Höhe und Künstlichkeit entwickelt, die es gegenwärtig in den meisten Ländern charakterisiren. Kein durch das Ganze hindurchgehender Gedanke ist zu erkennen; die einzelnen Einrichtungen sind mehr oder minder lose mit ihm verbunden, aber sie sind mit dem wirthschaftlichen Zustande der Gesellschaft verwachsen, und stellen sich der Einführung des Bessern oft als unübersteigliche Hindernisse entgegen. Der gelehrte Staatsmann, welcher beschränkt genug ist, der Wirklichkeit seine Theorie aufdringen zu wollen, wird daher nothwendig mit dem Praktiker in Streit gerathen, der sich durch das Gegebene gebunden sieht. Inzwischen ist dies kein Grund, die Theorie zu verwerfen, sobald sie von den allgemeinen Gesetzen der Verhältnisse ausgeht, die sie selbst zum Objekte hat.

Hr. *M.* hat sich bestrebt, seine Aufgabe klar und lichtvoll zu lösen, ohne der Gründlichkeit Abbruch zu thun; aber schon hierin liegt eine Unklarheit; denn das wahre Licht wird allein durch Gründlichkeit verbreitet, wenn auch viele sich einbilden, eine Sache gefaſst zu haben, wenn ihnen nur an sich leicht verständliche Worte gegeben sind. Indeſs mag dies nur den Vorwurf einleiten, den wir in dieser Hinsicht dem Vf. zu machen haben. Wir vermissen Gründlichkeit bei ihm und daher auch Klarheit.

In einer Einleitung wird zuerst von der Aufgabe gesprochen, welche die Lehre von der Besteuerung zu lösen hat, und dann zu mehreren Vorfragen übergegangen, welche das Subject und Object der Besteuerung; das Recht, Steuern zu erheben, und die Pflicht, solche zu entrichten; die Wirkung der Steuern; die Grundlagen und Hauptbedingungen eines guten Abgaben-Systems, und die passendste Methode der Eintheilung der öffentlichen Abgaben betreffen. Die Frage, wer Subject der Besteuerung sey, läſst er durch Behr (Lehre von der Wirthschaft des Staats) beantworten, und aus Kremer (Darstellung des Steuerwesens) nimmt er die Gründe für die Besteuerung des Fürsten, und dehnt dann diese auch auf die Staatsbeamten aus. Daſs die Fremden besteuert werden dürfen, giebt er zu, läſst aber Soden, Jakob, Hartleben und Zachariä ziemlich weitläuftig gegen die Rechtlichkeit eines Transito-Zolls declamiren, und spricht dann selbst die Gründe der Klugheit aus, welche den Staat abhalten sollen, den Durchgang fremder Waaren zu besteuern. Rec. stimmt weder von rechtlicher, noch von politischer Seite

Seite mit den hier ausgesprochenen Ansichten überein, will aber, um nicht zu weitläuftig zu werden, nicht weiter auf die Sache eingehn. Bei der Beantwortung der Frage, was Object der Besteuerung sey, zeigt sich ein Mangel klarer Vorstellungen und consequenter Verbindung derselben. Es wird nämlich behauptet, dafs nur das Vermögen der Staatsgenossen und zwar soweit es sich im Umfange des Staatsgebietes befinde, Gegenstand der Besteuerung sey; dafs zu dem Vermögen alles gehöre, was von Jemandem ausschliefslich besessen werden könne; dafs es entweder persönlich oder sachlich sey, dafs aber nur das sachliche als steuerbar betrachtet werden dürfe, weil von der Person nichts abgegeben werden könne; und dafs das steuerbare Vermögen aus Stammvermögen und aus Einkommen bestehe. Zuerst wird es hier niemand entgehen, dafs die Frage, was der Staat besteuern dürfe, nur beantwortet werden könne, wenn zuvor die Frage beantwortet worden, worauf sich das Besteuerungs-Recht des Staats gründe, dafs also die Stellung jener Frage falsch sey. Dadurch aber, dafs der Vf. die Besteuerung des persönlichen Vermögens leugnet, weil von der Person nichts abgegeben werden könne, gewinnt es den Anschein, als werde hier blos nach dem gefragt, was sich besteuern lasse. Ferner ist es unrichtig, dafs von der Person nichts abgegeben werden könne. Die Person ist wahrhaft nichts als eine sich entwickelnde Thätigkeit, oder ein Handeln. Von der Thätigkeit kann aber eben so gut etwas abgegeben werden, als vom Einkommen, ja, wer von einem Einkommen, was er durch seine Thätigkeit gewinnt, etwas abgiebt, giebt nichts anders, als einen Theil seiner in Sachen verwandelten Thätigkeit ab. Drittens fragen wir, wie der Vf. dazu kommt, das Vermögen in Stammvermögen und in Einkommen zu trennen, und ganz zu ignoriren, dafs es aufser dem Stammvermögen oder Kapitalstock noch ein anderes Vermögen giebt, welches von allen Staatswirthen abgesondert betrachtet wird?

Dieselbe Verwirrung herrscht in der folgenden Erörterung S. 24 ff., welche das Recht zur Erhebung und die Pflicht zur Entrichtung der Steuern betrifft. Zum Beweise möge sogleich der erste Satz dienen. „Soll die Befugnifs der Staatsregierung zur Erhebung von Steuern näher geprüft und erörtert werden, dann bietet sich vor allem die Frage zur Beantwortung dar: Ist die Steuer mehr Sache des Staatsrechts, oder mehr Sache der Nationalökonomie? mit andern Worten: Gebührt jenem oder dieser die Hauptstimme bei Feststellung der öffentlichen Abgaben?" Man sieht, dafs der Vf. den einfachen Gedanken: was berechtigt den Staat zur Besteuerung? nicht hat festhalten können. Er ist allein rechtlicher Natur. Ihm schwebte nebenbei vor, dafs für die Gröfse der Besteuerung ein Maafsstab gesucht werden müsse, der mit der Beantwortung jener Frage nicht unmittelbar gewonnen werde, und dies verleitete ihn, die National-Oekonomie herbeizurufen, und die Feststellung der öffentlichen Abgaben mit dem Rechte, sie überhaupt zu fordern, zu vermengen. Hernach mufs ihm Hr. *Schön* (Grundsätze der Finanz) jene Frage durch einige Tiraden beantworten helfen, denen er noch einige eigene anhängt, um das Resultat zu gewinnen, dafs die Steuern billige Beiträge sind, welche die Staatsgenossen zu dem gemeinschaftlichen Aufwande der grofsen Gesellschaft, der sie angehören, geben. — Wir uns'rer Seits finden es unbegreiflich, wie man leugnen kann, dafs die Vortheile, welche der Staat seinen Bürgern gewährt, sein Recht, sie zu besteuern, und zugleich die Steuerquote bestimmt. Wo er es mit Einzelnen oder mit besondern Klassen zu thun hat, ist dies ganz augenscheinlich. Wer die Kunststrafse, wer die Postanstalt, wer die Rechtspflege u. s. w. für sich benutzt, bezahlt nach dem möglicher Weise zu bestimmenden Dienste, den ihm die Staatsanstalt leistet. Wunderlich ist es, wenn man die Armen anführt, um das Gegentheil zu beweisen. Denn wenn der Staat sie auch ganz und gar unterhält, so giebt er ihnen doch wenig im Verhältnifs zu den Reichen, die ohne ihn weder Sicherheit, noch die unendliche Menge von Vortheilen geniefsen würden, welche er nach allen Seiten den Bemittelten zugänglich macht. Man mufs hier nur nicht übersehen, dafs die Vortheile, welche durch den Staat bedingt werden, und um derentwillen er Steuern verlangt, den Einzelnen nicht in gewissen mefsbaren Gröfsen zufliefsen, sondern aus dem Zusammenhange aller seiner Gesetze und Einrichtungen hervorgehen. So kann es kommen, dafs ein Kapitalist, (wir führen diesen an, weil er hier genannt wird, *um das Gegentheil zu beweisen*) scheinbar von dem Staate wenig oder gar keine Vortheile zieht, während doch in der That die Verwendung eines fremden Kapitals und die davon zu zahlende Rente von dem ganzen Complex der wirthschaftlichen Thätigkeiten in der Gesellschaft und der sie schützenden Gesetze und Einrichtungen abhängig sind. — Bei der weitern Erörterung dieses Gegenstandes werden von dem Vf. wieder eine Menge Schriftsteller redend eingeführt, nicht, um gewichtige Autoritäten für eine Meinung zu gewinnen, sondern, um auch sie abzuhören: Lüder, der Graf von Soden, Malchus, Kremer, von Jakob, Behr, Hegewisch und selbst Friedrich der Grofse geben ihre Beiträge.

Der nächste Abschnitt handelt von der Wirkung der Steuern und sucht zuvörderst unter dem Beistande von Destutt de Tracy und Say den paradoxen Satz zu widerlegen, dafs die Steuern, weit entfernt, dem Nationalreichthume hinderlich zu seyn, sogar zur Vermehrung desselben dienten. Wir gefallen uns nicht in solchen Paradoxien, aber unser Vf. hätte leicht finden können, dafs in jenem Satze mehr Wahrheit ist, als in manchen Behauptungen seiner Gewährsmänner. Allerdings fliefsen den Besteuerten nicht unmittelbar gewisse Procente von den Summen zu, welche sie an den Staat bezahlen, und in vielen Fällen niemals, aber wir fragen, ob es kein baarer Gewinn für eine Nation ist, wenn die Regierung die Schifffahrt beschützt, wenn sie ein gutes Geld-

Geldwesen einführt und erhält? — Wir übergehen, was von dem Einflusse der Steuern auf die bürgerliche Freiheit, den Geld-Umlauf, die Industrie und die Werthschaffung und den Handel gesagt wird, um noch einmal an dem 5ten Abschnitte, der die Grundlagen eines guten Steuersystems bezeichnen soll, und den Cardinalpunkt der ganzen Schrift enthält, unser Urtheil zu bekräftigen.

Der Vf. läfst es sich zuerst eifrig angelegen seyn, zu beweisen, wie schlecht noch überall das Steuerwesen sey, und Behr, Bülau, Soden, Rotteck müssen ihm kräftig dazu beisteuern. „Nach welchen Ländern, nach welchen Regionen hin wir unsere Blicke richten mögen, nirgend sehen wir ein Steuer-System in Anwendung gebracht, so gerecht und weise, so zweckmäfsig und fehlerfrei, dafs es auch andern Ländern und Völkern als Muster empfohlen werden könnte zur Nachahmung." So leitet er die Anklage S. 67 ein; aber S. 77 heifst es dagegen: „Mit allgemeinen Vorschriften, die auf jeden gesellschaftlichen Zustand passen sollten, läfst sich in der Besteuerungskunst wenig ausrichten. Nicht ohne Grund leugnet *Fr. Buchholz* geradezu das Daseyn einer solchen Kunst, wenigstens in sofern, als sich behaupten lasse, sie sey nie vollendet und für ihre Anwendung komme alles auf die Fortschritte an, welche die Theilung der gesellschaftlichen Arbeit gemacht habe." Wir überlassen es dem Leser, in diesen beiden Sätzen Zusammenhang zu finden. Im weitern Verfolge werden manche sehr brauchbare Lehren gegeben, besonders aber wird das Nachtheilige der Neuerungen im Steuerwesen herausgehoben. Den Schlufs bildet die Zusammenstellung folgender Regeln für die Besteuerung: Gerechtigkeit bei der Vertheilung der Abgaben, 2) Mäfsigkeit bei deren Veranlagung, 3) Bestimmtheit der abzugebenden Steuer-Quote, 4) Einfachheit und Wohlfeilheit der Erhebung. Die weitläuftige Prüfung derselben folgt in besondern Abschnitten, und nachdem der Vf. von der Methode, die Steuern einzutheilen gehandelt hat, wendet er sich S. 181 zur Darstellung der einzelnen Arten der Besteuerung und endet mit einer Uebersicht der verschiedenen Systeme der Besteuerung. Wir finden es sehr angemessen, das Ganze auf diese Weise zu schliessen; aber wenn wir auch zugeben, dafs eine besondere Theorie der Besteuerung nach den 3 bekannten Systemen der National-Oekonomie möglich ist, so begreifen wir nicht, nach welchem Eintheilungsgrunde der Vf., mit den sich darauf stützenden 3 Besteuerungs-Arten die des Grafen von Soden verbinden konnte. Erklären liefse es sich, wenn er auf der einen Seite die Besteuerungs-Arten, welche sich auf eine verschiedene Vorstellung von der Entstehung des National-Einkommens gründen, zusammengestellt, und auf der andern die eigenthümliche Seegersche Theorie entwickelt hätte. Dann würde der verschiedene Grund der Besteuerung die Eintheilung bedingt haben.

Wir schliessen mit dem Bedauern, dafs der grofse Fleifs, welchen der Vf. auf die Ansammlung einer grofsen Menge von Materialien verwandt hat, nicht durch eine Verarbeitung derselben zu einem eng geschlossenen Ganzen gekrönt worden ist.

Giessen, gedr. b. Heyer, Vater: *Ueber den Charakter und die Aufgaben unserer Zeit in Beziehung auf Staat und Staatswissenschaft. Erstes* Heft. Vom Staate überhaupt und die Geschichte seiner Wissenschaft. Von *Fr. Schmitthenner*, Prof. der Kameralwissenschaften in Giessen. 1832. IV u. 212 S. 8. (20 gGr.)

Die Staatswissenschaft hat von jeher zwei Richtungen verfolgt, indem sie es sich entweder zur Aufgabe machte, aus allgemeinen Gründen die Gestalt des Staats abzuleiten, in welcher sich der Begriff desselben vollendet darstellt, oder den Staat in seinen verschiedenen Erscheinungen zu begreifen und darzustellen. Der philosophischen Staatslehre hat sich also eine Physik oder Physiognomik des Staats gegenübergestellt. Hier ist es nicht der Ort jene in Schutz zu nehmen; denn wenn sich gleich Hr. *Schmitthenner* beiläufig gegen dieselbe erklärt, so ist doch seine Untersuchung nicht gegen dieselbe gerichtet. Seine Absicht geht vielmehr dahin, dem Leser zu einer Einsicht in die jetzt herrschenden politischen Doctrinen und zur Entschleierung der daraus hervorgehenden Zukunft zu verhelfen. Das vorliegende erste Heft ist aber nur bestimmt, die Bahn zur Lösung dieser Aufgabe zu brechen, und handelt deshalb in zwei Büchern, *erstens* von dem Wesen des Staats und der Staatswissenschaft, und stellt *zweitens* die Geschichte der Staatswissenschaft dar, wobei jedoch, wie der Vf. S. III bemerkt, die Rücksicht auf die Politik im engern Sinne nicht die vorwiegende seyn sollte. Gleich wichtig als eine kritische Prüfung der politischen Doctrinen erschien ihm eine solche des gegenwärtigen Zustandes der Nationalökonomie.

Gehen wir genauer auf den Inhalt ein, so finden wir im ersten Buche den Begriff des Staats entwickelt, den Zweck des Staats und die Entstehung desselben erörtert und das Wesen der Staatswissenschaft so wie ihre Unterschiede bestimmt. In dem zweiten Buche dagegen erhalten wir zunächst in einer Einleitung den Begriff der Geschichte der Staatswissenschaft und die Literatur derselben, dann aber eine Eintheilung dieser Geschichte in 3 Perioden: alte Welt, Mittelalter, neuere Zeit, und die letztere wieder in 2 Zeitabschnitte zerlegt, wovon der *erste* die Entwickelung der subjectiven Freiheit enthält und von 1300 bis 1650 geht, der *zweite* die Entwickelung der äufsern Freiheit von 1650 an in sich fafst.

Wenn auch *Fr. von Raumer* uns mit einer Schrift über die geschichtliche Entwickelung der Begriffe von Recht, Staat und Politik beschenkt hat, welche bereits die 2te Aufl. erlebte, und wir in der Geschichte der Staatswissenschaft von *Weitzel* ein ziemlich umfassendes Werk besitzen, so wird ein jeder, welcher den Gegenstand kennt, unsern Vf. nicht tadeln,

dein, dafs er mit der vorliegenden Schrift aufgetreten ist; aber der Rec. kann nicht leugnen, dafs er gewünscht hätte, er wäre anders damit aufgetreten. Wir verkennen keineswegs das viele darin enthaltene Gute; allein was kann der Wissenschaft wahrhaft mit immer neuen Abrissen gedient seyn? Diese können wir nur als Leitfaden zum Unterrichte oder dann billigen, wenn es dem Autor darum zu thun ist, das Urtheil Anderer über eine neue Methode oder eine neue Gestaltung des Inhalts zu hören. Zwar war es des Vfs. Absicht, dieses Heft Studirenden als Wegweiser in die Hand zu geben, aber mancherlei Gründe bestimmten ihn, seinen anfänglichen Plan zu erweitern und die Schrift auf ein gröfseres Publicum mit zu berechnen. Nehmen wir nun aber die Arbeit, wie sie sich giebt, so war von ihr zu fordern, dafs sie ihre Aufgabe in möglichster Kürze und Schärfe zu lösen suchte. In ausführlichen Werken kann sich der Schriftsteller wohl gehen lassen, weil eine Unbestimmtheit, ein Irrthum, eine Nachlässigkeit sich wieder durch das Ganze ausgleichen läfst; aber eine Darstellung, die sich in kurzen Paragraphen bewegt, mufs jedes Wort wohl erwogen haben. Dies ist nun aber keineswegs von Hn. *Schmitthenner* geschehen. Schon die Eilfertigkeit des ganzen Unternehmens liefs jene Strenge nicht zu und berechtigt aufserdem zu der Vermuthung, dafs es der Vf. überhaupt nicht genau genommen haben werde. Warum behielt er, wenn er seinen Plan änderte, für das erste Heft die Form bei, die ihm nur in Rücksicht eines andern Zwecks passend geschienen hatte? Ferner läfst sich aber auch fragen: wozu war es nöthig, das erste Buch mit in die Darstellung aufzunehmen? Wer die Geschichte einer Wissenschaft will, verlangt nicht von der Geschichte zu wissen, was ihr Vf. von der Wissenschaft selbst denkt. Aufserdem ist auch die Berücksichtigung der Nationalökonomie neben der Politik gar nicht motivirt. S. 111 heifst es lediglich: Die Noth des Volks ist offenbar im Steigen; mir scheinen aber die nach der bisherigen Wissenschaft abgeleiteten Gegenmittel nicht genügend. Ist das aber ein Grund?

Wer die Schrift sorgfältig liest wird übrigens Gelegenheit genug finden, unsere Meinung von der Flüchtigkeit bestätigt zu finden, mit welcher sie abgefafst ist. Ich deute nur mehrere Stellen an. Gleich der Anfang enthält eine unklare Vorstellung; S. 2 ist es nicht richtig, dem Menschen die dreifache Eigenschaft eines sinnlichen, geistigen und sittlichen Wesens beizulegen; S. 3 ist die Unterscheidung von Kirche und Staat höchst dürftig; S. 4 läfst sich der Unterschied des Staats im engern und des Staats im weitern Sinne nicht billigen; S. 5 — 7 ist der Gedanke, dafs der Staat ein ethischer Organismus sey nicht scharf genug aufgefafst u. s. w.

Diesen Ausstellungen ungeachtet gesteht der Rec., dafs er das Buch mit Vergnügen gelesen hat. Es enthält im Einzelnen viel Treffliches, und ist in einem Geiste verfafst, der es wünschenswerth macht, den Gegenstand mit gröfserer Ausführlichkeit und Mufse von dem Vf. behandelt zu sehen. Wir würden ihm alsdann aber empfehlen, die Geschichte nicht so zu trennen, wie es geschehen ist. Die einzelnen Seiten des politischen Lebens stehen in einem zu genauen Zusammenhange unter einander, als dafs sie ohne Nachtheil getrennt werden könnten. Sie verschieben sich nur gegen einander und haben nicht in jeder Periode eine gleiche Geltung. **En.**

SPRACHKUNDE.

DRESDEN u. LEIPZIG, b. Arnold: *Gedrängtes Handbuch der Fremdwörter in deutscher Schrift- und Umgangs-Sprache*, zum Verstehen und Vermeiden jener, mehr oder weniger, entbehrlichen Einmischungen; herausgegeben von Dr. *Friedrich Erdmann Petri*, Kurhess. Kirchenrathe, Inspector, Professor und evangelischem Prediger zu Fulda, einiger auswärtigen Gelehrten-Vereine Mitgliede. *Erster* Theil A — H. *Sechste*, rechtmäfsige, tausendfältig bereicherte und sorgsam verbesserte Aufl. 1834. XXXII u. 405 S. — *Zweiter* Theil I — Z. 8. (4 Rthlr.)

Der würdige und thätige Vf. dieses, nun in der *sechsten* Auflage vorliegenden verdienstlichen Werkes glaubte, nach dem Vorworte zu dieser neuen Auflage bei der vor sechs Jahren besorgten fünften rechtmäfsigen Ausgabe nicht, dafs noch eine — und zwar in so kurzer Zeit — nöthig werden würde. Bei der allgemein anerkannten zweckmäfsigen und umsichtigen Anordnung und Ausführung desselben, wodurch es wohl allen seinen nur zu zahlreichen Nebenbuhlern den Rang abgewonnen hat, werden wir uns aber nicht wundern, wenn noch mehrere Auflagen nöthig werden, und wünschen nur, dafs der Vf. einige noch selbst besorgen möge, da nicht leicht ein Anderer mit solcher Sorgsamkeit und Bedachtsamkeit zu Verbesserungen und Ergänzungen zu Werke gehen würde. Wir glauben unbedingt der Zählung eines der Söhne des Vfs., der, einer Note zufolge, 3450 Nachträge zur vorigen Ausgabe in der gegenwärtigen gefunden hat. — Die streng befolgte Anordnung ist folgende. Erst das *Fremdwort* mit Bezeichnung der Betonung, dann *Angabe der Sprache*, der es angehört mit Bezeichnung der Aussprache, wo es nöthig ist; dann die mehrfache *Verdeutschung*, und nun folgen die verschiedenen *Ableitungen* und *Zusammensetzungen* mit ihren Verdeutschungen. — Hätte nur der Vf. von der Verstümmelung unsrer Sprache durch Weglassung des Verbindungs-s und der Endsylbe *ung* in den Zusammensetzungen gelassen, dafs nicht auch durch ihn diese widrige Unart verbreitet würde! Consequent ist er ja doch nicht darin, denn er schreibt *Rechtslehrer* neben *Rechtfragen*, bei welcher Zusammensetzung die Unbestimmtheit recht in die Augen fällt, wie in *Verbündfreund*, *Erscheinlehre* (die Lehre der *Erscheinung*? oder zu *erscheinen*?) u. ähnl.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Julius 1835.

STAATSWISSENSCHAFT.

Paris, b. Treuttel u. Würtz: *De la Société et du Gouvernement*, par *M. le Cte. Henri de Viel-Castel.* 1834. *Zwei* Bde. *Erster* Bd. VIII u. 371 S. *Zweiter* Bd. 427 S. in 8. (4 Rthlr.)

Der Titel dieses Werkes entspricht nur in sofern seinem Inhalte, vornehmlich in subjectiver Hinsicht, als man etwa in Frankreichs gegenwärtigem Zustande den Typus der modernen Staatsgesellschaften und ihrer Regierungen gewähren möchte. Allein schon in der Vorrede benachrichtigt uns der Vf., es habe derselbe lediglich *sein* Land im Auge gehabt und nur um von der Gesellschaft und der Regierung, wie solche *dort* zur heutigen Epoche beschaffen, eine richtige Schilderung entwerfen zu können, habe er es für nothwendig erachtet, recht weit auszuholen, damit er einen Faden gewinne, der ihn in dem Labyrinthe seiner Untersuchungen zu leiten vermöchte. Diesen Faden nun könnte man füglich, um bei dem Bilde stehen zu bleiben, ein Gespinnst metaphysischer und metapolitischer Abstractionen nennen, zu deren endlichem Resultate der ausharrende Leser, — Berichterstatter wenigstens hat diese Erfahrung gemacht, — allererst am Schlusse des Werks gelangt. Hier nämlich wird der Leser gewahr, dafs die Hauptidee des Vfs., der ihn von Anfang bis zu Ende des Buches leitende Gedanke, auf die Herstellung des *theocratischen* Systems gerichtet ist, worin er allein einen Ruhepunkt für die seit vierzig Jahren besonders so viel bewegte und so leicht bewegliche *französische* Nation zu erblicken glaubt. — So phantastisch uns nun auch diese Hauptidee des Hn. *V-C.* bedünkt, so glauben wir doch, dafs er es mit derselben ganz aufrichtig meint, und keinesweges mit der Verwirklichung derselben, wie andre Bekenner der nämlichen Doctrinen, lediglich selbstsüchtige Zwecke zu erreichen bezielt. Auch müssen wir ihm die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, dafs er nicht, wie *de la Mennais*, die Anarchie als Durchgangspunkt zum Ziele betrachtend, diese durch sein Buch zu befördern strebt, ja dafs er selbst von einer dritten Restauration, die doch immer nur durch fremde Waffengewalt oder eine abermalige Staatsumkehr zu bewirken wäre, nicht einmal etwas wissen will. Desto hirngespinnstischer aber mufs uns dagegen die ganze Idee erscheinen, ziehen wir die Motive in Erwägung, worauf der Vf. seine Hoffnungen baut, dieselbe demnächst verwirklicht zu sehen. Der Gang seines diesfälligen Raisonnements ist nämlich im Wesentlichen folgender: Abgesehen von aller Form in der Ausübung, unterstellt Hr. *V-C.* zwei dem *Principe* nach verschiedene Regierungssysteme: das religiöse und das bürgerliche (*Gouvernement civil*). Bei dem Ersten ist Gott selber die Quelle der obersten Herrschergewalt (*souveraineté*); bei dem Zweiten ist diese Gewalt menschlichen Ursprungs. Bei den klassischen Nationen des Alterthums, d. i. den *Griechen* und *Römern*, waren beiderlei Principien in der Art verschmolzen, dafs sich das religiöse dem bürgerlichen untergeordnet befand. In den christlichen Staaten der neuern Zeit aber sind beide Principien nicht nur streng von einander gesondert, sondern ihre Verschmelzung wäre auch nur in sofern denkbar, als sich das bürgerliche Princip dem religiösen unterordnen möchte, wohin der Christianismus von seiner Entstehung an strebte, wozu jedoch wirklich zu gelangen, die im Mittelalter sich erhebende Feudal-Aristokratie ihn hinderte. — Zur Unterstützung dieser *Thesis* entwirft der Vf. eine Schilderung des christlichen Priesterthums und der von demselben schon in den frühesten Zeiten befolgten Politik, die manche sehr treffende Züge enthält, wovon wir hier einige anführen wollen: Nachdem Christus seine Sendung erfüllt und zwölf Apostel dieselbe fortzusetzen, beauftragt hatte, verliefs er die Welt. Diese Apostel, vom heiligen Geiste belebt, machten hin und wieder zahlreiche Proselyten; ihre Nachfolger aber constituirten sich als Kirche, als priesterliche Körperschaft, und vollendeten das begonnene Werk. „Gott, oder vielmehr die Kirche, Auslegerin seines Willens, ward so die Rivalin der Gewalt der *Cesaren*, der von den römischen Obrigkeiten ausgeübten bürgerlichen Gewalt. Der Zweck der Kirche, allmälig zur Seite des Staats sich erhebend, ging natürlicher Weise dahin, diesen zu überziehen und sich zur ausschliefslichen Gewalt über die Menschen zu erheben. Die Kirche strebte absichtlich oder unwillkürlich dahin, die Einheit zurückzuführen, d. h. beide Systeme, das religiöse und das bürgerliche mit einander zu verschmelzen, indem sie Letzteres in das Erstere versetzte." — Indessen hütete sich die Kirche wohl, eine diese Absicht verkündende Sprache zu führen: „sie verband die *Sanftmuth der Tauben* mit *der Klugheit der Schlangen*." Sie lehrte demnach, jedermann solle der kaiserlichen Macht unterthänig seyn. Indessen liefsen sich die Beherrscher Rom's durch diese Lehre nicht irre führen; denn sie gewahrten wohl, dafs die gläubigen Christen, indem sie dem Kaiser Gehorsam leisteten, im Grunde nur der Kirche gehorchten, die ihnen diesen Ge-

Gehorsam einschärfte: somit aber erblickten sie in der Kirche eine mächtige Gewalt, der sich jedwede Andere untergeordnet befand. — Dies war denn auch der politische Grund, weshalb eben jene Beherrscher die Fortschritte des Christenthums zu hemmen suchten. Nichtsdestoweniger gewann dieses nach Verlauf einiger Jahrhunderte die Oberhand und Rom's Cesaren selber nahmen dasselbe an. Inzwischen bedurfte es zur Feier des Gottesdienstes, zur Aufrechthaltung des orthodoxen Glaubens, einer priesterlichen Körperschaft, die, bestimmt die Welt zu regieren, nicht ohne Haupt bleiben konnte, die aber, nach Maaßgabe, als sich ihr Wirkungskreis erweiterte, einer mehrfach zergliederten Organisation nicht entbehren konnte; und so entstand denn die geistliche Hierarchie. — Die Politik einer wohl constituirten Priesterschaft wird stets dahin gerichtet seyn, sich in den Augen der Gläubigen so wichtig, so heilig, so nothwendig, als nur immer möglich, zu machen. Zu dem Ende wird dieselbe gewisse Ceremonien einführen, die für das Seelenheil wesentlich und bei denen, auf ihren Anruf, Gott selbst dazwischen kommt. Dies ist der Zweck und die hohe Wichtigkeit der kirchlichen Sakramente, von denen der Vf. das der *Eucharistie* für die bewunderungswürdigste aller Conceptionen des Priesterthums hält. Nicht minder bewunderungswürdig erscheint ihm noch die Lehre vom *Fegefeuer*, welche die priesterliche Gewalt über die Todten ausdehnt und es dieser anheim stellt, die Seelen der Verstorbenen in das Paradies zu befördern oder der ewigen Verdammniß Preis zu geben. Das *Cölibat* der Priester endlich ist eine Institution, über deren Aufrechthaltung die Kirche um so strenger wacht, weil sich der Priester durch die Ehe dem bürgerlichen Systeme anschließt, sohin gleichsam in das feindliche Lager übergeht und in den Augen der Seinigen des größten Frevels sich schuldig macht. — Abgesehen nun von vorerwähnten Doctrinen und Einrichtungen, ist die Politik des Priesterthums vornehmlich dahin gerichtet, das innere moralische Gefühl im Menschen zum Schweigen zu bringen, damit er nur die Stimmen der Ausleger des Willens Gottes vernehme, welche die Priester sind. Jeder Mensch aber, der es vorziehen würde, jenem Gefühle Folge zu geben, wäre in der That kein wahrer Gläubiger. Da man aber gemeinhin, bemerkt der Vf., so ziemlich geneigt ist, dem himmlischen Willen in der Ausführung blutiger und grausamer Befehle zu erblicken und sich Gott unter furchtbaren Zügen vorzustellen, so glaubt das Volk um so eher an die göttliche Sendung der Priester, je unbarmherziger ihre Politik ist, um zur Gewalt zu gelangen. Endlich, am Schlusse der Erörterung des vorbefragten Gegenstandes, stoßen wir auf folgende Conclusionen, die wir aus leicht begreiflichen Gründen uns beschränken, mit den eignen Worten des Hn. *V-C.* wiederzugeben: „Es ist klar, daß die Unwissenheit der Völker der Gewalt des Priesterthums von Natur günstig ist. Ein sehr aufgeklärtes Volk hört auf religiös zu seyn (!). Allmälig erstickt in ihm der Philosophismus seinen natürlichen Hang zu einem Glauben, den der starke Geist, d. i. der durch die Erziehung zugestutzte Mensch, verachtet und aufgiebt. Deshalb bemeistern sich die Priester, so weit als möglich, der Erziehung der Völker. Wir sehen sie sich bestreben, diese Erziehung, durch die Wendung, die sie ihr geben, so wenig gefährlich, als es nur angeht, zu machen. Gewiß würden sie vorziehen, dem Menschen gar keinen Unterricht zu ertheilen; allein sie übernehmen diese Sorge lieber selber, als daß sie solche Feinden überlassen sollten. Ueberdies müssen wir wohl bemerken: *Die Priester unterrichten die Unwissenheit, aber sie zerstören sie nicht.* Dies ist das ganze Geheimniß ihrer Politik." — Nach dieser dem Werke mit gewissenhafter Treue entlehnten Skizze des christlichen oder vielmehr des römisch-katholischen Priesterthums, möchte sich der Leser dieser Blätter vielleicht veranlaßt finden, den Berichterstatter zu verdächtigen, er habe Hn. *V-C.* mißverstanden, wenn er ihn, wie gleich im Eingange, als einen Apostel des *Theocratismus* schildert; denn in der That scheint diese Skizze eben nicht dazu geeignet, der Herstellung dieses Systems das Wort zu reden. Gleichwohl geht dahin die ganze Tendenz unseres Vfs., wie eine gedrängte Analyse des neunten und letzten Buches außer Zweifel setzen wird. Bevor wir jedoch diesen Zeitpunkt erreichen, wollen wir in kurzen Worten die Bahn beschreiben, welche, um dahin zu kommen, Hr. *V-C.* einschlägt. War der Christianismus oder das theokratische Element im Begriff gewesen, die nur von *einem* Despoten und seinen Agenten ausgeübte bürgerliche Gewalt im Römerreiche zu besiegen und sich zu unterwerfen, so änderte das mit dem Einbruche der Barbaren auftauchende und durch das Feudalsystem zu großer Stärke sich ausbildende aristokratische Element mit einem Male die Lage der Dinge. „Denn nunmehr war es nicht *ein Kaiser*, den das religiöse System verdrängen mußte, sondern *eine Menge* oder vielmehr *ein großer gesellschaftlicher Verein* von Burgherren, die herrschbegierig und mit ihrem Schwerte bewaffnet waren; und dieses Schwertes vermochte das religiöse System sich nimmer zu bemächtigen." In dem Kampfe der nunmehr sich entspann und der Jahrhunderte lang fortwährte, ward die Kirche besiegt und mußte sich, in Frankreich wenigstens, zu dem Eingeständniß bequemen, ihre Gerichtsbarkeit erstrecke sich nur über geistliche Dinge, nicht aber über die Angelegenheiten der bürgerlichen Regierung. „Die Kirche ward somit französisch oder gallicanisch. Freiheiten der gallicanischen Kirche aber nannte man die Grundsätze, welche die Unabhängigkeit des Zeitlichen aufrecht erhielten, und die sogar noch weiter gingen, indem sie den Grundsatz zu Ehren brachten, der Papst sey nicht unfehlbar, sondern über ihn herrsche die allgemeine Kirche." — Die Revolution brach ein, — deren unterschiedliche Phasen, sie alle unter dem „gegenwärtigen Zustande der Gesellschaft und Regierung" begreifend das fünfte, sechste, siebente und achte Buch erzählen, — und Eine ihrer ersten Arten war,

war, die religiöse Freiheit zu proklamiren, die, in die Sitten des Volks übergegangen, seitdem nicht mehr aufgehört hat, fortzubestehen. Diese Revolution (von 89) ging aber noch weiter: nachdem sie die schon früher moralisch vernichtete Kirche ihres Zeitlichen, ihres Ansehens, ihrer Ehren beraubt, wollte sie das, was von ihr übrig blieb, noch dem Staate unterwerfen. Um diesen Zweck zu erreichen, konnte man die Kirche nur zerstören; denn sie existirt blofs durch ihre Einheit; und die bürgerliche Verfassung der Geistlichkeit bezielte eben diese Einheit vollkommen zu brechen, indem, ihren Bestimmungen zufolge, der ernannte Bischof sich nicht an den Papst wenden durfte, um dessen Bestätigung zu erhalten. Hatte jedoch die Kirche in Frankreich die gallicanischen Freiheiten ertragen, so konnte sie sich nicht dem Uebermaafse von *Freiheiten* unterwerfen, welche die National-Versammlung ihr aufdrängen wollte. Demnach weigerte sie sich, mit Ausnahme einer beträchtlichen Zahl von Ueberläufern, der bürgerlichen Verfassung der Geistlichkeit zu gehorchen, bis sie endlich in Mitte der Alles verschlingenden Anarchie des J. 93 gänzlich verschwand. — Der Konvent dekretirte die Existenz eines *höchsten Wesens*; das Directorium promulgirte seine *Theophilanthropie*. „Dies Alles führte zu nichts Positivem; denn dies Alles war nur ein Kultus der Vernunft oder der Philosophie. Die Menschen aber bedürfen einer Religion, d. h. einer Auctorität, die über der Vernunft steht und ihr gebietet. Hieraus folgt, dafs mit philosophischen Systemen eine Religion nicht vertrieben werden kann; nur die Eine vermag die Andere zu verdrängen." — Unter diesen Umständen war es leicht, die katholische Kirche in Frankreich wieder herzustellen, was mittelst des Konkordats von 1801 geschah. — Die Restauration war und mufste für diese Kirche eine neue Aera seyen. Da mit derselben alle Ueberreste der alten gesellschaftlichen Elemente wieder zum Vorschein kamen, so tauchte gleichzeitig mit dem aristocratischen und monarchischen auch das theocratische Element wieder auf. Man sahe die Kirche einen unabhängigern Gang nehmen; sie schritt stolz einher. Die katholische Religion ward durch die Charte zur *Staatsreligion* erklärt, was sie freilich auch mehr als je unter dem Kaiserreiche gewesen war, allein in dem Sinne, dafs sich ihrer der Staat als eines leichtern und gewaltigern Werkzeugs bediente, wogegen die betreffende Erklärung der Charte eine der Kirche günstige Idee in sich begriff, so dafs man in Folge davon das Konkordat von Franz I. wieder herzustellen beabsichtigte und das Sacrilegien-Gesetz votirt wurde. — Die Revolution von 1830 ist abermals der Anfang einer neuen Zeitrechnung für die Kirche, wiewohl unter ganz verschiedenen Verhältnissen zum Staate, als diejenigen, die früher und noch während der Restauration bestanden. Seit 1830 nämlich hat die Allianz der Kirche mit dem Staat gar kein Object mehr; mit diesem irgend einen Vertrag einzugehen, kann somit nicht in der wohlverstandenen Politik der Kirche liegen. „Denn was nützt es ihr in der That, wollte sie auch auf einige ihrer Ansprüche verzichten, indessen der Staat alle die seinigen bewahrt. Sie möge sich demnach wieder zur Unabhängigkeit, zur Einheit erheben und den Grundsatz aufstellen, das Zeitliche sey dem Geistlichen unterworfen; sie mögen den Papst als ihr sichtbares und unfehlbares Oberhaupt anerkennen und die Herrschaft des katholischen Gesetzes verkündigen, worin Alles sich verlieren wird; mit einem Worte: sie denke nur an die Zukunft, *denn die Zukunft der Menschheit gehört dem religiösen Princip.*" Etwaige Zweifel, die sich gegen dieses Prognosticon erheben möchten, glaubt Hr. *V-C.* durch folgende Beweisführung zu beseitigen: Der Zustand der Isolirung ist für Jedermann ein gewaltsamer und unnatürlicher Zustand. Diesem Zustande zu entgehen, wird daher stets unserer Natur angemessen seyn. Geistige Anarchie kann eben so wenig, wie materielle, von Dauer seyn; dieselbe strebt unaufhörlich dahin, sich in die allgemeine, allmälig wieder hergestellte Ordnung zu verlieren. Ein Jeder von uns, moralisch isolirt, sucht gegenwärtig mit aller Kraft zu jener Ordnung oder *Synthesis* zu gelangen, die alle Geister umfassen und sie zu einer und derselben Idee vereinigen wird. Wir sind auf diesen Punkt gekommen. Im Strudel der Anarchie offenbart sich bereits hin und wieder das freilich noch vage Bedürfnifs einer *Synthesis*, die uns vereinigt. „Die heutige Zeit ist vollkommen derjenigen gleich, die dem Christenthume voranging; *unsere Zukunft ist mithin ganz religiös.*" Allein nicht blofs der römisch-katholischen Welt steht diese Zukunft bevor, sondern auch derjenigen Fraction, die sich zum Protestantismus bekennt. Dieser wäre, meint der Vf., die Philosophie unter dem Mantel der Religion, jene Souveränität, wo die Vernunft des Menschen an die Stelle der äufsern und allgemeinen Autorität gesetzt ist. *Ihm* prophezeit nun ebenfalls Hr. *V-C.* den Untergang, zwar nicht hinsichtlich der Glaubensartikel, wodurch er sich vom Katholicismus unterscheidet, doch aber hinsichtlich der äufsern Organisation. „Denn auch das protestantische Priesterthum wird in der religiösen Zukunft, die sich verbreitet, zur äufsern Macht sich erheben, vor welcher jedwede menschliche Souveränität verschwinden wird." — Indem wir auf analytischem Wege die Hauptidee des Vfs. darzustellen suchten, übergingen wir, um ohne Aufenthalt zum Ziele zu gelangen, den übrigen Inhalt des Werks, in sofern uns zu eben jenem Behufe Anführungen aus demselben nicht unumgänglich bedünkten. Unser Bericht würde jedoch in materieller, wie in subjectiver Hinsicht höchst unvollständig seyn, wollten wir es bei dieser Darstellung allein bewenden lassen, zumal da solche nur den *einen* Gesichtspunkt bezeichnet, von welchem aus Hr. *V-C.* den gegenwärtigen Zustand Frankreichs betrachtet, derselbe aber, bevor er solchen erreicht, alle die verschiedenen Wandlungen schildert, welche dieser Zustand während der letzten vierzig Jahre erfuhr. Um jedoch andrerseits unserm Berichte keine unstatthafte Ausdehnung zu geben,

ben, beschränken wir uns auf einige Hauptmomente eben dieses Zeitraums, oder vielmehr auf die Schilderung, die der Vf. von ihrem Charakter entwirft und wobei dessen Subjectivität ganz besonders hervortritt. — Dem Princip der Volkssouveränität huldigend und somit die constitutionelle Monarchie, im Gegensatze mit der unumschränkten, als einem Ausflufs dieser Souveränität betrachtend, nennt Hr. *V-C.* die Constitution von 1791 *bewunderungswürdig*, weil sie nichts anders, als jene Monarchie war. Allein sie war voller Mängel und Irrthümer, weil es ihr an allen Mitteln der Selbsterhaltung gebrach. Dahin gehörte namentlich die Concentrirung einer zu grofsen Gewalt im Schoofse der National-Versammlung, die zu moderiren das dem Monarchen zugestandene *Veto*, das zudem nur suspensiv war, bei weitem nicht hinreichte und die somit gar bald despotisch ward. Noch schlimmer stand es um die Verwaltung im eigentlichen Sinne, da der König nicht einmal das Recht hatte seine Agenten, mit Ausnahme einiger Subalternen, zu wählen, im Falle einer Dienstentsetzung aber die Nationalversammlung, auf deshalbige Klage über die Statthaftigkeit derselben zu entscheiden, befugt war. Selbst die Officiere der Land- und Seemacht erhielten nur zum kleinsten Theil ihren Grad durch die königliche Prärogative, die blofs bei der Wahl der diplomatischen Agenten keiner Beschränkung unterworfen war. — „So glich denn Ludwig XVI, bei der Constitution von 1791 und in Mitte der Gräuel, die ausbrachen, nur zu sehr dem Zaunkönige, der, wie *Montaigne* uns erzählt, mit dem Krokodil Gemeinschaft machte... Allein unmenschlicher, als das Krokodil verschlang die Hydra von 93 den Zaunkönig, nicht um ihren menschmörderischen Hunger zu stillen, sondern um ihn vielmehr bei dem Anblick einer ungeheuren Aesung noch mehr aufzufächeln." — „Bonaparte, heifst es an einem andern Orte, war die zu Fleisch gewordene Revolution, die durch die Allmacht eines Despoten auferlegte neue und revolutionäre Ordnung, der natürliche, längere Zeit hindurch aufgehaltene Lauf der Dinge, das zu Boden geworfene in die Vergangenheit zurückgedrängte Regime, jenes alte Regime mit seinem Feudalgeiste, mit seinem göttlichen Rechte. Die Revolution in Bonaparte's Person ist durch ganz Europa herumgezogen und hat daselbst unauslöschliche Spuren, Keime zurückgelassen, die früh oder spät sich befruchten und Ruhm tragen werden. Nicht als habe Bonaparte, von der Freiheit begleitet, den unterjochten Völkern diese zum Geschenk gemacht. *Er* wollte vor Allen, dafs ein König Herr in seinem Lande seyn sollte; allein Bonaparte, den die Revolution geboren hatte und der Dictator geworden, um ihren Interessen den Triumph zu verschaffen, war ein natürlicher Feind des Lehnwesens. Mit seiner gewaltigen Hand vertilgte er alle jene Unterschiede von Kasten, alle jene Ideen von Adel und Rotüre.... „Im Gegensatze mit Bonaparte, der die oberste Herrschergewalt (*souveraineté*) nur im *Namen der Nation*, als deren Erwählter er sich ankündigte, ausübte, anerkannte Ludwig XVIII *nicht* die Souveränität der Nation; ihm wohnte jene Gewalt *persönlich* bei und wenn er mittelst der Charte auf die vollständige und unbeschränkte Ausübung dieser Gewalt verzichtete, so geschahe dies nur in Berücksichtigung von *materiellen* Hindernissen, die zu beseitigen, nicht in seiner Macht war. „Frankreich hat funfzehn Jahre hindurch diese unmoralische Regierung ertragen, deren herabwürdigende Maximen nur unsere politische Tugend, indem sie diese beschimpften, aufs Neue zu beleben vermochten." — Endlich, von dem freilich sehr contraversirten Princip ausgehend, eine absolute und despotische Monarchie sey *nicht legitim*, ihre Herrschaft könne nur die der rohen und des Rechts ermangelnden Gewalt seyn, erhebt sich Hr. *V-C.* zum Vertheidiger und Lobredner der Juli-Revolution des J. 1830 und des durch sie in Frankreich improvisirten Thrones. „Die Nation, sagt er, hat sich 1830 emancipirt; sie hat ihre Rechte wieder erobert, sie hat den Absolutismus gestürzt, dessen Fall nur gerecht ist... Man werfe uns nicht vor, dafs dadurch *eine gewisse* Legitimität verletzt worden. Die Legitimität, das Recht bestehe nur in der constitutionellen Monarchie, nur in einer von der souveränen und freien Nation ausgehenden Regierung. Jedwede andere, die sich nicht als von der Nation ins Leben gerufen betrachtet, wird stets nur ein Factum, niemals ein Recht seyn. Dies ist evident (?!)." — Wir eilen nach diesen Anführungen zum Schlusse. Erstem Blickes dürfte man sich veranlafst finden Hn. *V-C.* der Inconsequenz zu beschuldigen, wenn er sich bei seinen unverhehlten theokratischen Tendenzen gleichwohl zu Doctrinen bekennt, die mit jenen Tendenzen im Widerspruch zu stehen scheinen. Allein man vergesse nicht, dafs er das durch die Anwendung eben dieser Doctrinen ins Leben gerufene gesellschaftliche System, nur als einen Durchgangspunkt, als ein Mittel betrachtet, um die von ihm geträumte Theokratie zu realisiren; ja dafs er, wie wir oben bemerkten, das Feudalwesen und sohin auch die auf demselben basirte Monarchie, als das hauptsächlichste Hindernifs schilderte, woran zu einer frühern Epoche die Priesterherrschaft scheiterte. Von diesem Standpunkte aus die Dinge betrachtend, sind ihm die Revolution von 89 und deren Wiederholung im J. 1830 nur willkommene Erscheinungen, zwar nicht um ihrer selbst, wohl aber, um des Zweckes willen, dessen Erreichung, wie er wähnt, durch sie früher oder später befördert werden wird und worin er das Heil Frankreichs, ja der ganzen Menschheit gewahrt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Julius 1835.

STATISTIK.

Halle, b. Kümmel: *Versuch einer Statistik des preufsischen Staates für Freunde der Wissenschaft, Geschäftsmänner und höhere Unterrichtsanstalten* von Dr. *Traugott Gotthilf Voigtel*, Königl. Preufs. Geheimem Hofrathe, Oberbibliothekare und Professor der Geschichte an der Universität zu Halle. *Dritte*, mit Benutzung amtlicher Quellen umgearbeitete und mit einer General-Karte des preufsischen Staates versehene Ausgabe. 1835. X u. 268 S. 8. (1 Rthlr.)

Da die Herausgeber der A. L. Z. mit einander überein gekommen sind, in derselben die von ihnen abgefafsten Schriften selbst anzuzeigen, so stehe hier Folgendes.

Der oben genannte *Versuch* ist auch in seiner *dritten* Ausgabe nur ein *Umrifs* der Statistik des preufsischen Staates geblieben. Als solcher ist er bestimmt, theils Freunden der Wissenschaft überhaupt, so wie Geschäftsmännern, eine Uebersicht über die wichtigsten statistischen Verhältnisse jenes Staates zu geben, theils Lehrern zum Leitfaden bei ihren Vorträgen über diese Wissenschaft zu dienen. Für alle diese habe ich unter dem Texte auf die gedruckten Quellen hingewiesen, aus welchen ich geschöpft habe, damit man ohne Zeitverlust das auffinden kann, worüber man umständlicher unterrichtet seyn will. Vieles aber ist auch aus ungedruckten amtlichen Quellen geflossen, welche ich nicht genannt habe, um nicht indiskret zu scheinen, obgleich die obersten Behörden mit grofser Bereitwilligkeit dasjenige mittheilen, was zu statistischen Angaben nöthig ist. Wirklich geht die preufsische Regierung andern auch darin mit einem rühmlichen Beispiele voran, dafs sie bei ihrer Verwaltung alles Geheimnifswesen vermeidet und sogar den Hauptetat der Einnahmen und Ausgaben öffentlich darlegt.

Was den *Plan* betrifft, den ich ursprünglich zur Ausarbeitung dieser Schrift entwarf, so ist er auch in dieser *dritten* Ausgabe beibehalten worden, weil er mir der natürlichste zu seyn scheint. Ich ging nämlich dabei von dem Begriffe eines *Staates* aus. Jeder Staat besteht, wie bekannt, aus zwei *Haupttheilen*, aus seinem *Grunde* und *Boden* und aus dessen *Bewohnern*. Beide sind dazu geeignet, dafs die in ihnen befindlichen Kräfte *kultivirt* oder entwickelt werden können. Bei den *Menschen* nun, als dessen Bewohnern, finden doppelte Kräfte Statt, die *physischen* und die *geistigen*. Demnach handelt der *erste* Abschnitt dieser Schrift von den *Bestandtheilen des Staates* und der *zweite* von der *Kultur* desselben, und zwar zuerst von der *physischen* und dann von der *geistigen*. Da ferner jeder Staat eine gewisse *Form* hat, in welcher er sich bewegt, oder verwaltet wird, so ist in dem *dritten* die *Form des Staates* und im *vierten* die *Verwaltung desselben* abgehandelt worden. Endlich da der preufsische Staat nicht abgesondert, sondern neben andern Staaten dasteht, so mufsten zum Beschlusse der Schrift dessen Verhältnisse theils zu den *europäischen Staaten*, theils *zum deutschen Bunde*, theils zu *einzelnen deutschen Staaten* dargestellt werden.

Was das Einzelne betrifft, so steht an der Spitze des Buches eine *Einleitung*, in welcher die *Quellen* abgehandelt worden sind, aus welchen die Statistik des preufsischen Staates geschöpft werden mufs; dann die *Hülfsmittel* und drittens die hierher gehörige *Literatur*. Zu den *Quellen* werden gerechnet: die *Gesetze*, die *Verträge*, die *Friedensschlüsse*, die *Etats*, die *Amtsblätter der Regierungen*, die *von den Regierungen herausgegebenen Beschreibungen ihrer Regierungsbezirke*, die *Geburts-Kopulations-* und *Todtenlisten*, die *Volkszählungslisten*, die *Waaren-Aus-* und *Einfuhrlisten*; zu den *Hülfsmitteln*: die *Adrefsbücher*, die *politischen Zeitungen*, die *Kreis-* und *Intelligenzblätter* und die *Landkarten* sowohl vom *ganzen Staate* als auch von den *einzelnen Provinzen* und *Kreisen*, wo überall die neuesten aufgeführt worden sind. Bei der *Literatur* findet man die *gröfsern* und *kleineren neuen Werke*, welche über den *ganzen* Staat geschrieben worden sind, desgleichen die *Zeitschriften* und endlich die Schriften, welche *einzelne Provinzen*, *Regierungsbezirke* und *Gegenden* betreffen.

Im *ersten* Abschnitte welcher von den *Bestandtheilen des Staates* handelt, wird S. 23 die gegenwärtige Gröfse desselben, nach den neuesten Angaben, mit einer runden Zahl zu 5084 geogr. □ Meilen angesetzt, wovon auf 1) den *Hauptstaat*: 5062,54 □ M., 2) *Neufchatel* und *Valangin* 13,955 □ M. und 3) die 1834 neu erworbene Grafschaft *Lichtenberg*: 8,34 □ M. kommen. Das Ganze wird, *Neufchatel* und *Valangin* ausgenommen, jetzt in *acht* Provinzen eingetheilt, *Preufsen*, *Posen*, *Brandenburg*, *Pommern*, *Schlesien*, *Sachsen*, *Westphalen* und die *Rheinprovinz*, in welchen 25 *Regierungsbezirke* und 335 Kreise gebildet sind.

Hierauf folgt eine Beschreibung des *Landes* nach seinen *Ebenen* und *Gebirgen*, *Mooren* und *Haiden*, *Meerbusen*, *Landseen*, *Flüssen* und *Kanälen*, nach seiner *Fruchtbarkeit* und seinem *Klima*.

Die

Die *zweite* Unterabtheilung des *ersten* Abschnittes umfaſst die *Bewohner des Landes*, nämlich *theils* die *Menschen theils* die *Thiere*. Die *Menschen* werden dargestellt: I. Nach ihren *Stämmen*, deren es *fünf* Hauptstämme im Staate giebt: den *germanischen* oder *deutschen*, den *slavischen*, den *französischen* und den *hebräischen*, oder *jüdischen*. II. Nach ihren *Ständen*. Diese sind *theils erbliche theils persönliche*. Zu den *erblichen* Ständen gehört: 1) der *adelige* Stand oder der *Adel*. Dieser ist von S. 32 an in Rücksicht auf seine *Erlangung*, *Eintheilung*, *persönliche* und *dingliche Vorrechte* u. s. w. umständlich beschrieben und bei jedem Gegenstande unter dem Texte auf das Landrecht, die Gesetzsammlung, die Kabinettsordern, Reglements u. s. w. verwiesen worden. Zu dem am meisten bevorrechteten Adel gehören: die *ehemaligen deutschen reichsständischen fürstlichen* und *gräflichen* Häuser; die Besitzer der *Fürstenthümer* und *freien Standesherrschaften* in *Schlesien*; die *Standesherren* in den Provinzen *Sachsen*, *Brandenburg* und der mit dieser vereinigten *Niederlausitz*, *Pommern* und *Posen*; 2) der *bürgerliche* Stand. Dieser begreift, als *erblicher* Stand, im Gegensatze des *Adels*, alle Bewohner des Staates, die nicht zum *Adel* gehören. In Rücksicht auf seine Wohnsitze und Beschäftigungen aber wird er in den *Bürger*- und *Bauernstand* eingetheilt. Ueber beide ist in Rücksicht auf *Erlangung*, *Eintheilung*, *Rechte*, *Verbindlichkeiten* und *Beschränkungen* von S. 41 bis 45 das Nöthige vorgetragen.

Was die *persönlichen* Stände betrifft, so werden diese eingetheilt in den *geistlichen*, *Militär*- und *Civilstand*. Auch hier ist über *Erlangung*, *Eintheilung*, *Vorrechte* und *Beschränkungen* das Bestehende angeführt und auf die Quellen verwiesen worden. Besonders ist bei der Rubrik „*Civilbeamte*" umständlich auseinandergesetzt, wie es sich mit deren *Range*, *Pensionen*, *privilegirtem Gerichtsstande*, *geringeren Kommunalabgaben* und *Entsetzung vom Amte* verhält. III. Nach ihren *kirchlichen Lehrbegriffen*. Nach dieser finden sich im Staate: *a*) *Evangelische*; *b*) *Katholiken*; *c*) *Evangelisch-vereinigte Brüder* oder *Herrenhuter*; *d*) *Mährische Brüder* in Schlesien und Brandenburg; *e*) *Mennoniten*; *f*) *Griechen*, unirte und nicht unirte, in Preuſsen und Schlesien, *g*) *Philipponen* (eine von der griechischen Kirche abgetrennte Sekte) welche als Ansiedler im Regierungsbezirke *Gumbinnen* seit 1824 aufgenommen worden sind. IV. Nach ihrer *Anzahl*. Da ich eine Liste von den Einwohnern im preuſs. Staate nach der amtlichen Zählung in den Regierungsbezirken am Ende des Jahres 1834 erst erhielt, als der Druck meiner Schrift schon ziemlich weit gediehen war, so konnte sie nicht mehr S. 52, wohin sie eigentlich gehört, eingerückt werden, sondern fand S. 260 einen Platz. Nach dieser Liste betrug die Bevölkerung des Staates am Ende des Jahres 1834: 13,510,050 Einwohner. Da nun die Bevölkerung am Ende des J. 1831 aus 13,038,960 E. bestand, so ist sie in den drei letzten Jahren *beinahe um eine halbe Million* gewachsen. Da nun keine Einwanderungen Statt gefunden haben, so beweist dieses groſse Uebergewicht der *Gebornen* gegen die *Gestorbenen*, daſs die Antheile der Einzelnen an dem Nationaleinkommen nicht zu gering geworden seyn müssen.

S. 55 folgt eine Liste in welcher die Einwohner des Staates *am Ende des Jahres* 1831 nach ihren *Religionsbekenntnissen* aufgeführt worden sind. Aus derselben ersieht man daſs sich damals 7,941,721 evangelische Christen, 4,915,153 katholische Christen, 14,756 Mennoniten und 167,330 Juden im Staate befanden.

Der *zweite* Theil der Bewohner des Landes sind die *Thiere*. Bei diesen bin ich der gewöhnlichen Eintheilung gefolgt, weil sie mir für die Statistik hinlänglich schien, nämlich in *Säugthiere*, *Vögel*, *Amphibien*, *Fische*, *Insekten* und *Würmer*. Da aber die Thiere für die Statistik nur in Rücksicht auf die *physische Kultur* Wichtigkeit haben, so sind sie unter diese Rubrik gebracht worden.

Der *zweite* Abschnitt handelt von S. 57 an von der *Kultur des Staates* und zwar zuerst von der *physischen*. Ich bin dabei von der Ansicht ausgegangen, daſs *Natur* und *Arbeit* die Grundlagen der physischen Kultur eines Staates sind. Je fleiſsiger und geschickter die Naturerzeugnisse, welche für den Menschen Werth haben, gewonnen, zum Nutzen der Menschen bearbeitet und umgetauscht werden, desto gröſser ist die physische Kultur eines Staates. Demnach habe ich das Ganze unter folgende *Rubriken* gebracht: 1) *Produktion*; 2) *Fabrikation*; 3) *Handel*; 4) *Gewerbe*; 5) *Nationaleinkommen*. Hinzugefügt ist noch in Rücksicht auf die Menschen: *körperliche Bildung*. Wie weit man mit allen diesen Gegenständen im Staate vorgeschritten ist, habe ich darzulegen gesucht. Bei den beiden ersten Rubriken findet man unter andern S. 78. 79 u. 80 eine Uebersicht der berg- und hüttenmännischen Produktion und Fabrication des preuſsischen Staates im J. 1833.

Was die *geistige Kultur* betrifft, so habe ich sie in der gegenwärtigen Auflage weit umständlicher als in der vorigen abgehandelt. Unter der *geistigen Kultur* eines Staates versteht man, wie bekannt, die Entwickelung der ursprünglichen geistigen Anlagen der in ihm wohnenden Menschen. Soll diese mit Erfolg bewirkt werden, so muſs man den Menschen von Jugend auf so behandeln, daſs die in ihm liegenden Kräfte des Verstandes und der Vernunft und die mit diesen verbundenen Gefühle für Religion und Sittlichkeit nicht nur geweckt, sondern auch so gestärkt werden, daſs der Mensch in der Folge, nach Verschiedenheit seines Berufes im Staate, sein eigner Bildner werden kann. Zu diesem Behufe müssen demnach in einem Staate zweckmäſsig eingerichtete Unterrichtsanstalten vorhanden seyn. Wo aber wäre wohl ein Staat in Europa, in welchem man mehr dafür gesorgt hätte, als im preuſsischen? Von den Elementarschulen oder niedrigsten Unterrichtsanstalten an bis zu den höchsten, den *Universi*-

sitäten, ist alles geregelt und wird ohne Unterlaſs gebessert. Kurz das Unterrichtswesen ist eine der glänzendsten Seiten unseres Staates, und würde noch neulich von dem gelehrten und unparteiischen *Cousin* in dessen *rapport sur l'état de l'instruction publique dans quelques pays de l'Allemagne et particulièrement en Prusse Paris* 1832 seiner Regierung zur Nachahmung empfohlen.

Den *Universitäten* habe ich in der neuesten Ausgabe einen gröſsern Abschnitt gewidmet als in den älteren. Sie sind, nach ihrer Hauptbestimmung, die höchsten Lehranstalten des Staates, erfüllen aber auch zugleich den Zweck der Akademien der Wissenschaften. Daher ist ihnen eine ruhige, freimüthige Untersuchung aller wissenschaftlichen Gegenstände von der weisen Regierung gestattet, so daſs sie von ihrer durch Jahrhunderte als wohlthätig für die Staaten erprobten Eigenthümlichkeit nichts verloren haben.

Niemand ist, seinem Stande nach, im preuſsischen Staate durch ein Gesetz vom Studieren auf Universitäten ausgeschlossen; jeder aber der sich einem Berufe widmen will, für welchen ein drei- oder vierjähriges Universitätsstudium vorgeschrieben ist, muſs sich vor seinem Abgange zur Universität, er mag eine *inländische* oder *auswärtige* Universität besuchen wollen, einer Maturitätsprüfung unterwerfen, und zwar ohne Unterschied, ob er seine Vorbereitung auf einer öffentlichen inländischen oder auswärtigen Schule oder durch Privatlehrer erhalten hat. Diese Prüfung wird *nur* bei Gymnasien von einer bei jedem Gymnasio befindlichen Prüfungscommission vorgenommen. Wenn Ausländer, welche auf auswärtigen Schulen und Universitäten studiert haben, von dem betreffenden Ministerium die Erlaubniſs zum Eintritt in den preuſsischen Staatsdienst erhalten, so müssen sie sich der Maturitätsprüfung bei einem inländischen Gymnasio unterwerfen, wenn das Ministerium des Unterrichts ihre eingereichten Zeugnisse über ihre Schulbildung nicht als vollgültig anerkannt hat. (Reglement für die Prüfung der zu den Universitäten übergehenden Schüler. Berlin 1834.) Der Universitäts-Cursus dauert bei den inländischen Studierenden der *Medicin* vier Jahre, bei den übrigen Studierenden aber nur drey. Vollständige Universitäten, d. i. solche, welche *vier* Fakultäten haben, sind jetzt *sechs* vorhanden. Diese folgen nach ihrem Stiftungsalter also auf einander: *Greifswald* 1456; *Königsberg* 1544; *Halle* 1694; *Berlin* 1809; *Breslau* 1811 und *Bonn* 1818. Neben diesen besteht noch die Universität zu *Münster* mit einer römisch-katholisch-theologischen und einer philosophischen Fakultät.

Die Anzahl der akademischen Lehrer auf allen preuſs. Universitäten im *J.* 1833 kann aus der Tabelle S. 128 ersehen werden. Interessanter aber wird vielleicht die Uebersicht der *Kosten* seyn, welche im J. 1834 sowohl auf die Besoldungen der Professoren an den einzelnen Universitäten nach den Fakultäten, als auch auf sämmtliche Institute derselben nach S. 128 — 132 verwendet wurden. Hieraus geht deutlich hervor, welche bedeutende Summen der preuſsische Staat hergiebt, um seine Universitäten gehörig auszustatten.

Was die Gehalte der ordentlichen Professoren betrifft, so sind sie verschieden. Die niedrigern betragen 6 bis 800 Rthlr., die mittleren 1000 bis 1200 Rthlr. und die höhern in der Regel 1400 bis 2000 Rthlr. Auch sind die Professoren in ein angemeſsnes Rangverhältniſs mit den übrigen Staatsdienern durch die Königl. Kabinettsordre vom 13. Nov. 1817 und vom 31. Dec. 1818 gesetzt worden, der *Rektor* nämlich mit den Ministerialräthen zweiter Klasse, oder mit den wirklichen Regierungs- und Oberlandesgerichtspräsidenten und die *ordentlichen Professoren* mit den wirklichen Regierungs- und Oberlandesgerichtsräthen.

Die Anzahl der Studirenden, nach den Fakultäten, am Ende der Jahre 1833 und 1834 ist S. 138 angegeben. Dabei wird bemerkt, daſs die Anzahl der Studirenden, im J. 1834, gegen das Jahr 1833 gehalten, auf allen Universitäten abgenommen hat. So zählte *Berlin* am Ende des Jahres 1833: 2001, am Ende des J. 1834 aber nur noch 1800 Studierende; *Bonn* 1833: 840, im J. 1834: 816; *Breslau* 1833: 898, im J. 1834: 829 u. s. w. Der Grund davon liegt darin, daſs junge Leute, bei dem bisherigen Ueberflusse an Studirenden, keine Aussicht auf baldige Anstellung in einem Amte haben und sich daher andern Bestimmungen widmen.

Für Bürger- und Elementarschulen ist in den neuesten Zeiten auſserordentlich viel gethan worden. Selbst arme Gemeinden haben auf ihre Kosten, wie man in den Zeitungen und Kreisblättern liest, neue und zweckmäſsige Schulhäuser erbaut und neue Lehrer angestellt oder die alten besser besoldet. Da nun auch gesetzliche Bestimmungen (s. S. 141) vorhanden sind, nach welchen die Kinder vom sechsten, höchstens vom siebenten Lebensjahre an in die Elementarschulen geschickt werden müssen, so war es im J. 1831, wie aus der beigefügten Uebersicht zu ersehen ist, dahin gediehen, daſs von der ganzen Bevölkerung 6¼ Theile die Elementarschulen besuchten, die übrigen Schulen nicht einmal zu erwähnen. Wie hoch steht in dieser Rücksicht der *preuſsische* Staat über dem *französischen*, wo nach dem Zeugnisse des berühmten *Dupin* beinahe 15000 Gemeinden im J. 1820 weder Schulen noch Lehrer hatten.

Auf die Elementarschulen folgen die Unterrichtsanstalten für besondere Klassen von Einwohnern, die Anstalten, welche zur Verbreitung der Wissenschaften überhaupt dienen, z. B. *Buchdruckereien*, *Buchhandel*, *Bibliotheken* u. s. w. Aufsichtsanstalten über öffentliche Schriften; dann in einer *dritten Unterabtheilung* die *schönen Künste*, namentlich: die *bildenden Künste*, die *Tonkunst* und die *Schauspielkunst* und in einer *vierten Unterabtheilung*: die *Sitten*.

Der

Der *dritte* Abschnitt handelt von der *Form des Staates*: I. Im Allgemeinen und II. Im Besondern. 1) Regent und dessen Titel; 2) Volljährigkeit des Regenten; 3) Huldigung; 4) Religion; 5) Prinzen und Prinzessinnen; 6) Hofstaat; 7) Regierungsrechte; 8) Wapen des Staates; 9) Orden; 10) Landstände.

(*Der Beschluſs folgt*)

THEOLOGIE.

Heidelberg, b. Groos: *De gratia divina liberum arbitrium efficiente disputat Aug. Christian. Eberlin*, theol. licent. 1833. 38 S. 4.

Mit Fleiſse und nicht ohne Scharfsinn sucht in dieser Dissertation ein angehender Schriftsteller darzuthun, daſs *Augustin* in der Lehre von dem *liberum arbitrium* und der *gratia* und insbesondere in der Behauptung, daſs ersteres durch letztere *bewirkt* werde (August. de sp. s. et lit. c. 30), mehr mit der Lehre Jesu und der Apostel übereinstimme, als *Pelagius*; wobei indeſs die Lehre Jesu und die Auffassung derselben durch die Apostel genauer hätte unterschieden werden sollen.

Die Abhandlung zerfällt in zwei Haupttheile: I. *de libero arbitrio* und II. *de gratia divina*. — In dem *ersten* zeigt der Vf., daſs *Augustin* unter dem *liberum arb.* zuweilen zwar auch eine dem Menschen angeborene, freilich unzureichende, Kraft zum Rechthandeln, meistens aber den Zustand vollkommner Tugendhaftigkeit verstehe, *Pelagius* dagegen die Fähigkeit des natürlichen Menschen, recht oder unrecht zu handeln und durch eigene Kraft das Gute zu vollbringen. Das N. T. stimme dem Augustin bey. (Wenigstens entspricht der Begriff der *christlichen Freiheit* im N. T. diesem *liberum arb.* des Augustin.) Sodann entwickelt der Vf. die Lehre des Augustin von der Verderbtheit der menschlichen Natur und die entgegengesetzte Lehre des Pelagius, wobei *er* die letztere für abweichend von der des N. T. erklärt, weil *diese* dem natürlichen Menschen nur Keime zum Guten zugestehe, aber die Fähigkeit, zu vollkommner Tugendhaftigkeit zu gelangen, ihm abspreche, während er rücksichtlich der augustinischen Lehre darzuthun sucht, daſs das Dogma von der Erbsünde nicht im N. T. enthalten sey. Die Summa der Lehre des N. T., sagt er, ist folgende: der natürliche Mensch ist verderbt, und kann, wenn auch schwache Keime zum Guten in ihm liegen, das göttliche Gesetz nicht erfüllen. Das Gesetz trägt nur dazu bey, ihn der Sünde noch mehr zu unterwerfen. Alle Menschen sind Sünder, und dieses Verderben ist seit Adam über sie hereingebrochen. Doch machte Adam nur den Anfang mit dem Sündigen, und jeder Einzelne sündigt durch eigene Schuld und trägt seiner eigenen Sünde Strafe. Offenbar giebt hier der Vf. nur meistens Paulinische Lehre.

Im zweiten Haupttheile fährt der Vf. fort: Augustin faſst die Gnade zwar zuweilen in einem weitern Sinne auf (*gratia multiformis*), aber meistens und hauptsächlich als übernatürliche Wirkung Gottes und des h. Geistes (*gratia spiritualis*). Nicht so das N. T. Pelagius versteht darunter theils das Vermögen des Rechthandelns und des Nichtsündigens (?), theils das Gesetz, die Offenbarung, Lehre und Beispiel Jesu, theils die Sündenvergebung und die ewige Seligkeit, theils übernatürliche Wirkungen Gottes. Er dehnt den Begriff der *gratia* zu weit aus, obgleich er sie mit Recht auf die Offenbarung Gottes durch Christum bezieht: denn nach dem N. T. ist die *gratia* (bloſs?) „*evangelium per Jesum Christum hominibus gratis datum.*" — Was die Gnaden*wirkungen* betrifft, so sind sie nach Augustin übernatürliche, völlig unverdiente und unwiderstehliche. Die *gratia* wirkt als *gratia efficiens*, *antecedens* oder *operans*, und *consequens* oder *cooperans* den Glauben, den Willen zu dem Guten und das Gute selbst. (Das Wesen der *gratia efficiens* und der *grat. antecedens* hätte wohl etwas genauer dargestellt werden sollen, als es hier geschehen ist.) Nach Pelagius sind die Gnadenwirkungen theils natürliche, theils übernatürliche, beziehen sich zunächst und hauptsächlich auf die Erleuchtung des Menschen, sind zur Tugendhaftigkeit nicht (*absolut* — Rec.) nothwendig, und nicht unwiderstehlich. Auch werden die übernatürlichen nur denen zu Theil, welche sich durch treuen Gebrauch ihrer Kräfte derselben *würdig* machen, und *nicht zu jeder* einzelnen Handlung. Augustin, sagt der Vf. weiter, wenn wir anders den etwas unklaren 19 §. richtig verstanden haben, lehrt mit dem N. T. übereinstimmend, nur daſs er hätte sagen sollen: *fidei initium efficitur et interventu evangelii et concursu voluntatis (humanae) cum effectibus dei ac spiritus s. obiectivis (i. e. extrinsecus venientibus)*. Pelagius aber irrte 1) in sofern er das Gesetz zu der Gnade rechnete (dieſs gehörte wohl nicht hieher); 2) in sofern er die natürlichen und übernatürlichen Gnadenwirkungen nicht für (*absolut* — Rec.) nothwendig erklärte; 3) in sofern er dieselben vorzüglich und zunächst auf die Erleuchtung des Menschen bezog. Das N. T., heiſst es endlich, lehrt, vermittelst der Gnade (= des Evangeliums) und des Glaubens werde unter Hinzutreten des menschlichen Willens zu den Wirkungen Gottes und des h. Geistes der Zustand der vollkommenen Tugendhaftigkeit (Wiedergeburt) herbeigeführt. Wie dieſs zugehe, darüber erklärt sich der Vf. sehr weitläuftig; doch erscheint diese etwas schwerfällige und unklare Deduction der Lehre des N. T., welches ja nur in der Sprache der religiösen Weltansicht redet, zu gekünstelt, und trägt zu viel Systematisches in das N. T.

Die Diction des Vfs. ist zwar nicht klassisch, aber doch ziemlich frei von manchen Fehlern der neuern Latinität.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Julius 1835.

STATISTIK.

Halle, b. Kümmel: *Versuch einer Statistik des preufsischen Staates für Freunde der Wissenschaft, Geschäftsmänner und höhere Unterrichtsanstalten von Dr. Traugott Gotth. Voigtel u. s. w.*

(*Beschlufs von Nr. 125.*)

Der *vierte* Abschnitt umfafst die *Verwaltung des Staates*: I. Im Allgemeinen. An der Spitze derselben steht der König, welcher die höchste allgemeine Verwaltungsbehörde des Staates in so fern ist, als er die Aufsicht über die ganze Staatsverwaltung führt, und bey Klagen darüber die letzte Instanz ausmacht. Hierher gehört ferner der *Staatsrath*. Seine Einrichtung und sein Wirkungskreis sind §. 157 beschrieben. Im folgenden §. wird vom *Staatsministerium* gehandelt. Dann folgt das *statistische Bureau*; das *geheime Staats- und Kabinetts-Archiv*; die Oberpräsidenturen und die *Regierungen*. II. Im Besondern. A. Innere Angelegenheiten. AA. *Civilverwaltung*: 1) *Angelegenheiten des Königl. Hauses*. 2) *Justizwesen*. Dieses ist umständlich von §. 168 bis 184 abgehandelt. Da die Gerichtsverfassung in den einzelnen Provinzen verschieden ist, je nachdem darin die preufsischen Gesetzbücher eingeführt, oder die älteren Gesetze in Kraft gelassen worden sind, so ist überall darauf Rücksicht genommen und dabey auf die Quellen verwiesen worden. 3) *Finanzwesen*. Hierher gehören sowohl die *Einnahmen* und *Ausgaben* des Staates, als die Anstalten zur Besorgung und Aufsicht derselben. Was die *Einnahmen* betrifft, so ist der allgemeine Etat der Staatseinnahmen für das Jahr 1835 S. 184 und 185 aufgenommen, wie er in der Gesetzsammlung dieses J. mitgetheilt worden ist, und sich, die verschiedenen Rubriken zusammen genommen, auf 51,740,000 Rthlr. beläuft. Die *Quellen* der *Einnahme* sind: a) *Staatsgrundstücke*; b) *Nutzbare Regalien*, namentlich: Bergwerksregal, Jagdregal, Nutzung der Land- und Heerstrafsen, Nutzungen von Flüssen, Häfen und Meeren, das Recht auf verwirkte Güter, Geldstrafen, Abschofs und Abzugsgelder, Zoll- und Accisegerechtigkeit, Postregal und Münzregal. c) *Steuern*. Sie werden eingetheilt in *direkte* und *indirekte*. *Direkte* Steuern im Staate sind: die *Grundsteuer*, welche für das Jahr 1835 zu 9,735,000 Rthlr.; die *Klassensteuer* zu 6,404,000 Rthlr. und die *Gewerbesteuer* zu 1,973,000 Rthlr., das Ganze also zu 18,112,000 Rthlr. angenommen worden ist. Die *indirekten* Steuern sind: die Steuer für *Ein- Aus-* und *Durchfuhr* von Sachen, die *Branntweinsteuer*, die *Braumalzsteuer*, die *Weinsteuer*, die *Tabaksteuer*, die *Mahl-* und *Schlachtsteuer* und die *Stempelsteuer* welche für 1835 zu 20,052,000 Rthlr. angesetzt worden sind. Die *Ausgaben* sind, nach dem Etat für 1835, S. 205, 206 u. 207 aufgeführt worden. Eine der beträchtlichsten (8,918,000 Rthlr.) ist die für das *Staatsschuldenwesen*. Es möchte aber doch wohl nicht leicht in einem europäischen Staate besser geregelt seyn, als in dem preufsischen. Alle Verpflichtungen werden auf das pünktlichste erfüllt. Die gröfste Masse der Staatsschulden ist durch Staatsschuldscheine verbrieft, welche 4 proCt. Interesse geben, und, wenn sie unter dem Nominalwerthe stehen, durch *Ankauf*, wenn sie aber über denselben gehen, durch *Verloosung* getilgt werden. Nach dem Staatsschuldenwesen folgen die Anstalten zur Besorgung der Einnahmen und Ausgaben und zur Prüfung derselben.

Nach dem *Finanzwesen* kommen: die *Verwaltung des Staatsschatzes und der Münzen*, *Handel* und *Gewerbe*, *Bauwesen*, *Polizey* und *Provinzial-Kreis- und Kommunalangelegenheiten*. Zu den letzten gehören: *ständische Verwaltung*, *Kreisverwaltung*, *Kommunalverwaltung*, *Provinzial-* und *Kommunal-Schuldenwesen*, *gutsherrliche* und *bäuerliche Verhältnisse*, *landschaftliche Kreditsysteme*; *Feuersocietät*, *allgemeine Wittwenverpflegungsanstalt zu Berlin*, *Armenwesen*, *Kirchenwesen*, *Schulwesen*, *Medicinalwesen*, *Lehnwesen* und Verwaltung des Fürstenthums *Neufchatel* und der Grafschaft *Valangin*.

BB. Der *zweyte* Haupttheil der innern Angelegenheiten bei der Verwaltung begreift die *Militärverwaltung*, und zwar erstlich im *Allgemeinen* und zweytens im *Besondern*. Hier werden zuerst die *Unterrichts-* und *Prüfungsanstalten* abgehandelt, dann das *Medicinalwesen*, die *Militärjustiz*, das *Militärkirchenwesen*, das *Serviswesen*, die *Militär-Intendanturen*, die *Unterstützungsanstalten* und die *Verpflichtung zum Kriegsdienste*. Diese findet Statt: 1) für das stehende Heer; 2) die Landwehr des *ersten* Aufgebotes; 3) die Landwehr des *zweyten* Aufgebotes und 4) den Landsturm.

Das *stehende Heer* besteht aus einem Theile des Kerns der Jugend von der ganzen Nation vom Anfange des 21ten bis zum zurück gelegten 25ten Lebensjahre. Zur *Landwehr* des *ersten* Aufgebotes sind verpflichtet: alle brauchbare junge Leute vom Anfange des 21ten bis zum zurück gelegten 23ten; welche nicht im stehenden Heere dienen; ferner die Freywilligen des stehenden Heeres nach ihrer abgelau-

laufenen Dienstzeit; endlich alle Brauchbare junge Männer von 26ten bis zum zurückgelegten 32ten Lebensjahre. Der Landsturm nimmt in Anspruch: alle taugliche Männer bis zum zurückgelegten 50ten Lebensjahre. Zum Behufe der Oberaufsicht über das Militär in den Provinzen sind *neun General-Commandos* angeordnet, deren jedes einen General des ersten Ranges an der Spitze hat. Die Kosten für das Kriegswesen, mit Einschluſs der Zuschüsse für das groſse Militär-Waisenhaus zu Potsdam sind in dem Etat für das J. 1835 zu 23,462,000 Rthlr. angesetzt. Das preuſsische Heer gehört aber auch zu den am besten besoldeten in Europa. Doch findet ein Unterschied bei den verschiedenen Truppenabtheilungen Infanterie, Cavalerie, Artillerie u. s. w. so wie bei einigen Gardeabtheilungen und den übrigen Linientruppen Statt. Auſser den festgesetzten Besoldungen und Rationen wird noch ein monatlicher Servis gegeben, welcher nach den groſsen und kleinen Städten, wo die Truppen liegen, verschieden ist. Eine Uebersicht von den Besoldungen und Pensionen ist von S. 251 bis 253 gegeben. Am Ende dieses Kapitels ist noch die Einrichtung der *Gendarmerie* beschrieben.

Der *zweyte* Haupttheil der *Verwaltung*, im Gegensatze der *inneren* Angelegenheiten, sind die *auswärtigen Angelegenheiten*. Sie sind im 262 §. abgehandelt.

Den Beschluſs der Schrift macht die Auseinandersetzung der *Verhältnisse des Staates zu andern Staaten*, und zwar erstlich zu den *europäischen*. Vermöge seiner Gröſse und Volksmenge würde der preuſsische Staat zur *zweyten* Klasse der europäischen Staaten gehören, durch seine innere Kraft aber hat er es den Staaten des *ersten* Ranges schon seit dem siebenjährigen Kriege gleich gethan, besonders aber durch die gegen Frankreich in den letzten Kriegen angewendeten Mittel den Einfluſs und die Stellung einer Macht ersten Ranges behauptet, und ist daher auch durchgängig in öffentlichen Verhandlungen als eine solche anerkannt worden.

Ein zweites Verhältniſs Preuſsens ist das zum *Deutschen Bunde*. Da nun nicht seine sämmtlichen Staaten zu demjenigen Umfange von Ländern gehören, für welche der deutsche Bund geschlossen worden ist, so konnte auch nur für die Provinzen *Pommern*, *Brandenburg*, *Schlesien*, *Sachsen*, *Westphalen* und die *Rheinprovinz* dem Bunde beigetreten werden. Dadurch ist also nur eine theilweise Verpflichtung des preuſsischen Staates und des deutschen Bundes gegen einander begründet worden. Indessen entsteht aus dem zweifachen Verhältnisse des preuſsischen Staates als europäische Macht und als Mitglied des deutschen Bundes durchaus keine Verminderung seines Interesse für diesen Bund und selbst nicht einmal eine *wesentliche* Verschiedenheit in der Verwaltung der zum Bunde gehörigen und nicht gehörigen Landestheile.

Das dritte Verhältniſs Preuſsens ist das zu *einzelnen deutschen Staaten*. Dieses beruht auf besondern Verträgen. Hierher gehören vor andern die wichtigen *Successionsverträge*, desgleichen die *Zoll-Vereinigungsverträge*, welche §. 266 nebst den Werken, in welchen sich dieselben befinden, angeführt worden sind.

Aus dieser Uebersicht wird der Leser den Hauptinhalt meiner Schrift ersehen. Bei Abfassung derselben bin ich nicht nur von mehrern obersten Behörden, sondern auch von einzelnen sachkundigen Männern unterstützt worden. Unter diesen nenne ich vorzüglich den wirklichen Herrn Geheimen Oberregierungsrath *Hoffmann*, Direktor des statistischen Bureau in Berlin. Dieser zu den berühmtesten Statistikern Europens gehörende und um den preuſsischen Staat hoch verdiente Mann hat, mit seltener Aufopferung von Zeit und Mühe, Mängel meines Manuskripts ergänzt, darin enthaltene Irrthümer berichtigt und mir sehr schätzbare Beiträge mitgetheilt. Trotz dieser ausgezeichneten Unterstützung aber und trotz des Fleiſses welcher von mir auf die Ausarbeitung des Buches verwendet worden ist, mag ich doch gar Manches übersehen, oder nicht gehörig erörtert haben. Jede Zurechtweisung wird mir daher willkommen seyn, indem es mir mehr um der Sache, als um meiner Person willen zu thun ist. Ich würde meinen Zweck erreicht zu haben glauben, wenn Sachkundige diesen Versuch als einen Beitrag zur Beförderung einer genauern Kenntniſs des preuſsischen Staates ansehen sollten, in welchem bisher groſse Fortschritte fast in jedem Theile der Kultur und Verwaltung gemacht worden sind.

Voigtel.

DEUTSCHE SPRACHLEHRE.

1) Frankfurt a. M., bei *Hermann*: *Leitfaden für den ersten Unterricht in der deutschen Sprachlehre.* Von Dr. *Karl Ferdinand Becker*, Mitglied des Frankfurter Gelehrtenvereins für deutsche Sprache. 1833. XII u. 124 S. gr. 8. (8 gGr.)

2) Ebend.: *Ueber die Methode des Unterrichts in der deutschen Sprache*, als Einleitung zu dem Leitfaden für den ersten Unterricht u. s. w. von Dr. *Karl Ferdinand Becker*, Mitglied u. s. w. 1833. II u. 60 S. kl. 8. (6 gGr.)

Rec. ist, bei aller Anerkennung der groſsen Verdienste des Hrn. Dr. Becker um den deutschen Sprachunterricht und seines Scharfsinnes, nicht der Ansicht desselben von dem Entwickelungsgange der Sprache, dem er die Begriffe von *Seyn* und *Thätigkeit* zum Grunde legt, die nicht als *Gegensatz* in den Gegenständen können aufgefaſst werden, indem Thätigkeit ohne Seyn gar nicht denkbar ist, wohl aber Seyn ohne Thätigkeit, mithin Thätigkeit nur ein Merkmal des Seyns ist; aber nicht das einzige und am wenigsten ein ihm entgegenstehendes. Auch glaubt er, daſs durch den Miſsgriff in dieser Auffassung der Sprache manches unklar und erzwungen

in Hrn. Beckers] System erscheint, welches alles wegfällt, sobald man die Sprache als Darstellung von zunächst durch die *äufsere* Anschauung vermittelten Vorstellungen auffafst, und also in dem Verhältnisse, in welchem die äufsern Gegenstände als Bilder oder Begriffe zu unserm Erkenntnifsvermögen stehen. Rec. hat es aber hier nicht mit dem System des Vfs. selbst zu thun, sondern mit dem bei dem ersten Unterrichte in der deutschen Sprachlehre zu beobachtenden Gange, dem Hrn. Dr. Becker die beiden vorliegenden verdienstvollen Schriften gewidmet hat. — Da findet er nun in No. I. eine besonnene klare Anordnung und Entwickelung der grammatischen Bestandtheile unsrer Muttersprache. — Der Gang aber den Hr. Becker nimmt ist folgender. Das Ganze zerfällt in die vier Abschnitte: *Von dem Satze*; *Wortfügung*; *Wortbildung*; *Schriftsprache*. — Dafs im ersten grammatischen Unterricht — (der *Hr. Vf.* bestimmt nicht, wann dieser beginnen soll) — von dem *Satze* zweckmäfsig auszugehen ist, wird wohl ziemlich allgemein anerkannt. — Jeder der drei ersten Abschnitte zerfällt dann wieder in *drei Kapitel*. Das I. Kap. des 1. Abschn. handelt: *Von den Begriffen und ihren Beziehungen im Satze*, und zwar wird der Begriff *Sprache* und *Hochdeutsche Sprache* bestimmt — welche letztere uns nicht eben bestimmt charakterisirt dünkt durch die Erklärung: die *hochdeutsche Sprache* ist diejenige (Mundart?), in welcher alle Stämme des deutschen Volkes einander verstehen (?): sie wird daher (?) ausschliefslich als *Schriftsprache* gebraucht. Dann wird der Begriff *Satz* bestimmt. Hierauf werden die Wörter — unserer Ansicht nach höchst unzureichend und unbestimmt und erzwungen bei aller scheinbaren Bestimmtheit und Einfachheit — in die drei Klassen *Dingwort*, *Zeitwort*, und *Eigenschaftswort* eingetheilt. — S. 2. heifst es: Wir *haben* in unserm Geiste Vorstellungen von *Dingen*, die *sind*, und von dem was die Dinge *thun*, und nennen diese Vorstellungen *Begriffe*. — Aber wir *haben* nicht, sondern *gewinnen und bilden* solche Vorstellungen, und zwar nicht blofs begriffliche, sondern auch *anschauliche Bilder*. Aus dem, was die Dinge *thun* sollen, dann die Begriffswörter *Zeitwort* und *Eigenschaftswort* hervorgehen. Aber abgesehen davon, ob jedes Zeitwort eine *Thätigkeit* ausdrückt, (welches dem Knaben bei *ruhen*, *schlafen* und ähnlichen nicht einleuchten dürfte), so ist wenigstens gewifs, dafs nicht in allen Eigenschaftswörtern der Begriff *thun* liegt. Von den Wörtern für abstracte Gegenstände des Denkens werden blofs S. 4. *Thätigkeitsnamen* angeführt: wohin gehört denn aber *Geist* und ähnliche? — S. 2. 3 u. 4 scheinen uns einer bestimmtern Ausführung zu bedürfen. — Dagegen dünkt uns die Bestimmung der verschiedenen *Beziehungen* der Begriffe auf einander im Satze und zu dem Sprechenden (S. 6 — 10) sehr gelungen, woraus dann die *Biegung* und die *Formwörter* hervorgeht. — Nur ist der Begriff des Artikels als *Geschlechtswort* (S. 6.) zu oberflächlich aufgefafst. — Das 2. Kap. handelt von der *Biegung* — (wäre das active *Beugung* nicht treffender?) — der Begriffswörter und zwar zuerst die der *Zeitwörter* und dann erst der *Dingwörter* nach dem Systeme des Vfs., worauf dann die *Comparation* der *Eigenschaftswörter* folgt. — Das 3. Kap. betrifft die *Formwörter*, zu welchen das Zeitformwort *seyn*, die *Hülfszeitwörter*, *Pronomen*, *Zahlwort*, *Geschlechtswort* (Artikel), *Adverbium*, *Präposition*, *Bindewort* und — *Empfindungswort* (?) gerechnet werden, und die *Betonung*. — *Zweiter Abschnitt*, 1s Kap.: *Wortfügung des prädikativen*; 2s des *attributiven* und 3s, des *objectiven Satzverhältnisses*. — Sätze wie: *Mein Vater und mein Bruder sind miteinander ausgegangen*, die doch nicht in zwei Sätze aufgelöset werden können, haben wir nicht beachtet gefunden. — *Dritter Abschnitt*, 1s Kap. *Von den Sprachlauten*; 2s. von der Ableitung — (S. 105. nicht alle durch *Ge* gebildete Dingwörter sind sächlichen Geschlechts: Gefahr, Geruch, Geburt u. m.); 3s. Von der Zusammensetzung — (S. 111. Die Bezeichnung des bestimmenden Wortes in der Zusammensetzung als *Hauptwort* scheint uns nicht zutreffend; — über die Verbindungs- oder vielmehr zum Theil sehr bezeichnenden *Zusammensetzungs-s, t, e, n* (S. 112) ist sehr flüchtig weggegangen, und bei der neuern Unart, diese in unsrer Sprache verloren gehen zu lassen, wäre diefs vorzüglich zu beachten gewesen; — S. 113. stehen die *Vorsylben*: *be, er, ent* u. s. w. doch wohl nicht passend unter der Rubrik *Zusammensetzung* — sie gehören zur *Ableitung*; — S. 115. *ent* zeigt nicht immer Trennung an: *entspriefsen, entsprechen* u. m.) — Der *vierte Abschnitt*: *von der Schriftsprache* zerfällt in das 1. Kap. *Bezeichnung der Laute*, und in das 2. Kap. *Von den Sprachzeichen*. — Wir haben nur einzelne Bemerkungen uns erlaubt, um nicht zu vielen Raum in Anspruch zu nehmen, ob wir gleich noch manches zu bemerken hätten. — Ein noch dankenswertheres Geschenk als dieser Leitfaden dünkt uns aber No. II: *Ueber die Methode*, bei welcher der Vf. sehr richtig davon ausgeht, dafs der deutsche Schüler das Deutsche nicht erst *erlernen*, sondern nur *verstehen* lernen soll; und wenn er dabei besonderes Gewicht auf die Erkenntnifs und Bedeutung der Wurzeln und Stämme legt, so glauben wir ihm vollkommen beistimmen zu müssen, so wie wir sehr richtig und wichtig finden, was er von der Bildung und Schärfung des *Sprachgefühls* (S. 20) sagt. — Weniger zutreffend finden wir (S. 21) die Behauptung, dafs die hochdeutsche Sprache sich nur in *manchen* Lautverhältnissen der Wörter, in *manchen* Biegungsformen und andern *unwesentlichen* Punkten von der Volkssprache unterscheide; diese Unterschiede sind häufig sehr bedeutend, wie in der *Schwäbischen Mundart*, die ihre ganz eigenen durchgreifenden Flectionen und Abweichungen hat. — Wenn der Vf. will, dafs der Sprachunterricht von der *innern* Anschauung ausgehen solle, so haben wir im Eingange schon bemerkt, dafs wir gerade umgekehrt von der *äufsern* Anschauung, *von dem Dinge*

Dinge und seinen Merkmalen ausgehen würden, insofern diese zu *Vorstellungen* werden. — Uebrigens ist die Anweisung sehr klar und deutlich, und wir empfehlen sie den untern Sprachlehrern besonders zur Beachtung, wenn wir gleich das Becker'sche *Sprachsystem* selbst nicht für haltbar im Unterrichte erachten; am wenigsten seine technischen Bezeichnungen in *Woherfall* (Genitiv), *Wohinfall* (Accusativ) u. m., die minder bestimmt und zur Anwendung geeignet sind, als die bereits bekannten frühern. — Druck und Papier sind in beiden Schriften recht gut.

TRIGONOMETRIE.

Soest, bei Nasse, u. Hannover, in Commiss. bei Hahn: *Anfangsgründe der ebenen und sphärischen Trigonometrie*, für den Schulunterricht bearbeitet von *Karl Koppe*, Oberlehrer am Gymnasium zu Soest. Mit zwei Figurentafeln. VII u. 148 S. 8 (10 gGr., in Partieen 8 gGr.)

In der Vorrede versichert der Vf., bei der Abfassung dieser Schrift, deren er sich als eines Leitfadens beim Unterrichte zu bedienen beabsichtige, vorzüglich durch die Berücksichtigung des Bedürfnisses seiner Schüler geleitet worden zu seyn. Aber auch einem gröfseren Publicum glaubt er die Schrift vorlegen zu dürfen, wegen der ihm eigenthümlichen Behandlungsweise einzelner Sätze. Das Buch zerfällt in drei Hauptabschnitte. I. Goniometrie, und zwar goniometrische Functionen spitzer Winkel, und goniometrischer Functionen beliebiger Winkel und Winkeldifferenzen. II. Ebene Polygonometrie. 1) Ebene Trigonometri, nebst einem Anhange, welcher Aufgaben aus der praktischen Geometrie und aus der Kreisrechnung enthält, und 2) eigentliche ebene Polygonometrie. III. Sphärische Trigonometrie, nebst einem Anhange, welcher einige Anwendungen enthält. Aufserdem hat der Vf. noch eine Tafel der Sinus und Tangenten von 10 zu 10 Minuten für alle Winkel zwischen 0° und 90°, so wie eine Tafel der Declination der Sonne im wahren Mittage des Berliner Meridians für das Jahr 1834 beigefügt. Das Buch hat überhaupt eine vorherrschende praktische Tendenz, obwohl es für Gymnasien hauptsächlich geschrieben seyn soll, was wir nicht unbedingt billigen können. Eben so wenig können wir uns überall mit der Darstellung des Vfs. befreunden. Wir sind überhaupt der Meinung, dafs die trigonometrischen Linien, Sinus, Cosinus u. s. w. durchaus an und mit dem Kreise erklärt werden müssen, wenn gründliches Auffassen der Schüler erreicht werden soll. Der Vf. geht aber ganz anders zu Werke. Er sagt nämlich §. 2: „Die sechs Verhältnisse zwischen den Seiten eines rechtwinkligen Dreiecks nennt man auch die goniometrischen Functionen der beiden spitzen Winkel an der Hypotenuse des Dreiecks. Die Lehre von den goniometrischen Functionen, und den Beziehungen, welche zwischen denselben und den Seiten und Winkeln eines Dreiecks, oder überhaupt eines Polygons statt finden, heifst Trigonometrie." Einfacher und von vorn herein weit deutlicher wäre die Erklärung gewesen: die Trigonometrie lehrt, aus soviel gegebenen Stücken eines Dreiecks, als zur Bestimmung desselben nöthig sind, die übrigen unbekannten berechnen. Es war sodann darauf aufmerksam zu machen, dafs sie das auf arithmetischem Wege lös't, was die Geometrie durch Construction thut; auf die Vorzüge der Trigonometrie durch bei weitem gröfsere Fehlerlosigkeit, u. s. w. Wenn der Vf. nun die *trigonometrischen* Hülfsgröfsen, z. B. den Sinus so erklärt: „Sinus eines Winkels an der Hypotenuse heifst das Verhältnifs der dem Winkel gegenüberliegenden Cathete zur Hypotenuse," oder „die Tangente heifst das Verhältnifs der gegenüberliegenden Cathete zur anliegenden," so ist das zwar ganz richtig, aber für den Unterricht weit praktischer ist es ohne Zweifel, diese trigonom. Hülfsgröfsen anfangs nur als Linien darzustellen, und nachher erst zu zeigen, wie sie auch als blofse Zahlen gedacht werden können. Eben so wenig können wir die Darstellungsweise des Vfs. billigen, wenn er sagt: „nach der obigen Erklärung kann offenbar nur von den goniometrischen Functionen spitzer Winkel die Rede seyn," was freilich consequent hervorgeht aus der Methode des Vfs., durchaus nur ein rechtwinkliges Dreieck zum Grunde zu legen. Wir halten es für weit zweckmäfsiger, dem Schüler auf geometrischem Wege zu zeigen, wie er sich den Sinus, Cosinus, die Tangente u. s. w. auch stumpfer Winkel im zweiten Quadranten, und überstumpfer im dritten und vierten Quadranten zu denken habe. Auf diesem Wege allein werden ihm auch die positiven oder negativen Werthe der einzelnen Hülfsgröfsen, je nach den verschiedenen Quadranten, klar werden. Der Vf. *sucht* auf einem anderen Wege dahin zu gelangen, und das ist die Eigenthümlichkeit, die seiner Meinung nach sein Buch auszeichnet; und so erscheint ganz natürlich in §. 19. die Erklärung: „unter dem Sinus und Cosinus eines hohlen, nicht spitzen Winkels versteht man den Ausdruck, welcher erhalten wird, wenn man den hohlen Winkel in zwei spitze theilt, und dann die Summenformeln VIII u. IX:

$$\sin(x+y) = \sin x \cos y + \cos x \sin y, \text{ und}$$
$$\cos(x+y) = \cos x \cos y - \sin x \sin y$$

anwendet." Und §. 29.: „unter dem Sinus und Cosinus eines beliebigen, nicht spitzen Winkels versteht man den Ausdruck, welcher durch ganz allgemeine Anwendung der Summenformeln VIII u. IX hervorgehet, und für die Quotienten

$$\frac{\sin x}{\cos x} \text{ und } \frac{\cos x}{\sin x},$$

in denen x einen ganz beliebigen Winkel vorstellt, setzt man nun auch die besondern Zeichen:

$$\text{tang.}\,x \text{ und cotg.}\,x.$$

Sonst ist die Darstellung sehr klar und fafslich, sowohl in der ebenen, wie in der sphärischen Trigonometrie, und namentlich sind bei der letzteren die Beispiele sehr gut und zweckmäfsig gewählt.

M.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Julius 1835.

PHILOSOPHIE.

Gotha u. Erfurt, b. Hennings: *Theorie des menschlichen Erkenntnifsvermögens u. Metaphysik. Zweiter Band.*

Auch unter dem Titel:

Darstellung der Metaphysik von *Ernst Reinhold.* 1835. XIV u. 524 S. 8. (2 Rthlr 8 gGr)

Aufser einer Einleitung enthält dieser 2te Theil der Theorie des Erkenntnifsvermögens 1) *Metaphysische Dialektik*, welche eine erkenntnifstheoretische Grundlage der Metaphysik und die Ontologie enthält; 2) *Metaphysische Ideenlehre*, welche sich in Kosmologie und Theologie scheidet. Nach Angabe des Vfs herrschen in Deutschland noch immer die unzulänglichen Systeme des Dualismus, Idealismus und Pantheismus, die sich in verschiednen Schöfslingen fortpflanzen. Statt ihrer Einseitigkeit mufs man die Hülfsmittel benutzen, welche die unbefangene Prüfung aller Arten und Richtungen des philosophischen Strebens gewährt. Die Aufgabe einer wissenschaftlich erkennbaren Idee des lebendigen Gottes wird erst wahrhaft dadurch gelöst, dafs sich die Darlegung des Verhältnisses zwischen der Einheit des Urwesens und dem Wesen und der Allheit des abhängig Wirklichen eben so klar und entschieden über den beschränkten Standpunkt des Dualismus, als über die Irrthümer der pantheistischen All Eins Lehre erhebt. Das Einseitige und Unbefriedigende der psychologischen Ansicht von der blofsen Subjektivität des menschlichen Erkennens mufs der gültigen philosophischen Einsicht in die wahre Bedeutung des von dem Körper unzertrennbaren allgemeinen und individuellen Lebens, in die Realität und Nothwendigkeit des Körperdaseyns, in die Objektivität des dem Menschenleben wesentlichen bewufstvollen Innewerdens der Wirklichkeit weichen. Die Unzulänglichkeit der Ansicht über Verhältnifs der Vernunfterkenntnifs zur Erfahrung hängt mit dem Mangel genetischer Realdefinitionen der Hauptbegriffe unsers erfahrungsmäfsigen Bewufstseyns zusammen. Ihm gemäfs entfalten sich im Erfahrungsgebiet durch Wahrnehmung des an sich vorhandnen Seyns die Anlagen zum sinnlichen und vernünftigen Leben und Erkennen, ohne dafs irgend Vorstellungen oder auch nur Formen des Vorstellens dem werdenden Geiste angeboren und vor aller Wahrnehmung in ihm vorhanden seyn können; es gestalten sich bei dieser Entfaltung die verschiednen nothwendigen Weisen und Richtungen der psychischen Lebensthätigkeit allmählig; und hiebei wird das Ewige und Allgemeine an dem Seyn der Dinge, verknüpft mit dem Wandelbaren und Besondren, in die Anerkennung aufgenommen, so dafs späterhin die rein vernünftige Erwägung des Unterschiedes und Zusammenhanges dieser beiden für das richtige Erkennen von einander untrennbaren Seiten des Wahren und Wirklichen eintreten kann.

Zufolge des Wenigen hier Hervorgehobenen giebt es laut der genetischen Realdefinitionen des Vfs eine Entfaltung (Bestimmtheit) der Anlagen (Unbestimmtheit) zum vernünftigen Leben und Erkennen ohne angeborne Vorstellungen und deren Formen, ein *Werden* des erkennenden Geistes. Bei solcher Entfaltung ist das Ewige und Allgemeine des *Seyns* der Dinge mit dem Wandelbaren und Besondren in die Anerkennung aufgenommen. Es wäre nach einem andern Ausdruck das concret allgemeine und allgemein concrete *Seyn*, eine immanente Einheit mit Unterscheidung und Zusammenhang der Seiten desselben für die Vernunfterkenntnifs. Mit dem Dualismus und der Platonischen Lehre angeborner Ideen fällt diese Ansicht nicht zusammen, schwerer begreift sich, dafs sie nicht dem Pantheismus angehören soll. Der Pantheismus nämlich ist All Eins Lehre, Immanenz oder Begriffenseyn der Dinge in Gott; höchst einfach aufzufassen, wie es scheint, und keiner abweichenden Formen fähig, die sich dennoch im Verhältnifs zum Dualismus des Bewufstseyns entwickeln. Die Hauptformen wären wohl folgende: 1) Grundbegriff *Seyn* mit Ausschlufs des Werdens (Xenophanes), 2) Grundbegriff *Werden* mit Ausschlufs des Seyns (Flufs aller Dinge bei Heraklit), 3) Grundbegriff *Seynwerden* oder *Werdenseyn*. Letztere Form ist seit Spinoza die Herrschende, dem Seynwerden immanent ist Ideales und Reales des Bewufstseyns, überhaupt Bewufstes und Bewufstloses, Körperliches und Geistiges, wie bei Spinoza Denken und Ausdehnung. Wenn man will, können nur nach der älteren einseitigen Auffassung der eigentliche Materialismus und Spiritualismus pantheistische Gestalt annehmen. 1) Die sinnliche Körperwelt ist das Werdende und Veränderliche, das Bleibende Unveränderliche ist Schein; 2) das unsinnliche Substantielle ist das Bleibende Unveränderliche, das Werden und die Veränderung sind Schein. Nicht so bei dem *Seynwerden*, das Unveränderliche und Veränderliche, Ideales und Reales haben gleiche immanente Dignität. Inzwischen gestattet auch dies wieder eine verschiedne Auffassung, 1) das Ideale *wird* aus dem Realen, das Bewufstvolle aus

aus dem Bewufstlosen; 2) das Ideale offenbart, verleiblicht oder verwirklicht sich im Realen, das Bewufstvolle im Bewufstlosen. In beiden Fällen bleibt die Immanenz des Veränderlichen am Unveränderlichen und des Unveränderlichen im Veränderlichen unaufgehoben. Was man unter der neuern deutschen Naturphilosophie zu verstehen pflegt, hat die erste Auffassung, neuerdings macht sich die zweite bei Vielen geltend. Wieder für beide Auffassungen ist ein doppeltes Bild als Unterlage möglich, das Eine entspringt aus unmittelbar ergreifender Anschauung des bewufsten Lebens, und erzeugt die Bezeichnung von Ursache und Wirkung, Bildungstrieb und Gebilde, auch von Emanation, Evolution, Involution; das Andre entspringt aus Abstraktion und Reflexion des Verstandes, aus logischem Begriffsverhältnifs, und erzeugt die Bezeichnungen von Grund und Folge, Allgemeinem und Besondrem, dem Ganzen und seinen Theilen. Beide Bilderreihen gehen auch wieder in einander über, dann fallen zusammen Ursache und Grund, Wirkung und Folge, Bildungstrieb und Allgemeines, Gebilde und Besondres; Ursache, Grund, Bildungstrieb, Allgemeines, als Ganzes; Wirkung, Folge, Gebilde, Besondres, als Theile. Man könnte sonach einen Anschauungspantheismus, einen logischen Pantheismus und einen Doppelbildpantheismus unterscheiden. Zu letzterem werden die erstern immer überschlagen wegen Vereinigung des Anschauens und Denkens im erkennenden Bewufstseyn, und daraus entspringen die Reden vom allgemeinen Leben, Totalleben, besonderen Leben, partialen Leben, von der ersten Ursache als Urgrunde, vom All als Grund und Ursache der in ihm enthaltenen Theile, u. s. w. Selbst Hegels ursprünglich logischer Pantheismus spricht von selbständiger Begriffsbewegung, also von Ursachlichkeit, lebendigem Wirken, und der Anschauungsphantheismus spricht von einem allgemeinen unendlichen, das Besondre Endliche bedingenden Urgrunde, sey dieser nun bewufstlos oder bewufstvoll, Körperliches oder geistig Persönliches. Auch unser Vf. führt solche Sprache, und erinnert zugleich an seines Vaters nicht trennenden Unterschied und nicht mischenden Zusammenhang, der gleichfalls aus einer logisch pantheistischen Ansicht, oder vielmehr — wenn man sich so ausdrücken dürfte — aus einer Transsubstantiation des Logischen ins angeschaut Wirkliche hervorgegangen. Auf jeden Fall heifst es S. 417 zu unbedingt: „die Pantheistische Vorstellung von Gott erkennt nicht das lebende Urwesen, sondern täuscht sich selbst durch die Abstraktion eines gehaltlosen erkenntnifsleeren blofs logisch formalen Universalbegriffes, welcher ihr die Stelle der höchsten Idee vertritt." Dies wäre richtig, ohne jenes Ueberschlagen des logischen Pantheismus, ohne jene Transsubstantiation, die ihm, wie auch andern pantheistischen Lehren eigenthümlich ist.

Und in dieser Beziehung scheint Manches im Buche nicht ganz klar, oder doppelendig, oder mit sich selbst nicht vollkommen übereinstimmend. Man lieset S. 119. „Der Philosoph ist berechtigt auszusprechen: wir wären nicht was wir sind, bewufstvoll vorstellende empfindende und wollende Einzelwesen, wenn wir nicht die Realität der Körper nach den 4 Hauptstufen ihres Seyns (anorganisch, Pflanze, Thier, Mensch) und die Wirklichkeit ihrer Substantialität und Causalität mittelst unsrer Wahrnehmungen denkend inne würden, und diese Realität ist uns eben so gewifs, als unsre eigne Denk- und Willensthätigkeit." Hier wird der Zweifler und *Idealist* verwiesen auf die unmittelbare Lebensgewifsheit der Ueberzeugung von einer sinnlichen Körperwelt, welche, indem sie durch Beweise und Denkkonsequenz nicht vermittelt wird, wegen dieses Charakters wohl als Glaube im Gegensatz des vermittelten Wissens bezeichnet worden. Dennoch sagt der Vf. S. 502 gegen F. H. Jacobi: „Es giebt kein *unmittelbares* Wissen irgend eines Gegenstandes, sondern nur *ein* solches bewufstvolles Vorstellen, welches durch den Gebrauch der Begriffe und Urtheile vermittelt und bedingt, welches seiner allgemeinen Form nach das logische Denken ist." Und in eben dem Sinne S. 124. „Gewifsheit kommt unserm Erkennen zu, welches dadurch zum Wissen wird, wenn die Wahrheit des Vorgestellten, vermöge objektiv gültiger an sich zureichender Gründe für uns aufser allem Zweifel ist. Dagegen ist der Glaube im weitern Sinn des Wortes mit dem Meynen gleichbedeutend, ein mehr oder weniger zweifelndes Fürwahrhalten." Ueber die Bedeutung des Wortes *Glauben* braucht *nicht* gestritten zu werden, aber fragen dürfte man, welche objektiv gültige an sich zureichende Gründe es gebe für die Ueberzeugung von einer äufsern realen Körperwelt, da das Objektiv *Gültige* gewifs schon ein *Objektives* voraussetzt? Und der Vf. selbst hatte ja oben an das Lebensbewufstseyn unmittelbar verwiesen. Ferner werden zwei unzulässige Vorstellungen namhaft gemacht: 1) dafs die Substanz aus ihren Bestimmungen zusammengesetzt sey, 2) dafs sie ihnen zum Grunde liege. In der Wirklichkeit sey weder das Eine noch das Andre. An jedem besondern Körper wie am Weltganzen werde die Einheit des Unterscheidbaren erkannt, jenes 1 und 2 habe lediglich logisch formale Bedeutung für unser Denken; aus der unzulässigen Anwendung des Logischen auf das Wesen der Körper seyen die irrigen Vorstellungen der Atomen, Monaden und der unendlich theilbaren Zusammensetzung des Sinnenfälligen entstanden. Wie so? das Zusammensetzen (Atomistische) dürfte doch eher aus einem Sinnenbilde der Erfahrung als aus dem Logischen hervorgegangen seyn, und jene Einheit des Unterscheidbaren wäre ja selber logisch formal, wäre das Wesen jegliches Begriffs, als Einheit von Merkmalen. Das logisch Formale dient oft der Spekulation als Handhabe, wenn sie am meisten davon entfernt zu seyn glaubt, und dies scheint unserm Vf. begegnet.

Hierüber, und dafs der Vf. mehr Pantheist sey, als er bekennt, mögen noch einige Nachweisungen aus

aus der metaphysischen Ideenlehre folgen. Ideen sind laut S. 244 „Causalbegriffe der reinen Vernunftthätigkeit, in denen wir uns das Verhältnifs des Ewigen, Beharrlichen, absolut Nothwendigen, Allgemeinen und Einzelnen im Causalzusammenhange der Wirklichkeit zum Entstandnen, Vergänglichen, Bedingt Nothwendigen, Besondern und Individuellen vergegenwärtigen." Schon nach dieser Erklärung steht der Causalzusammenhang mit dem logischen Verhältnifs, des Allgemeinen und Einzelnen auf gleicher Linie, und das Logische mufs durchschimmern. Zwar sagt der Vf.: „Alles was entsteht, mufs durch eine durchgängig bestimmte Ursache an einem individuellen Körperstoff unter der Leitung einer Bildungsnorm nach einem Zwecke hervorgebracht seyn. Anerkennung dieser Wahrheit macht die Grundform des menschlichen Erkenntnifsvermögens aus, nicht zu verwechseln mit dem logisch Formalen unsers Vorstellungsvermögens. Sie ist reine Vernunftwahrheit." (S. 248.) Dennoch heifst es später: „Die Gesammtthätigkeit des Urgrundes ist die *allesumfassende* (das Allgemeine umfafst das Besondre und Einzelne) Ursachlichkeit — die Welt ist das abhängig Ewige, so wie die *allumfassende* ursachliche Thätigkeit das Selbständig Ewige — der Begriff des *allumfassenden* Geistes getrennt vom Begriff der *allumfassenden* Natur hat, so wie dieser getrennt von jenem, keinen wahrhaft denkbaren Inhalt (All und Eins des Idealen und Realen); — Die Offenbarung des Urgrundes im Seyn der abhängigen Dinge ist eine ewige Wahrheit (Seynwerden); nur ungebührlicher Einflufs der Einbildungskraft spricht von einer entstandnen Welt und Natur, von einer Schöpfung aus Nichts. — Im rein vernünftigen Erkennen ist das Seyn des Urwesens und die Thätigkeit des Urwesens, die absolute Causalität, das *schlechthin Allgemeine* und das einzig Eine, welches alle Verschiedenheit und Mannichfaltigkeit des Seyns in sich enthält, und sie zu einem vollkommnen *Ganzen* vereinigt. — In diesem und mithin im neuern naturphilosophischen Sinne spricht der Vf. vom absoluten Leben, welches die ursprüngliche Thätigkeit des Weltorganismus (Produktivität) besitzt, die das Wandelbare Individuelle mit dem ihm zukommenden Maafs der Empfänglichkeit und Wirksamkeit und in seiner Wechselwirkung enthält, das vorhandne Besondre unaufhörlich auflöst und umwandelt, um in neuen Gestaltungen ihre unerschöpfliche Zeugung und Bildungskraft zu äufsern; — das *allgemeine* Leben übt seine durchgängig vollkommne Wirksamkeit am Einzelnen aus, indem es nicht blofs die mannichfachen Gestaltungen desselben der Idee des Weltorganismus unterwirft, sondern auch an ihnen das Einzelleben hervorbringt und durch eine Reihe von Stufen immer vollständiger verwirklicht, bis in der Einzelheit und Individualität der sinnlich vernünftigen Wesen die Vollständigkeit des Einzellebens ganz erreicht und die Menschheit, so weit es das Verhältnifs des Abhängigen zum Selbständigen verstattet, zum Ebenbilde des Urwesens erhoben ist. — Uebereinstimmend hiemit heifst es: Die Offenbarung des Realen im Innewerden wahrnehmender und erkennender Individuen gehört zur Vollständigkeit der im Seyn des Weltganzen vereinigten Thätigkeiten, — das All der einzelnen und besondern Dinge ist das anfanglos endlose Werk des in ihm Nichts Anderes sondern einzig sich selbst offenbarenden und darstellenden Urwesens u. s. w.

Die Beweise für das Daseyn Gottes sind dem Vf. unzureichend für Bezeichnung des vollständigen allzumfassenden Causalzusammenhangs; „denn sie lassen die Frage unentschieden, auf deren Beantwortung der Gegensatz zwischen dem Theismus, Pantheismus und Atheismus beruht: ob das selbständige jedes Abhängige begründende Seyn ein seiner selbst sich bewufstes, denkendes und wollendes, durch sein Wollen das Denkbare bestimmendes, oder ob es ein mit bewufstloser Nothwendigkeit waltendes ist." (S. 488) Eine ähnliche Unentschiedenheit scheint in den Angaben des Vfs vorhanden, wenn nicht vielleicht pantheistische Entschiedenheit das Unentschiedene ursprünglich beherrscht.

Wir übergehen Anderweitiges, was mit dem Angemerkten zusammenhängt. Dem Dualismus ist der Vf. abhold, und so ist ihm die menschliche Seele die Einheit der sinnlich vernünftigen Lebenskraft, welche von der menschlich leiblichen unterscheidbar, aber nur im Zusammenhange mit derselben und folglich mit dem Körper wirklich und in dieser Wirklichkeit der Mensch selbst ist. (Dasselbe müfste von Gott als Geist gelten, in Beziehung auf die Natur.) Weil der Vf. nach einem Zweck die bildende Weltursache wirksam seyn läfst, erklärt er eine Vorstellung Hegels widervernünftig und irreligiös, zufolge welcher die Hemmungsbildungen aus einer Ohnmacht der Natur, einer Unfähigkeit den Begriffsbestimmungen getreu zu bleiben, entspringen; sie sind vielmehr erst im Reifen begriffen oder gar nur im Keime vorhanden, erscheinen nur aus einseitigem Gesichtspunkt der Vergleichung des Individuellen mit seiner Bildungsnorm als Ungehöriges und Mangelhaftes, aus dem höchsten Gesichtspunkt aber als gut und gehörig, zur Offenbarung des absolut Guten und Verwirklichung des abhängigen Guten schlechthin gehörig, was auch vom moralisch Bösen gilt. In dieser Beziehung ist die Bestimmung der Menschheit eine harmonische Ausbildung des Erkenntnifsvermögens, des Gemüthes, des Willens und der Thatkraft, für den rücksichtlich auf alle Zwecke der Persönlichkeit höchsten Zweck des Strebens und Wirkens. Dem Zweck der Zwecke des Weltalls, der Offenbarung des an sich vollkommenen und unendlichen Lebens soll menschliches Handeln mit Bewufstseyn und Freiheit entsprechen.

Gesetzt auch, der Leser begriffe nicht, wie das Werk des Vfs seinem Zwecke, einer „Erhebung über die Irrthümer der pantheistischen All Eins Lehre" — vollkommen entspreche; so wird er doch gerne dem Fleifs und Scharfsinn desselben Gerechtigkeit widerfahren lassen, und sich von trefflichen Widerlegungen mancher andrer Ansichten sehr angezogen fühlen.

Re-

ROSTOCK, b. Oeberg u. Comp. (in Comm.): *Die Erfahrungs-Logik.* Von Dr. *Karl Weinholtz.* 1834. XII u. 250 S. 8. (1 Rthlr.)

Schwer ist es, schon den Titel zu verstehen. Denn in gewissem Sinn ist jede Logik eine Erfahrungslogik, weil das Denken, dessen Gesetze sie aufstellt, vom Denkenden vollbracht, und dadurch erfahren wird, oder auch, weil alles Denken sich auf ein im Bewufstseyn Gegebenes bezieht. Der Vf. aber meint mit dem Ausdruck etwas Andres, wozu ihm erst durch genauere Beachtung des Menschenlebens, der neuen Naturforschungsergebnisse, ihrer Entwickelungsweisen und der Hegelschen Methode die Besinnung gekommen. Als das Allgemeine der Bildung sich ergebend (Vorr. S. X) ist „die Logik der entwickelte Geist des verschieden vorgestellten, mannigfach entgegengesetzt erschienenen und durch verschieden scheinende Weisen einheitlich erworbenen Ichinhalts oder Gedächtnisses, welcher jedoch der Fortbildung bedarf, um sich als möglichst entwickelter Menschengeist zu zeigen und als die Macht aller Bildung zu bewähren." Das Verständnifs wird nicht sehr durch diese Angaben erleichtert.

Hören wir weiter. Die Logik ist die Entwickelung ihrer Idee, ihr Anfang mufs erwiesen werden, die Entwickelung des Erweises der Idee wird als Vorbild der logischen Entwickelung zu nehmen seyn. Der vorlogische Anfang ist das *geborene Kind.* Auf das geborene Kind macht *Eindruck* die Luft nur. Aber *Gegensatz* ist und Hebung mehrstufig im Kinde. *Ueberwinden* kann es zur Zeit und zunächst als gesundes. Und sein *Abschlufs* giebt den *ersten* erscheinenden *Akt* schon. Dem vorigen Ueberwindungsabschlufs erscheint ein neuer und schwerer Gegenstand, der Hunger, zweiter Lebensakt. Der dritte ist innerlich, der Schlaf. Die nähere Beachtung der vorigen Lebensakte ergiebt ihr Gegenständliches zuerst als Eindruck, dann als Empfindung. Daraus entwickelt sich das Gefühl, und zum Ueberwinden dieses Gegenstandes hebt sich die Entwickelung der Sinne hervor, deren Vermittelung den Begriff und als abschliefsende Aufhebung der Empfindung das Begriffsgefühl giebt. Erweiterung des Begreifens und Begriffs giebt das Denken. Es können gesetzt werden folgende Hauptstufen der Entwickelung: Grundleben, Fühlen und Denken. Die Entwickelung des Fühlens, Denkens und Sagens ist das Ideell Allgemeine der Kindeslogik. Darauf spricht der Vf. von Aufmerksamkeit, Wahrnehmung, Vorstellung, Einbildungskraft, Gedächtnifs, Verstand; und auf diesem Standpunkt des Bewufstseyns für sich oder des sich wissenden Ich als Verständiges An und für sich zeigt sich der Verstand als die Besonderung des Ideell Allgemeinen der Kindeslogik. In fernerer Entwickelung erscheinen Begierde, Vergnügen, Aufregung, Neigung, Achtung, sinnige und allgemeinheitliche Liebe, Wille, und als allgemeiner Abschlufs der Entwickelungsstufen des Sinnes und Verstandes, *Vernunft.* Da die erfoderliche Verwirklichung der Vernunft nur bewirkt werden kann durch entwickelnde Erweiterung, Vertiefung und Erhöhung der vorhergehenden Stufen und Standpunkte oder ihrer Begriffe, so ist die Entwickelungweise des Ich hiemit im Allgemeinen geschlossen und dies kann bestimmt werden als die Allgemeinheit der Kindeslogik und der ganze erste Theil als das Allgemeine der Erfahrungslogik.

Im 2ten Theile lesen wir vom bejahenden und verneinenden Urtheil, als dem Allgemeinen der Denkweisen; von Allheit, Besondeheit und Einzelheit des Urtheils als der Besonderung der allgemeinen Denkweise; von dem Schlufs, der als Allgemeinheit und Vernunft der wesentlichen und andern schreitenden Denkweisen erscheint; und der Inhalt dieses 2ten Theils der Erfahrungslogik darf nur bestimmt werden als die Besonderung des Allgemeinen der Erfahrungslogik. Im 3ten Theile wird gesprochen vom Flüssigfesten, von der äufsern Naturwissenschaft, als sinniger Beweis der logischen Weisen, vom Organischen, (Pflanzen und Thierreich) von der innern Naturwissenschaft, als verständiger Beweis der logischen Weisen; von Volk, Recht, Pflicht, bürgerlichen Gesetzen, Religion, Geschichte, als vernünftiger Beweis der logischen Weisen. Endlich heifst es am Ende: „die in ihrer Weite und Höhe über dem Standpunkt der Erfahrung statt habenden Gegenstände beschränken — von ihr nicht umfafst — die bisherige logische Wissenschaft, und gestatten ihr nur den Namen *Erfahrungs-Logik.*"

Wem es nun gelingt, das Buch besser als den Titel, und diesen durch jenes zu verstehen, dem werden auch die Sprachbemerkungen des Vfs, welche er bezüglich auf *Fulda's* Sammlung und Abstammung germanischer Wurzelwörter und andere Werke reichlich den Paragraphen beifügt, Befriedigung gewähren. Sie gehen sehr ins Einzelne, und als Beispiel stehe hier die Bemerkung über den sprachlichen Ausdruck *Ich.* „Schon in dem herausgekehrten Sich-Setzen-Entgegensetzen und Unterwerfen, — somit in der ersten Anzeige der Idee der Erhaltung — vor dem lautgewordnen Ich, liegt der Ausdruck des Ich, welcher hier entwickelt erscheint. Denn die Erhaltung ist das Festhalten des Persönlichen vom Grund aus, demnach das des entwickelten Gefühls durch Begreifen und Denken seines Inhalts. Doch nur *an sich* zeigt sich bald dieses Für-sich. Das *lautende* Ich aber ist sein deutlich erscheinender Ausdruck, seine Spur schon, als unbestimmte Vereinung, in dem frühesten Schreien. *I* ist die Spitze der s. g Vokale, deren Mitte *A*, deren Tiefe *U* ist; so das von *A* aus einerseits *e* und *i*, anderseits *o* und *u* entwickelt erscheinen. Den Uebergang von *a* zu *i* durch *e* beleget selbst des Kindes frühes Lauten; den andern zeigt *es* später an. Die Stufenleiter von *u* zu *i* ist klar; gebrochen ist sie in *lingua*, angeschnellt in *language*. *I* ohne *h* für sich nicht sprechbar wird erweitert und vertieft durch *ch*. So streift das rohe Ich den Grund der Laute und ihre Höhe an, bleibt aber äufserlich in der Entstehung. Und wie es einerseits erscheint als Spitze des rohen Sagens, so andrerseits als äufserer Umfang des ganzen Inhalts der Persönlichkeit." (S. 15.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Julius 1835.

GEOMETRIE.

Jena, b. Frommann: *J. H. van Swinden's*, gewesenen Professors der Mathematik, Physik und Astronomie zu Amsterdam, *Elemente der Geometrie*, aus dem Holländischen übersetzt und vermehrt von *C. F. A. Jacobi*, Professor an der Landesschule Pforta. Mit 405 Figuren auf 21 Tafeln. 1834. XXXII u. 544 S. gr. 8. (3 Rthlr.)

Das Original erschien in einer zweiten, sehr vermehrten Auflage zu Amsterdam im J. 1816, unter dem Titel: *Grondbeginsels der Meetkunde* door *J. H. van Swinden*, und ist wohl in Deutschland wenig bekannt geworden. Da es jedoch dem Uebersetzer sehr bedeutende Vorzüge in sich zu vereinigen schien, so entschloss er sich zu einer Bearbeitung desselben, und zwar, wie es scheint, besonders für die Schüler höherer Lehranstalten. Hr. *Jacobi* sagt in der Vorrede: „Einfachheit und Schärfe in der Bestimmung der Grundbegriffe; naturgemässe Verknüpfung derselben unter einander; vollständige, durch einen dreissigjährigen Unterricht unterstützte Durcharbeitung des gesammten, von der Elementargeometrie dargebotenen Stoffes, darauf gegründete, wohl durchdachte Anordnung desselben, Gründlichkeit und Klarheit in der Behandlung einzelner Wahrheiten, strenge und consequente Durchführung der von Euklides und Archimedes befolgten sogenannten synthetischen Methode, geben dem Ganzen dasjenige wissenschaftliche Gepräge, welches für ein mathematisches Lehrbuch überhaupt, besonders aber dann in Anspruch genommen wird, wenn dasselbe von Jünglingen benutzt werden soll, bei denen die formelle Ausbildung des Geistes der entschieden vorherrschende Zweck des Unterrichtes ist." Zu den Vorzügen dieses Lehrbuches rechnet der Ueb. ferner noch die vom Vf. getroffene Einrichtung, nach welcher die Beweise zu den aufgestellten Lehrsätzen mit Sorgfalt und Umsicht angedeutet, aber nur selten und ausnahmsweise vollständig ausgeführt sind. Das ist nun zwar Alles recht gut, dennoch aber können wir unmöglich zugeben, dass dieses Buch zu einem Lehrbuche für höhere Schulanstalten sich eigene. Dazu enthält es viel zu viel: 544 Seiten äusserst sparsam gedruckt, sind bei weitem mehr, als für einen Cursus der Geometrie auf Gymnasien gehört. Welche Schule möchte soviel Zeit dazu aufzuwenden haben! Dennoch aber halten wir die Uebersetzung für eine sehr verdienstliche Arbeit, nur nicht für den Schüler, sondern für den Lehrer, so wie für den, der Mathematik zu seinem Hauptstudium sich wählend, für sich allein das reiche Feld der Geometrie noch weiter bearbeiten will, als es in den Lehranstalten möglich ist. Auch räumen wir die Vorzüge, die der Uebersetzer dafür oben in Anspruch genommen hat, willig ein. Vor Allem zeichnet es sich durch eine ungemeine Reichhaltigkeit aus, und giebt eine Menge von Winken zur praktischen Anwendung des Vorgetragenen. Auf Euklid's Elemente ist fortwährend genaue Rücksicht genommen, und mit Recht hält der Ueb. die dadurch veranlasste gründliche Erläuterung vieler schwierigen Stellen in denselben, nicht eben für den geringsten Vorzug dieses Lehrbuches. Neben Euklides ist auch durchgängig auf Legendre's Geometrie verwiesen, und ausserdem sind bei den einzelnen Sätzen die Namen der Mathematiker aufgeführt, denen diese Sätze ihre Entdeckung, oder vorzügliche Darstellung verdanken. Auch ist ein alphabetisches Verzeichniss derselben vorausgeschickt, so wie eine Nachweisung derjenigen Sätze des Lehrbuches, welche den einzelnen Sätzen in Euklid's Elementen entsprechen.

Was nun den Inhalt des Buches selbst betrifft, so bemerken wir zuerst, dass nicht nur die geometrischen, sondern auch manche arithmetischen Lehren darin abgehandelt sind, was wir freilich nicht billigen. Es zerfällt nämlich zunächst in zwölf Bücher. *Erstes* Buch: von den allgemeinen Eigenschaften der geraden Linie. Dahin zieht indess der Vf. auch die Erklärung der verschiedenen Arten von Winkeln, die Elemente der Lehre von den Parallellinien, von der Congruenz der Dreiecke, u. s. w. *Zweites* Buch: vom Inhalte geradliniger Figuren. *Drittes* Buch: über Verhältnisse und Proportionen. Hiermit hat der Vf. auch die Lehre von den geometrischen Progressionen verbunden, und überhaupt Proportionen und Progressionen im Vortrage eng mit einander verflochten. So erklärt er auch eine geometrische Progression als eine Aufeinanderfolge von stetig proportionirten Grössen. Im Ganzen billigen wir diese Darstellungsweise nicht, sondern glauben, dass der Vortrag an Deutlichkeit gewinnen werde, wenn die geometrischen sowohl, als die arithmetischen Progressionen unabhängig von den Proportionen behandelt werden. Eine in den wenigsten mathematischen Lehrbüchern abgehandelte Lehre findet sich hier im *dritten* Abschnitte: von den harmonischen Proportionen und Progressionen. Der folgende Abschnitt handelt von den Logarithmen, die aber leider, wie früher gewöhnlich war, auf die Verbin-

bindung einer arithmetischen und geometrischen Reihe gegründet sind. Mit Recht haben die besten neueren Mathematiker diese Darstellungsweise aufgegeben, und erwähnen sie höchstens nur als eine historische Merkwürdigkeit. Freilich weist die Etymologie auf diese Darstellungsart hin, aber diese kann hier doch unmöglich entscheiden. *Viertes* Buch: von der Aehnlichkeit der Figuren und den Verhältnissen ihrer Seiten und Flächenräume. *Fünftes* Buch: vom Kreise. *Sechstes* Buch: von den Vielecken in und um den Kreis. *Siebentes* Buch: vom Umfange und Inhalte des Kreises. *Achtes* Buch: von dem Messen der Winkel. Hier geräth der Vf. auf einmal in die Trigonometrie, daher denn im *zweiten* Abschnitte dieses Buches die Rede ist vom Messen und Berechnen der Winkel und Bogen durch Sehnen, Sinusse, Tangenten und Secanten; und im *dritten* Abschn. von den Formeln für goniometrische Linien. Der *vierte* Abschn. handelt endlich noch von dem Gebrauche der trigonometrischen Tafeln zur leichteren Berechnung mancher Gröfsen. Diefs fällt um so mehr auf, als erst im *neunten* Buche die Einleitung zur Trigonometrie erscheint. In diesem Buche wird denn die ebene Trigonometrie, jedoch zu dürftig abgehandelt. Mit dem *zehnten* Buche beginnt die Stereometrie, und es handelt von den Ebenen, ihrer Lage und ihren Durchschnittslinien. *Elftes* Buch: von körperlichen Ecken, von den Polyedern und den regelmäfsigen Polyedern insbesondere. *Zwölftes* Buch: von den durch krumme Oberflächen begrenzten Körpern. Die Anhänge zu den einzelnen Büchern, die theils ausführlichere Betrachtungen und weitere Ausführungen des Vorgetragenen, theils Aufgaben enthalten, sind eine sehr nützliche Zugabe. Aufser diesen sind noch von S. 481 – 511 eine Menge nützlicher Aufgaben gegeben, die theils gerade Linien und Winkel, theils die Construction geradliniger Figuren, theils verhältnifsgleiche Linien und die Aehnlichkeit der Figuren, theils endlich den Kreis und die Construction der Figuren in und um den Kreis betreffen. Den Schlufs macht ein Anhang des Vfs., und einer des Uebersetzers. Ersterer enthält die Lehre vom Wurzelausziehen und den binomischen Lehrsatz; letzterer handelt von der Entwickelung der Logarithmen in Reihen, der goniometrischen Functionen nach Potenzen ihres Bogens, und umgekehrt, und endlich über den gröfsten Würfel, der sich durch einen gegebenen hindurchstecken läfst. In dem Anhange des Vfs., wo dieser von der Entwickelung der goniometrischen Functionen in Reihen handelt, hat der Uebersetzer sich eine Aenderung erlaubt. Er liefs nämlich die Darstellungsweise des Vfs., die dieser von dem holländischen Mathematiker *de Gelder* entlehnte, weg, und gab dafür eine, seiner Ueberzeugung nach bessere, die v. *Münchow* in seiner Trigonometrie mitgetheilt hat. Wir schliefsen diese Anzeige mit dem Wunsche, dafs das Buch recht viele Leser finden möge, was es in der That verdient; wiederholen aber unsere schon oben ausgesprochene Ansicht, dafs es sich für höhere Lehranstalten zum Lehrbuche auf keine Weise eigene. Papier und Druck sind gut.

ARITHMETIK.

Berlin, b. Duncker u. Humblot: *Handbuch der allgemeinen Arithmetik* von *P. N. C. Egen.* Besonders in Beziehung auf die Sammlung von Beispielen, Formeln und Aufgaben aus der Buchstabenrechnung und Algebra, von *Meier Hirsch. Zweite*, verbesserte Aufl. Theil I. Die Buchstabenrechnung. Mit einer Kupfertafel. 1833. XVI u. 463 S. gr. 8. (2 Rthlr.) Theil II. Die Algebra. Mit vier Kupfertafeln. 1834. VIII u. 479 S. gr. 8. (2 Rthlr. 8 gGr.)

Wenn gleich vorliegendes Werk bereits in einem grofsen Kreise bekannt geworden ist, so halten wir dennoch eine ausführliche Anzeige desselben bei dem Erscheinen einer zweiten Auflage durch die ungemeine Brauchbarkeit desselben hinreichend gerechtfertigt, und wünschen nur, dafs diese Anzeige das Ihrige dazu beitragen möge, dem Buche immer häufigeren Eingang zu verschaffen. Es ist ein Werk, recht eigentlich zur Selbstbelehrung geschrieben, und für diesen Zweck wüfsten wir kein anderes ihm an die Seite zu setzen. Schon die grofse Verbreitung der Sammlung von *Meier Hirsch*, der es sich genau anschliefst, bewirkte, dafs die sehr starke erste Auflage, ungeachtet des hohen Preises, bereits vor drei Jahren vergriffen war. Einen besonderen Werth geben dem Buche aufserdem die zahlreichen *historischen* Notizen, die nicht blos für den *eigentlichen* Mathematiker, sondern auch für jeden Gebildeten, der sich einigermafsen für die Wissenschaft interessirt, von Werth sind.

Der *erste* Theil führt zwar blos den Titel „Buchstabenrechnung", aber enthält weit mehr, als man danach erwarten sollte. Wir führen die einzelnen Lehren der Reihe nach auf, und knüpfen einige Bemerkungen daran. I. *Decimalbrüche.* So sehr wir im Allgemeinen die Darstellung des Vfs. billigen, so stimmen wir doch bei §. 17 nicht mit ihm überein, wenn er sagt: „die Division der Decimalbrüche gründet sich auf die als bekannt vorausgesetzte Regel aller Division mit Brüchen, dafs Divisor und Dividend unter einerlei Benennung gebracht werden müssen, oder dafs man ihnen denselben Nenner gebe. Bei Decimalbrüchen ist dies leicht. Man hängt an den Decimalbruch, der die wenigsten Stellen hat, so viele Nullen, bis er mit dem andern gleich viele Stellen hat, wodurch der Werth des Bruches nicht verändert wird. Dann dividirt man, als stände im Divisor und Dividend gar kein Decimalstrich." Wir halten es für zweckmäfsiger, die einzelnen, hier möglichen Fälle zu trennen, und von dem Falle auszugehn, wo ein Decimalbruch durch eine ganze Zahl zu dividiren ist. Hier wäre denn auf den Satz zu verweisen, dafs man gewöhnliche Brüche durch eine ganze Zahl dividirt, wenn man den Zähler dividirt, und den Nenner ungeändert läfst. Die beiden anderen Fälle lassen sich

sich dann leicht auf den ersten zurückführen. Bei der Lehre von den periodischen Decimalbrüchen führt der Vf. sehr richtig den Satz, dafs eine Periode mit einer Anzahl von Ziffern schliefse, die immer 1 weniger beträgt, als die Primzahl, welche Nenner des verwandelten Bruches ist, Einheiten hat, auf den von *Fermat* zuerst aufgestellten, später von *Euler* und *Le Gendre*, in seiner *Théorie des nombres*, bewiesenen Satz zurück: wenn man irgend eine Primzahl hat, und auch eine andere beliebige Zahl, die durch diese Primzahl nicht theilbar ist, und man multiplicirt letztere Zahl so oft mit sich selbst, als die obige Primzahl Einheiten hat, weniger eins, so ist das herauskommende Product, wenn man 1 davon abzieht, durch die Primzahl theilbar. II. *Buchstabenrechnung im Allgemeinen.* Treffend widerlegt hier der Vf. den Beweis Euler's für den Satz, dafs bei der Multiplication von Buchstabengröfsen gleiche Zeichen ein positives, ungleiche ein negatives Product geben. Um der Sonderbarkeit willen theilen wir hier den Beweis des berühmten *Kramp*, Prof. in Strafsburg mit, den er für diesen Satz, in seiner *Arithmétique universelle* giebt: „*Le théorème, en vertu duquel deux facteurs négatifs donnent un produit affecté du signe opposé à moins, et par consequent positif, revient à la règle très-connue de la grammaire: duplex negatio affirmat.*" Bei der Division der Buchstabengröfsen macht der Vf. unter Anderem auf die sonderbaren Erscheinungen aufmerksam, die sich darbieten, wenn man

$\frac{1}{1-b}$ und $\frac{1}{1+b}$ wirklich dividirt, und für b z. B. die Werthe 1; 2 etc. setzt. III. *Rechnung mit Potenzen.* Die Entstehung von Potenzen mit negativen Exponenten hätte schärfer nachgewiesen werden müssen. Hat man nämlich z. B. $a^3:a^5$, so ist dies eigentlich $\frac{aaa}{aaaaa} = \frac{1}{aa} = \frac{1}{a^2}$. Wendet man aber das eben gezeigte Verfahren der Division der Potenzen durch Subtraction der Exponenten, uneigentlicher Weise auch hier an, so erhält man $a^{3-5} = a^{-2}$. So erscheint also die Form a^{-2} nur als ein uneigentlicher Ausdruck für $\frac{1}{a^2}$. Die Darstellung des Vfs. über das Ergebnifs von $\frac{a-x}{b-x}$, wenn man $a=1$, $b=2$, $x=3$ setzt, was allerdings eine sonderbare Erscheinung gewährt, ist nicht ohne Interesse. IV. *Ausziehung der Wurzeln und Rechnung mit Wurzelgröfsen.* Es wäre wohl in §. 81 der Lehrsatz aufzustellen und zu beweisen gewesen, dafs die n^{te} Potenz einer ganzen Zahl höchstens n mal soviel, und wenigstens n mal soviel weniger $(n-1)$ Ziffern haben müsse, als die Zahl selbst. Statt dessen sagt der Vf. blos „die Quadrate von einstelligen Zahlen haben 1 oder 2 Stellen; von 2stelligen Zahlen 3 oder 4 Stellen; von 3stelligen Zahlen 5 oder 6 Stellen; von 4stelligen Zahlen 7 oder 8 Stellen" u. s. w. Recht zweckmäfsig ist das §. 95 mitgetheilte Verfahren, eine Kubikwurzel auf $2n$ Stellen genau zu berechnen, wenn sie auf n Stellen genau bekannt ist. Es ist z. B. $\sqrt[3]{124} = 4,98663\ldots$; ferner ist $(4,98663)^2 = 24,8664787569$. Nun ist $124 : 24,8664787569 = 4,9866328567$.

Die doppelte Wurzel $= \underline{9,9732600000}$ addirt,
giebt $14,9598928567$, durch 3 dividirt, giebt $4,9866309522$, die Wurzel auf 10 Stellen genau. V. *Bezeichnung der Wurzelgröfsen durch Bruchpotenzen, und Rechnung damit.* VI. *Rechnung mit imaginären Gröfsen.* Dafs $(-a)^0 = +1$, ist klar bewiesen, nur könnte S. 1 von u. ein störender Druckfehler den Anfänger hier leicht irre machen; es ist nämlich daselbst für $(-a)^n : (-a)$ zu lesen: $(-a)^n : (-a)^n$. In §. 127 macht der Vf. auf die Ungereimtheiten aufmerksam, auf welche man stöfst, wenn man, wie man freilich scheinbar kann, die imaginären Gröfsen in reelle verwandeln wollte. Er sagt nämlich so: „es ist $(2n+1)2 = 4n+2$ eine gerade Zahl. Nach §. 125 aber ist $-a^{\frac{2n+1}{2p}}$ imaginär. Es mufs aber $-a^{\frac{2n+1}{2p}} = -a^{\frac{4n+2}{4p}}$ seyn; und $-a^{\frac{4n+2}{4p}}$ ist $= \sqrt[4p]{(-a)^{4n+2}} = \pm\sqrt[4p]{a^{4n+2}} = \pm a^{\frac{4n+2}{4p}}$. Es mufs also eine imaginäre Gröfse einer reellen gleich seyn; oder es mufs dieselbe Gröfse zugleich imaginär und reell seyn. VII. *Reductionen.* VIII. *Logarithmen.* In §. 156 lehrt der Vf. auf eine sehr sinnreiche Weise, die von der gewöhnlichen ganz abweicht, die Logarithmen für die Basis 10 zu berechnen. Das Verfahren selbst können wir hier aus Mangel an Raum nicht mittheilen. In §. 162 bemerkt der Vf. sehr richtig, dafs die Methode, die Lehre von den Logarithmen auf die Verbindung einer geometrischen und arithmetischen Progression zu gründen, als höchst unzweckmäfsig zu verwerfen sey. Interessant ist die Bemerkung des Vfs. in demselben §., wie nahe es daran gewesen sey, dafs die Logarithmen ein halbes Jahrhundert früher erfunden worden wären, und dann einem Deutschen ganz angehört hätten. Michael Stiefel (oder Stifel) aus Efslingen, ein gelehrter Dorfprediger in Preufsen und trefflicher Rechner, stellt in seiner *Arithmetica integra*, vom Jahre 1544, nachdem er vorher die Regeln über die Vorzeigen erklärt hat, folgendes Täfelchen auf:

−3	−2	−1	0	1	2	3	4	5	6
$\frac{1}{8}$	$\frac{1}{4}$	$\frac{1}{2}$	1	2	4	8	16	32	64

Dann sagt er: „*Posset hic fere novus liber integer scribi de mirabilibus numerorum, sed oportet, ut me hic subducam, et clausis oculis abeam. Repetam vero unum ex superioribus, ne frustra dicar fuisse in campo isto. Sed sententia inversa repetam, quod mihi repetendum videtur. — Qualiacunque facit progressio geometrica multiplicando et dividendo, talia facit progressio arithmetica ad-*

addendo et subtrahendo. Wie nahe war Stiefel der Erfindung der Logarithmen! In §. 182 wird gezeigt, wie man aus den brigg'schen Logarithmen jeden Logarithmus des natürlichen Systems leicht berechnen könne, indem man sich eine Potenztafel der Basis 2,71828... berechnet. Der Vf. hat sie von b^{10} bis $b^{0,001}$ mitgetheilt, wie sie Dr. *Schürmann* zu Osnabrück berechnet hatte. IX. *Permutationen, Combinationen und Variationen.* X. *Der binomische und polynomische Satz für ganze positive Exponenten.* In §. 213 giebt der Vf. mehrere bemerkenswerthe historische Notizen über den binomischen Lehrsatz. Newton wird der Ruhm der Erfindung wohl bleiben, wenn gleich es möglich ist, dafs Brigg's ihn bereits etwas früher kannte, ohne jedoch mit seiner Entdeckung hervorzutreten. Auch kleidete er seine Regel noch in Worte ein, anstatt eine analytische Formel zu geben. Was den Beweis desselben anbelangt, so gab ihn Newton zuerst, jedoch nur durch Induction; am einfachsten und überzeugendsten, wenn ganze, positive Exponenten vorausgesetzt werden, Kästner. Doch bewies er ihn in seinen Anfangsgründen der Analysis des Unendlichen auch für die anderen Arten von Exponenten. Der Vf. giebt den von Hindenburg zuerst angewendeten Beweis, der sich auf die Combinationslehre gründet. XI. *Progressionen.* In §. 224, wo der Vf. von der Summirung der Glieder einer arithmetischen Progression spricht, wäre zuvor der Satz zu beweisen gewesen: die Summe je zweier Glieder einer arithmetischen Progression, die gleichweit vom Anfange und Ende derselben entfernt sind, ist stets einander gleich. Lesenswerth ist die Bemerkung §. 255 über die Anwendung der Lehre von den geometrischen Progressionen in der Bestimmung der Gröfse der Klangweiten der verschiedenen Töne der Tonleiter. XII. *Die Kettenbrüche.* Hier giebt der Vf. §. 288 ein bequemes Verfahren, um vermittelst der Kettenbrüche aus unvollständigen Quadraten die Wurzel zu ziehn. *Theil II. Die Algebra:* I. *Die Gleichungen im Allgemeinen.* In §. 311 eine kurze Geschichte der Algebra. II. Anweisung, Gleichungen in die, für die Auflösung, schickliche Form zu bringen. In §. 318 und 319 spricht der Vf. von den Verfahrungsweisen, Gleichungen von Wurzelgröfsen zu befreien. Ein Verfahren, welches dem Vf. von dem rühmlichst bekannten Dr. Tellkampf mitgetheilt wurde, stehe hier.

Ist nämlich gegeben $\sqrt[n]{p} = q + \sqrt{r}$, so ist

$$p = (q+\sqrt{r})^n = q^n + \frac{n}{1} q^{n-1} r^{\frac{1}{2}} + \frac{n.n-1}{1\cdot 2} q^{n-2} r + \frac{n.n-1.n-2}{1\cdot 2\cdot 3} q^{n-3} r^{\frac{3}{2}} + \ldots,$$

$$\text{oder: } p = q^n + \frac{n.n-1}{1\cdot 2} q^{n-2} r + \frac{n.n-1.n-2.n-3}{1\cdot 2\cdot 3\cdot 4} q^{n-4} r^2 + \text{etc.}$$

$$+ \left(\frac{n}{1} q^{n-1} + \frac{n.n-1.n-2}{1\cdot 2\cdot 3} q^{n-3} r + \frac{n.n-1.n-2\cdot n-3\cdot n-4}{1.2.3.4.5} q^{n-5} r^2 \text{ etc.}\right) r^{\frac{1}{2}},$$

$$\text{also } \sqrt{r} = \frac{p - \left(q^n + \frac{n.n-1}{1\cdot 2} q^{n-2} r + \frac{n.n-1.n-2.n-3}{1\cdot 2\cdot 3\cdot 4} q^{n-4} r^2 + \text{etc.}\right)}{\frac{n}{1} q^{n-1} + \frac{n.n-1.n-2}{1\cdot 2\cdot 3} q^{n-2} r + \frac{n.n-1.n-2.n-3.n-4}{1\cdot 2\cdot 3\cdot 4\cdot 5} q^{n-4} r^2 +}$$

Erhebt man diese Gleichung ins Quadrat, so fallen alle Wurzelzeichen weg. III. *Die Gleichungen vom ersten Grade, mit einer unbekannten Gröfse.* IV. *Die Gleichungen vom ersten Grade, mit mehreren unbekannten Gröfsen.* Da *Bezout*, in seiner *Théorie générale des équations algébriques*, bewies, dafs der Grad der Endgleichung, auf welche die Elimination von beliebig vielen unbekannten Gröfsen, welche durch eben so viele vollständige Gleichungen gegeben sind, führe, nicht gröfser sey, als das Product der Exponenten der Grade dieser Gleichungen: so bemerkt der Vf. richtig dabei, dafs man, damit dieser Satz für alle Gleichungen gelte, eine Gleichung, deren höchstes Glied n Dimensionen hat, wo also die Summe der Exponenten der in diesem Gliede enthaltenen unbekannten Gröfsen $= n$ ist, als eine vom $n$ten Grade ansehen müsse. „So führen z. B. die beiden Gleichungen $x+y=a$, und $xy=b$, auf eine Endgleichung vom zweiten Grade, und die drei Gleichungen $x+y=a$, $y+z=b$, $xyz=c$, auf eine vom dritten Grade, weil das Glied xy zwei, und das Glied xyz drei Dimensionen hat." Im §. 339 giebt der Vf. zwei neue arithmetisch-geometrische Beweise des Pythagorischen Lehrsatzes, wovon allerdings der erste dem Euklidischen vorzuziehen seyn dürfte. Doch der Raum verbietet uns, weiter auf das Einzelne einzugehn; wir geben deshalb nur noch kurz die Uebersicht des *zweiten* Theils bis zu Ende. V. Die Gleichungen vom zweiten Grade. VI. Die Gleichungen vom dritten Grade. VII. Die Gleichungen vom vierten Grade. VIII. Nachträge zu der Lehre von der allgemeinen Auflösung der Gleichungen. IX. Allgemeine Eigenschaften der Gleichungen, Verwandlungen derselben, und die Eigenschaften ihrer Wurzeln. X. Die Zahlengleichungen, das Aufsuchen der rationalen, und die Begrenzung der irrationalen Wurzeln derselben. XI. Näherungsmethoden, welche bei der Berechnung der irrationalen Wurzeln einer Gleichung anzuwenden sind. XII. Die unbestimmten Gleichungen der ersten beiden Grade. Alle diese Kapitel sind mit grofser Vollständigkeit und Fafslichkeit abgehandelt. Druck und Papier sind vortrefflich.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Julius 1835.

MATHEMATIK.

Hannover, in d. Helwingschen Hofbuchh.: *Principien einer allgemeinen Functionenrechnung.* Nach einer elementaren Methode zur leichtern Behandlung höherer Theile der Mathematik dargestellt von *C. F. Eichhorn*, Dr. phil. 1834. XIII u. 247 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gGr.)

Den Vf. leitete bei Abfassung seines Buches die Ueberzeugung, dafs die höhere Mathematik nur dann an Werth für die Praxis gewinne, wenn man sich bemühe, ihre Entwickelung einfach darzustellen. Wenn nun der Vf sagt, dazu sey vornehmlich erforderlich, dafs die mathematischen Methoden und der Zusammenhang derselben unter einander hervortreten, und dafs die Anwendbarkeit sich nicht vernichte durch die Schwierigkeit der Rechnungen, welche dem geübten Theoretiker wohl unbedeutend scheinen könnten, aber den Praktiker leicht abhielten vom Gebrauche höherer Theorie, wenn auch Letzterer sich einmal fleifsig mit den höhern Theilen der Wissenschaft beschäftigt habe; so pflichten wir ihm, was das Letztere anbelangt, gern bei, gestehen aber offenherzig, dafs wir das Erstere nicht ganz verstehn. Wenn er aber mit den Worten fortfährt: „bevor das Höhere nicht eben so leicht behandlungsfähig wird, wie das Elementare, mufs es vergeblich scheinen, den Praktiker vom hohen Werthe höherer Rechnungen überzeugen zu wollen;" so müssen wir ihm entgegnen, dafs wir das geradezu für unmöglich halten. Doch hat sich wohl der Vf. schroffer ausgedrückt, als er es wirklich meint. Er will nun in der hier vorliegenden Entwickelung zeigen, „dafs selbst die höchsten Theile der Mathematik Gesetze in sich enthalten, welche völlig verwandt seyen den elementaren Begriffen, und welche daher auch nur elementare Entwickelung fordern." Er will ferner beweisen, „dafs selbst Aufgaben nach Elementargesetzen einfach zu behandeln seyen, wofür die höhere Mathematik noch keine allgemeinen Lösungsmittel besitze." Wenn wir nun auch im Allgemeinen gern zugestehen, dafs der Vf. manches Eigenthümliche in der Behandlung des vorliegenden Stoffes hat, sowie dafs seine Schrift ihren Zweck, bei Andern weitere Forschung anzuregen, nicht verfehlen wird: so können wir ihm doch nicht darin beistimmen, dafs, wie er glaubt, durch die hier gegebene Methode die Sache überall wirklich so bedeutend erleichtert worden sey. Wir werden hernach ein Beispiel aus der Darstellungsweise des Vfs. zum Belege unserer Behauptung geben.

Wir theilen nun eine Uebersicht des Inhaltes, so vollständig, wie es uns der Raum erlaubt, mit. Der Vf. schickt zuerst, S. 1 — 3, einige Entwickelungspraemissen voraus. Dann folgen drei allgemeine Aufgaben. I. Gegeben sey ein complicirtes Functionsverhältnifs: es soll daraus der Werth einer Gröfse entwickelt werden. S. 3 — 138. Und zwar erstens, wenn die Complication von solcher Beschaffenheit ist, dafs *unmittelbar* Entwickelung möglich wird. Hier geben wir als Probe der Darstellungsweise des Vfs. eine Anwendung dieser Aufgabe auf gewöhnliche Differenzialgleichungen. Der Vf. will nämlich hier das Integral für:

$y\,dx = \varphi(x)\,dx + dy$ darstellen, und gibt dazu zwei Auflösungen.

Aufl. 1. Aus $y\,dx = \varphi(x)\,dx + dy$ wird $y\,dx - dy = \varphi(x)\,dx$, oder:

$$\left(y - \frac{dy}{dx}\right) = \varphi(x), \text{ oder } y\left(1 - \frac{d}{dx}\right) = \varphi(x),$$

woraus folgt:

$$y = \frac{\varphi(x)}{\left(1 - \frac{d}{dx}\right)} = \left(1 x \frac{d}{dx} + \frac{d^2}{dx^2} + \frac{d^3}{dx^3} + \ldots\right)(\varphi x);$$

$$\text{d. i. } y = \varphi(x) + \frac{d\varphi(x)}{dx} + \frac{d^2\varphi(x)}{dx^2} + \frac{d^3\varphi(x)}{dx^3} + \ldots$$

Sey nun z. B. $\varphi(x) = ax^3$: so wird das Integral für $y\,dx = ax^3 + dy$:

$$y = ax^3 + \frac{d(ax^3)}{dx} + \frac{d^2(ax^3)}{dx^2} + \frac{(d^3 ax^3)}{dx^3} + \ldots$$
$$= ax^3 + 3ax^2 + 6ax + 6.$$

Für $y\,dx = ax^{-1}dx + dy$ wird: $y = ax^{-1} - 1ax^{-2} + 1.2ax^{-3} - 1.2.3.ax^{4} + \ldots;$

Für $y\,dx = ax^{\frac{1}{2}}dx + dy$; $y = ax^{\frac{1}{2}} + \frac{1}{2}ax^{-\frac{1}{2}} - \frac{1}{4}ax^{-\frac{3}{2}} + \frac{3}{8}ax^{-\frac{5}{2}} - \ldots;$

Für $y\,dx = \sin\, x\,dx + dy$; $y = \sin x + \cos x - \sin x - \cos x + \ldots = \frac{1}{2}(\sin x + \cos x);$

Für $y\,dx = e^x dx - dy$; $y = e^x - e^x + e^x - e^x + \ldots = \frac{1}{2}e^x;$

Für $y\,dx = a\, \log. x\,dx - dy$; $y = a \log x + ax^{-1} - 1.ax^{-2} + 1.2ax^{-3} - 1.2.3.ax^{-4} + \ldots$ u. s. w.

Aufl. 2. Aus $y\,dx = \varphi(x)\,dx + dy$ läfst sich auch bilden:

$$-y\left(\frac{d}{dx} - 1\right) = \varphi(x), \text{ welches gibt: } y = -\left(\frac{d}{dx} - 1\right)^{-1}(\varphi(x));$$

d. i.

d. i.: $-y=\left(\frac{d^{-1}}{dx^{-1}}+\frac{d^{-2}}{dx^{-2}}+\frac{d^{-3}}{dx^{-3}}+..\right)(\varphi(x))$,

oder:

$y=C-(S\varphi(x)dx+S^2\varphi(x)dx^2+S^3\varphi(x)dx^3+\ldots)$, worin C irgend eine Constante bedeuten möge.

Sey wiederum $\varphi(x)=ax^3$, so folgt:

$$y=C-\left(\frac{ax^4}{4}+\frac{ax^5}{4.5}+\frac{ax^6}{4.5.6}+\ldots\right)=$$

$$C-1.2.3a\left(e^x-\left(1+x+\frac{x^2}{1.2}+\frac{x^3}{1.2.3}\right)\right);$$

für $\varphi(x)=ax^n$ kommt:

$$y=C-1.2.3n.a\left(e^x-\left(1+x+\ldots.+\frac{x^n}{1\ldots n}\right)\right);$$

für $ydx=\sin x+dy$, wie früher $y=\frac{1}{2}(\sin x+\cos x)$;
für $ydx=e^x dx-dy$, wie früher: $y=\frac{1}{2}e^x$; u. s. w.

Sey endlich in $ydx-\varphi(x)dx+dy$, $\varphi(x)=o$: so bleibt $ydx=dy$, woraus auf gewöhnliche Weise der Werth von y integrirt werden kann. Nach vorliegender Methode aber können wir setzen:

$y=C+Sydx$, woraus folgt: $y(1-Sdx)=C$, welches gibt:

$$y=(1-Sdx)^{-1}C=C+SC.dx+S^2Cdx^2+S^3Cdx^3+\ldots.,$$

oder $y=C+Cx+\frac{Cx^2}{1.2}+\frac{Cx^3}{1.2.3}+\ldots=C.e^x$;

also auch umgekehrt: $x=lg.\left(\frac{y}{C}\right)$; einstimmig mit den Resultaten der Integralrechnung. Zweitens, wenn die Verhältnisse von der Art sind, dafs sie einer Verwandlung bedürfen, um gesetzlich exponirt werden zu können. Drittens, wenn der Explicirungsausdruck einem vorgeschriebenen Gesetze folgt.

Zweite allgemeine Aufgabe. Die Entwickelung eines explicirt-vorgelegten Verhältnisses zu bestimmen. S. 138 — 180. Und zwar erstens, wenn die Explicirungsfunctionen noch unaufgelös't in den vorgelegten Ausdrücken vorhanden sind. Zweitens, wenn bestimmte Functionsanzeigen in den Ausdrücken noch unaufgelös't geblieben sind, während andere verwandte aufgelös't worden sind. Drittens, wenn die Anzeigen für das Entstehungsprincip eines entwickelten Ausdruckes gänzlich verschwunden sind. Dritte allgemeine Aufgabe. Wenn Functionsgleichungen gegeben sind, die Functionen selbst zu bestimmen. S. 181 — 246. Dafs der Vf. für die Funktionenrechnung etwas Bedeutendes geleistet hat, ist demnach nicht zu leugnen. Wir beschliefsen unsere Anzeige mit der Mittheilung einiger Worte aus seiner Schlufsbemerkung: „zu einer weiteren Ausbildung der Funktionenrechnung würde es jetzt hinlänglich seyn, allgemeine Funktionsanzeigen zu substituiren in die speciellen Beispiele der bisherigen Ausführung. Damit wird man die Methodik, wonach gewisse Functionsannahmen allen Behandlungsarten gewöhlicher Gröfsen unterworfen werden, zu gröfserer Allgemeinheit erheben. Und tritt dazu eine Verwandlung irgend andersartiger Funktionen in die ursprünglich-gewählten einfachen (welches an vielen Beispielen als möglich nachgewiesen ist), so erhalten wir eine einfache Entwickelungsfähigkeit der Funktionsverhältnisse überhaupt. Da nun zugleich andersartige Funktionen andern ursprünglichen, ihnen eigenthümlichen, allgemeinen Betrachtungsweisen unterliegen können, so wird eine vergleichende Darstellung verschiedener Entwickelungen möglich, woraus eine Verallgemeinerung unserer Angaben abzuleiten ist. Die allgemeinste Ansicht der Funktionenrechnung mufs lehren, dafs alle solche Einzelnheiten nur Beispiele sind, wovon wir das Einfachste vorgelegt haben."

PREDIGERWISSENSCHAFTEN.

BREMEN, b. Heyse: *Ueber das Wesen und die Form der christlichen Predigt.* Für gebildete Nichttheologen. 1834. 202 S. 8. (15 gGr.)

Den Zusatz *„für gebildete Nichttheologen"* wählte der Vf. wohl mehr als Entschuldigung wegen des nicht eben streng systematischen Ganges in seiner Schrift, die sonst gerade von dem denkenden und weiter strebenden praktischen Theologen sehr berücksichtigt zu werden verdient. Sie gehört nämlich in die Reihe der in den letzten Jahren immer häufiger werdenden Monographieen, welche eine Umgestaltung der in der Theorie allerdings ziemlich starr gewordenen Homiletik vorbereiten. Diese Umgestaltung macht sich um so fühlbarer, je reger das Leben ist, welches sich auf dem Gebiete der kirchlichen Praxis zu Tage legt. Denn während wir dasselbe einerseits als ein erfreuliches Zeichen der Zeit betrachten können, ist andrerseits doch zu fürchten, es dürfte leicht — *exempla sunt odiosa* — zu bunt und zu kraus werden, wenn eine gesunde, von allem steifen Formen-Wesen wie von aller nebelnden Unklarkeit freie Theorie nicht feste Grundsätze und leitende Gesichtspunkte aufstellt und so die rechten Schranken zieht, innerhalb deren sich die kirchliche Rede zu bewegen hat. Der Vf. versucht es von seinem Standpunkte, den wir als den der Hegel'schen Philosophie bezeichnen können. Sein Versuch tritt also dem Aufsatze von *Erdmann* (Theol. Studien und Kritiken 1834) und der Broschüre von *Müller* (Breslau 1834) zur Seite, übertrifft aber jenen an Vollständigkeit, und diese an Klarheit und an einem viel wissenschaftlicheren Tone. Geistlicher scheint der Vf. zwar nicht zu seyn. Allein es ist kein leeres Vorgeben, wenn er versichert, sich Jahre lang mit seinem Gegenstande beschäftigt zu haben und wenn Rec. ihm auch nicht in seinem Principe beistimmen kann, dafs die Religion nur *als ein Denken* begriffen seyn wolle (153; vgl. 114), ja wenn er gerade diejenigen Partieen seiner Schrift, die dies weiter ausführen sollen (S. 21 ff. 40 ff.) sowohl wegen der mehrfach unterlaufenden Begriffsverwirrung als wegen mancher lästigen Wiederholungen für die schwächsten erklären mufs: so thut

diefs doch der Anregung, welche das gut und lebendig geschriebene Buch im Ganzen gewährt, keinen bedeutenden Eintrag. Denn wahr bleibt es immer, dafs die Predigt in unserer Zeit erst dann nachhaltig wirken und das erloschene kirchliche Leben wieder anfachen wird, wenn sie mit der Tiefe und dem reichen Gehalte einer edlen Mystik den Umfang und die ethische Tendenz verbindet, welche sich in der Periode der philanthropinischen Aufklärung freilich zu einseitig hervordrängte (201). Warum dies nothwendig sey, sucht die Einleitung S. 1. 19 darzuthun. Sie ist vorzüglich gegen die neuevangelischen Orthodoxen gerichtet und tritt ihrem eben so zelotischen als die wahren Bedürfnisse der Zeit verkennenden Treiben kräftig entgegen. Vergl. auch S. 109. Der *erste* Abschnitt über das Verhältnifs der Predigt zur Religion und Theologie im Allgem. S. 20. 48 konnte füglich kürzer gefafst werden und verschiebt nach unserer Ansicht jenes Verhältnifs durch das oben angedeutete falsche Princip, welches, consequent durchgeführt, den Prediger einseitig auf den blos didaktischen Standpunkt hindrängen mufs. — Weiter verbreitet sich dann der *zweite* Abschnitt über das Verfahren der Altgläubigen unsrer Tage. S. 57 ff. Das Verkehrte desselben wird nachgewiesen an der geistlosen, äufserlichen Weise, wie sie die Idee der Offenbarung auffassen, an ihrer daraus fliefsenden Ueberschätzung des A. T. (aufser *Stier*, *Menken*, *Krummacher* konnte noch *Bachmann* genannt werden), an ihrer Erbsünden-Theorie, gegen welche neuerlichst auch *Ebel* auftrat, an der Befangenheit, mit der sie an der historischen Aufsenseite der Bibel, besonders an den Wundern, kleben. Vergl. vorzüglich S. 86 u. 90. Zugleich rügt der Vf. auch jenes Verfahren, welches alles Positive und Geschichtliche im Christenthume bei Seite schieben, von seinem Eigenthümlichen abstrahiren und seinen tieferen Gehalt verflachen möchte.

Weniger befriedigt theilweise der *dritte* Abschnitt, welcher S. 111 ff. die Predigt vom Standpunkte der wissenschaftlichen Theologie aus darstellen soll. Hatte der Vf. auch nicht die Absicht, eine streng wissenschaftliche Homiletik zu liefern, so war doch nachzuweisen, warum eben die Predigt durchaus als der Mittelpunkt von dem Cultus der evangelischen Kirche betrachtet werden mufs; das Verhältnifs derselben zur Katechese und den liturgischen Elementen war genauer zu bestimmen, um so mehr, da gerade in Hinsicht auf die letzteren so viele Mifsverständnisse eben unter den sogenannten Gebildeten in evangelischen Gemeinden herrschen; solche falsche Behauptungen, wie die, das die reformirte Kirche alles Symbolische und Liturgische vom gewöhnlichen Gottesdienste entfernt und von wiederkehrenden Elementen *nur* das Gebet des Herrn und den Segenswunsch beibehalten habe, durften nicht vorkommen und vor Allen war der Begriff der Erbauung gehörig festzustellen. Indem der Vf. das letztere, was freilich nicht leicht war, versäumt und sich mit allgemeinen zum Theil überschwänglichen Redensarten begnügt hat, entbehrt das folgende, worin von der Predigt als rhetorisch-homiletischem Kunstwerke gehandelt, eine kurze Uebersicht ihrer geschichtlichen Entwickelung gegeben, der Organismus derselben besprochen und das dreifache Element, aus welchem sie bestehen soll, nachgewiesen wird, doch der rechten Grundlage, so viel Treffendes auch bei jedem dieser Punkte vorkommt. Als dieses dreifache Element betrachtet der Vf. das exegetische, dogmatische und paränetische oder praktische. Um aber das erstere in seiner Nothwendigkeit aufzuzeigen mufste doch wohl die Nothwendigkeit des Textes selbst erwiesen werden. Sie wird aber als absolute vorausgesetzt, während wir sie nur als eine relative anerkennen können und wenn es dann heifst, jenes exegetische Element beruhe darauf, dafs das Evangelische einerseits an die Gesetze der Zeit und des Ortes gebunden sey, während *die Predigt selber* zeigen soll, dafs es seinem tieferen Gehalte nach über ihnen stehe (149), so gehört das Letztere doch offenbar zu dem, was der Vf. dogmatisches Element nennt und es gewinnt nur den Anschein, als sey das exegetische von der eigentlichen Predigt ausgeschlossen. Das soll es aber nicht seyn. Vielmehr soll sich Alles, exegetische Begründung, dogmatische — Rec. würde lieber sagen dialektische — Entwickelung und paränetische Anwendung durchdringen und gegenseitig ergänzen. Der Vf. will es später auch selbst so haben und das Beispiel, welches er an Röm. 8, 28 gibt, beweist dies zur Genüge. Nichts desto weniger wäre diese richtige Ansicht bei weitem deutlicher hervorgetreten, hätte er früher den Begriff der Erbauung nicht so sehr vernachlässigt. Anhangsweise verbreitet er sich noch über das Gebet und den Eingang. Das Wesen des erstern ist tief erfafst, aber über seine Stelle, die ja noch sehr streitig ist, vernehmen wir nichts Genügendes. Die Bemerkungen über den Eingang treffen im Ganzen das Richtige, indem derselbe lediglich von dem Charakter der Predigt selbst abhängig gemacht wird, geben aber auch mehr blofse Andeutungen. Eine ausführlichere Kenntnifsnahme von dieser Schrift mufs Rec. den der homiletischen Literatur vorzugsweise gewidmeten Blättern überlassen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Bautzen, b. Monse: *Ad Maettigii — anniversaria* — rite concelebranda — invitat simulque lustrationem vernam indicit *M. Carol. Godofred. Siebelis.* 1835. 32 u. 8 S. Schulnachrichten. 4.

Es ist diefs Fortsetzung (*Pars tertia*) der von uns in der A. L. Z. 1834. No. 190 angezeigten Vertheidigung der griechischen und römischen Classiker gegen den Vorwurf, als sey die Beschäftigung mit denselben auf unsern Gymnasien der religiösen und sittlichen Bildung nach den Grundsätzen des Christenthums nachtheilig. Dagegen wird hier gezeigt, „*in veterum Graecorum Romanorumque doctrinâ religionis ac morum plurima esse, quae cum christianâ consen-*

sentiant amicissime, neque humanitatis studia per suam naturam vere religionis cultui quidquam detrahere, sed ad eum alendum conservandumque plurimum conferre." Dafs es sehr an der Zeit sey, den Beweis für diese Behauptung namentlich auch in dem durch classische Bildung ausgezeichneten Vaterlande des Vfs. zu führen, beweist unter andern die auf dem Sächsischen Landtage laut gewordene Versicherung: „*die Dichter, Philosophen und Helden des classischen Alterthums sind die Antipoden des christlichen Princips.*" — Es wäre sehr zu beklagen, wenn solche, die Unbekanntschaft mit dem classischen Alterthume und mit dem Christenthume gleich stark beurkundende Aeufserungen Anklang finden und den humanistischen Studien auf den Sächsischen Gymnasien Abbruch thun könnten. Ein gutes Mittel, zunächst den halben und ganzen Pietismus der heutigen Schwebler und Nebler zu fördern und mit der Zeit die Barbarey, die sich schon jetzt in den Schriften, besonders den exegetischen, unserer sich *evangelisch* nennenden Theologen zeigt, allgemein zu machen, wäre das allerdings.

Doch das wird Gott, der Sachsen der Gefahr, ein Wohnsitz trüber und heuchlerischer Frömmeley zu werden, gnädig entrissen hat, verhüten und ist so lange nicht zu fürchten, als Männer, wie Hr. Rector *Siebelis* an der Spitze der Gymnasien stehen, vorausgesetzt, dafs man diese Männer ihr Werk treiben läfst, wie sie es bisher segensreich getrieben haben, und ihnen nicht etwa unheilbringende Lehr- und Lectionspläne aufdringt.

Seinen Satz hat der gelehrte Vf. trefflich bewiesen. Namentlich werden hier die Lehren von der Schöpfung (insonderheit der Schöpfung u. Bestimmung des Menschen), so wie von der Erhaltung und Regierung der Welt behandelt. Aus dem reichen Schatze der Griechen und Römer wird mit trefflicher Auswahl Vieles beigebracht, was völlig vernunftmäfsig und mit der heiligen Schrift ganz übereinstimmend ist. Wer auch nur die in dieser kleinen Schrift ausgezogenen Stellen liest, mufs einsehen, welch ein Verlust für wahre sittliche und religiöse Bildung es seyn würde, wenn die Classiker nicht mehr das Hauptbildungsmittel unserer Gymnasiasten seyn sollten. Den ausgezogenen, wahrhaft classischen Stellen werden gelehrte Anmerkungen beigegeben, und die Uebereinstimmung derselben mit der Bibel wird nachgewiesen. Dabei zeigt der Hr. Vf. eine rühmliche Bekanntschaft mit den Verhandlungen der Theologen, von welchen die jüngern Philologen unserer Tage wenig Notiz nehmen. Auch der ehrwürdige *Morus* wird mehrmals angeführt, und das verständige klare Wort dieses Mannes thut Rec. immer wohl, wenn es ihm bei dem Lesen des Klingklangs unserer Dogmatiker nach neuester Manier sehr unheimlich geworden ist.

Mögen die Schulnachrichten im nächsten Progr. uns recht viel Erfreuliches über Dasjenige melden, was von Seiten des Staats *für* diese berühmte Schulanstalt, die unter Männern, wie *Rost*, *Böttiger*, *Gedike* und dem Vf., so lange schon geblüht hat, geschehen ist.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

HAMBURG, b. Perthes: *Die apostolische Predigt ist zeitgemäfs.* Ein Wort an Alle, welche Christen seyn wollen, von *J. W. Ebel*, Diener des göttlichen Worts. 1835. IV u. 114 S. gr. 8. (9 gGr.)

„Es gab eine Zeit, sagt der Vf. S. 95, wo ich unsres Ortes (in Königsberg nämlich) „*Gnadenprediger* gescholten worden bin. Es war aber zeitgemäfs, die Gnade damals (vor dem J. 1813) besonders nachdrücklich und vorzugsweise zu predigen. Seitdem ist es anders geworden" u. s. w. In wiefern anders? werden unsere Leser fragen. Nun der Vf. hat, wie es scheint besonders aufmerksam gemacht durch eine Pfingstpredigt von *G. H. Weifs*, die ein seinem Hauptgedanken verwandtes Thema behandelte, eingesehen, dafs wenn jene Lehre von der Gnade einseitig hervorgehoben und wenn es vernachlässigt wird, den Menschen auch zur eigenen Thätigkeit aufzurufen, Unheil aller Art daraus hervorgeht. Es wird fast auf jeder Seite des Schriftchens klar, dafs ihm die Prediger, welche von Jahr zu Jahr ein immer lauteres Geschrei über die gänzliche Unfähigkeit des Menschen zum Guten erheben, die Augen geöffnet haben, und er hält es für seine Pflicht, diesem Unfuge an seinem Theile durch eine offene Rede darüber zu steuern. So weist er dann S. 1—40 die Tendenz der *apostolischen* Verkündigung aus dem N. T. in einfacher, populärer Weise, wenn auch mit gar manchen Wiederholungen, nach und findet dieselbe in der Herbeiführung des Reiches Gottes, in der Realisirung jener Idee also, welche die Versöhnung und Erlösung unter sich begreift und, wenn sie festgehalten wird, vollkommen geeignet ist, vor einer natur- und schriftwidrigen Herabwürdigung des Menschen zu sichern. Sodann wird S. 40—102 das Zeitgemäfse dieser apostolischen Verkündigung dargethan, theils insofern sie aus dem bestimmten Bedürfnifs der apostol. Zeit hervorging, theils in sofern sie für jede Zeit anwendbar ist, theils endlich in sofern sie sich eben auch an die Eigenthümlichkeit der gegenwärtigen Zeit, welche S. 68 als Streben des Menschen nach *Mündigkeit* charakterisirt wird, anzuschliefsen hat. — Was der Vf. in diesen verschiedenen Beziehungen bemerkt, zeugt von einer gesunden, lebendigen Schriftforschung, einem redlichen Willen und freimüthigen Ernste. Hin und wieder fühlt man ein fleifsiges Studium der Werke Luthers, Herders, und auch die Spener-Franke'sche Schule ist dem Vf. nicht fremd geblieben. Allein sehr zu wünschen wäre ein ruhigerer, mehr entwickelnder Gang, gröfsere Präcision in der Fassung der Begriffe und im Ausdruck, so wie eine gleichmäfsigere Durchführung der wichtigeren Punkte, Eigenschaften, welche sich auch mit der auf ein gröfseres Publikum berechneten Tendenz des Buches wohl vertragen hätten. Wäre bei der grofsen Befangenheit der Partei, gegen welche sich der Vf. wendet, Bekehrung zu hoffen, so würden wir es vorzüglich in ihren Händen zu sehen wünschen. So wird es mehr dazu dienen, besonders angehende Geistliche vor dem Irrwege zu warnen, auf welchen ein blindes Haugen an dem augustinischen Erbsünden-Systeme führt. —

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Julius 1835.

ASTRONOMIE.

1) Wien, b. Müller: *Beiträge zu einer Monographie des Halleyschen Kometen.* Bei Gelegenheit seiner Erscheinung im Jahre 1835 gemeinfaſslich dargestellt von *Karl Ludwig Littrow*, Assistenten der Wiener Sternwarte. Mit mehreren Abbildungen. 1834. 70 S. in 8. (12½ Sgl.)

2) Leipzig, b. Göschen: *Die wahre und die scheinbare Bahn des Halleyschen Kometen bei seiner Wiederkunft im Jahre* 1835 anschaulich dargestellt und allgemein faſslich erklärt von *A. F. Möbius*, Prof. der Astron. zu Leipzig. Mit 1 Kpfr. 1834. 35 S. in 8. (12 gGr.)

3) Stuttgart, b. Schweizerbart: *Ueber Kometen, deren Bahnen, Gröſse, physische Beschaffenheit und Bestimmung.* Mit besonderer Rücksicht auf die Kometen, welche in den nächsten Zeiten wieder sichtbar werden. Populär dargestellt von Dr. *L. F. Osterdinger.* 1834. Mit 2 Tafeln. 129 S. 8. (14 Sgl.)

4) Aarau, b. Sauerländer: *Die Kometen. Mit besonderer Rücksicht auf den berühmten Halleyschen Kometen im Jahre* 1835. Eine populäre Darstellung des Wissenswürdigsten dieser auſserordentlichen Weltkörper nach den Ansichten der gefeiertsten Astronomen älterer und neuerer Zeiten. Bearbeitet von *L. F. von Bollmann.* 1835. 75 S. in 8. (8¾ Sgl.)

5) Köln, b. DuMont-Schauberg: *Der im October* 1835 *sichtbare Halleysche Komet in seiner wahren und scheinbaren Bahn während der Jahre* 1835 u. 1836. Gemeinfaſslich dargestellt von *E. Heis*, ord. Lehrer der Math. u. Naturwiss. am K. F. W. Gymnasium zu Köln, Mitgl. des Seminars für die ges. Naturwissenschaften zu Bonn (?) Mit zwei Karten. 36 S. in 8. (8 gGr.)

Die vorgenannten Schriften betreffen sämmtlich theils die Kometen im allgemeinen theils die *Halley*schen im besondern, und unterscheiden sich von einander, je nachdem das eine oder das andere mehr verwaltet, und je nachdem einige oder gar keine mathematische Kenntnisse beim Leser vorausgesetzt werden.

Nr. 1 giebt eine Geschichte der Kometen-Theorie überhaupt und besonders der des *Halley*schen. Diese Schrift hat unter den ebengenannten unstreitig den meisten wissenschaftlichen Werth, und wird selbst dem Manne vom Fache nicht uninteressant seyn. Solche geschichtliche, oft ins einzelne gehende Zusammenstellungen fodern eine reiche Bibliothek, Zeit und Geduld zum Nachsuchen, und Kenntnisse um das gefundene zu würdigen. Durch die vorliegende Schrift so wie durch die Bearbeitung von *Hells* Reise nach Wardae zur Beobachtung des Venus-Durchganges im Jahr 1769 hat Hr. *Littrow* eine gute Bildung in der Schule seines ausgezeichneten Vaters, eine fleiſsige Benutzung der Wiener Bibliotheken, eine leichte, schöne Schreibart und gute Darstellungsgabe gezeigt; nur möchte in einzelnen Beziehungen eine etwas strengere Ordnung wünschenswerth seyn. Nach einigen Bemerkungen über die Furcht vor den Kometen in früheren Zeiten, die von ihrem Zusammentreffen mit der Erde in neueren Zeiten, über die vielen groſsentheils unberufenen Schreiber welche, ohne ihren Gegenstand selbst genügend zu kennen, wegen dieses Zusammentreffens die Menschheit beruhigen wollten, und über das wahre Sachverhältniſs, daſs nämlich keiner von den beiden in diesen erwarteten Kometen sondern der im Jahr 1832 zuletzt erschienene *Biela*sche Komet der Erdbahn sehr nahe komme, spricht der Vf. von den bis jetzt bekannten periodischen Kometen, indem er den *Olbers*schen, *Encke*schen, *Biela*schen näher bezeichnet, der Vermuthung einer Wiederkehr des Kometen von 1264 und 1556 im Jahr 1848 erwähnt, und das Verhältniſs des *Clausen*schen, 1836 zu erwartenden Kometen angiebt, und wegen des *Halley*schen auf das folgende verweist. Es wäre wohl zweckmäſsig gewesen, die ohnehin beigefügten Zeichnungen der Bahnen der ersten drei Kometen zu Erläuterung ihrer Bahnen zu benutzen und diese für Nichtastronomen näher zu erklären.

Unter den Merkwürdigkeiten, welche von diesen Kometen angeführt werden, wird vorzüglich die des *Halley*schen hervorgehoben, daſs von einer gewissen Epoche an, jede seiner Erscheinungen zu einer wichtigen Entdeckung über die Natur und die Bahnen der Kometen Anlaſs gab, und beinahe kein Fortschritt in diesem Zweige der Astronomie geschehn, der nicht an ihm gemacht worden wäre. Wenn aber auch durch ihn zuerst dunkele auf die Wahrheit leitende Spuren gefunden, durch seine Erscheinungen ohne verheerende Kriege u. s. w. zuerst den Aberglauben untergraben, auf ihn zuerst *Newton's* herrliche Entdeckung angewandt und durch seine Wiederkehr im Jahr 1759 eine der kühnsten Hoffnungen erfüllt wurde, so steht diesen Merkwürdigkeiten doch völlig der vom Vf. ganz übergangene wichtige Umstand zur Seite, daſs durch den *Encke*schen

schen Kometen die Existenz eines Aethers mit sehr hoher Wahrscheinlichkeit, um nicht zu sagen: Gewifsheit nachgewiesen wurde.

Nach einigen Erläuterungen über die Bahnen und Abstände des *Biela*schen und *Halley*schen Kometen in Bezug auf ihr Zusammentreffen mit der Erde geht der Vf. zu den früheren bis 1456 mit Sicherheit, weiter hinauf bis 130 v. Ch. freilich nur nach Vermuthungen zu verfolgenden Erscheinungen des *Halley*schen Kometen über, giebt mehrere der oft sehr sonderbaren Discussionen über seine und anderer Kometen Bedeutung, Wesen und Wirkung, so wie die einzeln Lichtblicke von Wahrheit (z. B. *Th. Erastus* und *Lubieniecius* aus der Mitte des 16ten und 17ten Jahrhunderts herrührende Widerlegung der abergläubischen Furcht vor den Kometen) und die Aehnlichkeit der Erscheinungen des *Halley*schen in den Jahren 1607 und 1835 an. Von jener sind zwar sehr brauchbare Ortsbestimmungen jedoch nur unvollständige Angaben seines Ansehens von *Kefsler* und *Longomontanus* (die Werke von *Hooke* und *Cysatus* konnte der Vf. in Wien nicht auftreiben) vorhanden, nach welchen sein Kopf ein nicht ganz runder Ballen, an Gröfse die Fixsterne und selbst den Jupiter übertreffend mit einem schwachen blassen Lichte, und die Länge seines Schweifes veränderlich war, eine Erscheinung, die auch an andern Kometen beobachtet wurde, und nicht mit der Aenderung nach dem Durchgang durchs Perihel verwechselt werden darf. Der Erscheinung von 1682 ging, wie richtig bemerkt wird, die auf Vermuthung nach Analogie der geworfenen Körper beruhende Behauptung *Hevel's*, dafs die Kometen sich in Parabeln bewegten, und diese gegen die Sonne zu hohl seyen, ums Jahr 1660 (genauer 1668) voraus. Diese Behauptung blieb jedoch nicht bis zur Bekanntwerdung von *Newton's* Gravitations-Gesetz (1687) ohne weitere Begründung, indem, was der Vf. ganz übergangen hat, schon 1681 *Dörfel* nachwies, dafs die Bahn des 1680 und 1681 sichtbaren Kometen eine Parabel sey, die ihren Brennpunkt in der Sonne habe, und darauf die Vermuthung gründete, dafs diefs auch bei andern Kometen der Fall sey, während, wie *Dörfel* auch bemerkt, *Hevel* nichts vom Brennpunkt erwähnt, und allem Anscheine nach auch die Ebene der Parabel nicht als nothwendig durch die Sonne gehend annahm. Sehr zweckmäfsig und gut wird weiterhin erzählt, welche grofse und mühsame Rechnungen über Kometenbahnen *Halley* zur factischen Begründung von *Newton's* Lehre unternahm, wie er durch die Aehnlichkeit der Elemente der Kometen von 1531, 1607 und 1682 auf die Vermuthung der Identität derselben, welche auch *Picard* geahnet und *Montanaei*, jedoch ohne hinreichenden Grund, ausgesprochen hatten, geleitet, die Bahn dieses Himmelskörpers in einer Ellipse und bei einer Umlaufszeit von nahe 75 Jahren, so genau, als es damals möglich war, berechnete; wie er durch den Vorübergang in der Nähe des Jupiters die ungleichen Umlaufszeiten sich erklärend und die Erscheinungen in den Jahren 1305, 1380 und 1456 berücksichtigend, seine wichtige Entdeckung vollendete und die Rückkehr des Kometen auf oder um das Jahr 1758 voraussagte. Nach Erwähnung von *Hevel's* und anderer Beobachtungen während der Sichtbarkeit 1682 spricht der Vf. von den verschiedenen Voraussagungen der nächsten Wiederkehr, besonders von *Clairauts*, eines ewigen Ruhmes würdigen Arbeiten und Berechnungen der Störungen, — wonach dieser, eine Unsicherheit von mehreren Monaten zugebend, auf den 13. April 1759 die Rückkehr zur Sonnennähe *vorhersagte*, welche den 13. März wirklich eintrat, — ferner von den näheren Umständen und Beobachtungen während dieser Sichtbarkeit (1759), so wie von den darauf gegründeten Bestimmungen seiner Bahn, und beschliefst das Ganze mit Angabe von *Pontécoulant's* Elementen (wobei jedoch die der grofsen Axe fehlt, welche nach *Olbers* Berichtigung in den Astr. Nachrichten Nr. 268 nicht 17,98705 sondern 17,99711 ist) so wie der darnach berechneten Ephemeride von *Boguslawsky*, und mit einer kurzen Andeutung der hieraus sich ergebenden Erscheinungen des Kometen in diesem Jahre, zu deren Erläuterung eine kleine Sternkarte beigefügt ist, welche seinen Lauf von Mitte August bis Mitte Oct. darstellt. Wenn auch diese Erscheinungen etwas ausführlicher und der Lauf auf der Sternkarte noch bis Ende März 1836 anzugeben gewesen wäre, so bleibt doch diese Schrift sehr empfehlungswerth besonders für solche Leser, die mit den Anfangsgründen der Astronomie etwas bekannt über die Merkwürdigkeiten des *Halley*schen Kometen und besonders seine Geschichte sich zu belehren wünschen.

Für einen andern Kreis von Lesern ist Nr. 2 bestimmt, welche zu der geringen Zahl populärer astronomischen Schriften gehört, deren Vf., ein verdienter Mann vom Fache ist, und sich wirklich zu der Fassungsgabe derer, welchen nur die gewöhnliche gesellschaftliche Bildung eigen ist, herabzustimmen vermocht hat.

Nach einer kurzen Einleitung über den Zweck der Schrift, über die zum Grunde liegenden Elemente von *Damoiseau*, und den Einflufs der Störungen auf die Umlaufszeit geht der gelehrte Vf. zu Erklärung der Figuren auf der beiliegenden Tafel über. Die erste Figur stellt das Planeten-System (von den Bahnen des Saturn und Uranus nur Stücke) und die ganze Bahn des Kometen dar, wobei letztere nach S. 13 nicht perspectivisch, sondern als in der Ebene der Ekliptik selbst liegend verzeichnet ist. Die Erklärung dieser Figur enthält einen kurzen Abrifs der theorischen Astronomie, sehr leicht fafslich dargestellt, und für den vorliegenden Zweck vollkommen genügend, ohne seicht zu seyn. Auf den Kometen ist natürlich überall vorzüglich Rücksicht genommen; und, indem durch die seiner Bahn gehörigen Ortes beigefügten Jahrzahlen und sonstige Zeichen seine wahre Bewegung hinreichend klar gemacht ist, diese zur Erläuterung des zweiten, so wie die Vergleichung zwischen seinem mittleren Abstand und Um-

Umlaufszeit mit denen des Uranus zur Erläuterung des dritten Keplerischen Gesetzes gut benutzt.

Die zweite Figur stellt in gröfserem Maafsstabe die Bahn der Erde und von der des Kometen oder vielmehr ihrer orthographischen Projection auf die Ekliptik, den Theil, in welchem er sichtbar wird, dar. Die gleichzeitigen Orte beider Himmelskörper sind durch Angabe der Zeit von 10 zu 10 Tagen bezeichnet, und durch Linien verbunden. Ueberdiefs sind durch parallele Linien, welche, je nachdem die Breite nördlich oder südlich ist, auf- oder abwärts von den Oertern in der Projection gehen, und den Abständen von der Ebene der Ekliptik proportional sind, diese Abstände selbst und durch die ihre andern Endpunkte verbindende Linie, die wahre Bahn des Kometen bezeichnet, wobei der Standpunkt des Auges angegeben und gut gewählt ist. Um die geocentrische Länge des Kometen aus dieser Zeichnung zu finden, ist in einer Nebenfigur die Richtung der 12 Zeichen angegeben, wonach man nur zu sehen hat, mit welchen von den hierdurch entstehenden sechs Linien eine von denen, welche die gleichzeitigen Oerter der Erde und der Projection des Kometen verbinden, parallel ist, und in welcher Richtung dieser von der Erde aus sich befindet. Hierüber, über Auffindung der Lage des Kometen gegen die Sonne, so wie über seine hieraus abzuleitenden Erscheinungen und Stellungen am Himmel sind sehr zweckmäfsige Erläuterungen gegeben. Diese werden zur völligsten Deutlichkeit gebracht, indem in der dritten Figur in einer, im Text erklärten, stereographischen Projection des Himmels vom Nordpole der Ekliptik bis zum 26° Südbreite der scheinbare Lauf des Kometen durch die kenntlichsten Sternbilder verzeichnet, dabei sein geometrischer Ort von 10 zu 10 Tagen durch Angabe der entsprechenden Zeit bemerkt, und im Text eine Uebersicht der Resultate, d. h. der Stellungen, Entfernungen u. s. w. des Kometen während jedes Monats von August 1835 bis April 1836 beigefügt ist.

Nr. 3 behandelt die Kometen im allgemeinen, setzt bei seinen Erörterungen die ersten Elemente der Mathematik voraus, entwickelt soviel nöthig die Anfangsgründe der sphärischen und theorischen Astronomie an den Stellen, wo sie gerade in Anwendung kommen, wodurch die Darstellung zwar nicht an Gründlichkeit gewinnt, jedoch für das grofse Publicum angenehmer zu lesen wird, und spricht ziemlich ausführlich über die Geschichte der Kometentheorie so wie über die physischen Beschaffenheiten dieser Himmelskörper. Das Inhaltsverzeichnifs wird diefs näher zeigen, und zugleich zu einigen Berichtigungen Gelegenheit darbieten. I. Ueber die Kometen im Allgemeinen. Die gewöhnlichen Erscheinungen, Kern, Schweife, Veränderungen u. s. w. werden angegeben. Irrig ist es, wenn der Vf. sagt, die Beobachtungen von Fixsternen durch den Kern mancher Kometen seyen zweifelhaft. Wenn auch vielleicht gegen einige der vom Vf. angegebenen Beobachtungen die Schwäche des gebrauchten Fernrohrs angeführt werden könnte, so sind dagegen doch andere z. B. die von *Struve* bei dem *Enckeschen* Kometen 1828 (Astr. Nachr. Bd. VII. S. 180), welche der Vf. nicht gekannt zu haben scheint, ganz entscheidend. II. Ansichten über die Kometen im Alterthum. III. Astronomische Beobachtungsart der Kometen. Es wird angegeben, wie durch jedes der drei bekannten sphärischen Coordinaten- oder Winkel-Systeme der Ort eines Kometen bestimmt, und aus den bekannten Abständen des Kometen von zwei Fixsternen und deren gegebenen Oertern gefunden werden könne. Im Ganzen recht gut, bis auf einige Namen, Höhenkreis und Rectascensionskreis für Almükantharat und Parallel sind wenigstens nicht üblich, ersteres Wort wird gleichbedeutend mit Vertikalkreis gebraucht; die Definitionen von Längen- und Breite-Kreisen sind geradezu falsch, des Vfs. Längenkreise heifsen bei allen Astronomen Breitenkreise. IV. *Regiomontanus* Verdienste um die Kometentheorie. V. Einige Beobachtungen und Ansichten über die Kometen. — Aus dem Mittelalter bis auf *Kepler*. VI. Kurze Erklärung der Kegelschnitte. Die Hyperbel braucht nicht rechtwinklich auf der Grundfläche des Kegels zu stehen; die Erläuterung der Kegelschnitte durch die verschiedenen Lagen eines nicht ganz vollen Champagner-Glases ist dagegen für das grofse Publicum sehr anschaulich und gut, so wie für diejenigen, welche etwas Mathematik verstehen die Angabe, welche im Wesen darauf hinauskommt, dafs wenn f den Abstand des Brennpunkts vom Scheitel bedeutet, für die drei Kegelschnitte beziehungsweise

$$y^2 \lesseqgtr 4fx$$

sey; diese Angabe konnte nur etwas gewandter abgefafst seyn. VII. *Kepler's* Theorie der Planeten. VIII. Verdienste des *Hevelius* (*Gevel's*) und *Dörfel* um die Kometentheorie. IX und X. Ansichten über die Kometen vor *Newton*. XI. *Newton's* Theorie. XII. Deren Anwendung auf die Kometen. XIII. Berechnung der Kometenbahnen. Diese sechs Abschnitte, von denen der letzte natürlich mehr die Möglichkeit als die wirklichen jetzt gebräuchlichen Berechnungsmethoden zeigt, sind im Ganzen als sehr gelungen zu betrachten. Dasselbe läfst sich auch vom XIVten, welcher *Newton's* Ansicht über die Natur der Kometen (besonders Erklärung ihrer Schweife) enthält, sagen. Die Abschnitte XV bis XXIII handeln über den Unterschied zwischen Planeten und Kometen, die Anzahl der letztern, den Grund (sollte heifsen: Möglichkeit) ihrer grofsen Menge, ihr Zusammentreffen mit der Erde und dessen geringe Wahrscheinlichkeit; ferner ihr Fallen in die Sonne, ihre Atmosphäre und ihre geringe Masse. Die Erklärung der Erdrevolutionen, besonders der Sündfluth durch ein solches Zusammentreffen wird mit Grund bestritten, und *Olbers* Erörterungen über diese Wahrscheinlichkeit in guter genügen-

gender Uebersicht angegeben. Die Folge der Gegenstände im Buche ist anders und könnte besser; z. B. die beiden Abschnitte XXI und XXII mit dem XV vereinigt seyn. XXIV u. XXV. Kometen von kurzer Umlaufszeit und andern, die sich in bekannten Ellipsen bewegen. Eine gute geschichtliche Zusammenstellung. Ebenso gelungen ist im Ganzen XXVI über den Einfluss der Kometen auf die Witterung. Der Vf. giebt zuerst von 1632 bis 1785 die Kometenjahre an, welche sich durch warme oder kalte Sommer oder Winter auszeichnen, und lässt darauf eine zweite Tabelle folgen, welche von 1779 bis 1821 Jahr, Monat und Tag der Sonnennähe der Kometen, mittlere Temperatur, Barometerstand und Anzahl der trockenen Tage in den betreffenden Jahren und Monaten nach den 50jährigen Insbrucker Beobachtungen enthält. In Bezug auf alle drei Gegenstände ergiebt sich eine ziemlich gleiche Vertheilung um die Mittel, und nur bei den Kometen, welche im Herbst in die Sonnennähe kommen, fand bei 8,33 unter 10 eine erhöhte Temperatur statt. So wahrscheinlich das negative, auch aus *Aragos* Untersuchungen sich ergebende Resultat in Bezug auf den Einfluss der Kometen *a priori* ist, so ist doch, um diess *a posteriori* zu constatiren, die Periode von 50 Jahren viel zu geringe; eine längere Periode wird dasselbe auch bei den Herbstmonaten geben. XXVII. Ueber die physische Beschaffenheit der Kometen und über die Entstehung ihrer Schweife. Dieser Abschnitt hätte eigentlich mit dem XIV. verbunden werden sollen. *Laplace* und *Herschel's* Ansichten giebt der Vf. an, und sucht aus letzteren alle Erscheinungen bei den Kometen-Schweifen zu erklären. Hn. *Volz* Ansicht ist gar nicht erwähnt. Nach sämmtlichen Erscheinungen glaubt Rec., dass ihre Erklärung im allgemeinen in der Entstehung und Verdichtung dunstähnlicher Massen zu suchen sey, bei diesen Vorgängen jedoch ebenso wie bei den verwandten auf der Erde andere Kräfte, gleich oder ähnlich den electrischen Anziehungen und Abstossungen thätig seyn, und, wo ihre Wirkungen ungewöhnlich stark oder mit besondern Umständen z. B. in Bezug auf die chemischen Bestandtheile oder die gegenseitige Stellung verbunden sind, ebenfalls ungewöhnliche Erscheinungen hervortreten könnten. Nach dem XXVIII. und letzten Abschnitte über die Bewohner der Kometen folgen Tafeln über die Elemente der Kometen von genauer bekannter Umlaufszeit bei ihren verschiedenen Erscheinungen; ferner über die einiger andern Kometen, welche sich wahrscheinlich in Ellipsen bewegen, und die Ephemeride des *Halley*schen Kometen welche für jeden 4ten Tag vom 3ten Aug. 1835 bis 11ten Febr. 1836 von *Woolhouse* berechnet, und im *Suppl. of the Nautical Almanac*, so wie in den Göttinger Kl. Ephemeriden für 1835 bekannt gemacht ist. Der Vf. unterlässt jedoch die Angabe dieser Quellen.

Abgesehen von den angegebenen und anderen kleinen Unrichtigkeiten, z. B. in der Rechtschreibung der Namen, wie *Keppler*, *Walz*, *Harting*, ist diess Werkchen nicht ohne Werth und kann einem grossen Theil des Publicums empfohlen werden.

(*Der Beschluss folgt.*)

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Leipzig, in d. Weidmann. Buchh.: *Christliche Predigten für denkende Verehrer Jesu.* Gehalten vor der reformirten Gemeinde zu Leipzig in den Jahren 1833 und 1834 von *Alexander Schweizer*. 1834. XVI u. 344 S. 8. (1 Rthlr. 12 gGr.)

Neunzehn, gehaltvolle, in das Wesen des Christenthums eingehende Vorträge in einer einfachen, von Ueberladung freien Darstellung und ihrem ganzen Gange nach so angelegt, dass Text und Ausführung, Stoff und Form sich gegenseitig bedingen. Seiner theologischen Richtung nach will sich der Vf., wie sein Lehrer *Schleiermacher*, dessen die Vorrede dankbar gedenkt, in einer über dem Rationalismus und dem Supernaturalismus vermeintlich erhabenen Sphäre bewegen. Doch weiss er das Christenthum eben so als etwas Vernünftiges zu begreifen, wie er dessen positiven, durch die historische Seite in der Erscheinung seines Stifters begründeten eigenthümlichen Charakter hervorzuheben sucht, ein Ziel, welches mit frischer, aus einer tüchtigen Wissenschaftlichkeit geschöpften Kraft angestrebt werden muss, soll sich die Zeit wieder wahrhaft mit jener befreunden und ohne in die Knechtschaft des Buchstabens und in die Nebeleien eines schwankenden Mysticismus zu gerathen, vom Geiste des echten Evangeliums befruchtet werden. Aus diesem Grunde verdienen die Predigten alle Beachtung, aber auch darum, weil sie ein Beweis sind, wie sich, ungeachtet des innigen Anschliessens an *Schleiermacher*, der Vf. die Eigenthümlichkeit und Freiheit bewahrt hat, die Jener selbst verlangte und gern anerkannte. Die Vorträge stehen in der zweiten Hälfte in einem genauen Zusammenhange mit einander, bilden aber auch dort jeder für sich wieder ein Ganzes. Wenn es scheinen könnte, als herrsche der abhandelnde Ton zu sehr in ihnen vor, so dürfte diess seine Rechtfertigung theils in der Individualität des Vfs. finden, die Jeder nach besten Kräften gebrauchen muss, theils in seinem Verhältnisse zu der Gemeinde an welcher er übrigens nur interimistisch wirkte. Einzelne Ausstellungen, wie über die durch eine unnöthige Parenthese völlig zerrissene Periode S. 135 und Aehnliches übergehen wir.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Julius 1835.

ASTRONOMIE.

1) Wien, b. Müller: *Beiträge zu einer Monographie des Halleyschen Kometen* — von *K. L. Littrow* u. s. w.

2) Leipzig, b. Göschen: *Die wahre und die scheinbare Bahn des Halleyschen Kometen bei seiner Wiederkunft im Jahre* 1835 — von *A. F. Moebius* u. s. w.

3) Stuttgart, b. Schweizerbart: *Ueber Kometen, deren Bahnen, Gröfse, physische Beschaffenheit und Bestimmung* — von Dr. *L. F. Ofterdinger* u. s. w.

4) Aarau, b. Sauerländer: *Die Kometen. Mit besonderer Rücksicht auf den berühmten Halleyschen Kometen im Jahre* 1835 — von *L. F. v. Bollmann* u. s. w.

5) Köln, b. Du Mont-Schauberg: *Der im October 1835 sichtbare Halleysche Komet in seiner wahren und scheinbaren Bahn während der Jahre* 1835 u. 1836 — von *E. Heis* u. s. w.

(*Beschlufs von Nr.* 130.)

Nr. 4 scheint nicht von einem Manne des Faches, sondern einem, der seine astronomischen Kenntnisse nur aus populären Schriften geschöpft hat, herzurühren. Das Werkchen enthält vieles Gute, von dem aber wenigstens ein grofser Theil abgeschrieben ist, namentlich aus der 1832 in Brün erschienenen Uebersetzung von *Arago's* Betrachtungen über die Bewegung und die Natur der Kometen z. B. *v. Bollmann* S. 20 u. 21 von *Arago* S. 35 bis 37, v. *B.* S. 27 Note: Die neuern Astronomen u. s. w. von *A.* S. 46 und zwar nicht einmal ganz richtig, ferner v. *B.* S. 37 — 61, von *A.* S. 53 — 61 mit Auslassung einiger Stellen, v. *B.* S. 62 — 66, v. *A.* S. 26 — 32 mit unbedeutenden Abänderungen. Nirgends ist auch nur eine Andeutung des Buchs, aus welchem ganze Seiten entlehnt sind, gegeben.

Ungleich vorzüglicher ist Nr. 5; und wenn auch diese Schrift ungefähr gleiche Tendenz mit der von *Moebius* hat, die Figuren 1 u. 2 auf Taf. II. denen in letzterer ziemlich ähnlich sind, und überhaupt diese Schrift mehrfach benutzt zu seyn scheint, ohne dafs sie irgendwo angeführt ist, so ist doch gewifs die hier in Rede stehende, Nr. 5, als eigene fleifsige Arbeit zu betrachten und daher etwas näher durchzugehen. Am Schlusse der Einleitung, welche die allgemeinsten Andeutungen über die Bewegung der Planeten und die Bestimmungen der Bahn des *Halley*schen Kometen enthält, sagt der Vf., dafs allen Berechnungen in der vorliegenden Schrift die Elemente des Hn. Prof. *Rosenberger* zum Grunde lägen. Bekanntlich hat aber dieser grofse Gelehrte seine äufserst verdienstvollen Arbeiten über den *Halley*schen Kometen nicht bis zu dessen Wiederkehr in diesem Jahre fortgesetzt, und will sie erst, was bei der gegenwärtigen Lage der Sache unstreitig das bei weitem zweckmäfsigste ist, wieder aufnehmen, wenn die Beobachtungen für diese Rückkehr geschlossen sind. Bei der obigen Angabe findet daher offenbar ein Irrthum statt, und in der That zeigen die angegebenen Zahlen, dafs der Vf. die für 1759 gültigen Elemente aus den Kl. Göttinger Ephem. für 1831 (nicht die aus den Astr. Nachr. Bd. XI. S. 178 oder 179) genommen hat. Diefs Versehen ist zwar für eine blos populäre Schrift von keiner grofsen Bedeutung, würde aber durch eine leichte Erkundigung zu vermeiden gewesen seyn, und ist um so auffallender, da dem Vf., wie aus einem Allegat sich ergiebt, *Littrows* Schrift und daher *Pontécoulants* Elemente bekannt waren.

Was nun den eigentlichen Inhalt der Schrift angeht, so sind in den ersten acht Paragraphen, die Bewegungen der Erde, die scheinbaren der Sonne und Planeten, die Bahnen des *Encke*schen, *Olbers*schen und *Biela*schen Kometen, die früheren Erscheinungen des *Halley*schen und die Elemente seiner Bahn zweckmäfsig abgehandelt; namentlich ist die Bedeutung jedes Elementes recht anschaulich gemacht, und es wäre nur aufser der Geschwindigkeit an mehreren Stellen der Bahn in der Gegend der Sonnennähe auch die in der Sonnenferne anzugeben gewesen. Im IXten Paragraphen wird aus der wahren Bewegung die scheinbare mit Hülfe der Zeichnungen gut abgeleitet, und eine Ephemeride beigefügt, welche für den ersten Tag jedes Monats der Jahre 1835 u. 1836 und zum Theil auch noch für andere Tage die geocentrische Rectascension und Declination in ganzen Graden und den Abstand in Meilen ausgedrückt enthält. Im October aber sind diese Angaben für jeden Tag gemacht, und würden, wenn ihnen richtige Elemente zum Grunde lägen, und sie bis auf 1' oder 0',1 genau wären, nicht ohne einiges wissenschaftliches Interesse seyn. Die beiden letzten Paragraphen handeln über die Lichterscheinungen des Kometen und über seine Stellung gegen den Horizont, d. h. Zeit und Ort seines Aufgangs, Untergangs u. s. w. Bei den Lichterscheinungen wird auch die Lichtstärke, oder vielmehr ihr Verhältnifs zu der bei 100 Millionen Meilen Entfernung des Kometen von der Sonne und der Erde, was der Vf. *Gröfse der Sichtbarkeit* nennt, angegeben, woraus unter

unter der Voraussetzung, dafs keine Veränderungen in der Materie des Kometen seit seinen früheren Erscheinungen statt hatten, auch jetzt die Zeit seines ersten Sichtbarwerdens und Verschwindens sich ergeben würde, wenn die beiden Erscheinungen dieses Kometen so wie die einzelnen anderer Kometen in dieser Beziehung nicht so sehr von einander abwichen. Wenn, hievon abgesehen, die Zahlen für die Gröfse der Sichtbarkeit nicht zu sehr durch die Unrichtigkeit der Elemente leiden, so würde nach den früheren Erscheinungen der Komet gegen den 25. September dem unbewaffneten Auge sichtbar seyn; vermuthlich findet diefs aber noch früher statt, da die Kometen vor ihrer Sonnennähe meistens heller sind, als nach derselben.

Das dem Anscheine nach in *Mercators* Projektionsart entworfene Sternkärtchen, welches den scheinbaren Lauf des Kometen darstellt, ist hübsch gezeichnet.

v. R....

NATURWISSENSCHAFT.

1) Stuttgart u. Tübingen, b. Cotta: *Hymenopterorum ichneumonibus affinium monographiae, genera europaea et species illustrantes.* Scripsit *Christ. Godofr. Nees ab Esenbeck*, Dr., Academiae C. L. C. Naturae Curiosorum Praeses, Professor Vratislaviensis. Volumen *secundum*, Pteromalinorum, Codrinorum et Dryineorum monographias complectens. 1834. 448 S. 8. (2 Rthlr. 8 gGr.)

2) Breslau, b. Pelz: *Beiträge zur Entomologie* besonders in Bezug auf Schlesien. Herausgegeben von *T. E. Schummel* und *Fr. Herm. Stannius*, Med. et Chir. Dr. I — III. 1832 — 33. 8.

Auch unter dem Titel:

I. *Versuch einer genauen Beschreibung der in Schlesien einheimischen Arten der Gattung Raphidia L.* von *T. E. Schummel.* Mit einer ill. Kupfert. 1832. 16 S.; II. *Versuch einer genauen Beschreibung der in Schlesien einheimischen Arten der Familie der Ruderwanzen, Ploteres Latr.* Von demselben Vf. Mit 4 Kupfert. 1832. 56 S.; III. *Versuch einer genauen Beschreibung der in Schlesien einheimischen Arten der Gattung Tipula Meig.* (Bachmücke) von dem näml. Vf. Mit 3 Kupf. 1833. 128 S. (2 Rthlr. 4 gGr.)

3) Ebendas.: *Observationes de speciebus nonnullis generis Mycetophila vel novis, vel minus cognitis.* Scripsit *Frid. Herm. Stannius*, Med. et Chir. Dr. Accedit tab. aenea colorata. 1831. 30 S. 4. (16 gGr.)

Die vaterländische und im weiteren Sinne die europäische Entomologie verdankt den jetzt in Breslau lebenden Naturforschern Grofses, so dafs man gewissermafsen diese Stadt als einen der Hauptsitze deutscher Entomologen betrachten kann. Kaum trat daselbst *Gravenhorst* mit seinem bedeutenden Werke über die Ichneumoniden hervor, als bald nachher *N. v. Esenbeck*, der gleichfalls jetzt in seiner Nähe lebt, treffliche Ergänzungen dazu lieferte, deren Fortsetzung wir hier anzuzeigen das Vergnügen haben, und endlich liefern uns hier *Schummel* und *Stannius* ausgezeichnete Beiträge, welche sich auf Aufhellung der schlesischen Insectenfauna beziehen. Welche Erweiterung übrigens letztere durch diese und andere nicht genannten Forscher, wohin z. B. der treffliche *Schilling* gehört, erhielt, lehren unter andern die schon 1829 erschienenen Breslau'schen *Beiträge zur Entomologie.* Schon bei Vorführung des *ersten* Bandes des *Nees'schen* Werkes hatten wir Gelegenheit auf die musterhafte Behandlung des Stoffes und innere Oekonomie des Buches aufmerksam zu machen, daher wir jetzt, in sofern diese rühmlichen Eigenschaften auch bei vorliegendem *zweitem* wahrgenommen werden, nicht ausführlicher in Erörterung derselben zu seyn brauchen, zumal da kein gründlicher Entomolog dieses Buch entbehren kann. Dafs auch hier wieder eine Fülle neuer Beobachtungen und neuer Arten und selbst neuer Gattungen geboten wurde, war vorauszusehen und wir bemerken blos, dafs folgende Gattungen einen Zuwachs von neuen Arten erhielten. Die Gattung *Eurytoma* 2 Arten, *Perilampus* 1, *Torymus* 5, die neue Gattung *Siphonura* 3 A., *Cleonymus* 1, *Pteromalus* 24 A., die neue Gatt. *Corynocere* 2 A., *Chrysolampus* 11 A., *Elachestus* 13 A., *Eulophus* 44 A., *Myina* 1 A., die neue Gatt. *Gonatocerus* 1, die neue Gatt. *Aneure* 2 A., die neue Gatt. *Eutriche* 1 A., *Encyrtus* 8 A., die neue Gatt. *Sphenolepis* 1 A., *Spalangia* 1 A., die neue Gatt. *Heterolepis* 1 A., *Ceraphron* 4 A., die neue Gatt. *Calliceras* 10 A., *Teleus* 8 A., *Prosacantha* 2 A., *Platygaster* 14, *Diapria* 10 A., *Belyta* 11 A., *Cinetus* 2 A., die neue Gatt. *Polyplanus* 1 A., *Codrus* 5 A., die neue Gatt. *Euphorus* 1 A., *Gonatopus* 1 A., *Omalus* 3 A. Auch folgen noch unter den Verbesserungen und Zusätzen manche neue, so dafs man schon hieraus die Bereicherung ermessen kann, welche die Entomologie quantitativ erhielt; allein dafs auch die Beschreibungen schon bekannter Arten mit gröfserer Genauigkeit, als die früheren Beobachter anwandten, verfafst seyen, lehrt eine genaue Vergleichung. Um unser Lob vollständig zu machen brauchen wir nur noch hinzuzufügen, dafs auch ein sorgfältig gearbeitetes Register den Gebrauch des Werkes sehr erleichtere und Druck so wie Papier vorzüglich sey.

Würdig schliefsen sich an dieses Werk die Abhandlungen der Hnn. *Schummel* und *Stannius* an. Ersterer liefert in dem ersten Beitrage zur Entomologie Schlesiens eine gründliche Beschreibung der Gattung *Raphidia L.* indem er die früher als *Raphidia Ophiopsis* mit unterlaufende durch braungelbes Randmahl ausgezeichnete Kameelhalsfliege als besondere Art betrachtet und *R. xanthostigma* nennt, und auch eine andere von Hn. Stadtrichter *Hartlieb* entdeckte Art (*R. crassicornis*) aufstellt. Letztere hat

hat jedoch noch manches Problematisches, da ihr die Nebenaugen fehlen und die Beschreibung nur von Männchen entnommen werden konnte. Mit diesen hätte demnach Schlesien folgende 4 Arten von *Raphidia* aufzuweisen: 1) *R. Ophiopsis L.*, 2) *R. xanthostigma Schumm.*, 3) *R. notata Fabr.* und 4) *R. crassicornis Hartl.* Ihre zum Erkennen vorzüglich wichtigen Theile sind auf der beigefügten Kupfertafel in Umrissen dargestellt.

In dem zweiten Beitrage liefert der Vf. auf ähnliche gründliche Weise eine Beschreibung der schlesischen zur Zunft *Ploteres* gehörigen Arten. Sie werden unter *Hydrometra* mit 1 A., *Velia* mit 1 A., *Gerris* mit 9 Arten, worunter der Vf. 3 neue aufstellt, aufgeführt und gleichfalls durch Umrisse auf beigegebener Tafel noch mehr erläutert. Die neuen Arten scheinen uns wohlbegründet.

Der dritte Beitrag enthält nicht nur den Beweis, dafs selbst eine einzelne Gegend Deutschlands noch manchen Beitrag zur Vervollständigung des *Meigen*schen Hauptwerkes über die zweiflügeligen Insecten liefern könne, sondern auch dafs die Umgegend von Breslau besonders viel Arten der Gattung *Tipula* aufzuweisen habe. Denn sämmtliche hier beschriebene Arten, deren Anzahl 57 beträgt, wurden in der Umgebung dieser Stadt, die sich freilich durch ihre sumpfigen Wiesen, Gräben, Bäche und dgl. besonders dazu eignet, gefangen. Unter diesen *species* sind 9, welche *Meigen* eigentlich nur zur Hälfte kannte, in sofern er nur das eine Geschlecht sahe, welche von unserm Vf. jedoch vollständig beschrieben werden, während 23 neue Arten von ihm zu den bekannten hinzugethan wurden, wovon blos 10 nur nach dem einen Geschlechte aufgestellt werden konnten. Dasselbe Lob, was wir schon bei den vorigen Beiträgen aussprachen, müssen wir auch hier wiederholen und so scheiden wir nicht ohne den Wunsch vom Vf., den wir unter andern durch seine bereits in dem ersten Hefte der *Beiträge zur Entomologie besonders in Bezug auf die schlesische Fauna* gedruckten Abhandlungen kennen lernten, dafs er auch ferner sein Möglichstes zur Aufhellung der in manchem Betracht ausgezeichnet reichen schlesischen Insectenfauna mit seinen Freunden beitragen möge.

Einer von diesen hier angedeuteten Freunden ist Hr. *Stannius*, gleichfalls aus anderen entomologischen Arbeiten uns wohl bekannt. Seine hier gelieferten *Observationes* beschreiben nicht nur vollkommner als früherhin geschehen, schon bekannte Arten, sondern sie fügen auch 15 neue hinzu, so dafs im Ganzen 31 *species* der Gattung *Mycetophila* in dieser Schrift theils ihre vollständige Erläuterung, theils manche schätzbare Bemerkung und Nachweisung erhalten. Die ausführliche Darlegung dieser neuen Entdeckungen kann um so weniger in unserer A. L. Z. eine Stelle finden, als sie theils zu viel Raum erfordern, theils aber unnöthig seyn würde, da diese Schriften doch in den Besitz jedes wissenschaftlichen Entomologen kommen müssen. Die auf der beigefügten Kupfertafel dargestellten illuminirten Abbildungen sind übrigens sorgfältig ausgeführt und verdienen deshalb, ebenso wie Druck und Papier unser Lob. Die Herausgabe ähnlicher sorgfältig ausgearbeiteter Schriften kann aber nur die Wissenschaft wesentlich fördern, daher wir der Erscheinung ähnlicher Schriften mit Freude entgegensehen.

MUSIK.

ALTONA, b. Aue: *Vorbereitender Unterricht in der Musik überhaupt und im Fortepiano-Spiel insbesondere*, bestehend in Vorübungen zur Bildung des Gehörs, Taktgefühls, so wie der Hand und Finger, von *J. P. R. Reinecke.* 1834. XXII u. 39 S. in 8. (9 gGr.)

Der Vf. sucht in der Vorrede zunächst das Nothwendige eines solchen Unterrichts, vorzüglich auf Dr. *A. H. Niemeyer's* Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts sich stützend, zu erweisen; er glaubt eine Lücke im Unterricht auf dem Pianof., wo nicht auszufüllen, doch einigermafsen zu ergänzen. Natürlich sollen durch seine praktischen Vorübungen die Anlagen des Schülers zur Musik theils geweckt, theils so weit ausgebildet werden, dafs in der Folge der eigentliche Unterricht ohne Unterbrechung mit Vortheil fortgesetzt werden kann. Die Uebungen selbst mag der Lehrer den jedesmaligen Umständen nach verändern; der Vf. glaubt im Allgemeinen die natürlichste Reihenfolge gegeben zu haben: doch sollen Hand- und Finger-Uebungen gleich anfangs mit eingemischt werden, weil sie für sich allein sehr ermüdend sind und doch die gröfste Aufmerksamkeit erfordern. *Logier's* Chiroplast thut es allerdings nicht, denn wo man nicht fehlen kann, ist Gutthun keine Tugend und die Sünde wird gröfser, sobald man frei wird. Kraft und Wille sind zu stärken. — Im *ersten* Abschnitte giebt der Vf. Definitionen der Gegenstände, die im *zweiten* Abschnitte geübt werden. Dafs nicht wenige von Andern genommen sind, namentlich aus *A. B. Marx* Kunst des Gesanges, thut nichts zur Sache. Durch Nebeneinanderstellung der Musik und der Sprache, was seit einiger Zeit immer häufiger und mit Recht geschieht, hat der Vf. mehr Licht in seine Erklärungen vom Wesen der Tonart bringen wollen. Offenbar meint es der Mann mit Kunst und Künstlern gut, will das Beste und wünscht deshalb Berichtigungen seiner etwa irrigen Ansichten und Vervollkommnung des noch zu erkräftigenden Richtigen. — Im *ersten* Abschnitte folgen nun im 1sten Kap. Erklärungen derjenigen Begriffe, die den Uebungen zur Bildung des Gehörs zum Grunde liegen. Den Anfang macht das Wort *Schall*, der um so angenehmer ist, je regelmäfsiger die elastischen Schwingungen sind. Ton und Klang werden unterschieden. Man vergleiche darüber die Leipziger allgem. musikal. Zeitung 1831. S. 671, wo diese ganze Lehre in aller Kürze deutlich dargestellt sich findet.

Im *zweiten* Kapitel werden die Begriffe erklärt, die den Uebungen für die Bildung des Taktgefühls

zum

zum Grunde liegen. Ist die Bewegung der Schalle oder Töne irgend bestimmt geregelt, heifst sie Rhythmus, auch Takt im weitern Sinne. Es ist nicht gut, wenn Rhythmus und Takt nicht streng gesondert werden. Wir haben darüber schon öfter gesprochen, dafs wir hier die Wiederholung nicht am Orte finden. Grundtaktordnungen sind 2 und 3theilig, weshalb sie einfache genannt werden im Gegensatz zu den aus ihnen entstehenden zusammengesetzten. Eben so bekannt als nothwendig. Anmerkung S. 7 beweist, wie nachtheilig es ist, Taktaccorde, und rhythmische mit einander zu vermischen. Es müssen sogar noch die Gefühlsaccorde von diesen beiden genau unterschieden werden, soll Klarheit in die Sache kommen. — Dafs die Zerlegungen der Takttheile in ihre kleineren Unterabtheilungen hier nicht zur Vorbereitung gezogen und nur andeutend behandelt werden, ist zweckmäfsig.

Das *dritte* Kapitel enthält Erklärungen der Begriffe, welche der Uebung im Auffassen der Noten, als Zeichen der Tonhöhe zum Grunde liegen. Es wird also hier das Nothwendige vom Notenplane vorgebracht, was Jeder kennt.

Das *vierte* Kapitel vom Abmessen der Tonhöhen, vom ganzen und halben Tone, ist zu kurz, um deutlich zu seyn. Der Vf. scheint hier den Musiker und den Schüler zu sehr verwechselt zu haben.

Der *zweite* Abschnitt giebt Vorübungen zum Unterrichte im Fortepianospielen und nimmt zunächst die Bildung des Gehörs. Gegen die ausführliche Uebung wenden wir nichts ein, sobald immer der Ton und Klang auf dem Instrumente selbst verwirklicht wird. Der Lehrer müfste also schlechterdings alle Instrumente zu seinem Gebrauche besitzen: denn blofses Reden darüber ist Zeitverderb. Ferner wäre es fast nöthig, von jeder Art zweierlei Instrumente zu besitzen, ein gutes und ein gewöhnliches oder schlechtes u. s. w. Es dürften einige Weitläufigkeiten daraus erwachsen und reichere Lehrer dazu gehören, als sie sich in der Welt der Mängel aufspüren lassen. — Die Bildung des Taktgefühls, die auch in ganzer Ausdehnung wichtiger ist, läfst sich schon eher und sicherer ins Werk setzen. Sollte sich vielleicht auch hierin die Richtigkeit eines wunderlich klingenden Satzes ergeben: Was zu viele Schwierigkeiten in der Ausführung bietet und also nur sehr selten ausführbar ist, ist zu weit getrieben und nicht so nützlich, als es auf dem Papiere sich ausnimmt? — Man beliebe diefs ein wenig zu überlegen. — Genauer hätten die schweren Taktzeiten in den zusammengesetzten Taktarten durch mehrfache Zeichen, nicht immer durch ein und dasselbe, angegeben werden sollen, damit die Verschiedenheit der Betonung sichtbar werde z. B. durch ‴ . , . ″ . . ′ . . Des Vfs. Verschiedenheit der Zeichen scheint uns ohne Noth in der Form, die doch eins und dasselbe ausdrücken soll, zu verschieden. — In den Hand- und Finger-Uebungen werden erfahrene und bewährte Winke gegeben, die schon darum nicht neu an sich seyn können, aber durch Deutlichkeit sich empfehlen. Die Uebungen im Auffassen der Noten, als Zeichen für Tonhöhen sind brauchbar; nur nicht so allgemein einzig besser, als andere Verfahrungsarten. In dergleichen Dingen zeigt sich aber überall, ob der Lehrer Verstand genug hat, den Zögling gerade so zu fassen, wie es für seine Individualität am zuträglichsten ist.

Der Anhang enthält Erklärungen des Begriffs *Tonart*. Die Verdeutlichung derselben durch Vergleichung mit der Sprache, ihrem einzelnen Worte, die Verbindung derselben zu einem Satze und zu einer Satzart ist einleuchtend. Weil diese Verhältnisse der Töne in der ganzen Molltonleiter noch nicht eine feste, gleichmäfsige Allgemeinansicht zulassen, hat der Vf. nur den Unterschied des Dur und Moll in der Verschiedenheit der Terz angegeben und nur das erste Tetrachord als bezeichnend durchgenommen, im andern Jedem Freiheit lassend. Wird anfangs die Quinte noch berührt, ist es auch hinlänglich. — Das kleine, wohlgemeinte Buch ist den Lehrern zu empfehlen; für sie allein, nicht für den Schüler ist es, der mit Lesung solcher Dinge nichts gewinnt.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Zürich, in der Schulthefs. Buchh.: *Natalie. Von Selma.* Eine Erzählung für alle Stände, besonders für die reifere weibliche Jugend. 1835. VIII u. 368 S. gr. 8. (geh. 1 Rthlr. 12 gGr.)

Dieses, mit einer Vorrede von *Joh. Conr. Appenzeller* versehene Buch verdient alle Empfehlung. Es ist gut geschrieben, enthält einen Schatz von Erfahrungen über Kinder und Kindererziehung, grofse Kenntnifs des menschlichen Herzens und eine seltene Beobachtungsgabe. Rec. hat das Buch mit Vergnügen gelesen und hofft, dafs gebildete Mütter und Töchter und diejenigen, welche sich mit Erziehung der weiblichen Jugend beschäftigen es mit nicht geringerem Vergnügen als Nutzen lesen werden. Möge die Vfn. fortfahren das Publicum mit mehren gleichgediegenen Arbeiten zu beschenken, denn vor seichter Vielschreiberei wird sie die Sache schon selbst bewahren.

Berichtigungen.

Im vorigen Stück Nr. 130 ist zu lesen: S. 409 Z. 19. v. o. *Ofterdinger* statt *Osterdinger.* Z. 11. v. u. *den* st. *die.* S. 410 Z. 6. v. o. *Wardoe* st. *Wardae.* Z. 14. v. o. *die vor* st. *die von.* Z. 6. v. u. *der* st. *den.* S. 411 Z. 20. v. o. *Keplen* st. *Kefsler.* Z. 7. v. u. *Montanari* st. *Montanaei.* S. 412 Z. 18. v. u. *Damoiseau* st. *Damaiscau.* S. 413 Z. 26. v. u. *geocentrischer* st. *geometrischer.* S. 414 Z. 22. v. u. *Hevel's* st. *Gevel's.* S. 415 Z. 22. v. u. *Valz* st. *Volz.*

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Julius 1835.

NATURWISSENSCHAFT.

1) Halle, b. Schwetschke: *Synopsis Diatomearum oder Versuch einer systematischen Zusammenstellung der Diatomeen* von *Fried. Traugott Kützing*. Aus der Linnaea besonders abgedruckt. Mit 7 Tafeln Abbildungen. 1834. 92 S. 8. (1 Rthlr.)

2) Mannheim, b. Schwan u. Götz: *Hepaticologia Germanica* oder *Beschreibung der deutschen Lebermoose*. Im erweiterten Umfange nach dem jetzigen Stande der Wissenschaft, nebst Erörterung der Standörter und ihrer Entdecker, kritisch und mit erläuternden Anmerkungen bearbeitet von Dr. *J. W. P. Hübener*. 1834. LXIV u. 314 S. 8. (1 Rthlr. 20 gGr.)

3) Hamburg, gedruckt b. Meifsner: *Novarum et minus cognitarum stirpium pugillus sextus*, quem indici scholarum in Gymnasio academico Hamburgensium anno scholastico 1834 habendarum praemisit *Joannes Georg. Christian. Lehmann*, Med. et Phil. Dr., in Gymnas. Hamb. hist. nat. Prof. etc. 1834. 72 S. und 5 lithogr. Tafeln. gr. 4. (2 Rthlr.)

1. Es ist eine sehr interessante Thatsache, dafs sowohl das Thier-, als Pflanzenreich auf seinen niedersten Stufen ähnliche Formen aufzuweisen hat. Oft ist diese Aehnlichkeit so grofs, dafs man wirklich es unentschieden lassen mufs, ob man dieses oder jenes Gebilde zu den Thieren oder Gewächsen rechnen solle. Dieses gilt unter andern auch von mehreren Arten und Gattungen, welche man zur Familie der Diatomeen zu rechnen pflegt. Es sind diefs gleichsam krystallisirte Pflanzen und Thiere, denn dafs ihre Gestalt nicht selten die gröfste Aehnlichkeit mit krystallinischen Formen aufzuweisen hat, kann schon ein Blick auf die hier gelieferten Abbildungen lehren. So hätten wir also hier eine wirkliche Combination des Mineralreiches mit dem Thier- und Pflanzenreiche. Indefs kann sich der tiefere Forscher mit dieser Annahme nicht begnügen, wenn sie auch manchem poetischem Gemüthe in mehr als einer Hinsicht zusagen möchte. Man kennt die Grenzen des Organischen und Anorganischen, der Thierwelt und der Pflanzenwelt; allein oft ist es eine schwierige Aufgabe der Beobachtung, die wesentlichen Charaktere des thierischen oder pflanzlichen Lebens an den fraglichen Gebilden zu erforschen. Eben diese Schwierigkeit läfst entschuldigen, wenn einige Forscher diese oder jene Gattung zu den Pflanzen, andere zu den Thieren rechnen. Als Beispiele können die Gattungen *Navicula*, *Fragilaria*, *Exilaria*, *Gomphonema*, *Echinella*, *Closterium* und *Bacillaria* dienen, welche unser Vf. zu der Pflanzen-, *Ehrenberg* aber zu der Thierwelt bringt. Um diese Fragen zur völligen Entscheidung zu bringen, sind freilich ganz andere Untersuchungen nöthig, als sie die gewöhnliche Systematik vorschreibt. Hat nun auch unser Vf. dergleichen nicht angestellt, so hat er doch auch manche Lebenserscheinung nicht unbeachtet gelassen und wenigstens das erste Desiderat erfüllt, nämlich er liefert hier eine sehr schätzenswerthe Uebersicht aller Formen, welche nach seiner Begriffsbestimmung zu den *Diatomeen* (mikroskopische Algen, welche sich durch Theilung vermehren) mit 2 Hauptgruppen gehören. Als sicherstes Kennzeichen der *Diatomaceae* gilt ihm die harte (oft fast gläserne) Substanz der einzelnen Glieder dieser Wesen, während die *Desmidiaceae* eine zartere, weifs membranöse Substanz besitzen. Er nimmt daher diese Familie in gröfserer Ausdehnung als *Agardh* in seinem *Conspectus criticus Diatomacearum* that und rechnet noch die von *Turpin* (*Mém. du Mus.* 16) und *Meyen* (*Nova Act. Acad. Leop.*) dargestellte Gebilde hierher. Schon früher hatte der Vf. mehrere neue Diatomeen in seinen *Algis exsiccatis* bekannt gemacht, allein da sie daselbst oft mit anderen Arten vermengt geliefert wurden, ist hier besonders ihre systematische Stellung und Abbildung sehr dankenswerth. Ueberhaupt findet man auf den beigefügten lithographischen Tafeln 102 Arten sehr sauber dargestellt. Der Text enthält eine kurze Einleitung, worin besonders die Begriffsbestimmung der Familie (*Diatomeae*) erörtert wird, welche der Vf. in die 2 bereits angegebenen Hauptgruppen (*Diatomaceae* und *Desmidiaceae*) theilt. Leicht hätte der Vf. noch eine Uebersicht hinsichtlich ihrer geographischen Verbreitungen aus den bekannten Thatsachen liefern können, um das Ganze so vollständig als möglich zu machen. Die Gattungen werden in folgender Reihenfolge aufgeführt: A. *Diatomaceae*: *Frustulia* (55 sp., mit 14 hier zuerst bekannt gemachten neuen Arten), *Meridion* (2 sp.), *Exilaria* (6 sp.), *Aristella* (1 sp.), *Gomphonema* (21 sp. mit 4 neuen Arten), *Achnanthes* (10 sp.), *Isthmia* (1 sp.), *Diatoma* (12 sp.), *Fragilaria* (5 sp.), *Melosira* (7 sp., doch hätten zu allen die Diagnosen gegeben werden sollen!), *Encyonema* (ein neues Genus mit einer Art), *Schizonema* (ist dubiös), *Berkeleya* (1 sp.), *Homocladia* (2 sp.), *Gloeodictyon* (1 sp.) Mi-

Micromega (wobei hinsichtlich der Arten auf Agardh's Consp. verwiesen wird). B. *Desmidiaceae*: *Trochiscia* Kütz. (mit 6 Arten, worunter 3 neue), *Closterium* (6 sp. mit 1 neuen), *Heterocarpella* (4 sp.), *Micrasterias* (19 sp. mit 7 neuen Arten), *Scenedesmus* (16 sp. mit 3 neuen Arten), *Biddulphia* (2 sp.), *Echinella* (1 sp.), *Geminella* (1 sp.), *Gloeonema* (3 sp.), *Desmidium* (3 sp.). Die Diagnosen sind lateinisch, die Angabe des Vorkommens und sonstige Bemerkungen deutsch. Uebrigens zweifeln wir sehr, dafs des Vfs. *Encyonema* hierher zu den Diatomeen gehöre. Druck und Papier ist ausgezeichnet und wir sind überzeugt, dafs vorliegende werthvolle Arbeit zu einem genaueren Studium dieser interessanten Wesen anregen werde, wodurch endlich die hier noch zu lösenden Aufgaben ihre völlige Erledigung erhalten. Ein angehängtes Register würde den Gebrauch noch mehr erleichtert haben.

2. Ein zwar brauchbares, aber auch in mehr als einer Hinsicht sonderbares Buch! Schon gegen den Titel *Hepaticologia* lassen sich in sprachlicher Hinsicht manche Einwendungen machen; dann folgt nach der Dedication an den König von Dänemark, eine Vorrede mit 0 paginirt und endlich herrscht besonders in der Einleitung eine solche gesuchte hochtrabende, poetisirende und schwülstige Diction, dafs man wirklich nicht recht weifs, wie man mit dem Vf. daran ist, selbst wenn wir die Verstöfse gegen Sprachgebrauch, Grammatik u. s. w. gar nicht weiter berücksichtigen wollen. Ein gewisser Haufe von Leuten wird freilich diese Schrift auch als eine *geistreiche* bezeichnen, allein von diesen möchte man glauben, dafs ihnen alles als geistreich gelte, was, sey es auch noch so hohl, von bunten Wortgeklingel gleichsam übertäubt wurde. Damit wir hier blos einige Proben anführen, so wollen wir bemerken, dafs er z. B. die *blattenden* Jungermannien für die beblätterten Jungermannien setzt, ferner *entleiten* für fortführen oder verführen. Hierzu kommen noch manche grobe Druckfehler, um den Text wirklich recht toll zu machen. Als Probe seines Stils sey es gestattet, den Schlufs der Einleitung S. LIV herauszuheben: „Und hiermit beschliessen wir die kurze Charakteristik des geschichtlichen Herganges der Forschungen der Lebermoose, vorzüglich in so fern sie das Vaterland angingen. Wir sind dabei absichtlich einer Methode ausgewichen und haben sie nur kurz periodisch erörtert. Später gedenken wir das Ganze einmal umständlicher zu geben, wobei der beschreibende Theil, der doch hier unser Bestreben ist, nicht obwaltet, sondern der handelnde erhöht, und das gleichzeitige Allgemeine durch bedeutendes Besondere ersetzt werde." — Wir überlassen hier unseren Lesern, selbst die nöthige und in der That sehr leichte Kritik eintreten zu lassen; allein damit auch der Beweis geführt werde, dafs der Vf. weder mit allen hierher gehörigen Leistungen vertraut, noch auch im Stande sey, über die Stellung der Lebermoose im natürlichen Systeme ein richtiges Urtheil zu fällen, lassen wir hier noch den Schlufs des ersten Paragraphs in der Einleitung folgen: „Die Lebermoose sind unter den Gewächsen ohne Saamenlappen die entsprechendsten Vorbilder höherer Gefäfspflanzen, die auch durch Corda's phytotomische Entdeckungen die Bestätigung, dafs die erste Reihe, die *Marchantien*, eine entwickelte Gefäfsbildung und Spaltöffnungen besitzen, erhalten haben. Ueberhaupt verkündet uns schon der Schein des Organismus zur normalen Pflanzenform, vorzüglich an den wundersamen Gebilden der südlichen Halbkugel ausgesprochen, dafs sie höher ausgebildet sind als die Laubmoose, da sie neben der Form auch das Wesen von der Natur erhalten haben, mit welchem sie in ihrem Mysterien-Leben fortwirken." Eine so geringe Bekanntschaft mit der Literatur, wodurch der Vf. die Entdeckung über die entwickelte Gefäfsbildung und Spaltöffnungen der Marchantien Corda'n zuschreibt, haben wir aber durchaus nicht erwartet und dies bringt uns aufser aller Fassung, so dafs wir darüber kein Wort weiter verlieren, auch nicht, wie wenig jene neuen Ansichten von der höheren Ausbildung der Lebermoose sich rechtfertigen lassen.

Nach unserm Vf. werden die Lebermoose in folgende 6 Gruppen abgetheilt: 1. Marchantieen, 2. Targionieen, 3. Anthoceroteen, 4. Riccieen, 5. Jungermannieen und 6. Andreäen; allein offenbar ist hier die Spaltung zu weit getrieben, indem eigentlich nur die Andreaceen, die Jungermanniaceen und die übrigen zusammen genommen 3 Hauptabtheilungen begründen, welche sich leicht auf folgende Weise charakterisiren lassen. 1) *Andreaeceae: mit Mütze, und klappigen Kapseln*; 2) *Jungermanniaceae: ohne Deckel, mit klappigen Kapseln*; 3) *Hepaticae: ohne Deckel und ohne Klappen*. Da ferner bei allen diesen Gruppen auch die Etymologie des Namens angegeben wurde, warum ist sie bei den *Andreaeceae* übergangen? Auch hätte sie bei jedem Gattungsnamen mitgetheilt werden sollen. Der vierte Paragraph der Einleitung trägt den Titel: *über das Studium der Jungermannien insbesondere*, wodurch man sich leicht zu glauben veranlafst findet, hier etwas über die Methode zu lesen, wie Jungermannien studirt werden sollten; allein es wird blos eine Beschreibung der einzelnen Theile dieser Gewächse geliefert. Hierbei nimmt der Vf. die Gattung *Jungermannia* in weit engerer Begrenzung, als gewöhnlich, indem blos die mit Blättern versehenen dazu gerechnet, und die übrigen in die Gattungen *Gymnomitrion* Hübn. und *Echinomitrion* Hübn. verwiesen werden, — eine unnatürliche Trennung, welche dadurch herbeigeführt wird, dafs der Vf. blos die Stengel und das Laub überhaupt berücksichtigte. Als die gelungenste Partie des Buches erscheint übrigens die Beschreibung der einzelnen Arten, von denen mehrere als neu angegeben werden, über die wir jedoch, als der Autopsie ermangelnd, kein Urtheil auszusprechen wagen. Es sind folgende: *Jungermannia convoluta* aus Norwegen und der Schweiz, *J. Wallrothiana* vom Harze und den Sudeten, *J. flaccida* vom Harze, *J. Zeyheri* vom Odenwalde, *J. Genthiana* aus dem Nassauischen, *J. Kun-*

Kunzeana (auch Lehmann hat eine *J. Kunzei* aus Cuba beschrieben) vom Oberharz, *J. ustulata* von der Mosel und von den Vogesen, *J. hercynica* vom Harze, *J. Sehlmeyeri* aus den Ardennen, *J. catenulata* aus der Eifel und den Vogesen, *J. Treviranii* in der Pfalz, *J. affinis* aus der Eifel und in Rheinbaiern, *J. fallax* (auch bei *Lehmann* eine *J. fallax*. Pag. V, p. 17. ob dieselbe?) bei Hamburg, Bonn, am Niederrhein u. s. w., *J. Göppertiana* aus Rheinbaiern und von der Mosel, *J. fissidentoidea* (kein gutes Wort!) aus der Eifel und von den Vogesen, *J. Cordaeana* von den Vogesen und von Kaiserslautern. Hierdurch war es möglich, dafs allein von der Gattung *Jungermannia* (in angegebner Beschränkung) 129 Arten dargestellt werden konnten. Sind wir aber auch mit der vom Vf. gehandhabten Kritik einzelner Arten nicht immer einverstanden, so verkennen wir doch das Verdienstliche seiner Arbeit durchaus nicht und scheiden mit der Hoffnung von dieser auf schönem Papier gut gedruckten Schrift, dafs sie zu einem weiteren Studium der vaterländischen Lebermoose recht förderlich werden möge!

No. 3 hat uns durch sein schönes Papier, guten Druck, treffliche Abbildungen und gediegene Beschreibung sehr angesprochen. Es zerfällt diese Schrift in 2 Hauptabtheilungen, wovon die erste die Familie der *Cycadeen*, namentlich die afrikanischen behandelt, die zweite und bei weitem die gröfsere, neue Gattungen und Arten von Lebermoosen. Bekanntlich bestand die höchst interessante Familie der Cycadeen, welche gleichsam die Coniferen, Palmen und Farrn in sich combinirte, nur aus den beiden Gattungen *Cycas* und *Zamia*, welche, obschon seit längerer Zeit bekannt, doch hinsichtlich des Blüthenbaues und der Fruchtstructur noch gar manchen Zweifel zu beseitigen boten. Es war daher ein günstiger Zufall, dafs der bekannte Forscher Ecklon seine hierher gehörigen afrikanischen Schätze dem Hrn. Lehmann zu genauerer Prüfung überliefs. Dieser gewann nun bald die Ueberzeugung, dafs die Gattung *Zamia* sehr verschiedene Arten in sich schliefse, indem die aus dem tropischen Amerika stammenden Arten Antheren tragen, welche an der Unterfläche der Schuppen befestigt sind und hier in 2 Häufchen vertheilt über den Rand hervorragen. Die Schuppen selber zeigen an der Spitze die Form eines schildförmigen Hexagons. Diesen so beschaffenen Arten liefs unser Vf. den Namen *Zamia*. Die übrigen sämmtlich aus Südafrika kommenden Arten vereinigt er unter der neuen Gattung *Encephalartos*, — ein Name, der darum gewählt wurde, theils weil die Eingebornen aus dem Marke dieser Gewächse eine Art Brod bereiten, theils weil auch die europäischen dahin versetzten Colonisten sie *Brodbäume* nennen. Ihr Charakter besteht in der gänzlichen und dichten Bedeckung der Unterfläche der Schuppen von Antheren, indem die einzelnen Schuppen an ihrer Spitze einen mehr oder minder regelmäfsigen Rhombus darstellen. Vielleicht gehört hierher auch noch diese und jene neuholländische Art. Besonders weitläuftig werden die neuen Arten: *Encephalartos Friderici Guilielmi* und *E. Altensteinii* beschrieben und auf beigefügten Tafeln bildlich dargestellt. Endlich schliefst dieser Aufsatz mit einer Uebersicht der bis jetzt bekannt gewordenen Arten dieses neuen *Genus*, wobei der Vf. neue Diagnosen derselben entwarf. Es sind deren im Ganzen 11. Eine noch genauere Zerlegung der Frucht und überhaupt die Anatomie des Stengels bleibt aber Desiderat.

Von den Lebermossen macht zuerst die bei Schreiersheim im Baden'schen entdeckte *Riccia Bischoffii* den Anfang, dann folgt *Anthoceros Vincentianus* von der Insel St. Vincent, *Cyathodium*, eine neue Gattung, mit der Art *C. cavernarum* aus Cuba, *Fimbriaria nigripes* aus Pensylvanien, *Marchantia Berteroana* von der Insel Juan Fernandez, *M. domingensis* von St. Domingo. Am reichlichsten sind jedoch die Arten von *Jungermannia* ausgefallen, wie *J. Pöppigiana* aus Peru und der Insel St. Vincent, *J. fornicata* von der Insel Tristan d'Acunha, *J. oligophylla* aus Staatenland, *J. praenitens* aus Neu Seeland, *J. australis* aus der Insel Owhyhee, *J. filamentosa* von der Westküste Nord-Amerikas, *J. plumosa* aus Staatenland, *J. integrifolia* aus Peru, *J. novae Zeelandiae* aus Neu Seeland (ein nicht ganz gut gewählter Name, da mehrere Arten daselbst getroffen werden), *J. polyrrhiza* aus Nepal, *J. radicosa* aus Chile, *J. chilensis* aus Chile (der Beiname ebenfalls nicht ganz passend), *J. recondita* aus N. Am. *J. navicularis* ebendaher, *J. ligulata* von der Insel Pulo Penang, *J. campylophylla* aus Nepal, *J. torulosa* aus Guinea, *J. convexistipa* (kein gutes Wort!) von der Insel St. Vincent und Barbadoes, *J. pterigonia* aus Peru, *J. laeta* aus Brasilien, *J. adnata* aus Cuba, *J. discoidea* von der Insel St. Vincent, *J. unidentata* ebendaher, *J. acuminata* von der Insel Juan Fernandez, *J. Kunzei* aus Cuba, Brasilien und St. Vincent, *J. obcordata* aus Guiana, *J. intumescens* aus Jamaika, *J. mucronata* aus Peru, *J. inaequilatera* aus Nepal und von der Halbinsel von Malacca, *J. anisostoma* von Neu Seeland, *J. pterigophylla β. conferta* aus Barbadoes, *J. cymbifolia* aus Neu York, *J. incumbens* von d. Insel Tristan d'Acunha, *J. pachyphylla* ebendaher, *J. heteromalla* aus Peru, *J. rubescens* aus Peru u. *J. disticha* aus Guiana. Alle diese Arten haben aufser ihren Diagnosen auch noch ausführliche Beschreibungen und bisweilen auch Bemerkungen hinsichtlich ihrer Verwandtschaft u. dgl. erhalten; allein zu bedauern bleibt es, dafs ihre Fructificationstheile meist noch unentwickelt waren. Ein Register über den Inhalt dieses Heftes, sowie der übrigen 5, macht den Schlufs.

POLEMIK.

Tübingen, b. Fues: *Der Gegensatz des Katholicismus und Protestantismus nach den Principien und Hauptdogmen der beiden Lehrbegriffe*. Mit besonderer Rücksicht auf Hrn. *D. Möhler's* Symbolik. Von *D. F. C. Baur*, ord. Prof. d. ev. Theol. an d. Univ. zu Tübingen. 1834. VIII u. 439 S. gr. 8. (1 Rthlr. 18 gGr.)

Der

Der Vf. vorliegender Schrift sagt in seiner Vorrede (S. V.) ganz mit Recht, derjenige, welcher den Geist und die Erscheinungen unserer Zeit kenne, werde die Wahrnehmung weder unerwartet noch unerfreulich finden, daſs der Gegensatz, welchen die beiden groſsen Confessionen bilden, eine neue Bedeutung sowohl in religiöser als wissenschaftlicher Beziehung zu gewinnen scheine. Der einmal entsponnene Streit könne ja nimmermehr aufgehalten und zurückgewendet werden, er müsse durch alle Wendungen und Gestalten hindurch durch die ihm hindurch zu gehen bestimmt sey, fort und fort geführt und zu Ende gestritten werden. — Es scheint auch daſs *Möhler's* Symbolik noch längere Zeit hindurch der Gegenstand dogmatischer Streitigkeiten bleiben werde, und bereits liegt desselben Erwiederung auf obige Schrift in einem 528 Seiten starken Werke vor, welches Hn. *Baur* die Nothwendigkeit zu antworten auferlegt. Auch hat Dr. *Marheineke* in Berlin ein Schriftchen gegen die Symbolik herausgegeben und Dr. *Nitzsch* in Bonn den Anfang einer Reihe von Abhandlungen gegen dieselbe bereits bekannt gemacht. Indeſs müssen wir gestehen, daſs, wenn Hr. *Baur* auch sehr oft mit Schärfe seinen Gegner angreift, und ihn in die Enge treibt, er dennoch im Ganzen die Entscheidung des Streites nicht weiter gefördert hat, als daſs etwa der Impuls zum längeren Kampfe gegeben worden, denn auf beiden Seiten wird oft und sehr unnöthiger Weise in das Breite über Nebensachen geredet, während Möhler nicht durch echt historische Belege zum Bewuſstseyn gebracht wird, daſs seine Darstellung des Katholicismus nicht dem bei der katholischen Kirche anerkannten symbolischen Lehrbegriffe entspreche; denn dies ist das Hauptgebrechen der Möhler'schen Darstellung, das Hr. *Baur* oft geahnt, aber nie mit aller historischen Stärke nachgewiesen hat. Glücklicher war Letzterer in der genaueren Bestimmung des protestantischen Lehrbegriffs. Soll überhaupt etwas für gegenseitige Annäherung beider Parteien gewonnen werden, so müſste die Idee der Unfehlbarkeit der Kirche vor allem näher beleuchtet und endlich die Idee der Kirche selber aus dem Nebel, der die meisten Wortführer des katholischen Lehrbegriffs umhüllt, hervorgezogen und klar gemacht werden. So lange dies nicht geschehen ist, und nicht die wahre Idee der Kirche Christi an die Stelle der Römischen gesetzt ist, wird jeder katholische Gegner das dunkelste Wort historischer Zeugnisse für sich in Anspruch nehmen und Triumph rufen, wie es auch in Möhler's Symbolik wieder der Fall ist.

Uebrigens ist zu wünschen, daſs Hr. *B.* von der leidenschaftlichen Sprache des Hn. *M.* in dessen Erwiederung sich nicht fortreiſsen lassen und blos wie in seiner ersten Schrift, nur die Sache im Auge behalten und so objectiv als möglich in der Entwickelung des protestantischen Lehrbegriffes verfahren möge, um so mehr, da es ja nicht um seine subjective Ansicht sondern um die Beurtheilung des Symbol-Glaubens, der freilich in seiner reinhistorischen Gestalt keinem gebildeten Protestanten mehr genügen kann, zu thun ist.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

STUTTGART, in d. Brodhag. Buchh.: *Predigten für Gebildete in der Gemeinde.* 1834. 210 S. 8.

Du bist ein Heuchler oder ein Dummkopf — das ist das Urtheil, welches von Vielen der s. g. Gebildeten gefällt wird, wenn es Einer unternimmt, diejenigen Punkte zu vertheidigen, auf welchen der positive Charakter des Christenthums beruht. Um nun *solche* Leute, wenn sie noch hören und denken wollen, eines Besseren zu belehren, muſs auch geredet werden in der Gemeinde und der ungenannte Vf. der anzuzeigenden Sammlung versteht es, die Sache am rechten Ende anzugreifen. Er hält sich genau auf dem historischen Grunde des Evangeliums und hebt, was dort geboten wird, recht geflissentlich hervor. Aber er vermittelt den Glauben, welcher die Thatsachen des Christenthums umfaſst, durch Einsicht, weist den tieferen Gehalt der durch jene Thatsachen realisirten Ideen mit Schärfe und in geistvoller, von allem todten Buchstabenkram entfesselter Weise nach, drängt dadurch zu der Ueberzeugung, daſs es mit dem Evangelium doch wohl Etwas sey und dient so dem letztern mehr, als jene steifen Orthodoxen, von denen Manche leicht ein groſses Aergerniſs nehmen werden, wenn z. B. bei der Versuchungsgeschichte mit dürren Worten gesagt wird, daſs hier der Boden des geschichtlichen Zusammenhanges unter unsern Füſsen *zusammenbricht* und daſs es eine andere Auffassung *gibt*, wenn die Erzählung Wahrheit und Segen für uns haben soll. Gerade so aber muſs man, meint Rec., zu Werke gehen. Soll das Evangelium diesen Segen verbreiten, so gestehe der Geistliche offen, was sich durch keine Gründe *halten* läſst; dringe aber desto entschiedener auf Anerkennung des Wesentlichen, was mit der Erscheinung des Erlösers innig verflochten ist, um so die Zuhörer zu jener christlichen Welt- und Lebensansicht zu führen, die, in der Hauptsache bei Allen, die sich zu ihm bekennen dieselbe, im Auſserwesentlichen die rechte Freiheit in der Auffassung der Glaubenswahrheiten gewährt. Abgesehen von jenem Vorzuge zeichnen sich diese Predigten noch durch eine tief eindringende, gründliche und umfassende Textbehandlung aus, die freilich die unmittelbare Folge von dem Standpunkte ist, auf welchem der Vf. steht und über den sich auch das Vorwort so anregend als einsichtsvoll ausspricht, und durch eine einfache, gedrängte und sehr geschlossene Darstellung, welche alle üppigern Auswüchse und alle Mittel, Effekt hervorzubringen, mit einer Strenge verschmäht, die denen, welche hierin einen Weg zur Erbauung erblicken, leicht als Rigorosität erscheinen könnte. Sicher wird jedoch auch dieser Umstand durch die Beschaffenheit der Gemeinde, vor welcher der Vf. redet, eben so wie der gerechtfertigt, daſs er um der letztern willen auf weitläuftige, individualisirende Ausführungen und Anwendungen absichtlich verzichtet, sich begnügend, mehr Fingerzeige zu geben und die weitere Anwendung der eigenen Erwägung überlassend. Daher auch oft die verhältniſsmäſsige Kürze der Vorträge, welche, sechzehn an der Zahl, groſsentheils sehr umfangreiche Hauptsätze behandeln, dieselben aber immer von eigenthümlichen Seiten fassen und als eine sehr bedeutende Erscheinung auf dem Gebiete der Predigt-Literatur betrachtet werden müssen, die unter dem vielen Mittelgute der letztern am wenigsten deſshalb unbeachtet bleiben darf, weil sie in mancher Beziehung von dem gewöhnlichen Leisten freilich ziemlich abweicht.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Julius 1835.

NATURWISSENSCHAFT.

Königsberg, b. Unzer: *Vorträge aus dem Gebiete der Naturwissenschaften und der Oekonomie*, gehalten vor einem Kreise gebildeter Zuhörer in der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg. *Erstes* Bändchen mit Vorträgen der Hnn. *Argelander*, *v. Baer*, *Bujack*, *Dove*, *Dulk*, *M. H. Jacobi*, *Ernst Meyer*, *L. Moser*, herausgeg. von dem Prof. *K. E. v. Baer*. 1834. 274 S. 8. (1 Rthlr. 6 gGr.)

Bei der grofsen Masse von seichter populär seyn sollenden Schriften, womit wir in den letzten Jahren so reichlich gesegnet worden sind und täglich von Neuem beschenkt werden, ist es eine höchst wohlthuende Erscheinung, wenn man auf ein Buch stöfst dafs sich schon durch seinen Titel als das Werk einer Gesellschaft ausgezeichneter Männer ankündigt, deren Bestreben dahin geht, die verschiedenen Zweige der Naturwissenschaft den Gebildeten durch populäre Vorträge näher zu rücken. Wer den Gang der deutschen Litteratur in den letzten Jahren verfolgt hat, dem kann es nicht verborgen geblieben seyn, welcher ungeheuere schriftstellerische Unfug durch eine grofse Schaar von Halbwissern getrieben wird, die sich namentlich der Naturwissenschaften bemächtigt haben, und unter dem Anscheine, als wollten sie diese Wissenschaften in einer gemeinfafslichen Bearbeitung unter dem Volke verbreiten, oft die absurdesten und falschesten Behauptungen zu Tage fördern. Dieser Zustand ist vielleicht nicht weniger gefährlich als die verschriene Zeit, wo die Wissenschaften, zwar vom Leben getrennt, aber nur von Berufenen und mit Würde bearbeitet wurden und es giebt wohl nur ein Mittel ihm abzuhelfen, dafs nämlich endlich auch bei uns die wahrhaft Gelehrten, häufiger als es bisher geschehen ist, sich bestrebten dem Publicum den Zutritt zu ihren wissenschaftlichen Schätzen zu verschaffen. Wir begrüfsen das vorliegende Buch als eine kräftige Aeufserung dieses Bestrebens.

Die in diesem Bändchen enthaltenen Aufsätze sind folgende. *Das allgemeine Gesetz der Entwickelungsgeschichte der Natur*, vom Prof. *v. Baer*. Diese Abhandlung ist zwar sehr deutlich aber in so gedrängter Kürze geschrieben, dafs wir keinen erschöpfenden Auszug aus derselben geben können, der weniger Worte, als die Abhandlung selbst, enthielte. Die Grundidee, mit der der Vf. beginnt ist die, dafs das einzige Bleibende in der Natur die Zeugung ist und dafs sämmtliche durch Zeugung aus einander entstandene Individuen nicht eine zusammenhängende Wiederholung desselben Gedankens, sondern ein zusammenhängender Gedanke der Schöpfung sind, was sich so aussprechen läfst, dafs die Zeugung keine Neubildung sondern eine Umbildung, eine besondere Form des Wachsthums ist. Ein Rückblick auf die Formen, die uns als Bürger einer entschwundenen Urwelt entgegen treten, führt alsdann auf das allgemeinere Resultat, dafs nicht blos die einzelnen Individuen vorübergehend sind und nur durch die Zeugung fortleben, sondern auch die Arten oder *Zeugungsreihen*. 'Wenn aber auch die Arten vorübergehend sind, was ist dann bleibend? Frägt nun der Vf. Und indem er nun die Reihenfolge, in welcher die Thiere auftreten, verfolgt, gelangt er zu dem Resultate, dafs die Geschichte der Natur uns nur die Geschichte des fortschreitenden Sieges des Geistes über den Stoff ist. „Das ist, sagt er, der Grundgedanke der Schöpfung zu dessen *Erreichung* sie Individuen und Zeugungsreihen schwinden läfst und die Gegenwart auf dem Gerüste einer ungeheueren Vergangenheit erhebt." — *Die geographische Verbreitung des Weinstocks mit Rücksicht auf den Weinbau in Preufsen, während der Herrschaft des deutschen Ordens*. Von *J. G. Bujack*, Oberlehrer am Fridericianum. Der Vf. dieses Aufsatzes glaubt, dafs das Klima in Ost- und Westpreufsen im Mittelalter nicht besser gewesen wäre als jetzt und der Wein, der nach wohlverbürgten Nachrichten in grofser Menge dort gebaut wurde wahrscheinlich ein sehr schlechter gewesen und eben deswegen der Weinbau eingestellt worden sey. Indessen scheint er doch übersehen zu haben, dafs unter den jetzigen Umständen der Wein schwerlich auch nur ein trinkbarer geworden wäre. Wahrscheinlich ist er aber nach Durchlesung des vortrefflichen Aufsatzes von *Arago* in dem *annuaire du bureau de longitude pour l'an* 1834 ebenso wohl wie der Rec. zu der Ansicht bekehrt worden, dafs allerdings die Cultur auf manchen Strecken Europa's Aenderungen in den Temperaturverhältnissen hervorgebracht hat und dafs daher Preufsen wohl in demselben Falle seyn mag wie manche Gegenden Frankreichs und Englands, wo ebenfalls früher Wein gebaut wurde und jetzt keine Traube zur Reife gelangt. — *Ueber den innern Zusammenhang der Witterungserscheinungen* vom Prof. *Dove*. Dieser Aufsatz enthält eine sehr interessante populäre Darstellung mehrerer der wichtigsten Theile der Meteorologie, na-

namentlich des Wesens der Winde, des Regens und ähnlicher wäſsriger Erscheinungen und des Zusammenhanges des Barometerstandes mit der Witterung. Da der Vf. diese Gegenstände schon anderweitig mit gröſserer Ausführlichkeit behandelt hat, so wird eine kurze Andeutung genügen. Er beginnt mit der sich immer mehr bestätigenden Ansicht, daſs die wesentlichste Ursache aller dieser Erscheinungen die ungleiche Vertheilung der Wärme auf der Erde und in dem Luftkreise sey. Aus den zwei Sätzen, daſs der Wind von den kälteren Gegenden nach den wärmeren auf der Oberfläche der Erde ströme und daſs die Geschwindigkeit desselben mit den Temperaturdifferenzen wachse, ergiebt sich alsdann die Erklärung der Passatwinde, der Moussons u. s. w. Die wäſsrigen Erscheinungen werden hierauf aus der Mischung zweier Luftmassen von verschiedener Temperatur abgeleitet und auf drei Klassen zurückgeführt, je nachdem sie

1) durch die Wirkung des Aufsteigens erwärmter Luftschichten
2) durch die Vermischung ungleich warmer Winde
3) durch die Zusammenwirkung beider Ursachen

entstehen. Zuletzt wird noch gezeigt, in wiefern das Barometer den Namen eines Wetterglases verdient. — *Ueber die Benutzung der Naturkräfte zu menschlichen Arbeiten.* Vom Baumeister *M. H. Jacobi.* Dieser sonst sehr lesenswerthe Aufsatz hätte wohl populärer abgefaſst werden können. — *Ueber den Pflanzenschlaf* von dem Prof. *Ernst Meyer.* Der Vf. sucht hier die kühne Behauptung zu erweisen, daſs der Schlaf der Pflanzen, dem Wesen nach, eins sey mit dem Schlafe der Thiere und nur in seinen Erscheinungen verschieden sey, so weit diese von der eigenthümlichen Organisation der Pflanzen abhängen. Es kommt hier zunächst darauf an worin man das eigentliche Wesen des Schlafes sucht. Dem Vf. ist das Allgemeine des Schlafes der periodische tägliche Wechsel, die Annäherung der Haltung des schlafenden Leibes an die, früheren Lebensaltern vorzüglich zukommende, Haltung und die mit fortschreitendem Alter abnehmende Dauer und Fülle dieses Zustandes; da nun diese Umstände, wie er nachweist, bei dem täglichen Schlafe der Pflanze wie der Thiere vorkommen, so hält er auch diese Erscheinungen im Thierreiche und im Pflanzenreiche für etwas wesentlich Identisches. In einer zweiten Abhandlung sucht er nachzuweisen, daſs bei den Pflanzen, wie bei den Thieren auch ein Winterschlaf vorkomme. — *Ueber den geselligen Wuchs der Pflanzen* von Demselben. — *Ueber die neuern magnetischen Entdeckungen* von dem Prof. *L. Moser.* Man findet hier nicht blos eine Uebersicht der neuesten Entdeckungen, sondern auch eine scharfe Kritik mancher herrschenden Ansichten, namentlich über den Zusammenhang zwischen Electricität und Magnetismus, woraus bekanntlich die Namen Electromagnetismus und Magnetoelectrismus entstanden sind. Eine interessante Notiz ist die, daſs sich in dem Königsberger Archive ein Brief von einem *Georg Hartmann* in Nürnberg vom 4ten März 1544 datirt, findet, in welchem eine Beobachtung der Inclination vorkommt, woraus also hervorgeht, daſs dieser Hartmann eine Erscheinung 32 Jahre früher beobachtet hat, als sie, nach der gewöhnlichen Annahme, von *Robert Normann* entdeckt worden seyn soll. Hr. *Moser* bemerkt die Versuche Hartmanns müſsten sehr roh gewesen seyn, da er die Neigung zu Nürnberg zu 9° bestimmt. Indessen könnte es seyn, daſs sie damals 80° bis 81° betragen hätte und man brauchte alsdann zu Hartmanns Rechtfertigung nur anzunehmen, daſs er die Ergänzung zu 90° genommen hätte. — *Ueber die Erscheinungen des Magnetismus der Erde.* Von Demselben. Daſs die Ursache der Variation der Declination, Inclination und Intensität der Magnetnadel nicht aus dem Vorhandenseyn eines oder mehrerer Magnete im Innern der Erde erklärt werden kann, darin möchten ihm die meisten Physiker beistimmen; auch die Ansicht, daſs die magnetische Erdkraft durch electrische Strömungen bewirkt wird, hat allerdings bis jetzt noch keinen positiven Grund für sich. Ob aber die Ansicht des Hn. Prof. *Moser*, nach welcher die Wärme das wichtigste Princip des Erdmagnetismus ist, entschieden richtig ist, möchte Rec. bezweifeln. Doch ist es hier wohl nicht der Ort, in einer Sache, in welcher noch so viele Akten fehlen, ein bestimmtes Urtheil abzugeben und wir begnügen uns daher mit der Darstellung der in jedem Falle sehr scharfsinnigen Idee des Vfs. Er geht von der bekannten Thatsache aus, daſs die Kraft des Magneten von der Wärme geschwächt wird. Hiernach nimmt er an, daſs die Erdrinde sich in einem ähnlichen Zustande des Magnetismus befindet, so daſs auch sie, wenn sie wärmer wird, einen Theil ihrer magnetischen Kraft verliert. Wenn sich daher des Morgens die östlichen Länder erwärmen, so vermindert sich dort die magnetische Kraft. Daher wird bei uns um diese Zeit der Nordpol weniger von Osten her angezogen und bewegt sich eben deswegen nach Westen. Dagegen sind am Nachmittag die westlichen Gegenden die wärmsten und die Nadel muſs daher wieder zurückgehen. Auf der südlichen Halbkugel muſs dasselbe mit dem südlichen Ende sich ereignen. Hieraus erklärt sich allerdings die tägliche Variation der Magnetnadel, wie auch die Erscheinung, daſs sie im Sommer bedeutender ist als im Winter, da ja auch das Thermometer im Sommer mehr oscillirt als im Winter. Die Frage, ob die magnetische Kraft blos in der Erdrinde bis zu einer gewissen nicht beträchtlichen Tiefe oder in der ganzen Masse der Erde enthalten sey, entscheidet Hr. *M.* auf folgende Weise. Die Vergleichung der Linien welche die Orte von gleicher magnetischer Intensität mit einander verbinden, mit den Humboldtschen Isothermen zeigt eine groſse Uebereinstimmung. Lassen sich daher aus der Gestalt der Isothermen die magnetischen Verhältnisse ableiten, so folgt daraus, daſs das Innere der Erde Nichts zu dem magnetischen Zustande beitragen kann, weil dort alle Unterschiede,

de, die die Humboldtschen Linien zeigen, völlig verschwinden. Denn besäfse das Innere der Erde auch magnetische Kraft, so würde die Anziehung dieser innern Theile auf die Magnetnadel überwiegen, und man könnte keine Uebereinstimmung der magnetischen Phänomene mit denen der Wärme bemerken. Diese Erscheinung würde sich aber auch ganz gut erklären lassen, sobald man annimmt, dafs die Wärme mit der Tiefe zunimmt, und daher im Innern der Erde den Magnetismus immer mehr zerstören mufs, je näher man dem Mittelpunkte kommt. — Auf diese gröfseren Abhandlungen folgen noch mehrere kleinere Mittheilungen, nämlich: *Ueber das Nordlicht* von dem Prof. *Argelander* in Åbo. Jede Mittheilung über ein so dunkeles Phänomen, wie es das Nordlicht bis jetzt ist, mufs uns willkommen seyn, besonders wenn sie von einem Manne wie *Argelander* herrührt. Seine hier mitgetheilten Bemerkungen beruhen auf der Beobachtung von 162 Nordlichtern, die er während 18 Jahren in Åbo angestellt hat, und nach welchen er hier eine allgemeine Beschreibung der Entstehung und Ausbildung der Nordlichter giebt. Er glaubt, dafs eine gewisse, wenn auch vielleicht unregelmäfsige Periodicität in der Erscheinung der Nordlichter nicht zu bezweifeln sey. So geben seine Beobachtungen, wenn man das Jahr von Anfang des August bis zu Anfang des folgenden August zählt, im Jahre $18\frac{23}{24}$ 3 Nordlichter, $18\frac{24}{25}$ 4, $18\frac{25}{26}$ 17, $18\frac{26}{27}$ 10, $18\frac{27}{28}$ 15, $18\frac{28}{29}$ 31, $18\frac{29}{30}$ 32, $18\frac{30}{31}$ 50, hier ist allerdings eine Progression zu bemerken und die kleinen Unregelmäfsigkeiten können, wie *Argelander* glaubt, dem häufigeren oder seltneren klaren Wetter zugeschrieben werden. Dagegen widerspricht er der sonst vielfach angenommenen Meinung, dafs sich die meisten Nordlichter um die Zeit der Aequinoctien zeigten, vielmehr waren die von ihm beobachteten unter den verschiedenen Monaten ziemlich gleich vertheilt. Nur im August und Mai zeigten sich auffallend weniger und im Juni und Juli wurden gar keine gesehen. Dieser letztere Umstand liefse sich allerdings aus der Helligkeit der nordischen Sommernächte erklären. Doch bemerkt der Vf. wohl mit Recht, dafs es wahrscheinlicher sey, dafs in diesen Monaten wirklich weniger Nordlichter entstehen, da er in anderen Monaten, bei einer Stärke der Dämmerung, die der Helligkeit der Sommernächte gleich kam, nicht selten Nordlichter gesehen hat. Von Bedeutung scheint dem Rec. auch die Bemerkung zu seyn, dafs sich bei Tage wahrscheinlich nie Nordlichter bilden, weil man sie ja sonst, beim Eintritt der Nacht, zuweilen schon völlig ausgebildet sehen müfste, während man immer erst ihr Entstehen beobachten kann. Die günstigste Zeit für die Bildung der Nordlichter sind nach dem Vf. die 3—4 ersten Stunden nach Untergang der Sonne. Seltener bilden sie sich erst gegen Mitternacht und nach derselben hat *Argelander* nur einmal eins entstehen sehen, so wie auch nur einmal in der ersten halben Stunde nach Sonnenuntergang. — Ueber die *Chinchilla* von dem Prof. *v. Baer*. Einige Notizen über das Thierchen, welches das, seit einigen Jahren in Europa unter dem Namen *Chinchilla* verbreitete Pelzwerk liefert. Ueber Platinfeuerzeuge von dem Prof. *Dulk*. Die hier mitgetheilte Erklärung der Erscheinung, dafs der Platinschwamm, wenn man einen Strom Wasserstoffs darauf leitet, erglüht, scheint dem Rec. sehr gezwungen und unhaltbar zu seyn.

BIBLISCHE LITERATUR.

LEYDEN, b. Haak u. Comp.: *Specimen theol., continens annotationem brevem in loca quaedam difficiliora, quae leguntur cap. VIII evang. Ioannis; quod — — defendet Steph. Adrian. Buddingh*, ex pago Kage Hollandus. 1833. IV u. 59 (sehr weitläuftig gedruckte) Seiten. 8.

Wiewohl Hr. *B.* gewisser in dem Vorworte erzählter Umstände halber auf vorliegende theol. Doctordissertation nur wenig Zeit verwenden konnte, so giebt sie doch rühmliches Zeugnifs von seiner theolog. Gelehrsamkeit (auch mit den deutschen Exegeten ist der Vf. wohlbekannt) und von einem Streben nach wissenschaftlicher Selbstständigkeit.

Zuerst beschäftigt er sich mit der Authentie der Erzählung von der Ehebrecherin (Joh. VIII, 3—11), indem er, ohne sämmtliche Gründe für und wider abwägen zu wollen, auf eine sehr beifallswerthe Weise zunächst zu erklären sucht, wie dieser Abschnitt schon im christlichen Alterthume in den Verdacht der Unechtheit kommen konnte, und dann zu zeigen bemüht ist, wie derselbe nicht aus dem Capitel herausgenommen werden könne, ohne dafs dadurch eine auffallende Lücke in der Erzählung entstehe. In ersterer Beziehung geht der Vf. besonders auf die Worte πορεύου und οὐδὲ ἐγώ σε κατακρίνω (scil. „ad supplicium lapidationis") — (V. 11), in letzterer besonders auf das πάλιν οὖν (V. 11) tiefer ein.

Hierauf wendet sich der Vf. zu der Erklärung der Verse 15, 41, 48, 53 u. 56. Zu dem sehr schwierigen 15 V. bemerkt er, Jesus bestreite in der ganzen Stelle seine Gegner mit einem doppelten Argumente (nämlich V. 14 u. V. 17—18), füge aber V. 15—16. gleichsam nur als Parenthese zu V. 14, und der Sinn sey dieser: „*Vos ignoratis, me a deo patre in terram missum, — — quia perversam de me fertis sententiam, vel quia ad libidinem hominum indicantes, me condemnatis; ego non is sum, qui aliquem condemnem*". Doch zeigt der Vf. nicht, wie V. 16 dann noch einen erträglichen Sinn geben könne. Warum, wenn man zu οὐδένα κρίνω supplirt κατὰ σάρκα, welches die einzig richtige Erklärung zu seyn scheint, diefs auch zu dem κρίνω des folg. Verses supplirt werden müsse, ist durchaus nicht einzusehen. — In V. 41 soll das ποιεῖτε der Imperativ seyn und unter dem πατὴρ Abraham verstanden werden, welches sich aber schwer mit dem Zusammenhange einigen läfst, und wobei auch das beigefügte ὑμεῖς überflüssig oder vielmehr geradehin ganz unpassend stehen würde, weil

weil dann auf dem ποιεῖν der ganze Nachdruck liegen müsste. — Dafs dagegen δαιμόνιον ἔχεις (V. 48) nicht = μαίνεαι sey und seyn könne, sondern eine Zurückgabe der V. 44 von Jesu den *Juden* gemachten Beschuldigung sey, ist überzeugend dargethan. — Die Erklärung von V. 53 ist dagegen gekünstelt. Die Juden sollen hier Jesu verwerfen, er erhebe sich über *Gott*, weil er sage, wer *seine* Vorschriften halte, werde nicht sterben, während Abraham und die Propheten, welche *Gottes* Gebote befolgt hätten, doch gestorben wären. An das N. T. dürfen wir freilich die Regeln der strengen Logik nicht legen. — V. 56 endlich entscheidet sich der Vf. für die gewagte Erklärung ἠγαλλιάσατο = *desideravit*. Vielleicht hat es aber mit dieser Stelle eine ähnliche Bewandtnifs, wie mit Matth. II, 23 und Luc. XXIV, 27. —

Die Latinität des Vfs ist ziemlich rein; doch schreibt er z. B. „*ubicunque* (*quocunque*) *oculos vertis*" (*vertas*) S. 1., und „*rutissime*(?) *Jesus respondet*" S. 42.

SCHÖNE LITERATUR.

Köln, b. Renard und Dübyen: *Feierstunden* von *Ernst Weyden*. — Die Meisterprobe. Bosheit und Aberglaube. Der Geiger. 1835. 310 S. 8. [im farb. Umschlag 1 Rthlr. 8 gGr.]

Die erste Erzählung führt uns in das Zeitalter der Meistersänger, die zweite in die Hexenprocesse zur Zeit des dreifsigjährigen Krieges. In der dritten ist der Geiger kein anderer als *Paganini*, der hier durch den Teufel zum Verbrechen verleitet wird, weil die Meisterschaft nur aus der Schuld hervorgehe. Ein schon mehrmals ausgesprochener Gedanke, wozu Paganini's Spiel einen *müssigen* Kopf wohl veranlassen kann. Die Empfindungen, welche Ps. übermenschliches Spiel in jedem erwecken muss, sind gut geschildert; sonst ist an dem Buche nichts zu tadeln und nichts zu loben.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Halle, b. Kümmel: *Schleiermacher's Wirksamkeit als Prediger*, dargestellt von *Alexander Schweizer*. 1834. XXIV u. 99 S. gr. 8. (15 Gr.)

Eine *Darstellung*, nicht eine *Beurtheilung* von dem, was Schleiermacher als Prediger war und leistete, wollte der Vf., sein eifriger und begabter Schüler, liefern und er hat seine Aufgabe so gelöst, dafs Rec. Alle, die sich für den Gegenstand interessiren, auf die Schrift verweisen zu dürfen glaubt. Die Quellen der Charakteristik sind Schleiermacher's Predigten, die Vorreden zu denselben, die so reichhaltigen Gutachten in Sachen des protest. Kirchenwesens von 1804, die Darstellung des theol. Studiums, seine Vorlesungen üb. praktische Theologie, deren baldige Herausgabe zu erwarten ist; endlich persönlicher Verkehr mit dem Dahingeschiedenen und eigene Anschauung seines Wirkens in der Gemeinde. Aus diesen Quellen stellt der Vf. ein mit grofser Vorliebe für den Verewigten gezeichnetes Bild von ihm in dieser Sphäre seiner umfassenden Thätigkeit vor uns auf, theils, indem er dieselbe nach den allgemeinen Verhältnissen darlegt, in welchen sich Schl. bewegte, theils, indem er sie auffafst in ihrem unmittelbaren Verhältnisse zur homilitischen Kunst. In der ersten Beziehung wird Schls. Stellung zur Gemeinde besprochen, welche letztere er sich bekanntlich recht eigentlich heranzog und bildete, sein religiöses und christliches Streben, die versöhnende Tendenz, welche er rücksichtlich der Parteien des Tages u. s. w. verfolgte; ferner sein Verhältnifs zur Philosophie und Politik, natürlich Alles zunächst, in sofern es für seine Wirksamkeit als Prediger von Bedeutung ist. Durch diesen allgemeinen Theil gewinnt der Vf. eine Basis für den besondern, giebt aber auch zugleich einen schätzbaren Beitrag zur Charakteristik Schl.'s des Theologen überhaupt, die erst dann wahrhaft gelingen wird, wenn sich von mehrern Seiten her unbefangene Stimmen über ihn vernehmen lassen.

In der zweiten Beziehung wird zuvörderst das Princip nachgewiesen, auf welchem bei Schl. die religiöse Rede fufst. Es fiel bei ihm zusammen mit dem letzten Zwecke, den dieselbe zu erstreben hat, mit der Erbauung. Um ihretwillen ist das didaktische Element da und dadurch regelt sich auch das Verhältnifs der homilet. Leistung zur Kunst. So richtig nun auch der Vf. hier das Eigenthümliche von Schl. homiletischen Produktionen erfafst hat, so gute Bemerkungen wir über die Grundsätze finden, denen er theils hinsichtlich des Zusammenhanges ganzer Predigt-Reihen, theils in Beziehung auf den Organismus der Predigt überhaupt wie auf die s. g. Disposition im Besondern, theils bei der Ausführung und Darstellung folgte, so dürfte doch Manches im Verhältnifs zu Anderem zu kurz abgefertigt seyn, z. B. die Weise, wie Schleierm. seine Einleitungen giebt. Hier weichen die spätern Predigten von den frühern in mehr als einer Rücksicht ab. Noch augenscheinlicher ist eine Differenz zwischen jenen und diesen hinsichtlich des Verhältnisses der Predigt zum Texte, wie dann offenbar von der dritten Sammlung an überhaupt ein viel innigeres Anschliefsen an das positive Element im Christenthume hervortritt, auf welches besonders aufmerksam zu machen war. — Auch das ist ein Mangel, dafs sich der Vf. nicht darauf einläfst, Schl. Verfahren bei den im engern Sinne sogenannten Casual-Reden zu charakterisiren. Einzelne flüchtige Andeutungen genügen bei weitem nicht. Und doch war Schl. auch nach dieser Seite hin höchst eigenthümlich und hatte sich Grundsätze gebildet, welche besonders von denen gar sehr beherzigt zu werden verdienen, die da meinen, hier sey der Willkür recht eigentlich Thor und Thür geöffnet und Alles hange von einigen glücklichen Griffen ab.

MONATSREGISTER

vom

JUNIUS 1835.

I.

Verzeichniss der in der Allgem. Lit. Zeit. und den Ergänzungsblättern recensirten Schriften.

Anm. Die erste Ziffer zeigt die Numer, die zweite die Seite an. Der Beisatz EB. bezeichnet die Ergänzungsblätter.

Fries,

Neu-

(Die Summe aller angezeigten Schriften ist 200.)

II.

Verzeichnifs der im Intelligenzblatte enthaltenen literarischen und artistischen Nachrichten und Anzeigen.

A n z e i g e n.

Ankündigungen von Buch- und Kunsthändlern.

Vermischte Anzeigen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

August 1835.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

Schriften über phönizische Paläographie.

1) Paris, königl. Druckerei: *Memoire sur quelques inscriptions puniques*, par M. *Quatremère*, membre de l'academie royale des inscriptions et des belles lettres. (Extrait du Journal Asiatique). 1828. 19 S. 8.

2) Leyden, b. Luchtmans: *Henrici Arentii Hamaker Miscellanea Phoenicia*, sive commentarii de rebus Phoenicum, quibus inscriptiones multae lapidum ac nummorum, nominaque propria hominum et locorum explicantur, item punicae gentis linguae et religiones passim illustrantur. Accedunt quinque tabulae lithographicae. 1828. 368 S. gr. 4.

3) Copenhagen, gedr. b. Fabricius de Tengnagel: *De inscriptione Melitensi phoenicio-graeca* commentatio, auctore *Jac. Chr. Lindberg*, adiuncto scholae metropolitanae. 1828. 92 S. in 8. mit 7 Kupfertafeln.

4) Ebend., b. Wahl: *Sendebrev til Dr. M. O. H. Hohlenberg*, i Anledning af hans offentlige Erklåring om hans Opførsel imod nig, samt en Recension i Maanedskrift for Litteratur 1 B. Af *J. Chr. Lindberg*. 1829. 38 S. 8.

5) München, gedr. b. Wolf: *Ludovici Wihl* de gravissimis aliquot *Phoenicum inscriptionibus* commentatio phil. crit. cui accedit oratio germanice scripta ... de artium inter Graecos primordiis. Cum duabus tab. lithogr. inscriptionum. 1831. 80 S. 8.

6) Leipzig, gedr. b. Nies: *Inscriptiones et papyri veteres Semitici* quotquot *in Aegypto* reperti sunt editi et inediti, recensiti et ad originem hebraeo-judaicam relati cum palaeographia hebraea concinnata. Part. 1. — auctore *Eduardo Friderico Ferdinando Beer*, Budissino, Phil. D. 1833. 21 S. gr. 4.

7) Berlin, mit acad. Schriften: Index lectionum in universitate Frid. Guilelma per semestre aestivum MDCCCXXXII. (Voran eine Abhandlung vom GRR. *Böckh* über die angeblich in Malta gefundenen cyrenaischen Inschriften. 11 S. 4.)

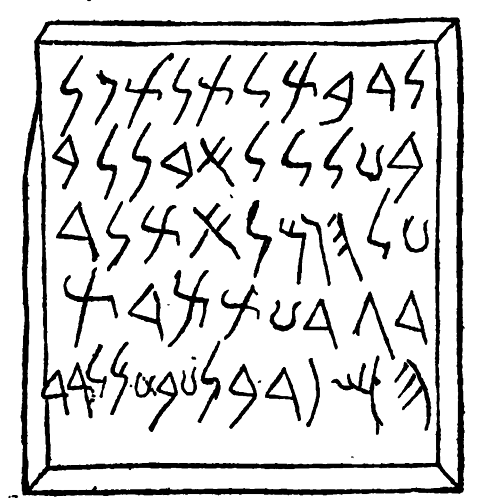
8) Paris, in der königl. Druckerei: *Recherches sur l'emplacement de Carthage*, suivies de renseignemens sur plusieurs inscriptions puniques inedites...... Par *C. T. Falbe*. 1833. 131 S. 8. nebst einem Atlas in gr. Folio, enthaltend Charten, Pläne und Inschriften. (8 Rthlr.)

Nun beinahe zehn Jahre sind verflossen, seit Rec. zuletzt in diesen Blättern (1825, No. 64. 65.) über die damals wichtigsten Erscheinungen im Fache der phönizischen und punischen Sprach-, Schrift- und Denkmälerkunde Bericht abgestattet hat. Einige erfreuliche Fortschritte sind indessen auch auf diesem Felde der Alterthumskunde geschehen. Mehrere bedeutende neue Denkmäler sind, besonders im Gebiet des alten Karthago, entdeckt, bekannt gemacht und, wenigstens versuchsweise, erklärt worden (No. 2. und No. 8.): die Lesung der älteren schon bekannten hat durch einzelne glückliche Blicke der Gelehrten gewonnen: ein grober litterarischer Betrug in diesem Felde ist durch die steigende Frechheit der Betrüger zum Glück entlarvt worden (No. 7.): ein allgemeines Interesse der Gelehrten hat sich diesen Forschungen zugewandt, die vor 20 Jahren nur äuſserst wenige Kenner in Deutschland zählten. Daneben betrauert die Wissenschaft aber auch durch den im vorigen Jahre erfolgten Tod des Geheimen Cabinetsrath *U. F. Kopp* den Verlust eines Mannes, dem sie bei aller Einseitigkeit und Sonderbarkeit auſserordentlich viel verdankt, und der in der Geschichte derselben stets eine ehrenvolle Stelle behaupten wird. Sein Verdienst war es, die zwar auch bei früheren Forschern, als *Barthelemy*, *F. P. Bayer* vorhandene, aber später (s. z. B. Bellermann's Bemerkk. über phöniz. Münzen) ganz vernachlässigte Aufmerksamkeit auf das Graphische, ohne welche die Lesung alter Schriften ein loses Spiel der Willkür seyn muſste, von Neuem zu heben und zu schärfen. Er bearbeitete diesen Gegenstand mit seltenem Fleiſs, suchte feste Regeln über die Unterscheidung ähnlicher Buchstaben und den unterscheidenden Charakter der einzelnen aufzustellen, aber freilich war er auch nur Schrift-, fast gar nicht *Sprach*-Kenner. Er that daher der Sprache Gewalt an, während er auf seinen paläographischen Canones bestand; er war geneigt, alle mögliche Abnormitäten und Monstrositäten der Sprache zu gestatten, während er keine Abweichung von dem regelmäſsigen Schriftzuge gestatten wollte; er las daher auf den Inschriften Dinge, die ein Semit nie so ausdrücken konnte. Ueberhaupt konnte er nur in Bearbeitung ganz regelmäſsig geschriebener und vollständig erhaltener Inschriften, wie z. B. die maltesischen, die bessern cyprischen, die atheniensischen sind, glücklich seyn: durchaus nicht bei dem nachlässigern Schriftzuge z. B. der zuletzt entdeckten africanischen Denkmäler, wie alle seine Erklärungs-

rungsversuche derselben zeigen. Seitdem haben sich der phönizischen Paläographie Männer angenommen, die Sprach- und Schriftkenntnifs mit einander verbinden, und ein jeder ist wohl einverstanden, dafs beide gleichmäfsig vorhanden seyn und Hand in Hand gehen müssen, wo für die richtige Entzifferung dieser Denkmäler etwas geleistet werden soll. Nur über die Rechte, welche einerseits die überlieferten Schriftzüge und ihre Lesung nach paläographischen Regeln, und andrerseits die Sprachkunde fordert, welche nichts als richtig anerkennt, als was sich durch den Gebrauch bestätigen oder wenigstens die Analogie rechtfertigen läfst, scheint man sich noch nicht verständigt zu haben. Dieser Gegensatz tritt am schroffsten in den Aufsätzen und Arbeiten der Herren *Quatremère* und *Hamaker* (No. 1. und 2.) hervor, und wir werden daher sogleich auf denselben zurückkommen, da es allerdings von grofser Wichtigkeit ist, den gegenseitigen Forderungen der Sprache und Schrift ihre bestimmten aus der Natur der Sache hergenommenen und auf derselben beruhenden Grenzen anzuweisen.

Ehe indessen Rec. zu dem Einzelnen übergeht, hält er es für Pflicht gegen das sich für diese Studien interessirende Publicum, sich noch über den von ihm selbst schon 1828 (Vorrede zum hebr. Handwörterbuche, 3te Ausg., S. 26. 27.) bekannt gemachten Plan eines *Corpus inscriptionum nummorumque phoeniciorum* zu erklären. Dafs es dem Vf. damit Ernst gewesen und er schon Hand an dieses Werk gelegt, mag der Umstand zeigen, dafs er schon im Jahre 1825 die meisten Inschriften lithographiren lassen, und seinen Zuhörern in der Paläographie von Zeit zu Zeit mitgetheilt hat. An der sofortigen Ausführung hinderte ihn zunächst die Entdeckung, dafs die von mehreren wichtigen Inschriften, z. B. den maltesischen, atheniensischen, in Umlauf befindlichen und auch auf jenen Tafeln dargestellten Abschriften nicht vollkommen treu seyen, und gegen neue indessen (zum Theil durch die Güte des Herrn Prof. *Hohlenberg* in Kopenhagen) erhaltene vertauscht werden mufsten*), wozu der Umstand kam, dafs mehrere bis dahin unedirten auch in Herrn Prof. *Hamaker's* Werke (No. 2.) erschienen: später stellten sich Unterbrechungen der verschiedensten Art ein, und erst jetzt, nachdem es dem Vf. gelungen, sehr Vieles richtiger als früher zu erklären, und namentlich den Schlüssel zu den in der letzten Zeit aufgefundenen karthagischen Monumenten zu finden (s. unten zu No. 8.), ist der frühere Faden wieder aufgenommen worden, so dafs bald nach Erscheinung des zweiten *Fasciculus* meines *Thesaurus*, und, wie ich hoffe, gewifs noch in diesem Jahre auch die *erste* Hälfte dieses Werkes, welche aufser der vollständigen Darstellung der phönizischen Paläographie, einem kritischen Commentar über das Alphabet u. s. w., einem *Index* der auf Inschriften enthaltenen Wörter, *die Erklärung sämmtlicher Stein-Schriften enthalten soll*, (die zweite ist für die *Münzen* bestimmt) wird ausgegeben werden können. Als ein kleiner Vorläufer wird in diesen Tagen *eine Abhandlung über die punisch-numidische Schrift, mit Erklärung der zuletzt aufgefundenen noch nicht erklärten Inschriften* in London und Kopenhagen, unter dem Titel: Paläographische Forschungen, 1s Heft, erscheinen.

Wir wenden uns jetzt zu No. 1, worin Hr. *Quatremère* Bemerkungen über die von *Hamaker* in der *diatribe* etc. Lugd. 1822. (s. A. L. Z. 1826. Bd. 2. S. 41), bekannt gemachten Humbertschen Inschriften mittheilt. Er geht dabei von der Bemerkung aus (S. 13), dafs die ins Publicum gebrachten Abschriften dieser Monumente selten vollkommen genau seyen, dafs man sich daher bei Lesung derselben etwas erlauben dürfe und sogar erlauben müsse, wenn man sie nicht ganz aufgeben wolle. „*Je dois aiouter, et le lecteur en fera facilement la remarque, que pour donner l'interpretation qu'on vient de lire, j'ai été obligé de restituer ou de modifier plusieurs formes de lettres, que la negligence du* g r a v e u r *ou* c e l l e *du* d e s s i n a t e u r *a alterée d'une manière sensible et jusqu'a les rendre méconnoisables; mais quiconque voudra prendre la peine de comparer ensemble ces differentes inscriptions, ne m'accusera pas d'une hardiesse temérarie. Il est certain, que l'extrême imperfection des copies des inscriptions phéniciennes forme un obstacle presque insurmontable pour l'explication de ces monumens.*" Er liest hiernach die *dritte* Humbertsche Inschrift, von allen die deutlichste und am besten erhaltene, die wir zur Bequemlichkeit des Lesers hierher setzen wollen,



und welche von *Hamaker* gelesen wurde:

לרבתן תלת ול
בעלן לארנן ב
על חמלא חלר
רגשרת תרת
הסמר, בן עבעם נדר

*) Wie wenig zuverlässig manche selbst von trefflichen Antiquarien herausgegebenen Abschriften seyen, mag das Beispiel der *Atheniensis bilinguis* II. lehren, die ich in *Boeckh Corpus inscript.* Vol. I. p. 523. nach einer berichtigten Abschrift bekannt gemacht und erläutert habe.

„*dominae nostrae Tholath*, *et domino nostro*, *hero nostro*, *domino clementiae*, *Tholad*, *propter sectionem uvarum* (*vel mistionem musti*), *Hassobed filius Abiam votum*" in den drei letzten Zeilen (denn in den ersten stimmt er mit *H.* überein) folgendergestalt:

עלחמן אש נר
(ר) עבד עשתרת
הספר בן עבדמלקר

und übersetzt: *dominae nostrae Thalath et domino nostro*, *hero nostro*, *Baal Hamman*, (*hoc*) *quod vovit Ebed-Aschtoreth* (*servus Astartes*) *scriba*, *filius Ebed Milkar* (*servi Milcaris*), wobei er zu Ende der dritten oder zu Anfang der vierten Zeile ein herausgefallenes Resch supplirt. Hr. *Hamaker* (No. 2. S. VIII.) hat diesen Zweifel an der Richtigkeit seiner Zeichnung so übel aufgenommen, dafs er auch die Erklärung kaum einer Widerlegung würdigen will. Rec. aber glaubt, dafs hier sehr wohl unterschieden werden müsse. Was zuerst das Graphische betrifft, so möchte bei einer Copie, die von einem gewissenhaften Sachkenner, wie H., geliefert worden, die Anwendung jener obigen allgemeinen Klage nicht Statt finden, und die Möglichkeit, dafs ein Buchstabe vom phönizischen Steinmetzen selbst ausgelassen sey, ist zwar vorhanden, liegt aber doch ziemlich fern. Man wird also annehmen können und müssen, dafs die von einem solchen Herausgeber, der den Stein selbst vor sich hatte, mitgetheilten Züge wirklich auf dem Steine sichtbar sind, keine mehr und keine weniger. Aber dafs bei der verwitterten Beschaffenheit dieser Monumente einzelne Striche, die zur Vollständigkeit eines Buchstaben nothwendig sind, fast oder ganz unsichtbar geworden sind, und insofern Ergänzungen einzelner Figuren, wie sie Hr. *Qu.* vorgenommen und vorausgesetzt, besonders am Ende der Inschrift, wo die Buchstaben sehr gedrängt stehen, liegt nicht über die Grenzen der Wahrscheinlichkeit hinaus. Der Steinmetz könnte selbst von der Enge des Raumes gedrängt, gewisse Züge des Buchstaben verkürzt oder ausgelassen haben. Die übrige sprachliche Auslegung betreffend, so stofsen wir gleich hier auf die oben berührte Differenz in den Ansichten von der Sprache der Inschriften. Hr. H., indem er, wie Kopp, nur nicht mit gleicher Aengstlichkeit, die Buchstaben nach den bisherigen graphischen Regeln bestimmt, setzt aus diesen dann eine Erklärung in einer Sprache zusammen, die aus hebräischen, chaldäischen und arabischen Wörtern und Formen gemischt ist, in einem harten Stile ziemlich fern liegende und gezwungen ausgedrückte Gedanken enthält, die auch für den semitischen Sprachkenner eines Commentars bedürfen. Er stellt es dabei als Princip auf, „dafs das Punische mit den Formen und Bedeutungen der anderen Dialekte vielfach vermengt sey" (S. VIII), und nennt das Gegentheil eine *perversa opinio ex animis eradicanda*. Dagegen behaupten Andere, das Phönizische, und nicht minder das Punische, sey im Wortbau, Wortvorrath und Wortbedeutung mit ganz geringen Ausnahmen Eine Sprache mit dem Hebräischen, und eine solche aus allen Formen zusammengewürfelte Sprache habe nie existirt; dazu müsse der Stil einer Inschrift einfach, leicht verständlich und fliefsend seyn, und man dürfe nicht glauben, sie richtig gelesen zu haben, bis sich ein solcher Sinn gefunden hat. Dieser letztern Meinung mufs auch Rec. vollkommen beitreten, und den entschiedenen Beweis geben die mit Sicherheit entzifferten gröfseren Inschriften (die maltesischen, atheniensischen, cyprischen), auf welchen auch nicht eine einzige unhebräische Form sich zeigt, welche ferner in einfachem, klarem Stil, höchstens mit einiger lapidarischen Kürze, den Zweck des Monumentes, dem sie eingegraben, ausdrücken. Auch Hr. *Qu.* ist dieser Meinung, und von Seiten der Leichtigkeit und Angemessenheit des Sinnes möchte seine Erklärung nichts zu wünschen übrig lassen, zu deren näherer Erläuterung wir nur beifügen wollen, dafs er בַּעַל חַמָּן durch *Baal Solaris* (vgl. den Plur. חַמָּנִים im A. T. für Sonnensäulen), אש für eine Abkürzung von אֲשֶׁר nimmt, נר aber durch נֶדֶר ergänzt. Inwiefern Rec. schon mit derselben in Ansehung der Gruppe אש נדר zusammengetroffen, können die Leser aus dieser A. L. Z. 1826. No. 111 und Encyclop. von Ersch und Gruber Th. 21. S. 97. (Art. Religion der Carthager) ersehen. Was ihm daran misfällt, ist die Annahme des אש für אֲשֶׁר, sofern das Festhalten des schwachen א beim Wegfallen des ר keine Wahrscheinlichkeit hat, die Gruppe אש auch so häufig אִשׁ bedeutet: aufserdem die Ergänzung des ר. Vollkommen entsprechend ist dagegen die Erklärung der letzten Zeile, der Vf. ist gewifs auf dem besten Wege gewesen, und Rec. glaubt, dafs sowohl den graphischen Gesetzen als der Sprache und der Angemessenheit des Sinnes Genüge geleistet werde, wenn man das Monument folgendergestalt liest:

לרבתן תלת ול
בעלן לאדנן ב
על חמן אש נד
ר גדעשתרת
הספר בן עבדמלקר.

Das wäre nach hebräischer Punctation: לְרַבָּתֵנוּ לְתֹלַת וְלִבְעָלֵנוּ לַאֲדֹנֵנוּ בַּעַל חַמָּן אִישׁ נֹדֵר גַּדִּי־עַשְׁתֹּרֶת הַסֹּפֵר בֶּן עֲבֶד־מֶלְקָר *dominae nostra Tholath, et domino nostro, hero nostro Baal Hamman. Vir vovens est Gaddi-Astoreth* (*fortuna Astartes*), *scriba*, *filius Abd-Melkar* (*servi Herculis, Heraclii*). Wir wollen dieses nur um etwas näher motiviren. Zur Rechtfertigung des בַּעַל חַמָּן, welches Rec. noch auf 4 bis 5 neu entdeckten Inschriften nachweisen kann), wird es vieler Worte wohl nicht mehr bedürfen, wenn auch Hr. *H.* selbst (S. 106 der *Miscellanea*) sein ganz willkührliches בעל חמלא noch zu vertheidigen sucht. Den 7ten Buchstaben der 3ten Zeile hat *Qu.* richtig als ש erkannt, welches auf den africanischen Monumenten öfter diese Gestalt hat, und sich wenig, besonders durch den kurzen Strich, vom ח unterscheidet: in die Augen fallend ist der Unterschied Z. 5 in dem Worte עשתרת.

Die

Die Formel אשנדר vor dem Namen des Weihenden findet sich nicht blofs auf dem *ersten* und *zweiten* Steine, wie ich schon früher bemerkt habe (1826 No. 111), sondern auch auf der grofsen maltesischen Candelaberinschrift, welche über die *Lesung* keinen Zweifel läfst; und, dafs die *Erklärung* derselben durch אִישׁ נֹדֵר oder besser אִישׁ נֹדֵר *vovens sicherer* sey, als das conjecturale אַשְׁנָדָר für אֲשֶׁר נָדַר, wird auch ein jeder leicht zugeben. Dafs der erste Buchstab der 4ten Zeile für ein ר einen zu kleinen Schaft habe, würde vielleicht *Kopp* eingewandt haben, aber auch Hrn Hamaker nicht einwenden. Das Wort גדעשתרת steht deutlich da, und ist ganz nach Analogie von גַּדִּיאֵל gebildet. Von dem Worte הספר ist nur soviel gewifs, dafs es der Amtsname des *Gaddi-Astoreth* ist: denn der mittelste Buchstab gleicht sonst dem ב (סֹבֵר würde nach dem aram. *nuntius* bedeuten), die Bestimmung durch ה hat aber für sich, dafs das ב auf dieser Inschrift anders aussieht. Um aus dem letzten Worte den auf Inschriften so häufigen Namen עבד מלקר zu lesen, ist nur die Ergänzung zweier kleinen Linien (die ich auf dem Holzschnitte bemerklich gemacht habe) nöthig, deren Verwitterung doch gewifs nicht aufser den Grenzen der Wahrscheinlichkeit liegt. Nichts ist aber wichtiger für die richtige Erklärung, als die Bekanntschaft mit dem Kreise von Namen und Formeln, in welchem sich diese Monumente bewegen.

Nachdem wir auf diese Weise nochmals auf den Inhalt einer frühern Hamaker'schen Schrift hatten zurückkommen müssen, wenden wir uns zu No. 2. den *Miscellaneis Phoeniciis*, der jedenfalls bedeutendsten unter den hier vereinigt anzuzeigenden Schriften, besonders durch das vom Vf. ans Licht gezogene neue Material, wiewohl No. 8. daran nicht minder reich ist. Wenn Rec. offen gestehen mufs, dafs er sich mit den Entzifferungen des neu bekannt Gemachten gerade am wenigsten einverstanstanden erklären kann, so ist ihm dieses bei seiner ausgezeichneten Achtung gegen die Gelehrsamkeit und den Scharfsinn des Vfs. um so mehr leid, als derselbe, wie aus der vorangeschickten *epistola ad Munterum* hervorgeht, sich nicht ohne einige Bitterkeit über Nichtanerkennung der früheren Entzifferungen und anderweiten Erklärungsweise beklagt. Bei den allseitigen Schwierigkeiten, die solche Monumente darbieten, müfste es in der That für einen besondern Glückszufall gehalten werden, wenn gleich der erste Herausgeber sie wie auf den ersten Blick vollständig und richtig erklären wollte. Bei keinem der früher bekannt gewordenen Monumente ist dieses der Fall gewesen; immer hiefs es *dies diem docet*; einer kam dem andern zu Hülfe, und bei mehreren Monumenten, die Rec. seit Jahren kannte, ist ihm erst später und wie durch einen Zufall ein richtiger Blick geworden, der mit Einem Male ein Licht über das frühere Dunkel verbreitete. Wiewohl sich auch in das den Rec. Treffende hier und da einige übele Laune eingemischt zu haben scheint, wird dieses nicht den geringsten Einflufs auf den Ton seiner Polemik gegen den Vf. haben, welche einzig und allein von derselben Liebe zur Sache ausgeht, die ja auch den Vf. beseelt.

Wir geben zuerst den reichen Inhalt der Schrift an, um dann bei einigen der entzifferten Monumente zu verweilen.

Sie zerfällt in 6 Bücher, von welchen die *vier* ersten sich mit Erklärung der *graphischen Denkmäler*, die beiden letzten mit Sammlung und Erklärung der *phönizischen Eigennamen* beschäftigen, die ersteren also mit der Schrift, die letzteren mit der Sprache.

Das *erste* Buch handelt von den *Denkmälern mit punischen Inschriften, welche vor Kurzem in das Leydener Museum gekommen sind* (S. 1—37). Diese sind a) die früher von *Münter* bekannt gemachte punische Inschrift, über welche A. L. Z. 1825, No. 64, mit Aenderungen der Interpretation, gegen welche sich zum Theil die Müntersche Erklärung wohl in Schutz nehmen liefse. b) ein im Jahre 1823 im Gebiet von *Zeugitana* bei *Bedja* (*Vagae* der Alten) oder *Kessi* (*Sicca Venerea* der Alten) aufgefundenes Monument, welches eine Kuh, drüber mit dem seltsamen Symbol (*triquetra* bei den Archäologen genannt) eines Gesichtes mit 3 Füfsen im Dreieck, darstellt, darunter eine punische Inschrift von 3½ Zeile, wovon unten. c) ein dergl. von Hrn. *Tulin*, englischem Consul zu Tunis besessenes und von dem Könige von Holland für das Leydener Museum angekauftes Monument. Zur Zeit, wo Hr. H. schrieb, befand sich das Original noch bei Hrn. Humbert in *Livorno*, nach dessen Zeichnung es mitgetheilt ist; auch war der Fundort Hrn. H. noch nicht bekannt, doch jedenfalls im Gebiete von Tunis anzunehmen. Es zeigt hauptsächlich die bekannte rohe Figur der Astarte, deren Arme in eine Traube und einen Granatapfel ausgehen, darunter 3 Zeilen punische Schrift, von ähnlichem Charakter und, wie wir unten sehen werden, ähnlichem Inhalt mit der vorigen Inschrift.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

August 1835.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

Ueber phönizische Palaeographie.

(*Fortsetzung von Nr.* 134.)

Das *zweite* Buch enthält *Erklärungen anderswo befindlicher gröfstentheils unedirter Inschriften* (S. 38 bis 86). Dieses sind *a*) *b*) 2 dem Vf. von Hn. *Quatremère* in Abschrift mitgetheilte Inschriften, welche auch Rec. durch desselben Güte erhalten, und (Vorrede zum hebr. Hwb. S. 26) erwähnt hat. Sie sind nach *Lanci* (*Osservazioni sul bassorilievo fenicoegizio*, *Roma* 1825. S. 63) im Jahr 1820 (nicht wie Hr. *H.* 1828 schreibt, „vor etwa 6 Jahren", denn bei *Lanci* heifst es 1825 „*quasi un lustro*") in Malta gefunden, und besitzt derselbe einen Abdruck derselben, den er aber, ohne den Stein gesehen zu haben, nicht bekannt machen wollte. (S. unten). *c*) Das *Drovetti'sche* Fragment eines Papyrus mit phönizischer Schrift aus dem Turiner (S. 66 steht übrigens *Turicense* st. *Turinense*) Museum, welches im Schriftcharakter die gröfste Aehnlichkeit mit dem Steine von Carpentras hat, und auch in der Schrift Nr. 6 behandelt wird. *d*) Eine lateinisch-phönizische in *Leptis* gefundene Inschrift, mit den Worten: *AUG. SUFE.*, welche schon *Ali Bey* in seiner Reise bekannt gemacht hat, hier nach zween Abschriften des jetzt im brittischen Museum befindlichen Originals. *e*) Einen andern ebenfalls im brittischen Museo befindlichen, aber sehr verwitterten Stein, von welchem auch Rec. 3 *Abdrücke* besitzt, nach denen er beurtheilen kann, dafs die hier gegebene Abschrift nicht ganz zur Erklärung, falls diese überhaupt möglich, hinreichen dürfte.

Das *dritte* Buch giebt *curae secundae* über die Humbert'schen und andere vom Vf. früher bearbeitete Inschriften, desgleichen über die *cyprischen* Inschriften bei *Pococke*. Auch die angeblich cyrenaische Inschrift ist noch einmal ausführlich besprochen, was nun bei der entschiedenen Unechtheit dieses Documents (s. unten zu Nr. 7) kein Interesse mehr hat. — Zuletzt noch (S. 117—135) Zusätze archäologischen und antiquarischen Inhalts zu der *diatribe* über die Humbert'schen Inschriften, die besonders zum Zweeke haben, den gemeinschaftlichen Cultus des Baal und der Astarte als Götter der Saaten und des Viehes darzuthun. Der Vf. giebt dabei auch eine Beschreibung eines zu Dresden befindlichen der Astarte gewidmeten Steines mit der lateinischen Inschrift: *Aquillia L. L. L.* etc., von welchem auch Rec. einen Gypsabdruck besitzt und bezieht das darauf gebildete Schaaf nebst der Inschrift *VI. EID. NOV.* auf das zweite Werfen der Lämmer im Herbst.

Das *vierte* Buch enthält *Erklärungen phönizischer* und *Hasmonäischer Münzen*, desgleichen *von geschnittenen Steinen mit phönizischer Inschrift* (S. 136 bis 164). Es wird von mehreren sicilianischen Münzen, denen von *Gaulos* (die der Vf. für melitensisch hält), mehrern cilicischen, tyrischen, zuletzt den numidischen von *Bocchus* gehandelt, wobei der Vf. viel Rücksicht auf die Vermuthungen des Rec. in der Anzeige des *Mionnet*schen Werkes nimmt, im Einzelnen beistimmend, häufiger bestreitend. Der geschnittenen Steine, welche unedirt sind, sind zwey. Der eine, ein Carneol des Haager Museums, enthält das Bild eines Kameels, mit Buchstaben, welche Hr. *H.* שְׁרְאֶצֶר liest. Rec. stimmt für diese 5 Buchstaben ganz bey; aber auf dem Steine stehen ja 6, 4 über dem Kameele, 2 vor dem Halse, und der erste ist ein deutliches *Lamed*. Also לְשַׁרְאֶצֶר. Es mag der Name des Besitzers dieses Siegelsteines seyn. Weniger sicher ist die Legende des 2ten Steines aus der *Münter*schen Sammlung, mit einem Krebs auf der andern Seite, welche Hr. *H.* liest: קאמרת und *nodus*, *vinculum* (Talisman) übersetzt.

Da mit diesem Buche die Erklärung der verschiedenartigen Denkmäler schliefst, so will Rec. gleich hier seine Bemerkungen über einige derselben folgen lassen. Am glücklichsten scheint ihm der Vf. in Erklärung mehrer der kleinen citieischen Grabschriften gewesen zu seyn, von denen II, Nr. 13. 2. 23. 18. 12. 21. 30. 24. 26. 17. 4 (in derselben Ordnung, wie bei *Kopp*) behandelt werden, und Rec. freut sich, mit Hn. *H.* in mehrern Erklärungen unabhängig zusammengetroffen zu seyn, z. B. Nr. 21. לאשמן חן (wo es nur zweifelhaft seyn dürfte ob dieses ein Ausruf sey: *Eschmuno gratia*, oder vielmehr ein *Nom. pr.* des Begrabenen, wie אשמניחן, eig. *quem Eschmun donavit*, oder *cui Eschmun favit*, denn אשמן ist Göttername, und das *N. pr.* חנאאשמן kommt auch Nr. 8 vor); desgl. Nr. 30, wo Rec. ebenfalls die erste Zeile las לעשתרת (der Astarte), und Hr. *H.* jetzt vollständig: לְעַשְׁתֹּרֶת חִיָּן בֶּן־בֹּמֶץ, wenn auch der letzte Name (den der Vf. sinnreich übrigens mit בועז = בְּעֹז *in eo robur* vergleicht) wenigstens in seiner etymologischen Auffassung (*in eo oppressio*) ungewifs seyn dürfte. Wir führen noch einige andere glückliche Erklärungen an, um sie mit den unseren zu vergleichen. Nr. 18 erklärt der Vf. חָאוּ בֶן חַנִּין בֶּן כֵּבָא, den Namen עבדחנכין (*servus crocodili*) auf den ägyptischen Cultus der Crocodils beziehend. Rec. weicht nur im ersten

ersten Worte ab, denn deutlich steht hier תאום (*Thomas*, *Didymus*), das dritte Zeichen ist gewiſs Ligatur von ום, nicht blos ו, und kommt auch Nr. 2 vor. Ob כְּבָא (Schmerz) ein passender Personennamen sey, könnte zweifelhaft seyn, aber man kann an בֶּן־אוֹנִי (Schmerzenskind) denken, wie auch an den griech. Gebrauch von ὠδῖν st. Schmerzenskind (*Schult.* ad *Job.* 39, 3). — Nr. 24 wird erklärt: עֻמָּה שַׂר לְאַשְׁרְמַלְכֻתָךְ בֶּן עַבְדָא *donum publicum* τῷ *Asrhremalchutach, filio Abda.* Gewiſs richtig ist das *Nom. propr.* (*beatum est regnum tuum*), das erste (vgl. عامة *communis, publicus*, und שַׂר = תְּשׁוּרָה) mag dahin gestellt bleiben. Nr. 4 wird gelesen: תְאוֹרָא־אָמַת מֹלֶכְיִתֶּן רַב חֹרֶשׁ *Theora, serva Molech-jitten* (*qs.* Κρονοδωρου), *principis Choresch*, und חרש für *Curias*, *Curium*, Stadt und Vorgebirge auf Cypern erklärt. Rec. hat die letzten Worte רַב חָרָשׁ gelesen, und ἀρχιτέκτων erklärt, eine Zusammensetzung, wie in רבשקה (Obermundschenk), רבמג, רבסריס, vgl. die Beispiele in den LXX (s. *Tromm*, *Kircher*), wo רַב durch ἀρχι ausgedrückt wird. Mehrere Berichtigungen hat der Vf. auch zu Erklärung der bekanntesten cyprischen Inschrift, der *zweiten*, hinzugebracht, die er also liest:

אנך עבראסר בן עסדססם בן חר מצבת
למבחיי ימנא חעל משכב נחתי לעלם כלא
שתי לאמת עשתרת בת תאם בן עבדמלך

Ego Ebed-Osir, filius Ebed-Susim, filius Huri cippum (*secundum quod i. e. propterea quod in vita mea consuescens ascendere solebat cubile requiei meae*) *in tempus perpetuum posui Amath-Astartae, filiae Thomae, filii Ebed Molechi.* Passend wird bei עבדססם auf den Cultus der Sonnenpferde (2. Kön. 23, 11) und bei יָמַן = وطن auf die Bedeutung *Conj. X cohabitare uxori* hingewiesen. Wir bemerken nur, 1) daſs למבחיי geradezu durch *quoniam in vita mea* ist, wie למבראשנה 1 Par. 15, 13 *quoniam ab initio* bedeutet. 2) Daſs wir nicht ימנא חעל lesen würden, sondern nach einer *Crasis* (י) ומנאח, für יִמְנָא אֶחִי *habitavit mecum.* Auſserdem dürfte wohl zur völligen Klarheit des Ganzen wenig übrig bleiben. Ganz unangemessen ist wenigstens, was Hr. *Wihl* in der Schrift Nr. 5 beibringt. — Noch führen wir die 23ste cyprische Inschrift an, deren Erklärung wir jedoch nicht beitreten können. Sie wird gelesen:

מצבת בְּקִיִּם
אִשׁ יָעֵף אֲמַב
ד׳ אסר לְאֵב
יַנְא דְעָתָא

Cippum ad sustentandum virum defessum fieri curavit Asad (?) *pauperibus Citiensium*, und der Vf. denkt sich darunter einen Stein am Wege, den *Asad* setzen lieſs, damit sich der müde Wanderer und der Arme darauf erhole. Sollte eine solche Bestimmung des Steins, die der erste beste Rasenfleck besser erfüllte, auch nur die geringste Wahrscheinlichkeit haben? Sollte ferner die Bestimmung des Steins doppelt angegeben seyn, für Ermüdete mit ב (statt ל), und dann getrennt davon die für Arme? Rec. liest: מצבת בְּקִיָּם אִשׁ יָעֵף. אעבדאסר לְאָבִי לְאַרְכִּתָא *Grabstein auf Verordnung eines lebenssatten Mannes. Ebed-Osir meinem Vater, dem Ari-Citta* (*leo Citii*). Der lebenssatte Mann, auf dessen letzte Anordnung der Sohn ihm diesen Stein setzt, ist eben *Ari-Citta.* Ueber das א vor *Ebed-Osir* an einem andern Orte. Die Bemerkungen des Rec. über die cyprischen Inschriften Jen. A. L. Z. 1820. Nr. 39 in einer Rec. von *Kopp's* Bildern und Schriften Th. I. scheinen dem Vf. nicht bekannt geworden zu seyn.

Weit minder glücklich, als die Erklärung der erwähnten cyprischen Inschriften, ist die der im *ersten* und *zweiten* Buche behandelten neu edirten, und, was Rec. an denselben vermiſst, ist, wie oben bemerkt, sowohl eine mit dem Sprachgebrauche übereinstimmende Sprache und Diction, als die Angemessenheit des Sinnes und Inhaltes, welche sich in allen den Inschriften findet, welche richtig getroffen zu haben man versichert ist. Wir geben zum Beispiele die beiden maltesischen, nach *Quatremère's* Abschrift, von denen Hr. *H.* die erste also liest:

נצב נללא
בעל אללן (אַלֹּבְן)
סלחת לב
על חמן א
בן אשר יע.
רל דברן

posuit Nolela, dominus Elalensium (*vel Allonensium*) *expiandi causa Baali columnam lapideam, quoniam incircumcisus est sermone* (*i. e. quoniam balbutie laborat*). Unter אללן *Elalenses* versteht der Vf. die *Melitenses*, mit Berufung auf die Buchstaben אלל (aber richtiger אנן) auf den Münzen von *Gaulos*, die nach des Vfs. Combination maltesische Münzen sind. Auf wie schwachen Füſsen dieses steht, sieht ein Jeder, so wie die Unangemessenheit des Ausdrucks: *sermo incircumcisus* st. *labium incircumcisum*, desgleichen des Sinnes, nach welchem der Stein gesetzt wäre, damit der Sonnengott das Stammeln heilen sollte, während solche Steine sonst nur *ex voto* gesetzt werden, wenn die Gottheit die Bitte des Kranken erhört hat. Rec. liest diese Inschrift mit Benutzung der zweiten ihr ähnlichen:

נצב מלכבעל אש ימלחי
לבעל חמן אבן כשמע כל דברי

posuit Malchi-baal, vir .... ensis, Baali Solari lapidem, quum exaudivisset omnia verba mea. Zur Rechtfertigung dieser Lesung, die sich zum Theil selbst rechtfertigen wird, hier nur Folgendes, nach Vorausschickung der Bemerkung, daſs die vom Vf. herausgegebenen, wie die im Besitz des Rec. befindlichen Abschriften nichts als freie Federzeichnungen sind, die auch in mehreren Stücken von einander und von den von *Lanci* nach seinem Gypsabdrucke gegebenen Figuren etwas abweichen. 1) Wir lesen Z. 1. die *vierte* und *fünfte* Figur (VY) zusammen als *Mem*, und Z. 2 die *fünfte* und *sechste* (VV) als *Schin.* Dieses getrennte *Mem* findet sich auch auf altgriechischen Inschriften, und hier führt darauf die

die Analogie der andern Inschrift, wo dieselben מ und ש an derselben Stelle deutlich sind, außerdem die Oeconomie des Steines, auf welchem jede der 6 Zeilen 6 Buchstaben hat. Der Name מלכבעל ist analog mit מלכיאל, מַלְכָּם, den darauf folgenden Ortsnamen lassen wir hier dahingestellt. Ueber חַמָּן hat Rec. indessen ausführlich in dem nächstens auszugebenden Hefte des *Thesaurus* pag. 490 gehandelt, und will hier nur bemerken, dafs die von Hn. *H.* richtig gegebene Erklärung von חַמָּנִים Sonnensäulen, Obelisken sich schon beim *Gr. Venet.* findet, dessen *ἀκαβάντες* ohne Zweifel *Spitzsäulen* sind. Die Schlufsformel כשמע כל דברי aber hat die gröfste Aehnlichkeit mit der Schlufsformel der ebenfalls *maltesischen* Candelaberinschrift: כשמע קלם יברכם *wenn er ihre Stimme hört, möge er sie segnen.* Der Uebergang von der dritten Person in die erste wird niemanden irren: er findet sich ebenfalls in der ersten maltesischen Inschrift. Dieser Inschrift verbrüdert und genau parallel ist die *zweite*, zum Theil verletzte, welche Hr. *H.*, ohne diesen Parallelismus zu bemerken, so liest:

נָתַן דמצא
אסראשש
שר דעל.
. . . אבן
. . נקרא
די

Dedit quod potuit Osir-isschesch.... qui super.... lapidem..... invocatus est.... quoniam.... Rec. glaubt, dafs auf dem Steine ungefähr folgendes stehe:

נצב מלך
אסר איש ש
. . שרי בעל
. . . אבן
. . . נדר א
. . . . בי

posuit Melech-osir vir s... sedensis Baal... lapidem — ex voto patris mei, was sich bei Vergleichung des Originals, wozu Rec. Hoffnung hat, des nähern zeigen wird.

Die Ali-Beysche Inschrift, jetzt im britischen Museum zu London, unter den lateinischen Buchstaben: *AVG. SVFE.* (nach Hn. *H. Augustalis Suffes*) liest Hr. *H.* S. 77 כְּצֵלָה לְבַצֹּרֶת דְּחָעֳלָה *ut precatio* (*vel precandi causa*) *propter defectum* (*vel exsiccationem*) *canalium*, was ihm wohl selbst nicht genügt haben wird. Ohne die Mängel dieser Erklärung hervorzuheben, will Rec. seine Lesung hieher setzen, wobei er die Abschrift in *Ali Bey's* Reise zum Grunde legt. Ohne allen Anstofs in graphischer und sprachlicher Hinsicht liest man:

בת למלכת רם קם עלם

d. i. בֵּית לְמַלְכוּת רֹם קָם עֹלָם *das königliche* (*kaiserliche*) *Haus Roms besteht ewiglich*, eine politische Sentenz, die einem im römischen Karthago fungirenden kaiserlichen Beamten, namentlich dem zu Ehren des kaiserlichen Hauses (der *domus Augusta!*) angestellten *Augustalis* wohl anstand.

In graphischer Hinsicht können wir über das Zeichen ܩ (so steht es bei *Ali Bey*), aber auch +, als *Mem* auf die Nachweisungen bei *Lindberg* (in der Schrift Nr. 3) S. 21, namentlich auf die ganz ähnlich geschriebene Gruppe auf der Münze des Königs Juba, רם מלכות (*römisches Reich!*) verweisen.

Was Rec. an den Hamaker'schen Erklärungen vermifst, Beobachtung der sicher bestätigten hebräisch-phönizischen Sprachform und Angemessenheit des Ausdrucks und Sinnes, mögen noch folgende Beispiele zeigen. Die längere Inschrift auf der sidonischen Münze, welche man las: לצדנם אם ככר אח אחת צר *a Sidoniis, matre regionis et sorore Tyri,* liest Hr. *H.* S. 150: לְצִדֹנִים אִמְּנִם בְּאָפְאָכָה צר *Sidoniorum profligantium mendacissimam Tyrum,* אממם f. הַמֵּמִים, אפאכה = أفّاكة *valde mendax.* Die Inschrift möge sich auf einen Sieg der Sidonier über die Tyrier (da die macedonischen Könige den Städten wahrscheinlich Bürgerkrieg zu führen gestattet hätten) beziehen, und die Absicht haben, ihre Arroganz und Alterthumsprätension zu züchtigen. Sollte der Vf. wohl noch ein ähnliches Beispiel so unziemlicher und unwürdiger politischer Polemik auf Münzen im ganzen Alterthum nachweisen können? Erst dann würde es darauf ankommen und lohnen, die sprachlichen Annahmen der Erklärung genauer zu prüfen.

Auf dem in Leyden befindlichen zeugitanischen Monument mit dem Bilde der Kuh liest Hr. *H.*:

לְחוֹצֵאת פָּר וְחַטָּא ע —
נת צָק חובה הת
הַצָּפָה פָּרוֹת הַלֹּק (רחט?) ת
כְּשֵׁי שָׁפַע

propter partum (*fecunditatem*) *armentorum et purgationem fontium obstructorum votum duplicabitur. Vaccae debitae* (*vel sorte lectae*) *mactabuntur largiter*, und das Gegenstück dazu:

תּוֹרַב מֹץ עֵנָב לְעֶרְכָן בַּחֲסָנִיו עַב
- בַּעַל צֹעִי בְחֹאוֹבָה בָּגָן נְצָבוֹת נָתַן עַז
לְבַעַל פְּרוֹת לְהִתְעַלֶּה עֲמַח

donum musti uvarum pro vineis (*vel secundum ordines, nempe vinearum*) *propter incrementum earum* (*vel eius*). *Enbaal Zoensis* (*vel Zeugitanus*) *ad expiandos Bagenses monumentum posuit laudando dominum fructuum ad compensationem publicam.* Wir fragen in sprachlicher Hinsicht Kenner der semitischen Sprachen, ob ihnen eine solche Sprachform bisher bekannt gewesen, ob sie ihnen verständlich sey? In graphischer Hinsicht wollen wir den Vf., da der Raum uns drängt, *statt aller Kritik* auf den einzigen Umstand aufmerksam machen, den er auch nicht entfernt geahndet zu haben scheint, dafs dieselbe Buchstabengruppe, welche Z. 3 der 2te Inschrift bildet, und zu lesen ist:

לבעל כמן מך שמע קלה עמת

Baali Solari Regi, qui exaudivit voces (*preces*) *populorum*, sich auch auf dem *ersten* Monument Z. 1. 2. mit geringer Veränderung findet. Sie heifst dort: לאדן בעל כמן מלך ע' שמע קלת

Do-

Domino Baali Solari, *regi aeterno*, *qui exaudivit voces* etc. Der Grund, weshalb die Lesung dieser Monumente Hn. *H.* nicht gelingen konnte, liegt in dem Verkennen mehrerer Buchstaben in ihrer spätern nachlässigen punisch-numidischen Form, und überhaupt darin, dafs er dieser ganzen Schriftart keine graphische Untersuchung gewidmet hat, sondern die Buchstaben nach den bisherigen (*Kopp*schen) Bestimmungen auffassen zu können glaubte. Dazu kommt, dafs ihm die den seinigen innig verwandten Inschriften in den *London Asiatic Transactions* Vol. III. P. III. und in der Schrift Nr. 8. noch unbekannt waren. (S. weiter unten bei Nr. 8.)

Wir gehen jetzt zu dem *fünften* Buche über, welches eine Erklärung mehrerer Stellen des Sanchuniathon, sodann eine höchst gelehrte und schätzbare *Sammlung phönizischer*, *punischer und cyprischer Personennamen* aus den alten Schriftstellern enthält mit Zurückführung derselben auf ihre Etymologie, was für die Uebersicht des ganzen phönizisch-punischen Sprachschatzes, als welche wiederum die Entzifferung der Inschriften sehr erleichtert, ausnehmend wichtig ist. Die Sammlung ist ziemlich vollständig, die Etymologien meistens ungezwungen und sprachgemäfs. Nur einige würde Rec. anders fassen; z. B. *Metuastartus* ist nicht מתנעשתרת *donum Astartes*, sondern מְתוּעַשְׁתֹּרֶת *vir* (*homo*) *Astartes*, wie מְתוּשָׁלַח, und *Muthumballes* beim *Plautus* = מְתוּבַעַל. Vermifst hat Rec. *Hiarba*, *Hiempsal*, *Inibalus*, *Misdes*, *Namphanio*, *Phameas* u. a. m. Aehnlichen Inhalts ist das *sechste* Buch, enthaltend *etymologische Erklärungen der geographischen Namen der Phönizier*, *Punier*, *Cyprier*, nebst mehrern punischen und cyprischen Glossen aus Grammatikern (S. 216—313). Besonders zahlreich sind die africanischen Ortsnamen, bei welchen die Zurückführung auf semitische Etymologie aber ungleich schwerer ist, als bei den Personen-Namen, und bei vielen recht mifslich seyn dürfte. Wenn der Vf. ganz griechisch klingende Namen, z. B. *Aërius*, *Tetramnestus*, *Boosura* (βοὸς οὐρά), doch auf semitische Etymologie zurückführt, z. B. letzteres בו אֲשֹׁרָה schreiben will, so darf dieses nicht durchaus getadelt werden, da die Griechen fremde Namen nach ihrer Weise gestalteten (z. B. יְרִיחוֹ *Hiericho*), doch ist er in dieser Annahme wohl etwas zu weit gegangen.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Berlin, b. Oehmigke: *Das christliche Leben.* — *Dreizehn* Predigten in der Trinitatis-Zeit 1834 gehalten in der Parochialkirche zu Berlin von *Friedrich Arndt*. 1834. 204 S. 8. (16 gGr.)

Als Rec. diese Predigten zur Hand nahm, konnte er sich der Erinnerung an die berüchtigte Cholera-Predigt nicht erwehren, die Hr. *A.* noch als Hülfsprediger in Magdeburg herausgab, und fürchtete, ähnlichen Produkten zu begegnen. Er freut sich, gestehen zu müssen, dafs diefs nicht der Fall war. Der Vf. betrachtet nach einem einfachen, im Ganzen wohl erwogenen Plane das Leben des Christen nach den verschiedenen Beziehungen, in welche er durch Alter, Beruf und durch sein Verhältnifs zur Kirche gesetzt wird. Einzelne Extravaganzen ausgenommen, die auch durch die bildliche Sprache des erbaulichen Vortrags nicht gerechtfertigt werden können, und darauf hindeuten, dafs dem Vf. das reine *Bibelwort* noch durch die Nebel einer Dogmatik getrübt wird, welche sich ein Mal überlebt hat und durch keine Versuche wieder von den Todten auferweckt werden kann, spricht aus den Vorträgen ein besonnener Ernst, ein lebendiger Eifer, ein für die Gebrechen der Zeit und der Umgebungen, unter welchen Hr. *A.* sich befindet, offener Blick und eine bedeutende Gabe zur Popularität durch ein kräftiges Individualisiren und scharfes Eingehen auf die besonderen Verhältnisse des Lebens. Zu jenen Extravaganzen rechnet Rec. die Stelle in der ersten Predigt über die Taufe, wo es S. 10 heifst: „Wie über Christum der heilige Geist kam zur Weihe für *sein* Leben und Wirken (vor der Taufe also hatte er ihn nicht?): so soll auch unsere Taufe ein Bad der Wiedergeburt und der Erneuerung des heiligen Geistes seyn und der Bund eines guten Gewissens mit Gott." Das Schwankende und Unklare der Vergleichung springt in die Augen. Und nun heifst *es gar* weiter: „In der Taufe — sieht der Herr (wer? Gott oder Christus?) uns liegen *in unserm Blute*, in unsern Sünden, in unserm Elend und spricht zu unserer Seele, indem er uns darin liegen sieht: du sollst *leben!*" Aehnliches, wiewohl in anderer *Weise und* mehr wegen der zu grellen Farben in der bildlichen Rede zu tadeln findet sich in den Predigten über die Erziehung S. 28, wo ein der Hölle verfallenes Kind in einer weit ausgesponnenen Apostrophe den Vater, welcher es schlecht erzog, am Throne Gottes verklagt. Uebrigens sind gerade diese Predigten vor Andern ein Beleg zu den eben erwähnten Vorzügen. Auch die Darstellung ist, das Grelle in einzelnen Fällen abgerechnet, meistens angemessen und zeugt von Kenntnifs der Schrift wie von Gewandtheit, sie anzuwenden. Unter den Hauptsätzen könnte einer „die Tage der ersten Liebe" auffallend scheinen. Das Auffallende verliert sich jedoch für den Unbefangenen bei Beachtung des Zusammenhanges. Der Vf. meint die Tage, wo der Mensch zum ersten Mal seines Heils in Christo gewifs wird und wo ihm die neue Welt des Glaubens aufgeht. — Er hätte zu der Rechtfertigung des Ausdrucks an Offenbar. 2, 4 erinnern können.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

August 1835.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

Ueber phönizische Paläographie.

(Fortsetzung von Nr. 135.)

Die Schrift No. 3. enthält eine neue ausführliche paläographische Behandlung der bekannten schönen maltesischen Candelaber-Inschrift mit griechischer Ueberschrift (u. s. w. לאדנן למלקרת בעל צר), durch deren Entzifferung *Barthelemy*, *Swinton* und *Bayer* zuerst den Grund zur Aufstellung eines correcten phönizischen Alphabets und zur künftigen bessern Lesung der Denkmäler legte. Sie findet sich jetzt in der *bibliotheque Mazarine* zu Paris, und der Vf. gibt davon eine durch Hrn. v. Brönsted erhaltene Zeichnung, durch welche die frühere bei *Bayer*, *Kopp* u. a. in mehreren kleinen Punkten berichtigt wird. Um nach so mancherlei abweichenden Erklärungen ganz sicher zu gehen, hat der Vf. bei der paläographischen Behandlung der Inschrift (S. 7 — 69) den Weg eingeschlagen, bei einem jeden Buchstaben die hier vorkommende Figur in ihrer Bedeutung auf andern Monumenten nachzuweisen, hat aber noch mehr gethan, und sehr häufig auch von den übrigen Gestalten der Buchstaben gehandelt; sodann folgende der Hauptsache nach schon von *Bayer* vorgetragene Erklärung gegeben:

Domino nostro, Herculi, deo tutelari Tyri, quisque vovit, servus tuus Dionysius et frater meus Serapion, ambo filii Serapionis, filii Dionysii. Quum audiverit (Hercules) vocem eorum, benedicat eis.

Was nun den Plan der Abhandlung betrifft, so hat der Vf. allerdings *für den Zweck der Erklärung dieser* in ihren Zügen so höchst regelmäfsigen und bei dem jetzigen Stande der Wissenschaft in ihrer Erklärung nicht mehr zweifelhaften *Inschrift* durch jene Nachweisungen etwas beinahe Ueberflüssiges gethan (mehr am Orte wäre dieses Verfahren bei einer unregelmäfsigen und schwierigen Inschrift gewesen); aber die Nachweisungen selbst sind, besonders so lange es an einem Commentar über das phönizische Alphabet fehlt, gewifs jedem Paläographen sehr schätzbar, und der Vf. hat darin die Beweise ausnehmend fleifsiger Studien der phönizischen Monumente verbunden mit gutem Tact in Erklärung derselben niedergelegt. Indem er von dieser oder jener Figur handelt, behandelt er häufig zugleich die Münzlegenden, worin sie vorkommt, und theilt darüber Nachrichten mit, wodurch selbst die besten vorhandenen Münzwerke ergänzt werden, da er sowohl die öffentlichen, als die trefflichen Privat-Münzsammlungen (von Münter, Thorlacius, Falke u. s. w.) zu Kopenhagen für diesen Zweck durchzugehen die Gelegenheit hatte und mit Fleifs benutzte. Die Noten, worin er diese Expositionen niedergelegt, sind daher für die Wissenschaft selbst weit wichtiger als der Text und die Erklärung der Inschrift, für welche sich im Grunde nicht viel mehr leisten liefs, und nur das schon gewonnene Resultat bestätigt werden konnte. Wenn es der Raum dieser Anzeige erlaubte, würde Rec. gern bei mancherlei Einzelnheiten und eigenen Erklärungen des Vfs. die Resultate seiner Untersuchung mit den gegebenen vergleichen, mufs sich aber auf Hervorhebung von Wenigem beschränken.

S. 21 hat der Vf., wie schon oben bemerkt, die (von Hamaker verkannte) kreuzförmige Figur ganz richtig als *Mem* vindicirt, und hiernach die Inschrift auf einer Münze des Juba sehr richtig: רם מלכת gelesen. Aber er hätte dieses nicht *magnum regnum* übersetzen sollen. Sie bedeutet gewifs: רם מלכת *imperium Romanum*, wie auf der Inschrift des Ali Bey, worüber der Vf. auch S. 49 seine Vermuthung gibt, aber freilich eine wenig passende, wenn er sie liest:

נת למלכת במקם עלם

torcular reginae in loco perenni.

Die vom Vf. nicht erklärte, und S. 22. Z. 4. v. u. als *incerta* angeführte Inschrift auf einer andern Münze des Juba ist ohne Zweifel מערם zu lesen, welches Rec. durch מלכות עלם רם *imperium aeternum Romae* erklärt. Die Abbreviatur מע = מלכות עלם kann Rec. auf Carthagischen Denkmälern mit Sicherheit in dieser Bedeutung nachweisen. Auf der Atheniensischen *bilinguis* No 1 liest der Vf. nach S. 39 ebenfalls vom Anfange herein מצבת קבר st. מצבת זכר ohne anzuführen, dafs ebenso schon von Tychsen und dem Rec. in Böckh *corpus inscr.* T. I. p. 527 gelesen worden sey. — Was die Erklärung der maltesischen Inschrift selbst betrifft, so mufs Rec. darin nur die Worte אש נדר *quisque vovit* in Anspruch nehmen. Sie bedeuten ohne Zweifel *vir vovens*, worüber schon oben. — Was das Alter der Inschrift betrifft, so stimmen wir so weit ganz mit dem Vf., dafs sie zu den ältesten der vorhandenen Denkmäler gehört, aber doch nicht über das Jahr 200 v. Chr. hinausgehen mag. Der Vf. hat zu diesem Behuf S. 79 ff. eine Geschichte der Buchstabenfiguren nach den phönizischen Münzen mit Jahrzahlen entworfen, die auch zu diesem Resultate stimmt.

Sehr mufs Rec. bedauern, dafs Hr. L. auf die erwähnte so sorgfältige, gründliche und in einem ruhigen

ruhigen wissenschaftlichen Tone abgefafste Abhandlung die heftige polemische Brochüre No. 4. folgen lassen konnte, die hauptsächlich gegen eine Rec. des Herrn Prof. Hohlenberg in der „Monatsschrift für Litteratur" gerichtet, von diesem auch in einer Beilage zu dieser Zeitschrift H. 10, die dem Rec. vorliegt, auf eine ruhige und würdige Art beantwortet ist. Nur weniges in diesem Streit ist wissenschaftlicher Art, z. B. der Streit über die Münzen von Marathus, wo sich Hr. H. für des Rec. Meinung (A. L. Z. 1825 No. 64) bestimmt hatte, die derselbe auch noch heute für einzig richtig hält, und seiner Zeit zur Ueberzeugung jedes Unparteyischen darzulegen gedenkt; ferner die Aeufserung des Hrn. H., dafs die phönizischen Münzlegenden in Mionnet's Werke öfter nicht zuverlässig genug seyn, und die Ansicht der ganzen Münzen nöthig machten, die Hr. L. als eine unverzeihliche Anschuldigung gegen Mionnet betrachtet, Hrn. H. numismatische Kenntnisse absprechend. Derselbe wufste aber wohl, was er sagte, da er alle diese Legenden mit den Originalen in Paris verglichen hatte, und schon der einzige Umstand, dafs Mionnet mehrere dieser Legenden *verkehrt* stellt, möchte zeigen, dafs dieser Theil des Werkes, wenn auch mit der Absicht möglichster Genauigkeit, doch ohne Kenntnifs der Sache angefertigt sey. Im übrigen bedauert Rec., selbst die unschuldige Veranlassung der Mifshelligkeit geworden zu seyn. Hr. H. konnte gewifs nicht anders verfahren, als er that; hätte aber Hr. L. dem Rec. den Wunsch zu erkennen gegeben, die ihm geschenkte Abschrift der Melit. 1. zu benutzen, so würde sie mit Vergnügen ertheilt worden seyn.

Die Schrift des Hrn. *Wihl* No. 5 enthält einige ohne alle Ziehung paläographischer Untersuchung blos mit Hülfe der sprachlichen und kritischen Vermuthung gemachten Versuche zur Lösung der noch etwa übrigen Schwierigkeiten in den vielerklärten *Inscr. Cit.* 2 (*Oxon.*). *Melit. II*, *Carpentor.*, und noch einiger kleinen cyprischen, und ist nicht von bedeutendem Gehalt, da der meiste Raum mit Anführung der frühern Erklärungen, und allgemeinen dem Kenner dieser Litteratur sehr geläufigen Dingen angefüllt ist, die eigenen Versuche des Vfs. aber weit entfernt sind, die Sache abzuthun. Bei der *Inscr. Oxon.* beruht die hier gewählte Erklärung auf der Hauptsache, dafs (nach Barthelemy) am Ende der ersten Zeile *ex coniectura* ein ש hinzugefügt, und mit dem folgenden למ zusammen שלם (שִׁלּוּם) gelesen wird. Dagegen mufs Rec. erinnern, dafs er selbst den ganz vortrefflich erhaltenen und *scharf eingeschnittenen* Stein mehr als einmal mit den vorhandenen Abbildungen, namentlich der Chandlerschen, verglichen, und keine Spur eines etwa ausgelöschten Buchstaben entdeckt hat, zu welchem auch bei der Oeconomie der Schrift auf dem Steine weder am Ende der ersten, noch zu Anfange der 2ten Zeile Platz wäre. Es bliebe also nur die Vermuthung übrig, dafs der Steinhauer selbst diesen Buchstaben vergessen habe, die man bei der sonstigen Genauigkeit des Monuments sich nicht so ohne Weiteres wird einreden lassen, wiewohl der Vf. S. 16 seine Lesung: *lectio ab omni dubitatione remota* (?!) nennt. Die neue Lesung und Erklärung:

מצבת שלום בחיי יטן (= יתן) את
על משכב נחתי לעולם כלאשתי

monumentum pacis in vita mea dabit testimonium de cubiculo quietis meae mundo ut uxori meae etc. steht und fällt aber mit jener Vermuthung. — An der *Melit.* 1 ändert der Vf. (nach *Bayer*) nichts, als dafs er אשרי נדר = אש נדר (nach *Quatremère*) durch *hoc quod voverunt* lies't, was so wenig angeht, als statt des deutlichen עבדך zu lesen עבדיך *servi ipsius*. — Neu ist die Mittheilung eines antiken Carneols mit phönizischen (sehr undeutlichen) Buchstaben aus der Sammlung des Grafen *Anatolio Demidoff*, welche Hr. *W.* צמד חרם רם liest, und erklärt: *die Weihe des erhabenen Hermes*, was wir für jetzt (wiewohl sich dagegen in graphischer und sprachlicher Hinsicht gar viel sagen liefse) dahin gestellt seyn lassen wollen. — Recht wohlgefallen haben Rec. die öftern Apologieen Tychsen's als Paläographen gegen die gesuchten Cavillationen von Kopp.

Einen ausgezeichneten Beweis gründlicher paläographischen und philologischen Studien gibt die Abhandlung No. 6., welche vorzüglich die *aramäisch-ägyptische Schrift* auf dem Steine zu Carpentras und die schon von Hamaker bekannt gemachten Turiner Fragmente zum Gegenstande hat.

Kopp war der erste, welcher die unter einem ägyptischen Bildwerke stehende in *einer mehr aramäischen als hebräischen Sprachform* abgefafste Inschrift von Carpentras, für nicht phönizische, wenigstens nicht rein-phönizische, sondern *altaramäische Schrift* erklärte, auf den abweichenden Character derselben (oben offene Köpfe des ב, ד, ר, ע u. s. w.) und die Aehnlichkeit mit der palmyrenischen Schrift aufmerksam machte, deren Verwandtschaft mit der Quadratschrift bekannt ist. Ein interessanter Umstand für diese Schriftart ist nun, dafs das Turiner Fragment, welches sicher in Aegypten gefunden worden, dieselbe nur dem Quadratcharacter noch ähnlichere Schrift und eine ebenfalls aramäische, im Einzelnen hebraisirende Sprachform enthält. Was daraus *sicher* folgt, ist, dafs in Aegypten gewisse Semiten, mehr Aramäer als Phönizier zu nennen, die sich jener Sprach- und Schriftform bedienten, wenigstens hier und da eingebürgert gewesen seyn müssen. Wer diese gewesen? hat bisher niemand gefragt, und niemand beantwortet. Unser Vf. aber äufsert darüber die Vermuthung, dafs diese Inschriften von *ägyptischen Juden* herrühren möchten, und dafs die Schriftart dieser Inschriften die bei den Juden zwischen dem Gebrauch der alten (jetzt auf den Münzen vorfindlichen) und der Entstehung der Quadratschrift gewöhnlich gewesen seyn möge, mit der Bemerkung, dafs die von Gesenius (Gesch. der hebr. Spr. und Schr. S. 157. 158) angegebenen aus Buchstabenverwechselung hervorgegangenen Varianten sich bei diesem Schriftcha-

Character am leichtesten erklären liefsen. Für diese an sich gar nicht unwahrscheinliche Meinung führt er an: die grofse Frequenz der Juden unter den Ptolemäern, den Character jener Schrift, der wirklich zwischen der althebräischen (Münz-) Schrift und dem Quadratcharacter steht, sodann gewisse *Hebraismen* in dieser aramäischen Sprachform, die sich kaum anders erklären liefsen. Dagegen spricht (nach des Rec. Gefühl mit nicht geringem Gewicht) das auf ägyptische Mythologie bezügliche *Basrelief* des Steins von Carpentras, welches sich nicht anders, als durch Uebertritt eines Juden zu den ägyptischen *sacris* erklären liefse. Nun aber ist die *Tebe*, welcher der Stein von Carpentras gewidmet, selbst eine *Priesterin* des Osiris (wiewohl Hr. *B.* dieses anders erklärt). Sollte man dazu eine übergetretene Jüdin genommen haben? Näher läge hier die Abkunft dieser Monumente von syrischen in Aegypten eingebürgerten Familien, bei denen als Heiden die Annahme ägyptischer *sacra* keine Schwierigkeit hatte. Weniger Schwierigkeit hat die Annahme des Vfs., dafs die hier in Aegypten gebrauchte Schrift mit der auch in Palästina gebrauchten identisch gewesen sey, und der Vf. wird gewifs bei der verheifsenen weitern Bearbeitung nicht verfehlen, diese sich sehr empfehlende Ansicht auch durch die biblischen Varianten wahrscheinlich zu machen.

Der Vf. beabsichtigt ein gröfseres Werk über diese Monumente zu verfassen, wovon das *erste Buch* die *semitisch-ägyptischen Inscriptionen* durchgehen soll; das *zweyte* soll von *dem Ursprung derselben* handeln, und daneben viele phönizische Inschriften, die palmyrenischen, und die des *Dschebel Mokatteb* in Arabien (die der Vf. christlichen Arabern des 3ten Jahrhunderts zuschreiben möchte) behandeln; das *dritte* soll Erläuterungen und Bereicherungen der hebräischen Paläographie aus jenen semitisch-ägyptischen Monumenten enthalten. Die hier vorliegende Abhandlung enthält nur einen Theil des ersten Buches, nämlich nach der Einleitung die Behandlung der *Inscriptio Carpentoractensis.*

Wiewohl auch der Vf. über die schwierigeren Partien der Inschrift, namentlich die vierte Zeile, nichts ihn selbst Befriedigendes zu geben im Stande gewesen ist, so verdient doch die Sorgfalt und Gründlichkeit, die ruhige und scharfsichtige Abwägung der Gründe *für* und *wider* die einzelnen Erklärungen und die dabei ausgelegte Gelehrsamkeit die gröfste Anerkennung. Sehr genau sind die Differenzen der Abschrift von *Barthélemy* und der von *Lanci* (*Osservazioni sul bassorilievo Fenico-egizio in Carpentrasso*, s. A. L. Z. 1828 Oct. S. 269 ff.) angegeben und erwogen, wobei die Bemerkung von Wichtigkeit ist, dafs der Stein in den dazwischen verflossenen mehr als 60 Jahren offenbar gelitten hat; sodann die Erklärungen von *Barthélemy*, *Tychsen*, *Fabricy*, *Kopp*, *Hamaker*, *Lanci*, dessen Rec. in der A. L. Z. a. a. O. (Prof. *Roediger*), *Wihl* (der aber so gut als nichts Eigenes hat) erst allgemein beurtheilt, sodann ein specieller Commentar gegeben. Wir können nur einige Bemerkungen berühren. Den Namen תבא *Thebe* nimmt der Vf. mit Recht für ägyptisch, und combinirt ihn dann mit dem geogr. Namen *Thebae*. Rec. hält ihn für identisch mit dem ägypt. *tpe* (das *p* im Aegyptischen wie *b* gesprochen) *Himmel* und *Himmelsgöttin* (s. *Champollion Pantheon de l'Egypte*). חמנחא möchte Hr. *B.* lieber durch *sacrificulus*, oder *cultor* übersetzen, und auf den Vater der *Thebe* beziehen, als auf die Tochter, was aber wohl dem Sinne der Inschrift und den Bildwerken minder gemäfs ist. Die Tychsen'sche Erklärung des איש durch *Isis* hat er sehr glücklich dadurch gänzlich zurückgewiesen, dafs auch in den *Blacas'schen* Fragmenten איש für Mann vorkommt. Aus der Note S. 13 Anm. 51 ersieht Rec., dafs er mit dem Vf. unabhängig in der Lesung mehrerer Namen auf andern Monumenten zusammengetroffen ist.

Durch die dem Berliner Lectionskatalog Ostern von 1832 vorangeschickte Abhandlung des Hrn. *GRR. Boeckh* No 7. wird zum grofsen Vortheil der Wissenschaft ein elender literärischer Betrug entlarvt, die *inscriptio Cyrenaica bilinguis* betreffend, von welcher Rec. 1825 in einem Programm, aufserdem *Hamaker* (s. A. L. Z. 1826 No. 110 ff.) u. A. gehandelt haben. Zwar hatte auch Rec. sie für einen literärischen Betrug erklärt, nämlich nicht für das Werk der auf dem Monumente angegebenen 86ten Olympiade, sondern ein Product gnostischer Unterschiebung aus dem 2ten bis 3ten Jahrhundert n. Chr. Aber später sind Thatsachen zum Vorscheine gekommen, welche Hr. *B.* hier zur öffentlichen Kenntnifs bringt, die etwas ganz Andres, nämlich einen von *Avignon* und *Malta* aus erst *jetzt* der literärischen Welt gespielten Betrug beweisen. Aus derselben Quelle sind nämlich, nachdem es Einmal gelungen war, noch andere literärische Fabricate hervorgegangen, deren Beschaffenheit gar keinen Zweifel über ihre Entstehung zuläfst, und durch ihre nahe Verwandtschaft mit jenen cyrenaischen Inschriften mit Sicherheit auf einen ähnlichen Ursprung derselben schliefsen läfst.

Im Januar 1828 legte der Marquis *Fortia d'Urban* aus Avignon der asiatischen Gesellschaft zu Paris mehrere lithographirte Exemplare eines angeblich im May 1826 durch einen maltesischen Geistlichen *Joseph Felix Galea* zu Malta ausgegrabenen phönizischen Monumentes vor. Nach einigen ebenfalls beigelegten lithographirten Briefen sollte der Finder den Stein einem gewissen französischen Ingenieur zu Malta, Nahmens *Grognet*, zum Geschenk gemacht haben, welcher die Zeichnung und Lithographirung besorgt und diese dem Marquis dedicirt hatte. Auf diesem Monumente finden sich nun gar merkwürdige Dinge. In der Mitte von allerhand Verzierungen, unter andern einem Dreyzack, Anker, Delphinen, 7 Sternen steht aufser den phönizischen Ueber- und Unterschriften *Jehova* und *Atlas* eine höchst deutliche phönizische Inschrift von nicht weniger als 18 *Zeilen*, *deren Buchstaben von unten nach oben*, *und dann wieder βουστροφηδον*

γράδον von oben nach unten gerichtet sind. Beigelegt ist ein ebenfalls lithographirtes Alphabet, in welchem die Bedeutung der ohnehin sehr deutlichen phönizischen Buchstaben angegeben ist. Auf der andern Seite der phönizischen Inschrift soll folgende lateinische gestanden haben, die aber nicht mit lithographirt ist: *T. Sempron. Cos. hoc magni Athlantis et soubmersae Athlantidis reliquioum vedit eidemque servari coeravit an. ur. DXXXVI. Olymp. CXL. an. III.* Man soll also glauben, dafs schon im Jahr 536 der Erbauung Roms der genannte römische Consul, der damals Malta eingenommen hatte (Liv. 21, 51), diese uralte Inschrift gefunden, und zum Nutzen und Frommen der Nachwelt abermals habe eingraben lassen. Was enthält aber nun diese Inschrift? Hr. *B.* hatte die Güte, sie dem unterzeichneten Recensenten schon im J. 1829 mitzutheilen, und überraschend genug war das Resultat der angestellten Untersuchung: *dafs die Sprache der Inschrift in phönizische Schrift übergetragenes Maltesisch sey,* und folgenden Inhalt habe: „eine in der ersten Person redende Person erzählt, wie sie in Gesellschaft anderer den Berg Atlantis bestiegen, sich dort 7 Sonnenkreise lang bei dem Könige Atlas aufgehalten, und von diesem Gipfel herab den Kreis der Plejaden, das goldene Haus des Vaters Neptun und des Ogyges, die Säulen des Hercules, das ganze Morgenland und Aegypten, Hispanien zwischen dem Mittel- und äufsersten Meere, die kalten Zonen u. s. w. übersehen hätten" u. s. w. Rec. behält es sich vor, in seiner oben angekündigten Schrift die Inschrift selbst mit ihrer vollständigen Zurückführung auf das Maltesische (welches man bekanntlich in Malta selbst für phönizisch und punisch hält) zu geben, und beschränkt sich hier darauf, den Zweck des abgeschmackten Betrugs anzugeben, den man aber erst vollständig übersieht, wenn man noch einen zweyten litterärischen Fund derselben Personen kennen lernt, und sodann sich ein wenig um die Werke und gelehrten Hypothesen des Hrn. Marquis *Fortia d'Urban* bekümmert. Schon im Jahre 1821 erhielt nämlich derselbe Ingenieur Hr. *Grognet*, nebst dem *Abbé Galea* ein alter Bekannter und Gehülfe des Hrn. Marquis von Rom her, von einem Reisenden *M. Domeni de Rienzi* ein wichtiges griechisches Manuscript mitgetheilt, unter dem Titel: *τοῦ Εὐμαλοῦ Κυραίνικου ἱστορία Λιβυκοὶ βίβλοι ΔΔIIII* (*sic! sic!!*), auf gelblichen Papyrus geschrieben, woraus er sich das 6te Buch, enthaltend die vorsündfluthliche Geschichte und *den Untergang der Insel Atlantis* ins Italiänische übersetzen liefs, und dem Marquis mittheilte. *Das Original ging dann verloren*, da der Besitzer auf dem Wege nach *Nauplia* geplündert worden, er selbst ging nach Indien *und ist verschollen.* Dieses 6te Buch enthält etwa folgendes: „Atlas II, Sohn eines der 10 Könige der Insel Atlantis, sey ein trefflicher Weltweiser gewesen, welcher um sich her eine Gesellschaft von Philosophen, die Atlantischen genannt, versammelt habe, deren *Princip in Gemeinschaft der Güter und Weiber* bestanden; den Aufenthaltsort dieser Philosophen zeige man noch unweit Cyrene, wenn gleich in Trümmern. Dieser Atlas sey ein Schüler des Ninus von Babylon, des Neffen des *Ogyges*, auf dessen Geschichte der Erzähler daher zurückgehen wolle. Zu des Ogyges (eig. Oësa „d. h. in der phönizisch-atlantischen Sprache *Retter*"), *Königs von* Atlantis, Zeit habe sich die furchtbare Fluth ereignet, die man die ogygische nennt. Kaum habe er Zeit gehabt, sich ein Fahrzeug bereiten zu lassen, um sich mit seinen 4 Söhnen, *Cressos*, *Cadmos*, *Pelasgos*, *Jannos* zu retten. Das Fahrzeug habe zuerst auf dem Gipfel des Ida auf Creta angehalten, und der hier ausgesetzte *Cressos* habe der Insel seinen Namen gegeben, auch die Mysterien seines Vaters mit der Gütergemeinschaft eingeführt; auf dem Parnassus in Böotien sey *Kadmus* abgesetzt worden, und habe Theben gestiftet, worauf sein Sohn Eleusis (eig. *el-hoassis*, der Eingeweihte) die gleichnamige Stadt nebst den dortigen Geheimnissen gestiftet habe; *Pelasgos* sey nach Arcadien gekommen, welches von dem Schiffe seines Vaters, Argo genannt, den Namen bekommen; *Jannos* endlich nach Italien, wo die von ihm eingeführten öfter genannten Mysterien das goldene Zeitalter hervorgebracht; der Vater selbst auf dem Berge Libanon geblieben, seine Anhänger hätten den Namen *Ossener* (Essener) bekommen, und sich in *Galiläa* zerstreut, welches von dem phönizischen Worte *Galli* (גַלִּים) Fluthen benannt sey: man habe ihn nun, wo er zur Ruhe gekommen, *Noah* (Ruhe) genannt, und endlich sey er in einer Höhle, *Temmez* genannt, auf der Jagd an einer von einem Eber beigebrachten Wunde gestorben, zu dessen Andenken das Adonisfest gefeiert werde.

(*Der Beschlufs folgt.*)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

FRANKFURT a. M., bei Sauerländer: *Romantische Erzählungen aus Portugal's Geschichte.* Von *H. E. R. Belani.* 1834. 330 S. 8. (1 Rthlr. 12 gGr.)

Alfonso der Heilige, oder die Gründung Portugals, ist die erste, *Inas da Castra* die andere der beiden Geschichten welche dieses Bändchen enthält. Obschon aber beide Stoffe an sich poetisch sind, so hat Hr. *B.* es doch nicht verstanden sie gehörig zu behandeln und die Anlage sowohl als der Ton ist verfehlt. Einzelne Druckfehler in Orts- und Personennamen hätten wohl vermieden werden können.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

August 1835.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

Ueber phönizische Paläographie.

(*Beschluss von No. 136.*)

Die Insel Ogygia und die insulae fortunatae seyen blosse Gipfel der in das Meer hinabgestürzten grossen Atlantis, und führten von Ogyges und dem Glück ihrer Erhaltung den Namen. Vor der Fluth hätten auf der Atlantis zehn Könige geherrscht, 9009 Jahr lang: Atlas I, Sohn des Neptun; Gadeiros; Ogyges I; Hooräm d. i. Grotte, weil dieser König dergleichen anlegen lassen; Debber, das heisse *Reiter*, von Debb Pferd (ist maltesisch!); Ohannes, d. i. barmherzig, der die Mysterien mit Gütergemeinschaft gestiftet hat; Ogyges II; Gadirus II; Lahem, der die Gemeinschaft der Weiber allgemein einführte, nachdem sie früher nur in den Mysterien gebräuchlich war; zuletzt Ogyges III. Ausser denen, die mit Ogyges der Fluth entkamen, gelangte noch eine Anzahl Atlantiker an die libysche Küste, *die 3 Säulen des Hercules* genannt, von welchen Personen die Secte der Atlantischen, oder Aristippisch-Cyrenaischen Philosophen herrührt."

Um dieses spasshafte Mährchen aus der vorogygischen Zeit (mit einer Reihe trefflicher Etymologien aus dem angeblich Phönizischen, *nämlich dem Maltesischen*), dessen Verwandtschaft mit der atlantischen Inscription man ohne unser Erinnern bemerkt haben wird, richtig zu verstehen und zu würdigen, muss man nun aber ferner wissen, dass der Herr Marquis *Fortia d'Urban eine Geschichte der Atlantis*, und *„Memoires pour servir à l'histoire ancienne du globe terrestre"* (Paris 1805—1809. 10 Bde. 12.) geschrieben hat, in deren 9tem Bande die Hypothese, dass die Inseln des Mittelmeeres Reste der untergegangenen Insel Atlantis seyen, in ernsthaftem Tone und mit grosser Gelehrsamkeit vorgetragen wird, und überhaupt eine Menge urgeschichtlicher Hirngespinste vorkommen, die nun durch jene Inscription und durch das gefundene Werk des *Eumalus Cyrenaeus* in allen wichtigen Punkten bestätigt werden.

Der Betrug, soweit er diese beiden Documente, die *atlantisch-phönizische* (in der That neumaltesische) Inschrift, und das Werk des *Eumalus* betrifft, setzt zwar immer gewisse gelehrte Kenntnisse verschiedener Art voraus, verräth sich aber andererseits durch so grobe Misgriffe (zu dem von Hrn. B. Angeführten muss Rec. noch die angeblich phönizischen Etymologien rechnen), dass er für die Nase der Kritiker fast zu plump scheinen möchte. Doch kann man nicht anders, als den Urhebern für diesen neuen Versuch von literärischer Falschmünzerei Dank wissen, *da er die Unechtheit der vielbesprochenen cyrenaischen Inschriften, und namentlich der sog. cyrenaisch-phönizischen* ausser allen Zweifel setzt. Die phönizischen Buchstaben sind nämlich auf der atlantischen und cyrenaischen Inschrift dieselben; ebenso die Ueberschrift *IEHOΩYA* (*Jehova*), wie nach dem beigegebenen Alphabete allerdings zu lesen ist; *ja auch der Text der cyrenaischen Inschrift ist halb corruptes Hebräisch, halb Maltesisch*, und kann erst, wenn man dieses weiss, richtig erklärt werden. Die maltesische Genitivbezeichnung *ta* (arab. تع aus بتاع) haben schon Hamaker und Rec. (A. L. Z. 1826. B. 2. S. 44 ff.) in derselben gefunden, und hatte nur letzterer ihre Anwendung in einem Monumente des 2ten Jahrhunderts n. Chr. nicht gewagt. Jetzt hat sie freilich kein Bedenken, so wenig als die Stellung des Genitivs vor den Substantiven, und das Machwerk soll nach dem Willen seines Urhebers also gelesen werden:

שלום שירכא תאסדאקא עאין
שלום סדאקא תאסדאקא הסדי
שלום תורא תאשאלום אסר

Salve communio, iustitiae fons,
Salve iustitia, legis beneficium,
Salve lex, pacis vinculum.

Der Anfertiger desselben nahm für die gewöhnlichen Begriffe hebräische Wörter, die er aber nach der Hypothese, dass man vor Erfindung der Vocalzeichen die Vocalbuchstaben gebraucht habe, schrieb; הסד für חסד ist Versehen oder absichtliche Buchstabenverwechselung, wie סדאקא für צדקה; für *communio*, wofür die hebräische Sprache kein Wort hatte oder zu haben schien, nahm er das maltesische *schyrka* (arab. شركة) *communio*, s. *Vassalli Lex. melitense* p. 645. Der Inhalt, nämlich die Empfehlung der *communio bonorum et mulierum*, und die Zurückführung derselben auf alte Mysterien, ist aber ein Gegenstand, von welchem auch Pseudo-*Eumalus* gar viel zu reden weiss; offenbar eine Lieblingsmaterie des Marquis und der Herren Malteser.

Wem unter diesen Ehrenmännern wird nun aber das gelehrte Publicum für diese, wenigstens für eine Zeit-

Zeitung gelungene, Mystification zu danken haben? und was könnte der Grund derselben seyn? Bei einem ganz ähnlichen literärischen Betrug, wo der *Abbate Vella* mit Hülfe der maltesischen Sprache angeblich arabische Urkunden unterschob, lag Gewinnsucht zum Grunde, und die Entdeckung hatte bürgerliche Bestrafung zur Folge. Hier, wo nichts gewirkt haben mag, als die schelmische Lust, den Gelehrten eine Nase gedreht zu haben, und die gelehrte Eitelkeit, alberne Hypothesen als durch neuentdeckte Denkmäler bestätigt darstellen zu können, wird der entlarvte Falschmünzer mit einer öffentlichen Beschämung davon kommen. Wer derselbe sey, war dem Rec. bei Durchsicht jener Papiere noch zweifelhaft und sein Verdacht fiel auf die beiden Herren Malteser, die dabei die Absicht gehabt haben könnten, ihren vornehmen Gönner durch jene seine Lieblingshypothesen unterstützenden Documente der Urwelt eine seltene Freude zu bereiten. Nach dem, was Hr. Böckh S. 9. aus dessen Schriften beigebracht hat, leidet es jedoch fast keinen Zweifel, dafs der Hr. Marquis selbst die Hauptperson bei dem falschen Spiel gewesen, und die Herren Malteser ihm nur als Helfershelfer und Croupiers zur Hand gewesen sind.

Was Rec. hier über die Sache kurz berichtet hat, ist theils aus eigner Einsicht der Acten, theils aus der vorliegenden B.'schen Abhandlung entlehnt. Den Erweis, dafs die atlantische Inschrift maltesisch sey, werden wir nächstens vollständig liefern.

Von der Schrift No. 8, worin Hr. *Falbe*, Königl. Dänischer General-Consul in Tunis, treffliche antiquarische Untersuchungen über die Lage des alten Carthago anstellt, geht uns hier nur die Beilage S. 82 ff., verbunden mit Taf. 5. des Atlas an, auf welcher in *drei* ganz neu aufgefundenen punischen Inschriften eine aufserordentlich schätzbare Bereicherung dieser Litteratur dargeboten wird, verbunden mit einem Commentar, welchen Hr. *Mag. Lindberg* in Coppenhagen (s. No. 3) für den Vf. anfertigte, der hier aber nur im Auszuge mitgetheilt ist. Die eine (No. 3) ist bei *Mâlqa* nicht weit von den Humbertschen Inschriften gefunden worden, und nebst einer andern von Herrn Ritter *von Scheel*, Secretär des dänischen Consulats in Tunis, dem Museum zu Coppenhagen übersandt worden. Sie ist mit den Humbert'schen auf das genaueste verwandt, nur dafs die das Monument weihende Person eine andere ist. Eine andere von Hrn. *Falbe* mitgetheilte ist ein Grabstein, den Hr. L. liest:

(קבר) יהובס.עבד
חוא בן עבלאשמן

(*sepulchrum*) *Jobasi*, *cultoris*
Evae (*matris viventium*), *filii Abd-Esmuni*.

Rec. (aus anderswo zu entwickelnden Gründen):

(מ' בחיי) הכובס עבד
חנא בן עבדאשמן

(*cippus a vivente positus*) *fullonis Abd-Hanna*, *filii Abd-Esmûn*.

Die *dritte*, ebenfalls von Hrn. *von Scheel* mitgetheilte, ist bei *Meteda*, einem Dorfe zwischen *Begja* und *Kef* im Gebiet von Tunis gefunden worden, aufserordentlich wohl erhalten, enthält aber eine der phönizischen allerdings höchst ähnliche, aber doch nach den gewöhnlichen Alphabeten so wenig zu lesende, Schriftart, dafs Hr. L., dessen Worte wir hier (nach S. 82) lesen, zur Entzifferung nichts thut, als dafs er, *und ganz mit Recht*, auf die Aehnlichkeit mit zwei Hamaker'schen Inscriptionen (*Miscell. phoen.* tab. 2.) aufmerksam macht. „*Un dessin de ce cippe — est digne de l'attention des paléographes, et les engagera sans doute à se livrer à leur tour aux recherches, qui pourraient jetter quelque lumière sur cette partie encore inconnue de la science. Si la langue, dont on s'est servi dans cette inscription est numidique, et que, comme on peut aisément se le figurer, elle soit differente du punique, de la meme manière que ces nouveaux caractères different de l'alphabet carthaginois, il est à craindre, que tous les essais à venir ne soient encore infructueux.*" Es wird bemerkt, dafs man vor allen Dingen die zahlreichen Medaillen von Juba I und II erklären, daraus ein Alphabet ziehen, dieses dann benutzen müfste, und hinzugesetzt: *Nous ajouterons néanmoins qu'au milieu de tant de ténebres il nous reste encore une lueur d'esperance pour que le but soit atteint quelque jour*, mit Verweisung auf die ähnlichen Inscriptionen bei Hamaker. Was Herr L. hier wünscht, glaubt Rec., so weit es sich jetzt thun liefs, geleistet zu haben. Es ist ihm nämlich, wie oben schon bemerkt, gelungen, den allerdings nachlässigen und verderbten Schriftcharacter des *Punisch-Numidischen*, in welchem diese Inschrift, sowie die höchst verwandten *Zeugitana I. II. bei Hamaker*, und die A. L. Z. in der Beilage zu Nr. 14 des Intell. Blattes 1835 bekannt gemachte aus den *London Asiatic Transactions* Vol. III. P. III. verstehen zu lernen, und er hat die Freude gehabt, nach den aus diesen graphischen Monumenten gewonnenen Erfahrungen über gewisse Buchstabenfiguren und die in diesen Votivtafeln vorkommenden Formeln, diese Inschrift sofort nach Sicht der Falbe'schen Schrift zu lesen. Die Sprache ist allerdings die ganz gewöhnliche dieser Inschriften, und die Lesung derselben, die Rec. hier vorläufig niederlegen will, folgende:

לאדן לבעל חמן מלך ע (עלם) שמע
קלת חכמתבעל מ' בן
חכבעל בנמעטיבעל

Domino, *Baali Solari*, *Regi aeterno*, *qui audivit voces* (*preces*) *Hiempsalis Regis*, *filii*
Hiempsalis, *filii Micipsalis* (*Micipsae*).

Sie enthält nämlich die Namen der aus der römischen Geschichte hinlänglich bekannten numidischen Dynastie, und ist unter den bis jetzt bekannten punischen Inschriften leicht von dem bedeutendsten historischem Interesse. Den Erweis für obige Erklärung ganz in Kurzem in den oben erwähnten „paläographischen Forschungen."

Gesenius.

MEDICIN.

Berolini, Typ. Nietackianis: *De glandularum intestinalium structura penitiori* auct. *Lud. Boehm.* c. II Tab. aeri incisis. 54 p. 1835. 4. (16 ggr.)

Die Hauptresultate, welche diese ausgezeichnete kleine Schrift enthält, waren schon vor einiger Zeit in *Müller's* Physiologie mitgetheilt worden, und mufsten dem Physiologen, wie dem praktischen Arzte von gleichem Interesse seyn. Bekanntlich findet man bei den am *typhus abdominalis* Verstorbenen auf der Schleimhaut des Dünndarms eigenthümliche Geschwüre, die vorzüglich die Stellen der Peyerschen Drüsenhaufen einnehmen. Bei der Dunkelheit der Genesis dieser Krankheit mufste es von doppelt hohem Interesse seyn, die nicht genau gekannte normale Struktur der Theile, welche der örtliche Heerd der Krankheit sind, erst gehörig zu erforschen. Der Vf. hat durch seine Arbeit nun wirklich gezeigt, wie viel selbst in der menschlichen Anatomie noch zu thun sey, wenn es auf die feinere Structur der Organe ankommt, eine Thatsache, wovon wir uns in neuerer Zeit täglich zu überzeugen Gelegenheit haben. Der Vf. hat überall die früheren Schriften über die Darmdrüsen genau nachgelesen und citirt. Folgendes ist das Wichtigste seiner eigenen Untersuchungen. *Cap. I. Peyersche Drüsen.* Es ergiebt sich, dafs diese sogenannten Peyerschen Drüsenhaufen durchaus keine Schleimdrüsen sind. Es sind zusammengehäufte, hohle Bläschen oder Beutel, jeder von einer durchsichtigen, zarthäutigen (jedoch vielleicht aus zwei häutigen Lagen bestehenden) Kapsel gebildet. Der Grund liegt in der Gefäfshaut; die nach der Höhle des Darms gerichtete Oberfläche ist von der Schleimhaut überzogen, bildet aber auf derselben einen hügelförmigen Vorsprung, jedoch ohne alle Oeffnung. Das Contentum ist eine milchige körnige Flüssigkeit. Rec. fand dieselbe ebenfalls deutlich bei Thieren, wo sie oft sehr weifs ist. Nach des Vfs Angaben fehlt diese Flüssigkeit jedoch zuweilen, und die Kapsel ist leer. Diese Körperchen oder Kapseln sind von einander etwas getrennt und zwischen ihnen finden sich die feinen *Lieberkühn*schen Grübchen (im Kreise sie umgebend), wie auch die Darmzotten auf ihnen nicht fehlen. Nur bei gesunden Menschen findet man sie immer normal gebildet; in vielen an Krankheiten verstorbenen Leichen sind sie verändert. Der Vf. fand dieselbe Bildung bei Neugebornen; auch die Zahl der Drüsenhaufen wechselt ähnlich, wie bei Erwachsenen. Bei der letztern Angabe hätte der Vf., was die Zahlenverhältnisse betrifft, *Minter's* Aufsatz über die Anzahl der *Peyer*schen Drüsen in *Meckel's* Archiv Jahrg. 1830 nicht unberücksichtigt lassen sollen. Interessant ist die Beobachtung der Darmzotten-Entwickelung bei Neugebornen; die Zotten entstehen durch Isolirung aus ursprünglich verbundenen Falten. Wichtig sind die Untersuchungen des Vfs über die Veränderungen beim Abdominal-Typhus; es finden sich hier vorzüglich Exsudationen in der Gefäfshaut, wodurch diese Drüsenhaufen stärker auf der Schleimhaut hervortreten; die Schleimhaut entzündet sich darüber, exulcerirt, und die Geschwüre wuchern nun in die Gebilde selbst hinein. Nicht immer kommen jedoch diese Geschwüre auf dieselbe Weise zu Stande. Der Vf. hat seine Untersuchungen auch auf die Säugethiere ausgedehnt und mehrere Affen, das Pferd, Schaf (wo die Bildung am leichtesten zu erkennen ist), Rind, die Katze, den Hund und Siebenschläfer ausgedehnt. Mit einigen weniger wichtigen Modificationen ist die Bildung ähnlich, wie beim Menschen. Rec. kann dasselbe nach eigenen Untersuchungen auch vom Marder und dem Igel angeben. Die geschlossenen Säckchen sind mit kleinen Löcherchen (Lieberkühnschen Drüschen?) mehr oder weniger kreisförmig umgeben; durch ringförmige Vorsprünge der Schleimhaut gleichen diese zuweilen den *papillae vallatae* der Zunge. Auch bei mehreren Vögeln hat sie der Vf. untersucht und hier merkwürdiger Weise gefunden, dafs die Säckchen eine wirkliche Oeffnung in den Darm haben, also doch wohl Schleimdrüsen sind. *Cap. II. Kleinste Schleimdrüschen, Lieberkühnsche Drüsen.* Hier sind die Angaben des Vfs besonders interessant, da sie zur Gewifsheit zu machen scheinen, dafs die feinen Grübchen zwischen den Zotten, welche auch die Peyerschen Bläschen umgeben und die Lieberkühn für Drüsen hielt, wirklich Schleimgrübchen sind, nämlich sackförmige Einstülpungen der Schleimhaut. Der Vf. glaubte diefs vorzüglich bei Vögeln auf das entschiedenste nachweisen zu können. Merkwürdig war es dem Rec. bei *J. Müller* (Physiol. I. 540) zu lesen, dafs derselbe, nachdem er die *Böhm*'schen Untersuchungen schon früher ausführlich angeführt und durch eigene Anschauung bestätigt gefunden hatte, doch noch sagt: „ob diese *Lieberkühn*'schen Drüsen blofse *Krypten* sind, oder vielleicht mit der Resorption in Beziehung stehen, ist noch nicht ganz ausgemacht. Auch *Krause* (Vorrede zu s. Handb. d. Anat.) nimmt diese Löcherchen für die blinden Anfänge der Lymphgefäfse. Indefs spricht hiegegen schon, nach des Rec. Ansicht, die Thatsache, dafs diese Löcher im Dickdarm sehr zunehmen (denn offenbar sind die siebförmigen Stellen des Dickdarms identisch mit jenen die Zotten umgebenden Grübchen), also im geraden Verhältnifs mit der vermehrten Schleimabsonderung, im umgekehrten mit der Entwickelung der Chylus-Gefäfse stehen. *Cap. III.* Die *Brunnschen Drüsen* finden sich nur im Zwölffingerdarm und haben schon eine zusammengesetztere drüsige Struktur, indem es zusammengesetzte *folliculi* sind. *Cap. IV.* Die *glandulae solitariae* des Dünndarms sind runde Beutelchen, ganz wie die Peyerschen Bläschen, und ohne Oeffnung; sie werden im *typhus abdominalis* auch auf gleiche Weise zerstört. *Cap. V. Drüsen des Dickdarms.* Von den kleinen Lieberkühn'schen Drüschen, welche der Schleimhaut des Dickdarms die siebförmige Ansicht geben, haben wir schon oben gesprochen. Aufserdem finden sich dazwischen einzelne, gröfsere, flaschen-

schenförmige Schleimbälge mit einfacher Mündung. *Cap. VI.* Sehr interessante Untersuchungen über die *Drüsen der Gedärme vom Hasen und Kaninchen.* Die wichtigste Thatsache ist, daſs die dichtstehenden Zotten im Dickdarm wirklich, wie *Rudolphi* schon früher annahm, Schleimdrüsen sind. Sie entstehen durch Aggregation von länglichen, blinden Röhrchen.

Sehr zu loben sind die beiden beigegebenen Kupfertafeln, wovon die erste der Darstellung der Bildung beim Menschen gewidmet ist, die zweite das Wichtigste der thierischen Bildungen erläutert. Sie vermehren noch den Werth dieser gründlichen Arbeit, welche gewiſs eine wichtige und bleibende Stelle in der Litteratur einnehmen wird.

— *gn* —.

Hannover, in d. Helwing'schen Hofbuchhandlung: *Die Hautkrankheiten und ihre Behandlung*, systematisch beschrieben von *Ludw. Karl Oberkampff*, Doctor d. Phil. Med. Chir. u. Geburtshülfe. *Erstes Heft.* 168 S. 1835. 8. (20 gr.)

Der Anfang eines neuen Lehrbuches der Hautkrankheiten, einer Krankheitsklasse, über die wir in der neuern Zeit schon reichlich mit Uebersichten bedacht worden sind, die im Ganzen die von *Willan* und *Bateman* aufgestellten Grundsätze befolgen und wiederholen. Um so begieriger griff Rec. nach diesem ersten Hefte, welches indeſs ohne Vorrede uns ganz über den Plan des Werkes im Dunkeln läſst. Er fand zuerst das ganz Gewöhnliche über Anatomie und Physiologie der Haut, eine dürftige Literatur, bei welcher es zuletzt heiſst: „Auſserdem Borsieri, Vogel, Hufeland, Jos. Frank u. s. w." Wie viel der Vf. aus diesen Werken genommen hat, vermag Rec. weniger genau anzugeben, allein aus einem hier nicht genannten Buche ist ein groſser Theil ausgeschrieben, nämlich aus der ersten Auflage von *Choulant's* Lehrbuch der speciellen Pathologie und Therapie (Leipz. 1831); einige Stellen mögen dies beweisen:

Choulant, S. 398	*Oberkampff*, S. 22
Die rein örtlichen Hautausschläge verlangen und erlauben um so mehr eine örtliche, specifische Behandlung, je frischer sie sind, und je gesunder der Kranke vorher war; veraltete, die bereits einen kachektischen Zustand eingeleitet oder verursacht haben, oder zufällig mit einem solchen in Verbindung getreten sind, oder nach deren Erscheinen andere wichtigere Leiden sich auffallend gemildert haben, sind nicht als rein örtliche zu betrachten und verlangen eine innere und zusammengesetztere Behandlung.	Die rein örtlichen Hautausschläge verlangen und erlauben um so mehr eine örtliche, specifische Behandlung, je frischer sie sind und je gesunder der Kranke vorher war; veraltete, oder nach deren Erscheinen sich andere frühere üble Zufälle des Allgemeinleidens verloren oder vermindert haben, so wie solche bei kachektischem Zustande, können weniger als rein örtliche betrachtet werden, sondern sie verlangen eine innere, eingreifendere, zusammengesetztere Behandlung.
Habituelle, periodisch oder auf geringe Veranlassung wiederkehrende verlangen sorgfältige Aufsuchung und Behandlung der ihnen zu Grunde liegenden Krankheit, die ihrerseits theils in einer besondern Beschaffenheit und Empfänglichkeit der Haut, theils in innern Krankheitszuständen liegen kann. Wirklich dyskratische Hautausschläge verlangen die Behandlung ihrer Dyskrasie u. s. w. Symptomatische Hautausschläge wollen geschont und mäſsig beschränkt seyn, da man u. s. w. Die kritischen Exantheme verlangen keine besondere Behandlung und wollen geschont seyn, wie andere kritische Erscheinungen u. s. w.	Die dyskratischen Hautausschläge verlangen die Behandlung ihrer Dyskrasie, eben so die habituellen, periodisch oder auf geringe Veranlassung wiederkehrenden Hautausschläge eine Regulirung und Behandlung der ihnen zum Grunde liegenden Krankheit, dahingegen wollen die symptomatischen und kritischen Ausschläge sehr geschont seyn.

Wir müſsten allzuviel des undeutsch und schlecht stilisirten, mit der gröſsten Oberflächlichkeit excerpirten Buches abschreiben, wenn wir auf alle solche Parallelstellen aufmerksam machen wollten, und begnügen uns daher mit der eben angeführten. Als Probe des Stiles diene noch (S. 20):

„eben so hat er die chronisch verlaufenden Ausschläge mit den acut verlaufenden Hautaffectionen wie Kraut und Rüben durcheinander geworfen"

oder S. 24:

„zu den vorzüglichsten innern Mitteln, deren man sich zur Heilung der Hautausschläge bedient, gehören vorzüglich die, welche eine specifische Wirksamkeit zur Regulirung der anomalen Hautvegetation besitzen sollen und paſst diese dem vorliegenden Falle an u. s. w."

Der Vf. zeigt sich aber nicht nur als schnellfingeriger Compilator, sondern auch als grober Plagiarius, denn S. 21 wird das von *Choulant* aufgestellte System der Hautkrankheiten (Lehrbuch S. 407) ohne Weiteres als das des Vfs ausgegeben, nachdem er bloſs noch zwei unpassende Classen von Hautübeln hinzugefügt hat, und die übrigen ganz in derselben Reihe folgen läſst, wie sie der Urheber dieses Systemes hat. Ein offenbares Angreifen fremden Eigenthumes auf die gröbste Weise.

Wie weit es mit der Buchmacherei bei uns, und namentlich im Fache der Medicin gekommen sey, lehrt dieses Buch am augenscheinlichsten; Rec. gesteht, daſs ihm eine solche Art das Publicum zu täuschen und mit solcher Anmaſsung und Untüchtigkeit ausgeführt, bisher noch nicht vorgekommen war.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

August 1835.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

Paris, b. Dondey-Dupré: *Arabica Chrestomathia facilior*, quam partim ex profanis libris, partim e sacro codice collegit, in ordinem digessit ac *notis* et *glossario* locupleti auxit *Joh. Humbert*, arab. linguae in acad. Genev. Prof., Reg. Taurin. acad., soc. asiat. Paris. et Reg. Britann. Asiat. sodalis etc. Vol. I. *arab. textum* complectens. 1834. VII u. 341 S. gr. 8. (Pr. 12 Fr.)

Hr. *H.*, im Fache der morgenländischen Sprachen vorzüglich durch seine arabische Anthologie bekannt, giebt uns in der vorliegenden Chrestomathie eine Reihe von arabischen Lesestücken, welche, bis auf ein einziges, aus schon gedruckten Texten entlehnt und blos darauf berechnet sind, den Anfänger vom Leichten zum Schwerern methodisch fortzuführen und ihn durch die Mannichfaltigkeit und das Interesse der ausgewählten Lectionen immer von Neuem zu fesseln. Das sollte allerdings immer der Hauptgesichtspunkt einer Chrestomathie für Anfänger seyn, während man häufig mehr darauf bedacht war, neues und also auch den Gelehrten vom Fach interessirendes Material zu geben. Nur darüber ließse sich mit dem Herausgeber streiten, ob es nicht möglich und rathsam sey, beide Zwecke soviel als thunlich mit einander zu verbinden, da so sehr zu wünschen ist, daſs keine Gelegenheit versäumt werde, von den vielen handschriftlichen Werken der arabischen Literatur das Wichtigere allmälig durch den Druck zu verbreiten. Der Vf. verheiſst uns indessen auch „*Analecta inedita*", welche nach der Vorrede bereits unter der Presse sind und gleichzeitig mit dem zur Chrestomathie gehörigen Glossar erscheinen sollen. Da der Vf. nun einmal in dem vorliegenden Buche bereits gedruckte Stücke geben wollte, so ist ihm zuzugestehen, daſs die Auswahl mit Geschick und Geschmack getroffen und namentlich auch der Fortschritt vom Leichten zum Schwerern recht wohl gelungen ist. Nur in Betreff der Bibelversionen und einiger anderer schlecht stilisirter Stücke wünschte Rec. gröſsere Beschränkung.

Der Herausg. theilt die ganze Sammlung in zwei Hälften, wovon die erste solche Stücke enthält, welche vollständig punktirt sind, die zweite dagegen solche, in denen die Vocale und Lesezeichen spärlicher und zum Theil gar nicht gesetzt sind. Sehr häufig hat der Herausg. die zu Grunde gelegten Texte emendirt und am Schlusse ein Verzeichniſs der emendirten Stellen beigefügt, wozu die *Corrigenda* noch einen Nachtrag liefern. Hin und wieder sind noch manche Fehler übersehen, auf deren einige Rec. bei der nun folgenden Inhaltsangabe aufmerksam machen will. Den Anfang machen 29 *Lokman*sche Fabeln, deren Text, wenigstens auf den ersten umgedruckten Bogen, fast ganz der vom Rec. gegebene ist. Er bedarf noch einiger Nachhülfe. So ist Nr. 5 (in den vollständigen Ausgaben Nr. 8) in der Moral der Fabel mit einem Pariser Codex فَيَقَعُ zu legen; in der folgenden Fabel am Schlusse nach einer neuerlichen Conjectur de Sacy's حَتّى أَتى فَوْقَ statt حتى الى فوق. Nr. 7 (11.) zu Anfang lies أُنْتِجَ im Passiv statt أَنتج. So auch Nr. 13 (18.) أُنْتِجَتْ für أَنْتَجَتْ. Nr. 24 (35.) zu Anfang schreibt Hr. *H.* يقاتلان, was nur Correctur von Deusing ist. Rec. hatte aus der *Ed. princ.* die Lesart يقاتلوا zurückgerufen, das ursprüngliche möchte aber تَقَاتَلُوا seyn. Weiterhin in derselben Fabel schreibe صَعِدَ. Nr. 2[illegible] (40.) ist für لا تدخلى zu setzen لم تدخلى. — Es folgen 36 Sentenzen aus *Erpenius* Grammatik nach *Schultens* Ausg. vom J. 1767. Wir bemerken nur, daſs in Nr. 32 عَذْل zu setzen für عَذَل, ein Fehler, der aus den früheren Ausgaben eingeschlichen. In der folgenden Nr. lies تنفعه. Ebenda war *Golius* Correctur عَلَقَهُ aufzunehmen für غلقه. — Hierauf 83 Sprichwörter zum Theil mit kurzen Erläuterungen, entnommen der zweiten Ausgabe von *Proverbiorum arabicorum Centuriae duae* edirt von *Scaliger* und *Erpenius*. Hr. *H.* giebt viele Berichtigungen, wozu hier noch eine kleine Nachlese stehen möge. Gleich in der Aufschrift lies أَجْمَعُ für أَجْمِعْ. In Nr. 5. l. حَوَاسَّكَ *deine Sinne*. Nr. 6. l. سِيَاج *sepes*. Das 9te Sprichwort heiſst: „Schmiede das Eisen, während es glüht." Allerdings faſst der Scholiast den Sinn dieses Wortes zu enge; das thun aber die arabischen Erklärer häufig, daſs sie Eine Seite der Anwendung solcher Sprüche hervorheben und es dabei

bei bewenden lassen. Uebrigens ist طَلَبَةٌ zu punktiren. In der nächsten Nr. دُرْجَةٌ oder دُرَجَةٌ statt دُرْجَةٌ. In Nr. 15 شَبَكَةٌ für شُبْكَةٌ, Nr. 19 يَبْلُغُ für يَبْلُغْ, Nr. 24 طَبْعُهُ für طَبْعُهُ, Nr. 31 يَعْدَمُ für يَعْدَمْ, ebenso Nr. 50 مُحْسِنًا für مُحَسِّنًا, Nr. 66 zweimal العَالَمِ für العالِمِ, Nr. 73 طَلَبَ für طَلْبَ. Und so finden sich auch in den folgenden Abschnitten einzelne falsch punktirte Formen, ohne dafs wir sie hier alle anmerken könnten. Der *vierte* und *fünfte* Abschnitt enthalten zwölf Sentenzen des Pendnameh und zwei Erzählungen von Naturwundern in Aegypten, entlehnt aus Tychsen's *Elementale arabicum* mit verbessertem Texte; doch ist S. 44. Nr. 9 مَعْرِفَةٌ zu schreiben. — Der *sechste* Abschnitt giebt S. 46 bis 67 Stellen aus *Genesis* und *Exodus* nach Saadia, und der *siebente* aus dem Neuen Testamente nach den Polyglotten. Hierauf im *achten* Abschnitt ein Abrifs von Muhammeds Leben aus Abulfaradsch mit Weglassung einiger Stellen. Den Text nahm der Herausgeber aus *Vriemoet's Arabismus* und *Hirt's* Anthologie, während er der vollständigen Ausgabe von *Pococke* gar nicht gedenkt. Der *neunte* Abschnitt über Harun und die Barmekiden ist wörtlich aus *Sacy's* Chrestomathie Th. I. abgedruckt. Die Form أَسَاةٌ S. 98. Z. 1, die auch bei *de Sacy* so steht, ist genauer zu schreiben أُسَاةٌ. Der *zehnte* Abschnitt giebt 18 Psalmen (mit Auslassungen) aus der römischen Ausgabe von 1614. Der *eilfte* enthält eine *Doctrina christiana* in Fragen und Antworten, aus dem so betitelten Buche, welches *Vict. Scialac* und *Gabriel Sionita* zu Rom 1613 edirten, in schlechtem Stil. Den Inhalt der drei ausgewählten Stücke bilden der *Decalogus*, die *Dona Spiritus sancti* und die *Opera misericordiae*. Nach diesem S. 123 — 173 Stellen aus dem Koran, und endlich, als Beschlufs des ersten Theils leichte Gedichte theils aus des Vfs. Anthologie wiederholt, theils aus der von *Grangeret de Lagrange*, theils aus *Isseddin's* Vögel und Blumen nach *Garcin's* Ausgabe. Die erste Elegie aus *Lagrange* p. 60 sq. (hier jedoch nur stückweis) ist von *Omar bin el-Fâridh* und hat viel Zartes und Treffendes, nichts von den Bizarrerien und Subtilitäten, welche dieser reichbegabte Dichter sonst wohl seinen Poesien aufträgt, um die Divination seines Lesers auf die Folter zu spannen. Den von *Lagrange* schon sehr rein edirten und mit den nöthigsten Vocalen versehenen Text hat Hr. *H.* mit Sorgfalt vollständig punktirt, so dafs Rec. nur wenig nachzutragen findet. Doch ist S. 175. Z. 4 رَشَا, Z. 9. الغُزَا zu schreiben, desgleichen S. 177. Z. 3 شَاءُوا, nicht شَآؤُا, obgleich auch *Lagrange* diese Schreibung andeutet. Die zweite Elegie von *Safedi* (mit Uebergehung mehrerer Verse) gleichfalls aus *Lagrange*. Hier ist im zweiten Vers يُرَجِّعُ zu schreiben für يُرْجِعُ, im 14ten V. وَكُلَّمَا, S. 179. Z. 3 قُمْ تَرَخَّى und öfter قُمْ für قُمْ, wie es das Metrum erfordert. Aus *Lagrange* giebt der Vf. ferner noch neun kleinere Stücke, alle leicht, und vortrefflich gewählt. In Nr. 6 liest Rec. مُوَدَّعَةٌ, nicht مُوَدِّعَةٌ. Der letzte Halbvers in Nr. 8 ist misverstanden, Sinn und Metrum fordern تَمَنَّيْتُ. Der Dichter will sagen: Singt sie, so wünscht' ich, dafs jedes Glied an meinem Körper Ohr seyn möchte. In Nr. 10 schr. غَرِقٌ, in Nr. 17 Vs. 2 أَنْ أُحَامِى nach poetischer Licenz statt أن احامى, wie denn auch Vs. 5 und 6 gegen das Metrum verstofsen.

Der *zweite* Theil der Chrestomathie enthält, wie schon bemerkt, solche Texte, die nur wenig oder gar nicht punktirt sind, ebenfalls in methodischer Folge vom Leichtern zum Schwerern. Zuerst *Sect.* I. einige Kapitel aus dem Abrifs der heiligen Geschichte, den Schnurrer in der *Biblioth. arab.* unter Nr. 275 verzeichnet. Das Buch ist sehr neu, von christlicher Hand in schlechtem Stil verfafst und vermuthlich aus einer europäischen Sprache übersetzt, wodurch sich manche Fehler erklären; doch ist der Text leicht genug, um daran das Lesen unpunktirter Schrift einzuüben. *Sect. II.* aus Sindbad's Reisen nach *Langlès* Ausgabe mit einigen Abkürzungen und Verbesserungen, sehr passend für die cursorische Lectüre. *Sect.* III. eine neue Reihe von Sentenzen, 65 an der Zahl, aus *Herbin*, *Développemens des principes de la langue arabe moderne*. *Sect.* IV. 80 dergleichen aus *Kall's* Sammlung (*Arabum philosophia popularis*), die meisten mit kurzer lateinischer Erklärung. *Sect.* V. noch 38 Sprüche aus den *Navâbigh*, zum Theil mit einer Auswahl aus Semakhscheri's Scholien, bei welchen für den Anfänger eine reichlichere Punktation zu wünschen wäre. Obgleich die Schultensische Ausgabe im Ganzen sehr correct ist, so hat der Vf. doch auch hier Einiges geändert, mit Recht z. B. Nr. 28 in den Scholien الاقارب für الاقراب. Mit Unrecht aber hat er in Nr. 29 das Fem. تتخفى gesetzt für يتخفى vermuthlich in der Meinung, dafs شُعَاعٌ ein *Plur. fract.* sey. Einiges Andere der Art scheint nur verschrieben. *Sect.* VI. *Historica*, die ersten vier Stücke S. 253 — 265 aus *de Sacy's* Chrestomathie. Dann fünf Erzählungen aus *Rosenmüller's* Institutionen,

tionen; und drei aus des Vfs. Anthologie, mit manchen Verbesserungen. Die folgenden fünf Stücke sind aus *Hirt's* Anthologie und dessen Chrestomathie (hinter den *Institutt.*) entlehnt. Rec. vermifste hier die Berücksichtigung der Pococke'schen Ausgabe des *Eutychius*, so wie bei Nr. 15 die von *Wallin's* Ausgabe der *Historia Josephi*, welche neuerlich auch in Thilo's *Codex apocryphus* aufgenommen ist. *Sect.* VII. Einzelne Stellen aus Abulfeda's Geographie von Syrien und Aegypten. *Sect.* VIII. wieder eine Anzahl von Fabeln aus Lokman und Calila we Dimna. *Sect.* IX. Das einzige bisher nicht gedruckte Stück, eine Proclamation des französischen Befehlshabers an das Volk in Algier vom Jahr 1830, dem Herausg. mitgetheilt von Hn. *Amédée de Clermont-Tonnerre. Sect.* X. Einige Gespräche im Vulgärdialect aus *Hirt's* Chrestomathie. Sie stammen von *Salomo Negri*. Hirt nahm sie aus Callenberg's Ausgabe. Endlich als Lückenbüfser „das Lob der Reise" aus *Jones poes. asiat.* p. 280. Die Reimverse dieses Gedichts müssen durchgängig am Ende den Vocal *Kesre* haben.

Das Aeufsere des Buches ist so, wie man es von der königlichen Druckerei zu Paris gewohnt ist, und der Preis verhältnifsmäfsig niedrig.

E. R.

GESCHICHTE.

München, b. Giel: *Leben und Thaten des Maximilian Joseph III. in Ober- und Niederbaiern auch der obern Pfalz Herzogs, Pfalzgrafens bei Rhein, des h. röm. Reichs Erztruchses und Kurfürstens* etc. Aus den Quellen dargestellt und verfafst von *F. J. Lipowsky* u. s. w. 1833. XX u. 315 S. 8. (1 Rthlr.)

Der Kurfürst *Maximilian Joseph III.* von Baiern hatte sich während seiner langen Regierung auf vielfache Weise für das Vaterland und deren Geschichte verewigt. Daher war sehr zu verwundern, dafs erst 6 Jahre nach seinem Tode ein Gelehrter aufser dem baierschen Staatsdienste, der fürstl. Thurn-Taxische Bibliothekar, *W. Rothammer*, eine Biographie desselben erscheinen liefs. Obschon dieser die wesentlichsten Verhältnisse darstellte, so konnte er doch aus Mangel an authentischen Quellen weder auf Vollständigkeit, noch auf Gründlichkeit und Genauigkeit Anspruch machen.

Da dem Archivar *Lipowsky* für seine schriftstellerischen Arbeiten seit vielen Jahren die baierschen Urquellen geöffnet sind, so benutzte er sie unter andern auch für eine genaue Schilderung des Kurfürsten Maximilian III. Er beginnt mit dessen Geburt, Taufe, Erziehung, niedrigem und höherem Unterrichte in den ihm dienlichsten Wissenschaften, Künsten und mechanischen Uebungen, kleinen Reisen und öffentlicher Prüfung zu Frankfurt bei der Wahl seines Vaters als Kaiser. Nach dessen Tode bemüht sich *Maximilian Joseph III.* den Krieg seines Vaters mit Oesterreich durch einen schnellen Waffenstillstand zu unterbrechen, auf welchen auch bald der Friede, zur Unzufriedenheit der Könige von Frankreich und Preufsen, folgte. Obschon seine eigenen Minister dieses Werk, ungeachtet seiner Vertreibung aus seinem Vaterlande, zu hindern suchten; so erprobte er doch hier seine jedes Regenten würdige Selbständigkeit. Bald nach seiner Rückkehr in die väterliche Residenz zu München veranstaltete er viele Berathungen, wie dem Vaterlande und dem zerrütteten Finanzzustande bald geholfen werden könnte. Er zog mehre Stellen am Hofe als Sinecuren ein, nahm im geh. Rathe den Vorsitz, und gab den Justiz-Stellen, dem geistlichen Raths- und Commerz-Collegien, wie dem Hof-Kriegsrathe, den Salinen- Münz- und Bergwerks-Deputationen eine besondere Anregung. Die Unterbehörden der Justiz, Polizei und des Kameral-Wesens liefs er fortbestehen, wie das Forst- und Bücher-Censur-Wesen. Auf redlichere Verwaltung der Gemeinden und milden Stiftungen war er sehr bedacht, die Zahl des Militärs beschränkte er nach einer neuen Einrichtung, während er die Zahl der Lehrer an der Universität Ingolstadt vermehrte. Seine Vermählung mit einer sächsischen Prinzessin, wie jene seiner Schwester mit dem Kurprinzen von Sachsen, wurde im ganzen Lande, und besonders zu München gefeiert. Als Freund des Friedens suchte er alte Streitigkeiten mit dem Fürstenthume Eichstädt, und mit seinem Fiscus wegen verschiedener Güter-Ansprüche, ungeachtet widersprechender Ansichten der gleichzeitigen Schriftsteller, selbst mit Aufopferung zu beseitigen. Dagegen erwarb er mehre Herrschaften im Inneren theils als Tausch-Gegenstände, theils als heimgefallene Lehen. Im J. 1750 schlofs er mit England und Holland einen Vertrag zur Stellung von 6000 Mann, die geraume Zeit bezahlt wurden, ohne dafs man ihrer bedurfte. Dem Militär gab er eine neue Verfassung; der Jagd und italienischen Oper widmete er sich mit Leidenschaft. Das Abbrennen des alten Theaters mit einem grofsen Theile der Residenz, veranlafste die Erbauung eines neuen Opernhauses. Das Lotto-Wesen zog der Kurfürst an sich; Strafsen und Brücken wurden verbessert, Hausirer und Pfuscher verdrängt, für das Staatsschuldenwesen eine eigene Commission niedergesetzt, die Steuern und Hof-Anlagen vermehrt, das Sperrgeld an den Stadt-Thoren und das Goldwaschen in den Flüssen eingeführt, der Ertrag der Salzwerke erhöht, und das Maut- und Zoll-Wesen neu eingerichtet. Mit mehrern Fabriken machte er unglückliche Versuche. Desto mehr Ehre erwarb er durch die von *Kreidtmayr* verfafsten Gesetzbücher der Gerichts-Ordnung, des Civil- und Criminal-Rechts. Zugleich erliefs er einen Befehl gegen die kostspieligen Eheprocesse; stellte die strafende Gerechtigkeitspflege und die Kerker der Klöster ab; errichtete ein Leihhaus, und beförderte die Landes-Kultur nach allen Rücksichten. Die Staats-Einnahmen und Ausgaben suchte er im Gleichgewichte zu er-

erhalten. Aus einem freiwillig gebildeten *gelehrten Vereine* zu München entstand 1759 die bis jetzt erhaltene *Akademie der Wissenschaften* mit welcher öffentliche Vorlesungen verbunden wurden. Den Streitschriften über die geistliche Immunität setzte er 1769 durch einen scharfen Befehl Grenzen. Alle geistliche Orden beschränkte er auf die bayersche Provinz. Den Klöstern verbot er, neue Gebäude aufzuführen; desto mehrere errichtete er selbst für sich, wie auch Kranken-Gebäude mit barmherzigen Brüdern und Schwestern. Er wurde verblendet, ein Fabrik-Institut für mehr als siebenjährige Waisenkinder auf seine Kosten zu Hepperg errichten zu lassen, welches nach seinem Tode aufgelöset wurde. Während des siebenjährigen Krieges wurde er zwar durch Oesterreich zur Stellung von Hülfstruppen gegen Preussen verleitet; doch zog er dieselben noch vor dem Friedensschlusse zurück. Wegen der Unfruchtbarkeit seiner Ehe schloss er mit dem Kurfürsten *Karl Theodor* von der Pfalz einen Vertrag über die künftige Erbfolge. In den Jahren 1770—1771 wirkte die allgemeine Getreidenoth des Volkes so stark auf ihn, dass er mehr als 100,000 Scheffel Korn aus Sizilien über Genua bringen liess. Die Auflösung der Gesellschaft Jesu veranlasste ihn, deren Güter zum Schulfonds zu ziehen, und die Elementar- und höheren Schulen zu verbessern. Er begründete ein Prediger-Institut, eine Zeichnung-, Maler- und Bildhauer-Schule, und suchte die deutsche Schaubühne mit Hülfe der Akademie zu verbessern. *Sterzinger's* Reden über Hexerei und Zauber-Künste veranlassten so viele Gegenschriften, dass der Kurfürst sich zum Verbote veranlasst fand, ferner über den Gegenstand etwas zu schreiben. *Gassner's* Wunder-Kuren im Namen Jesus liess er mit jener Nachsicht verüben, welche der Fürst v. Hohenlohe in neuerer Zeit hatte. Dessen ungeachtet verminderte er die Feiertage, und suchte in katholischen Kirchen deutschen Gottesdienst herrschend zu machen. Die zu München errichtete Haute-lice-Fabrik hatte einen eben so ungünstigen Erfolg, als die neue Ordnung der Finanzen, und die Errichtung einer Nationalbank. Doch beurkundete der Kurfürst immer den besten Willen für die Beglückung seines Volkes. Nach seinem 1777 erfolgtem Tode wurde Kurfürst *Karl Theodor* von der Pfalz sein Nachfolger.

So ist der wesentliche Inhalt des vorliegenden Buches, gegründet auf die besten gedruckten Quellen, deren mehre auf jeder Seite angezeigt sind. Kaum möchte eine einzige Literatur-Quelle für die ganze Regierungs-Periode *Maximilians III.* übergangen seyn. Die Darstellung ist in ziemlich reiner Schreibart mehr apologetisch als kritisch; weswegen auch das Tadelnswürdigste in der schonendsten Form vorgetragen ist. Wollten wir einen Tadel über dieses Buch aussprechen, so würde er sich nur darauf beschränken, dass der Vf. seine Vorliebe für die Jesuiten und Klöster, so wie für den kirchlichen Ceremonien-Dienst ohne Bedeutung, zu oft einwebte und manchem tadelnswerthen Gegenstande der Art einen Werth beilegte. Zur Erhärtung unseres Urtheils berufen wir uns auf die erste *Beilage* des Hofgottesdienstes, und auf die §§. 81, 82, 104 bis 109, 115—117 und 129. Dessen ungeachtet wünschen wir, dass der alle Geschichtsschreiber Baierns an Thätigkeit übertreffende Vf. noch recht lange gesund bleibe, um das Publikum mit noch mehr neuen Werken zu erfreuen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Brockhaus: *Der Kalenderstreit in Riga.* Historische Erzählung aus der letzten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts. Nebst einigen andern Erzählungen und Gedichten. Herausgegeben von *W. v. Oertel* und *A. Gliebow.* 1835. 469 S. 8. (geh. 2 Rthlr.)

Die Erzählung *der Kalenderstreit* umfasst den grössern Theil des Buches (— S. 267) und ist als die Hauptsache, das Uebrige nur als *ein Anhängsel* zu betrachten um die Bogenzahl zu vermehren. Von S. 271—279 folgen Uebersetzungen von russischen Gedichten, welche diese Ehre durch nichts verdienen, denn sie sind höchst mittelmässig. Hieran schliesst sich übersetzte Prosa von der manches recht artig ist; z. B. gleich die folgende kleine Erzählung — S. 285. Die folgenden Anecdoten von Peter dem Grossen — S. 296 hätten wegbleiben können; die russische Novelle *Braunchen* (ist ein Pferdename), mit der Bezeichnung „*Eingesandt*", ist nicht übel, nur weiss man nicht was das Eingesandt bedeuten soll, da doch das Buch keine Zeitschrift ist, und ob dieselbe russisch oder deutsch eingesandt ist. Von S. 340—359 folgen wieder Gedichte. Den Schluss macht eine interessante Erzählung, worin auch die neuere russische Literatur besprochen wird; jedoch werden uns die *ausgezeichneten* Dichter nur mit Buchstaben genannt, was denn freilich so gut wie gar nichts gesagt ist. Hr. *v. Oertel* hätte besser gethan seine Erzählung ohne diesen Anhang drucken zu lassen, da sie es wohl verdient auch ohne denselben gekauft zu werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

August 1835.

GESCHICHTE.

Tübingen, b. Fues: *Flandrische Staats- und Rechtsgeschichte bis zum Jahre* 1305, von *Leopold August Warnkoenig*. *Erster* Band. Mit einer Karte von Flandern aus dem 14ten Jahrhundert und einem Facsimile. XVI. 464 u. 102 S. 1835. 8.

Kein Theil der Geschichte des Mittelalters bietet ein gröfseres Interesse dar, als die Geschichte der Städte. Die Keime unserer neueren Staatenbildung beginnen mit der Entstehung des Städtewesens, entwickelten sich mit dessen Ausbildung, kamen durch die Uebermacht desselben zur Reife. Der Staat ist gewissermafsen in den Städten aufgegangen, was natürlich wieder eine Vernichtung dieser, als eigenthümlicher Corporationen, herbeiführte. Den Kreislauf der Begebenheiten, welchen uns die Geschichte der europäischen Staaten vorführt, hat in früheren Jahrhunderten schon, fast jedes irgend bedeutendere städtische Gemeinwesen durchlaufen. Dieselben Ideen, Interessen, Parteiungen, die im Staate einander bekämpften und vernichteten, die zum Theil noch gerüstet gegen einander stehen — sie sind einander einst schon auf den Märkten der Städte begegnet. So wie die Geschichte des Städtewesens überhaupt das Verständnifs der Geschichte der neuern Zeit erst erschliefst, so dürfte das Studium der Geschichte einzelner Städte, aus hier nicht zu entwickelnden Ursachen, vielleicht in mancher Beziehung für uns eine fruchtbarere Schule der Politik seyn, als die Verfolgung der Entwickelung der Staaten des Alterthums uns darbietet. Auch ist ja diese Wissenschaft oder Kunst in ihren wohlthätigen Bestrebungen und in ihrer Entartung zuerst aus den städtischen Ringmauern hervorgegangen. Italien und die Niederlande sind die beiden klassischen Länder der Städte. Es ist wohl allgemein anerkannt, dafs die Darstellung der Geschichte beider Länder vor allen übrigen eben so anziehend und lehrreich, als durch den Reichthum und die Mannigfaltigkeit der Gegenstände und der Quellen schwierig ist. Es tritt dieses Letztere um so mehr noch hervor, wenn nicht die Beziehungen und Verhältnisse zu andern Staaten entwickelt werden sollen, sondern die innere Gestaltung in Bezug auf Verfassung und Recht, Sitte und geistiges Leben Gegenstand der Darstellung ist. Der Vf., als Schriftsteller in manchen Zweigen der Rechtswissenschaft schon lange rühmlich bekannt, hat sich in dem Werke, wovon uns der erste Theil jetzt vorliegt, die wichtige, umfassende und anziehende Aufgabe gestellt, „ein treues Bild von dem rechtlichen Zustande Flanderns, in der Zeit, als diese Provinz durch die Blüthe ihrer Städte auf dem Gipfel des Reichthums und der Macht stand, im zwölften und dreizehnten Jahrhundert, der eigentlichen Normalperiode des M. A., zu geben." Schon früher von Niebuhr aufgefordert, eine Geschichte der flandrischen Städte zu schreiben, glaubte der Vf., als sein Geschick ihn in die Hauptstadt Flanderns verschlagen hatte, und er hier erst den früher nicht geahnten Reichthum zuvor unbekannter und unzugänglicher Quellen entdeckte, jener Aufforderung als „einem heiligen Gesetze" Folge leisten zu müssen.

Nach dem Plane, den der Vf. sich vorgezeichnet hat, sollte das Werk aus 4 Büchern in 3 Bänden bestehen. Der erste Theil, die zwei ersten Bücher umfassend, in welchen uns der Vf. eine Uebersicht über die von ihm benutzten Quellen und Hülfsmittel, einen Ueberblick über die Geschichte des Landes, und eine allgemeine Schilderung der innern Verhältnisse desselben giebt, — ist gewissermafsen als eine Einleitung zu dem Ganzen zu betrachten. Seinen Inhalt wird Rec. gleich in einem dem Buche selbst sich möglichst anschliefsenden Ueberblick, begleitet von einigen Bemerkungen, ausführlich und der Wichtigkeit des Buches gemäfs, darlegen. In dem dritten Buche oder dem 2ten Theile des Werkes — (wenn ein Band für das reiche Material, was fast bezweifelt werden könnte, ausreichen dürfte) — sollen die Geschichte der einzelnen Theile Flanderns d. h. der Städte und Chatellenien erläutert und die Localrechte derselben, die s. g. Keuren, beschrieben werden. Es sollen die Anfänge der Städte, die Bildung ihres Schöffenthums erzählt, die kirchlichen Eintheilungen, die Gewerbs- und Handelsblüthe derselben erläutert, die Privilegien in chronologischer Aufzählung mitgetheilt, und endlich eine urkundliche Darstellung ihrer Verfassung gegeben werden. Unmittelbar nach jeder Stadt soll die Chatellenie, welche sie umgiebt, auf eine ähnliche Weise beschrieben werden. In einem diplomatischen Anhange verspricht der Vf. die auf die beschriebenen Verhältnisse sich beziehenden Urkunden und insbesondere die jedesmaligen Stadt-, Land-, die Dorf- und Hofrechte, welche sämmtlich in Deutschland nie im Druck erschienen und in Flandern nur in geringer Anzahl und oft ganz verstümmelt bekannt gemacht geworden sind, mitzutheilen. Vorzugsweise sollen die lateinisch geschriebenen Stadt- und Landrechte des

des 12ten und 13ten Jahrh. in seinem diplomatischen Anhang aufgenommen, die grösseren gedruckten Gesetze in flamändischer Sprache aber davon ausgeschlossen bleiben. — Das vierte Buch oder der dritte Band sollte ausführlicher von dem flandrischen Rechte im 13ten Jahrh., von den Quellen und dem Charakter der Keuren, ihrer Abstammung aus dem ältern fränkischen Rechte handeln, in demselben auch das Verschwinden des Römischen Rechts im frühen Mittelalter besprochen werden. Diesem sollte sodann eine Abhandlung über die Leibeigenschaft, ihre Milderung und theilweise Aufhebung in Flandern, unterstützt von einer Menge ungedruckter Urkunden, sich anschliefsen; darauf aber eine Darstellung der Gerichtsverfassung Flanderns gleichfalls mit einem *Codex diplomaticus*, sowie des Criminalrechts mit einer Sammlung von Sentenzen des Schöffenstuhls der Abtei St. Peter in Gent aus dem 12ten und 13ten Jahrhundert folgen und endlich ein *Codex formularum* aller möglichen Rechtsgeschäfte vom 10ten bis zum 14ten Jahrhundert: über Kauf, Tausch, Schenkungen, Verpfändungen und alle sonstige Acte, die der Vf. in den Archiven auftreiben konnte, und mit Sorgfalt ausgewählt hat, den Schlufs machen.

Wir werden vorläufig aber nur noch dem zweiten Bande dieses so mannigfachen Werkes entgegensehen dürfen, indem das Erscheinen des dritten Bandes von der Aufnahme, die das Werk in der gelehrten Welt, d. h. nicht von der lobenden Anerkennung des Vfs, sondern von dem lohnenden des Verlegers, (dem es zur Ehre gereicht, ein solches Werk übernommen zu haben), werden möchte, abhängig gemacht worden. —

Eine Einleitung über die Quellen und die Literatur der ältern Geschichte von Flandern eröffnet diesen Band. Sie ist offenbar das Ergebnifs eines gründlichen und umsichtigen Studiums und würde allein schon dem Vf., der seine Stellung so glücklich und verdienstlich benutzt hat, um zur Aufklärung eines wenig gekannten Theiles der Geschichte, und insbesondere zur Belehrung seiner deutschen Landsleute, für welche das Buch zunächst bestimmt ist, so Tüchtiges zu leisten — den Dank aller Geschichtsfreunde erworben haben. — Der Vf. macht uns mit reichen und zahlreichen Archiven bekannt, deren Daseyn bisher kaum geahnt wurde; er giebt einen genauen Bericht über die gedruckten Urkundensammlungen und die zahlreichen Chroniken bis zum 15ten Jahrhundert, wobei er die Quellen, welche die Verfasser derselben benutzen, anzeigt, die Art, wie sie davon Gebrauch machten, und was sie zur geschichtlichen Kenntnifs des Landes beigetragen, würdigt; diesem schliefst sich dann als Schlufs ein ähnlicher kritischer Bericht an über die Historiker und Statistiker Flanderns seit dem 16ten Jahrhundert, und über die späteren und neuesten Schriftsteller, welche diesen Gegenstand behandelt haben.

Der verheerende Sturm der franz. Revolution, der namentlich alles Geschichtliche feindselig vernichtete, hat auch in den Archiven von Flandern eine grofse Zerstörung angerichtet; aber noch die Reste, welche verschont geblieben, verborgen worden und wieder ans Tageslicht gekommen sind, bilden ein überaus reiches Material. Die Grafen von Flandern, welche seit den ältesten Zeiten ihre *Chartes* in festen Schlössern und Burgen bewahrten, hatten die zu *Lille* und *Rüppelmonde* später ausschliefslich zu diesem Zwecke bestimmt. Seit der französischen Revolution wurden die Reste des Archivs von *Rüppelmonde*, etwa 2000 Stücke aller Art, in das Gebäude des Tribunals erster Instanz in Gent, *zugleich* mit denen des ehemaligen *Conseil de Flandre* gebracht. Dieriex sah sie im J. 1812 in dem elendesten Zustande, indem sie den Ratten, Mäusen und Würmern zur Speise dienten. Erst im J. 1830 wurden sie in das Local des Staatsarchivs von Ostflandern gebracht, wo sie der Vf. seit dem J. 1832 *alle* einzeln durchging und provisorisch ordnete. Das Archiv von *Lille* hatte das Glück gehabt, seit der Eroberung des Landes von Ludwig XIV. (1667) einer Reihe von ausgezeichneten Männern, welche sämmtlich Descendenten von dem zuerst angestellten Archivar *Denis Godefroi* (Enkel des bekannten Juristen dieses Namens) waren, anvertraut gewesen zu seyn. Der letzte dieser *Godefroi* (Denis Josef), der seit seinem 19ten Jahre (von 1759 — 1819) dem Amte vorstand, war es, der die von seinen Vorvätern begonnenen Arbeiten über die ihnen anvertrauten literärischen Schätze auf eine musterhafte Weise vollendete, nämlich durch eine vollständige Classification der Documente und vortreffliche Inventarien, *die sehr oft* wörtliche Uebersetzungen der weitläufigen *Diplome* enthalten. In diesen, mehrere Folianten bildenden Verzeichnissen, ist nicht blos eine genaue Beschreibung der *Chartes* enthalten, sondern zugleich angegeben, ob und wo dieselben abgedruckt sind. *Das* Archiv von Lille ist in dem alten Lombard noch jetzt geordnet, wie es zur Zeit des letzten Godefroi war, so dafs man nach dem Inventarium jedes Diplom sogleich erhalten kann. Der Graf *de Staint Genois* liefs die Godefroischen Inventarien des Archivs zu Lille bis zum J. 1300 fast von Wort zu Wort zu Anfang dieses Jahrhunderts bei *Leonard Danel* in *Lille* drucken, als zweiten Theil seines Werkes: *Monumens anciens essentiellement utiles à la France, aux provinces de Hainaut*, *Flandre* u. s. w. Da er aber die Druckkosten nicht bezahlen konnte — er hatte seiner Liebhaberei für genealogische Studien ein bedeutendes Vermögen geopfert —, so verkaufte der Drucker den gröfsten Theil der Exemplare als Maculatur, und die *Monumens anciens* sind ein so seltenes Werk, dafs der Vf. nur *ein* vollständiges Exemplar in der Stadtbibliothek zu Brügge sah.

Von den Klosterarchiven reichen nur zwei in sehr alte Zeiten hinauf, nämlich das der Abtei von St. Peter (*Coenobium blandiniense*) und von St. Bavo (*C. gandense*) zu Gent. Als Flandern 1794 Frankreich einverleibt wurde, nahm die republikanische Regierung mit dem Gesammtvermögen aller Klöster und Stifter auch alle Archive und Bibliotheken in Be-

Beschlag. Indeſs wurde vieles daraus von den Mönchen auf die Seite gebracht und nach Holland und Deutschland, woher Manches noch nicht wieder zurück ist, geflüchtet. Der zuletzt lebende Mönch sollte über den geheimnissvollen Schatz wachen. Daher erhielt die Regierung nicht alle diese Archive; unter denen aber, die vollständig in ihre Hände gekommen sind, befinden sich die beiden der Genter Abteien. — Ein eigenes Schicksal hatte das Archiv der St. Bertinischen Priorei in Poperinghen bei Ypern, indem ein Bäckerknecht die sämmtlichen sehr alten Diplome einem Buchdrucker in Gent verkaufte, wo sie ein Alterthumsfreund sah, als sie eben zu Bücherdecken zerschnitten wurden, und nun noch rettete, was zu retten war; gegenwärtig besitzt einiges davon der Universitäts-Bibliothekar Lammens in Gent, ein anderer Theil wurde zu Anfang des J. 1833 öffentlich versteigert und von der Provinzialregierung (für etwa 1000 frs.) durch den Vf. für das Archiv erstanden. Dasselbe hat auch das oben genannte älteste Diplom von der Wittwe des Archivisten *Bast*, welchem es zuletzt gehört hatte, erworben. —

Auch jeder Regierungsbezirk und jede Stadt hatte ihre Archive. Die der erstern, welche doch wenig Urkunden, die über das 13te Jahrh. zurückgehen, enthalten, sind jetzt meistentheils in den Provinzialarchiven, viele sind indeſs nicht wieder aufzufinden, da die französische Regierung oft die Transportkosten nicht bezahlen wollte. Die meisten Stadtarchive sind noch erhalten, wiewohl in früher Zeit *die zu groſse Sorgfalt für dieselben deren Vernichtung verursacht hatte.* Als das Palladium der städtischen Freiheit wurden sie in früherer Zeit meistens in einem eisernen Koffer, der mit 3 Schlössern versehen, und wozu jeder Schlüssel einem andern Manne anvertraut war, in gewölbten Zimmern auf dem Thurme des städtischen Beffroi verwahrt. Noch sind diese Zimmer auf den Thürmen z. B. in Gent und Brügge zu sehen, noch existiren die Koffer und zwar steht der in Brügge noch an demselben Platze, wo er vor 500 Jahren stand, doch ist nur ein Theil der Urkunden darin. Da früher die Thürme von Holz waren, wurden sie oft und mit ihnen die Archive ein Raub der Flammen, wie das Genter 1180 und das Brügger 100 Jahre später. Ja selbst nachher verbrannten auch oft die Diplome, wie z. B. die der Stadt *Dam*, daher nur wenig bis zum Anfang des 12ten Jahrh. zurückgehende Stadtarchive, wie z. B. das der Stadt Ypern (dessen älteste Urk. v. 1110 der Vf. mitgetheilt hat) vorhanden sind. Die Archive von Ypern und Nieuport zeichnen sich vor den übrigen Stadtarchiven auch durch ihre gute Ordnung aus, während die meisten in groſser Unordnung sind; in manchen sich nur Cartularien, wie in Ostende und Termonde, in manchen gar nichts Altes befindet, wie z. B. in Allost und Thonrrout. Der Vf. theilt diese Nachricht nach eigner Anschauung mit, da er die meisten Städte, wo er sich Ausbeute versprach, besucht hat. —

Die Nachricht über die gedruckte Urkundensammlung beginnt der Vf. mit einer Geschichte und kritischen Charakteristik des allbekannten Hauptwerkes, nämlich von *Aubert le Mire* oder *Miraei opera diplomatica*, welches aber erst durch *J. F. Foppens* sehr erweitert wurde und eine andere Gestalt erhielt, so daſs der Vf. es nach ihm benannt wissen will. Der Vf. tadelt die Einseitigkeit der Sammlung, indem sie trotz ihres Umfanges weniges enthält, was sich auf die Städte, die polit. Geschichte und weltliche Herrschaft bezieht; und bemerkt, daſs man sich auf die diplomatische Genauigkeit nicht verlassen kann, da Foppens meist ihm zugesendete Abschriften abdrucken lieſs. Der Vf. macht besonders auf die Wichtigkeit mehrerer diplomatisch-genealogischer Werke berühmter Familien von *Duchesne*; namentlich die *Histoire généalogique des Maisons de Guines, d'Ardres, de Gand etc. Paris* 1631, und einer wenig bekannten Deduction: *Auguste Galland: mémoires pour l'histoire de Navarre et de Flandre etc. Paris* 1648, wegen der beigefügten Diplome aufmerksam, und geht die übrigen groſsentheils nicht auf Flandern oder Belgien allein sich beziehenden hieher gehörigen Urkundenwerke durch, unter welchen besonders *Kluit's Hist. critica comitatus Hollandiae*, auch wegen der musterhaft diplomatischen Genauigkeit, gerühmt wird.

Sorgfältig werden im Folgenden die übrigen historischen Quellen für die Geschichte jedes Jahrh., namentlich die älteren Chroniken und Annalen bis zum 15ten Jahrh., aufgezählt. Eine ausführlichere Nachricht giebt der Vf. insbesondere über das berühmte *Chronicon Sancti Bavonis*. Das wahre Chronicon dieses Namens, welches ins 12te Jahrh. gehört, und besonders von *Duchesne* und gleichzeitigen Schriftstellern benutzt wurde, ist nicht mehr vorhanden, sondern es existiren nur zwei Bearbeitungen desselben. Die eine, welche im 14ten Jahrh. verfaſst ist, hat *Pertz* in den *Monumentis* als *Annales St. Bavonis* abdrucken lassen; die andere, ungedruckt, ist im letzten Viertel des 13ten Jahrh. von einem Mönch zu St. Bavo, *Johannes a Thielrode*, verfaſst und geschrieben. Den letztern Codex, der sich jetzt im Besitz des Herrn *Lammens* befindet, beschreibt der Vf. genauer.*) —

Die Bearbeiter der Geschichte Flanderns seit dem 16ten Jahrh. theilt der Vf. in Historiker und Statistiker. Vor Allen rühmt der Vf. *Jacob de Meyer*, als den ausgezeichnetsten unter den Historikern Flanderns, den Representanten aller seiner Chronisten, den Vater der Geschichte desselben. Ein tiefer Blick in die so schwierigen Verhältnisse der

*) Der Vf. hebt auch eine Bemerkung des *Thielrode* über den Verfasser des Decrets hervor: „*Gratianus Monachus, de Guisa civitate Tusciae natus, decretum composuit hoc anno MCLI.*"

der früheren Zeiten, eine richtige Auffassung des Nationalcharakters seiner Landsleute, eine genaue Kenntnifs der Verfassung setzen ihn in den Stand, die Ursachen und Wirkungen der grofsen Ereignisse zu fassen und dem ganzen historischen Gemälde Einheit und Folgerichtigkeit zu geben." Seit *Meyer* habe die ältere Geschichte Flanderns, bemerkt der Vf., keine Fortschritte gemacht, so verdienstvoll auch die Specialuntersuchungen neuerer Schriftsteller sind. Seit der Mitte des 14ten bis zu Ende des 16ten Jahrh. war das Land so reich an Ereignissen, die Geschichte des burgundischen Hofes und die des Aufstandes der Niederlande gegen Philipp II. sind so berühmt geworden, dafs man darüber die früheren Zeiten vergessen hatte. — Nächst Meyer nennt der Vf. einen Schriftsteller, dessen etwa um das J. 1500 verfafstes historisch-statistisches Werk 150 Jahre Hauptquelle für die Kunde von Flandern blieb, nie gedruckt, aber in der Art benutzt und ausgeschrieben worden ist, oft ohne genannt zu werden, dafs ein Abdruck jetzt nicht einmal mehr als zeitgemäfs anzusehen wäre. Es sind dies *Philipp Wielant* (1440 — 1519) *Antiquités de Flandre*. — Bei *d'Oudegherst* († 1591), dessen bekannte *Chroniques et Annales de Flandres* 1571 zuerst erschienen, und welche man als Hauptwerk über die flandrische Geschichte zu betrachten pflegt, welche auch viele Actenstücke enthalten, die nur aus ihm bekannt sind, macht der Vf. besonders aufmerksam auf die sehr berichtigte und mit vielen ungedruckten Urkunden reich ausgestattete Ausgabe von *Lebroussart* (*Gand*. 1789), welche durch die damaligen Zeitereignissen aufserhalb Belgien ganz in Vergessenheit gekommen, und deutschen Gelehrten, die sich mit diesem Theile der Geschichte beschäftigt haben, auch unbekannt geblieben ist. — Zu den Statistikern rechnet der Vf. vorzüglich *L. Guiccardini*, *Marchantius*, *Grammaye*, *Lindanus* (*van der Linden*), und besonders *Antonius Sanderus* (aus einer alten Familie zu Gent, geb. 1586, † 1664), der sein Vermögen bei dem Druck seiner literärischen Arbeiten zusetzte, so dafs er am Ende seines Lebens die Stadt Gent um Unterstützung bitten mufste, um Schreibmaterialien kaufen zu können. Die erste prachtvolle, mit ein halb tausend Kupferstichen gezierte, Ausgabe seiner *Flandria illustrata* (1641 — 44 bei Joh. Blaeu gedruckt) wurde ein Raub der Flammen, nachdem nur wenige Exemplare davon verkauft waren. Sie erschien zum zweitenmal Haag 1753. 3 Vol. fol. — Die Schriftsteller des 19ten Jahrh., deren Untersuchungen aber nur einzelne Theile der Geschichte betreffen, die der Vf. nennt, sind besonders: der Canonicus *Martin de Bast* und dessen Gegner *Diericx*, welche sich beide hauptsächlich mit der Geschichte von Gent beschäftigten, und vorzüglich *J. J. Repsaët* († 1831). Der Vf. nennt ihn den tiefsten Kenner der Rechtsalterthümer Flanderns, da er nicht blofs aus gedruckten und ungedruckten Quellen schöpfte, sondern über die Hälfte seines Lebens als praktischer Jurist und Geschäftsmann während des Bestehens der alten Verfassung zubrachte. Sein letztes Hauptwerk (die *analyse historique et critique de l'origine et des progrès des droits — de Belges*. Gand. 1824 — 26. 3 Vol.), sagt der Vf., ist nur ein Auszug aus 10 meist in flamändischer Sprache geschriebenen Foliobänden; und zu einer zweiten wünschenswerthen Ausgabe — (die erste wurde, da nur 300 Exemplare davon abgezogen waren, rasch vergriffen) — sind zahlreiche Verbesserungen von ihm vorhanden. Es wird dieses genügen, um auf die Wichtigkeit und das Interesse dieser literärischen Einleitung aufmerksam zu machen.

Das *erste Buch* (S. 83 — 212) giebt einen gedrängten Abrifs der Geschichte von Flandern bis zum J. 1305, wobei der Vf., der es sich nicht sowohl zum Ziel gesetzt hatte, den Gegenstand zu erschöpfen, als vielmehr ein tieferes Nachforschen über denselben möglich zu machen, die Begebenheiten nur andeutet, irrige Ansichten berichtigt, das Zweifelhafte prüft und statt der Ausführung sich mehr begnügt, die erforderlichen literärischen Notizen zu geben und auf die Werke hinzuweisen, woraus die nähere Kenntnifs zu entnehmen ist.

Der eigentlichen Geschichte gehen im *ersten Capitel* Bemerkungen über den Zustand des Landes nach der Völkerwanderung vorher. Die Provinzen von Flandern, wie sie zuerst in der Geschichte erscheinen, waren mit Wäldern bedeckt, gröfstentheils Wüsten und Morastgegenden, daher die zahllosen Benennungen von *Wastinae*, *Moer*, *Wuestynen* u. s. w. in den Schenkungs- und andern Urkunden. Der Name Flandern kommt zuerst 682 vor, wo von „*municipio Flandrensi i. e. Brugensi*" im Leben des heil. Eligius die Rede ist. Mit dem Ausdruck *pagus flandrensis* (seit dem 9ten Jahrh. häufig), *Vlandra*, *Flandes* u. s. w. wurde nur die Küstengegend um *Brügge*, deren Einwohner auch *Vlaminghen*, *Vlaminen* genannt wurden, bezeichet. Eine Ableitung des Namens, die dem Vf. mitgetheilt worden, und die er als Conjectur wiedergiebt, hat allerdings etwas Ansprechendes. „*Vlander*, *Vlonder* heifst auf flamändisch eine *Brücke*. Jene Gegend, damals voll Moräste und Teiche, mufste der Brücken so viele haben, dafs man das Land leicht darnach benennen konnte. Da nun die so bewässerten Gegenden auch *Vlasmen* oder *Vlaenen* genannt werden, so erklärt sich auch der Name *Vlaming* oder *Vlamingk*, nämlich die *Vlas-minghen*, Bewohner dieser Gegend. Die niederdeutsche Sprache wird *lingua Flamminga* genannt, woraus man zuerst *Flammingante*, dann *Flamand*, belgisch *Vlaemsch*, deutsch *Flämisch* (wofür man nicht flammländisch sagen darf, da es kein Flammland giebt), gemacht hat." —

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

August 1835.

GESCHICHTE.

TÜBINGEN, b. Fues: *Flandrische Staats- und Rechtsgeschichte bis zum Jahre* 1305, von *Leopold August Warnkoenig* u. s. w.

(*Fortsetzung von Nr.* 139.)

Die ältesten Bewohner waren Menagier, Moriner, Atrebater. Die Nervier hatten, wie der Vf. bemerkt, ihre Wohnsitze nicht im eigentlichen Flandern, sondern auf dem rechten Ufer der Schelde. Diese Völker waren gänzlich romanisirt. Die Atrebater trieben Handel bis nach Rom, wo ihre *Wollenfabricate* sehr in Achtung standen. Zu diesen romanisirten Völkern kam nun im 4ten und 5ten Jahrhund. eine Menge germanischer Ansiedler, theils herbeigerufen zur Grenzbewachung und zum Anbau brachliegender Ländereien, theils gewaltsame Einwanderer suevischer und noch mehr sächsischer Abstammung. Die römischen Präfecten scheinen ihnen besonders die Küstenländer, das westflandrische Gebiet, angewiesen zu haben, von dem her sie sich indess ostwärts ausdehnten, während die des benachbarten Brabant bewohnende Salfranken an der Schelde an sie stiessen. Die Einwanderer lebten da als *coloni Lasti* oder *Leti* — nach letischem Rechte und bildeten später unter dem Namen Laeten (sprich Laaten) die den einzelnen Gutsherrschaften unterworfenen Bauern. Vor diesen gewiss sehr rohen deutschen Colonisten zogen sich die Menagier und Moriner südlich zurück und überliessen ihnen die sumpfigsten ungebauten Gegenden, die denn bald andere Namen erhielten. Drei Jahrhunderte später, nachdem diese Gegenden zum Mittelpunkt der fränkischen Monarchie gehörten, verpflanzte Carl d. Gr. (795) viele Tausend Sachsen dahin; viele Orte an der südlichen Grenze Flanderns waren sonst von Sachsen bewohnt. — Diese verschiedenen germanischen Ansiedler, gemischt mit den fränkischen Kriegern, sind also die Stammväter der Flamänder. Ihre Sprache ist ein deutscher Dialect der auch noch jetzt *duits* oder *duitsch* genannt wird. Die von ihnen bewohnten Gegenden der nachherigen Grafschaft bildeten die *Flandre flamingante*, das deutsche oder germanische Flandern, während die von den Menagiern u. s. f. bewohnten Theile die *flandre gallicante* oder *wallone* ausmachen: Die Völker und Sprachscheide ist jetzt bei dem Städtchen Menin an d. Lys, auf deren rechten Ufer, also südlich der wallonische Dialect beginnt. „Die beiden Landestheile sind sich durchaus unähnlich" sagt der Vf., „so dass wir in diesem historischen Versuch die letztern nicht berücksichtigen, und nur gelegentlich berühren. An einem andern Orte bemerkt er in dieser Beziehung, dass die Gegensätze besonders auch bei der Entwickelung der Gemeindeverhältnisse und der Stadtrechte hervortreten." Eine künftige Ausführung dieses Gegensatzes würde gewiss in mancher Beziehung von Interesse seyn. Die germanischen Provinzen zeichnen sich durch eine viel grössere Energie des Charakters, durch eine stärkere Freiheitsliebe, freilich aber auch durch grössere Wildheit aus, daher sie auch den grössten Einfluss auf die Politik hatten. — Die ältere Gaueintheilung Flanderns ist nach den Angaben des Vfs noch keinesweges gehörig ergründet; im 12ten Jahrh. wich sie der Feudalistischen in Chatelenien oder Burggrafschaften, die besonders nach der Ermordung des Grafen Karl d. Guten † 1126 vorherrschend wurde. — Das Christenthum hatte sich zwar schon im 4ten Jahrh. in Belgien und so auch nach Flandern verbreitet; indess da die eindringenden Germanen Heiden waren, so finden wir im 7ten Jahrh. wieder Missionäre in Brabant, Flandern, Seeland; sie kamen von England oder dem mittäglichen Frankreich, errichteten Klöster und Kapellen und wurden nicht selten Opfer ihres Eifers. Die *Acta Sanctorum*, die älteste Quelle unserer Kunde des Landes, entwerfen ein abschreckendes Bild von der Rauhheit des Landes und der Wildheit seiner Bewohner: „*ob terrae infoecunditatem* (— es ist von Gent die Rede —) *omnes sacerdotes a praedicatione loci illius se subtraxerunt*" und „*Ganda juxta Scaldim, qui propter ferocitatem gentis et terrae in foecunditatem praedonibus relictus est*" heisst es in der Lebensbeschreibung des h. Amandus, eines der Apostel jener Gegenden, dem auch die Abteien St. Peter und St. Bavo, die oben ihrer Archive wegen erwähnt wurden, den Ursprung verdanken. Die Klöster erhoben sich zu reichen von Benedictinermönchen bevölkerten Abteien, in deren Besitz die Hälfte des Landes kam, denen dasselbe aber auch jede Art von Cultur verdankt. Diese Mönche waren es, die die Wälder ausgerodet, die Sümpfe getrocknet, den Sandboden urbar gemacht, die ältesten Polder der See abgewonnen, und die wilde unfruchtbare Gegend in einen blühenden Garten umgewandelt haben. *Glanvilla* fand in Flandern fast keine Waldung mehr, obgleich viele Bäume; woraus hervorgeht, dass man schon damals eine grosse Baumcultur auf die noch jetzt übliche Weise durch Pflanzungen auf den Grenzpfaden betrieben haben muss. Man entzog dadurch dem sumpfigen Boden einen Theil seiner Feuchtigkeit. Noch jetzt sieht

sieht die Landschaft einem grofsen Walde ähnlich, und doch ist, wenige Stellen ausgenommen, in ganz Flandern fast überall bebauter Boden.

Sagen und Volksmährchen behaupten das Gebiet der Geschichte Flanderns bis um die Mitte des 9ten Jahrh. Die eigentliche Geschichte Flanderns, als eines selbstständigen Landestheiles beginnt mit *Balduin I.*, dem Sohne eines Grafen und Königl. Sendboten Ingelram, der nachdem er die Tochter Karl d. Kahlen entführt, und dennoch als Schwiegersohn anerkannt worden war, „die Markgrafschaft über alle andern Grafen der Gegend — die sich bald in blofse Burggrafen *vicecomites*, *castellanei* verwandelt sahen — erhielt, um den verheerenden Einfällen der Normannen, die er auch mit *eisernem Arm* zurückschreckte, kräftiger zu begegnen. Ihm folgte sein Sohn *Balduin II.* Die Erblichkeit des Lehens erscheint in der Geschichte von Flandern vom Anfang an als herrschender Grundsatz, den das Capitular Karl des Kahlen v. 877 einzuführen bestimmt war, Flandern ist die älteste erbliche Grafschaft der fränkischen Monarchie." —

Mit dieser Errichtung der Grafschaft beginnt der Vf. das *zweite* Kapitel seines Abrisses der Geschichte Flanderns, welches einen Ueberblick der polit. Ereignisse von Balduin I. bis zum Aussterben des Balduinischen Mannsstammes (v. J. 865—1119) giebt. — Die Bestrebungen und Anordnungen zur Sicherung des Landes gegen Angriffe von Aufsen, (besonders Erbauung vieler Burgen, unter deren Schutz sich auch die Städte zu erheben anfingen) und zur Erhaltung des Friedens im Innern, — sind in dieser Periode die vorzüglich hervortretenden historischen Momente. Ueber die Landfrieden, besonders über die unter Balduin VII. (wegen seiner strengen Handhabung desselben „mit der Axt" genannt) im J. 1111 errichteten, stellt der Vf. die urkundlichen Nachrichten zusammen. Die Geschichte der Kreuzzüge, welche die flandrischen Chronisten ausführlich zu behandeln pflegen, übergeht unser Autor, macht aber auf ein anderes historisches Verhältnifs, welches auch später im zweiten Buch, da man davon wenig Kenntnifs bei uns gehabt zu haben scheint, ausführlicher entwickelt wird, — aufmerksam, nämlich auf das politische Verhältnifs und den lehnsherrlichen Nexus Flanderns zum deutschen Reiche, welcher in dieser Periode begann. *Otto* d. Gr. bemächtigte sich etwa um 941 einer Landstrecke auf dem linken Ufer der Schelde von *Gent* bis *Bouchout* und schlug sie zum deutschen Reiche. Zur Bewachung dieses s. g. *Ottogaues* der einen Theil des *pagus Gandensis* und das Land *Waes*, mit seinem Anhange, den 4 villae (die später s. g. 4 Ambachten) begriff, legte er zunächst der Abtei von St. *Bavo* ein Kastell an, von welchem aus er einen Kanal, die s. g. *Ottogracht*, *Fossa Ottoniana*, bis in den unter den Namen des *Hont* bekannten westlichen Arm der *Schelde* gezogen haben soll. Der erste Graf von *Gent* dem auch das Land von *Allost* oder Aelst zum Lehne gegeben wurde, war *Wichmann* aus dem sächsischen Hause *Billung*. Nach einem glücklichen Kriege gegen Kaiser *Heinrich* III. erhielt Graf *Balduin* V. von Flandern die Burg von *Gent*, den ganzen *Ottogau* und das *Aelster* Land, welches letztere auf brabantischem Gebiete lag, so wie auch die *seeländischen* Inseln zu Lehne: so dafs seitdem die Grafen von Flandern immer Vasallen des Reiches blieben. *Allost* und *Waes* hatten indefs, als Afterlehen des Grafen, die Nachkommen der Grafen von *Gent* zu Herrn, und die seeländischen Inseln im gleicher Eigenschaft die Grafen von *Holland*. Von nun gab es ein *neustrisches* und *ein austrasisches* Flandern, oder Flandern unter *der Krone* und *Reichsflandern* (*La flandre sous la couronne*, *et la Flandre imperiale*). Der Vf. macht darauf aufmerksam, dafs man diese politische Eintheilung ja nicht mit der in dem *flammändischen* und *wallonischen* Flandern verwechseln dürfe, so wie mit der seit dem Ende des 17ten Jahrh. beginnenden in *östreichisch* und *französisch* Flandern. Seit 1166 oder 1176 war aber das Land *Allost* unmittelbar untergeben. Auf dem *lothringischen* Gebiete besafsen die Grafen übrigens auch im 13ten Jahrh. die Herrschaften von *Dendermonde*, *Bornheim*, und die Stadt *Grammont* (Gerardsberge) — die ebenfalls zum Reiche gehörten, welche man aber, da sie Allodien waren, *la flandre Seigneriale* oder *allodiale* zu nennen pflegte. Der Vf. verspricht im dritten Buche in einem besondern Kapitel die genauere Angabe dieser zum Reiche gehörigen Theile Flanderns, hat aber schon hier im zweiten Buch die Lehnsverhältnisse Flanderns zum deutschen Reich ausführlicher erläutert, und einen andern §. der Frage über den Ottonischen Kanal gewidmet, indem er nicht nur die von einigen geleugnete Existenz desselben erweist, sondern auch die Richtung desselben näher anzugeben sucht.

Das *dritte* Kapitel umfafst die Geschichte von *Karl d. Guten* bis auf die Regierung *Johannes von Constantinopel* (v. 1119—1211). — Mit dem Erlöschen des Flandrischen Mannsstammes zweiter Linie mit Balduin VII. (1119) bis zum Uebergang der Grafschaft auf das Burgundische Haus, ist die Erbfolge durch männliche Descendenz sehr oft unterbrochen gewesen. Durch Heirath kam das Land nach einander an dänische, normännische, deutsche, portugiesische, savoyische, französische Prinzen, die nie recht einheimisch wurden. Dieser Umstand erklärt manche bürgerliche Unruhen, manche Empörung. Ueberhaupt hat der häufige Wechsel der regierenden Häuser auf den belgischen Volkscharakter bis auf die neueste Zeit einen bleibenden Einflufs gehabt und die Anhänglichkeit der Belgier zu ihren Fürsten zu einer Seltenheit gemacht. Der Vf. führt bei dieser Gelegenheit auch folgende Worte aus einer Rede Karl des Kühnen an die Abgesandten der Stände von Flandern an: *Entre vous Flamengs, avecq vous dures testes avez toujours contempné ou hay vostre prince: car quant ils n'estoient point bien puissant, vous les contempnastes et quant ils etoient puissans, et que vous ne leur pouvoyés riens faire, vous les* [illegible] *que vous* [illegible] *que contempnez.* — An einer andern Stelle

Stelle (S. 242) wo der Vf. von dem Nationalcharakter der Flanderer redet, sagt er: Die Anhänglichkeit des Volkes an die angestammten Fürsten hatte keine Grenzen. Wir sehen das ganze Land in Bewegung als Karl d. Gute 1127 ermordet worden war. Der Graf ist den Flandrischen Chronisten sowohl als den Rechtsgelehrten: *dominus naturalis terrae* (woraus sich aber wohl nach der Ansicht des Vfs kein Schluſs auf die Art wie das Volk ihn betrachtete, machen läſst). „Diese Anhänglichkeit hinderte indeſs nicht, daſs von Zeit zu Zeit Empörungen in einzelnen Orten ausbrachen, wenn der bürgerlichen Freiheit Gefahr drohte. Die innern Unruhen gehen jedoch fast immer von den niedern Klassen aus, und sind immer mehr gegen die Reichern, Mächtigen als gegen die Grafen gerichtet. Selbst die niedere Klasse war auf ihre Freiheiten eifersüchtig und hielten die Reichern und Adeligen für ihre Feinde." Der Vf. ist hier mit sich selbst in einem offenbaren Widerspruch. Erst ist die Anhänglichkeit an den Fürsten eine Seltenheit, dann ist sie unbegrenzt und wird höchstens nur durch das Halten auf erworbene Rechte und Freiheiten überwogen. Wollte der Vf. vielleicht sagen, was wir zu seiner Rechtfertigung annehmen *können*: daſs die Liebe zu seinen Fürsten im Charakter des Volkes begründet, dieser aber durch die Ereignisse umgewandelt worden war, so hätte dieses vorzüglich an der Stelle, wo vom Charakter des Volkes ausdrücklich geredet ist, wenigstens angedeutet werden müssen, zumal da der Regentenwechsel schon in der Periode begann, welche der Vf. behandelt, und auf die ganze Gestaltung des Landes mächtig einwirkte. — — Die Folgen des Regentenwechsels, und des darauf folgenden wiederholten Frauenregiments, waren innere, durch die Successionsstreitigkeiten veranlaſste Unruhen, eine Schwächung des Landes, das in politische Abhängigkeit gegen Frankreich gerieth, und Minderung des Ansehens und der Kraft der Regentengewalt im Innern. Diese Folgen hätten viel verderblicher hervortreten müssen, wenn nicht der aufblühende Handel und die dadurch erworbenen Reichthümer, eine neue Kraft und Macht im Lande geschaffen hätten. Dies hätte wohl vom Vf. noch klarer entwickelt werden können. Der Regentenwechsel wurde, wie überall, von den mächtigen Volksklassen nicht unbenutzt gelassen, um das was sie eine zeitlang geübt hatten, sich als Recht bestätigen zu lassen. Es geschah dies in diesen Ländern vorzüglich von den durch Handel und Gewerbe reich gewordenen Corporationen; und diese waren es, auf welche am Ende des Zeitraums, den der Vf. behandelt, die Macht des Landes beruht. Es sagt der Vf. selbst einmal S. 116. von ihnen, „daſs sie conföderirten Republiken verglichen werden könnten, die das Schicksal des Landes leiteten und von denen im 14ten Jahrh. der Graf so abhängig war, daſs sie ohne ihn, ja selbst gegen seinen Willen Jahrelang mit Frankreich Kriege führten." Gleich nach der Ermordung *Karl* d. Guten (1126), nachmals des *Heiligen*, sehen wir die Städte Flanderns als ein bedeutendes politisches Element auftreten. Die Succession war streitig; K. Ludwig d. Dicke wuſste die flandrischen Barone für den von ihm begünstigten Prätendenten, Herzog *Wilhelm von der Normandie*, in *Arras*, wohin er sie geladen hatte, zu gewinnen. Diese kehren dann nach Brügge zurück, und machen die Ernennung Wilhelms bekannt und suchen die *scabini vel judices*, und die *fortiores vel meliores civitatum*, die sich daselbst versammelt, insbesondere auch durch Versprechung von dem neuen Landesherrn zu ertheilenden Privilegien, für Wilhelm zu gewinnen.

So erzählt *Gualbert*, ein Zeitgenosse, über den der Vf. literarische Nachrichten giebt. — Wilhelm ertheilte die ältesten Keuen, eine Art von *Charte de Communes*, deren Text bis auf unsere Tage gekommen ist, nämlich die der Stadt *St. Omer*, die bis zur französischen Revolution das Hauptprivilegium der Stadt geblieben war. Man sieht daraus wie die Gemeindeverhältnisse der Stadt sich ausgebildet hatten, zu welchem Ansehen die Städte empor gestiegen waren, ehe die Ertheilung und Bestätigung von Stadtrechten üblich und dann die Gründung von Städten als politische Maaſsregel von den Regenten gleichsam systematisch betrieben wurde. Rec. wird unten zeigen, wie die eigentlichen Bürger von St. Omer damals eine *Gilde* bildeten. In dieser genossenschaftlichen Einigung lagen aber die Elemente der Kraft, und die Keime der städtischen Freiheit. Die Regierung *Dietricks v. Elsas* (1128—1168.) war für Flandern eine höchst glückliche Periode, in welcher die Verfassung des Landes sich befestigte, welche Jahrhunderte trotz allen Stürmen sich erhalten hat. Er erhob auch *Nieuport* (d. h. Neustadt) früher *villa Santhove* zur Stadt (1163) und gab ihr ihre Keure: so wie er dergleichen auch mehreren Dörfern ertheilte. Sein Sohn *Philipp* (1169—1191) setzte die unter seinem Vater begonnene Organisirung der Städte und Chatelenien des Landes fort, erneuerte alle Keuren, gab noch mehrere ganz neue, und legte so den Grund zu den meisten Stadt- und Landrechten, daher er auch noch jetzt der erste Gesetzgeber von Flandern genannt wird.

Das *vierte* Kapitel stellt drei für die Regenten selbst und in *gewissen* Beziehungen auch für das Land unglückliche Regierungen dar: 1) Die Regierung *Johanna's* v. Constantinopel (v. J. 1211—1244), der Gemahlin *Ferrands* v. Portugal, der in einem eisernen Käfig nach Paris geführt, v. *Philipp August* und *Ludwig* VIII. gefangen gehalten und erst von Ludwig IX. freigegeben wurde, nach Abschlieſsung des Vertrags von *Melun*, worin unter andern ein groſser Theil des Landes verpfändet und das Schleifen aller Festungen versprochen wurde, Flandern überhaupt aber in eine strengere Abhängigkeit von Frankreich kam. Dieser Vertrag, die Grundlage des Feudalnexus gegen Frankreich, wurde von den vorzüglichsten Vasallen des Grafen und den Städten garantirt, und muſste bei jedem Thronwechsel beschworen werden. 2) Die Regierung von Johanna's Schwester, *Margaretha* 1244—1274, „der schwarzen Frau", welche unter ihren Söhnen, die sie von zwei Gatten (*Burchard* von Avesnes, der

der sie unter Verschweigung seines geistlichen Standes ehelichte und *Wilhelm* v. *Dampierre*, einem Baron der Champagne) hatte, Successionsstreitigkeit entbrennen und sich sogar von ihren Söhnen erster Ehe selbst bekriegt sah, während die der zweiten in Gefangenschaft geriethen, und sie auf dem Punkte stand alles zu verlieren, da auch die Reichslehne ihr abgesprochen wurden. Endlich 3) die Regierung *Guidos von Dampierre*, v. 1279 — 1305, der mit dem Reiche, dem es freilich an Kraft fehlte seinen Beschlüssen Nachdruck zu geben, ebenfalls in lange Streite verwickelt, (von dem der Vf. einen genauen urkundlichen Bericht giebt) in dem Könige *Philipp* dem *Schönen* von Frankreich, — der von den vornehmern Theil der Städter, den *Lilianern* wie ihr Parteiname damals war, unterstützt wurde, während die Handwerker u. s. w. auf Seiten des Grafen standen — einen zu mächtigen Gegner fand, und sein Leben im Gefängnifs, in welches er durch Treulossigkeit gerathen war, beschlofs. — Dennoch war das 13te Jahrhundert die Zeit des höchsten Glanzes und der Macht Flanderns, welches damals zu den blühendsten Ländern Europa's gehörte, in dem Reichthum, Luxus, Bildung allgemein verbreitet war. Das Unglück der Landesherrn war nicht immer und nothwendig das des Landes, indem die Städte, auf welche die Macht desselben beruhte, oft Gelegenheit fanden, ihre Freiheit und Selbstständigkeit, welche das Aufblühen des Handels erst recht möglich machte, zu befestigen und zu vermehren. Es wurden die Städte in dieser Zeit namentlich auch gänzlich von einer Menge servilen Abgaben, die besonders auf einen Theil der Bewohner von Alters her lasteten, befreit; so wie die Leibeigenschaft selbst (1252) auf die Leistung des Lasthauptes beschränkt.

Die Wunden, welche die Kriege aber oft dem Lande schlagen mufsten, waren bei dem innern bis in die untern Klassen verbreiteten Wohlstand, bei der regen Gewerbthätigkeit, dem Welthandel der in den Seehafen von Damme sich damals ausmündete, nicht von dauernden Folgen.

Das 13te Jahrh. ist auch die Zeit, wo ganz in ähnlicher Weise in den flandrischen Städten wie in deutschen besonders am Rhein, nachdem das gemeinschaftliche Ziel aller Bürger-Freiheit und Selbstständigkeit errungen war, die Kämpfe im Innern zu entbrennen begannen, indem die Handwerker und Kleinhändler in Zünften vereinigt, Antheil an dem Stadtregiment zu erlangen strebten. Je heftiger der Widerstand war, welchen die bevorrechteten Bürger ihnen entgegensetzten, um so dringender, weit greifender wurden die Forderungen, um so gröfser die Bewegung, und sie endete nicht selten mit Auflösung der bevorrechteten Genossenschaften, mit Vertreibung der Patricier und Einführung eines s. g. Zunftregiments, d. h. die Vertheilung der ganzen Bürgerschaft in gewisse bestehende Gewerbzünfte, die nun die eigentlich politische Abtheilungen der Bürgerschaft wurden, ohne doch ganz ihren gewerbgenossenschaftlichen Charakter zu verlieren. Ein solches eigentliches Zunftregiment hat sich nicht in allen Städten gebildet und zeigt sich erst im 14. Jahrhundert. Es scheint dem Rec. als habe man sowohl bei der Geschichte des Städtewesens als den einzelnen Städten, die zwei Hauptepochen, durch deren Scheidung die Stellung der verschiedenen Bürgerklassen erst recht fafslich wird, nicht gehörig geschieden, nämlich die Periode, wo alles vereint dem Landes- oder Grundherrn gegenüberstand, um Rechte und Freiheiten bald auf friedlichem Wege, bald gewaltsam zu erringen, und die darauf folgende, wo die verschiedenen Bürgerklassen, deren eine denn oft von dem Landesherrn um seine Macht in den Städten möglichst noch zu erhalten oder wieder herzustellen, oder aus andern politischen Gründen begünstigt wurde, sich einander entgegenstanden; auch in dieser zweiten Epoche, die keinesweges in allen Städten und in allen Gegenden gleichzeitig eintrat, lassen sich gewisse bestimmte Abschnitte unterscheiden, die so ziemlich bei der Mehrzahl der Städte dieselben sind, da auch hier, wie bei den meisten Institutionen im Mittelalter sich bei der gröfsten Mannigfaltigkeit fast Alles nach bestimmten Gesetzen entwickelt hat. Eine gehörige Würdigung dieser und anderer Entwickelungspunkte des Städtewesens vermissen wir auch bei dem Vf. Es wird vor Allem nothwendig, sich möglichst Kenntnifs von den Genossenschaften der *einzelnen* Städte zu erwerben, was, (in sofern wir darunter nicht blos Handwerks*zünfte* verstehen, sondern die Stuben, Compagnien, Zechen, Gilden der übrigen Bürger) bisher fast gar nicht geschehen ist. Man hat auch wohl unrecht, die Partei, welche nach der Mehrzahl in der Geschichte der Städte unter den Namen Handwerker erscheint, mit dem Worte „Pöbel" zu bezeichnen, wie dies in einem andern neuern Werke über die Niederlande oft geschehen ist. Es waren die *Zünfte* die sich regten; aber die Zünfte jener Zeit hatten noch einen anderen Charakter. Wie in den übrigen Genossenschaften waren Unbescholtenheit und ein gewisses Vermögen, Bedingung der Aufnahme; die Zunftehre ist erst später entartet, wie so manches, was im frühern Mittelalter erscheint; die Gesellen hatten keinen unmittelbaren Antheil an den Zünften, sie bestanden nur aus denjenigen, die das Gewerbe auf eigene Rechnung betrieben; oft mit einer *Kunstfertigkeit*, die ihnen bei uns den Namen der Künstler, zuweilen in einer *Ausdehnung*, die ihnen die Benennung als Fabrikherren erwarben würden.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

August 1835.

GESCHICHTE.

Tübingen, b. Fues: *Flandrische Staats- und Rechtsgeschichte bis zum Jahre 1305*, von *Leopold August Warnkoenig* u. s. w.

(*Fortsetzung von Nr.* 140.)

Häufig war selbst der Handel mit gewissen rohen Produkten zugleich mit einigen Handwerken verbunden; durchgängig waren die Zünfte aber sefshafte, gewerbthätige Bürger, die in Aufständen und Unruhen eher zu verlieren als zu gewinnen hatten. Nicht selten werden sie auch dem nichtzünftigen Theil der geringern Stadtbewohner entgegengesetzt; wir sehen die Letztern nie selbstständig einer politischen Bedeutung entgegenstreben; sie waren höchstens nur die Werkzeuge und Anhänger der verschiedenen einander gegenüberstehenden Genossenschaften, von welchen ihr Lebensunterhalt abhing. Ein Anderes, was man nicht übersehen darf, ist, dafs, wenn von einem Kampfe der Zünfte die Rede ist, nicht immer blos Handwerker darunter verstanden werden müssen, sondern alle Gilden derjenigen Gewerbtreibenden, die nicht zu einer höhern politischen Bedeutung sich erheben, den s. g. reichern Bürgern sich politisch und gesellig mehr gleichgestellt hatten. Nicht selten wird sich auch zeigen lassen, wie gleichsam verschiedene Schichten des Bürgerthums nach einander auf den Kampfplatz treten und den Antheil am Stadtregiment erstreben. Erst gewisse Kaufmannsinnungen gegen die Altbürgergenossenschaft, die das Stadtregiment zu einem Besitzthum gewisser Familien gemacht hatte, und dann die übrigen gewerbtreibenden Classen zugleich oder auch wieder nach einander. Auf ähnliche Weise sehen wir auch oft wieder gewisse Schichten der Städtebewohner sich vom Bürgerthum gleichsam ablösen, die städtische Lebensart mehr mit einer ritterlichen vertauschen, bis sie aus dem städtischen Verbande ganz heraustraten. Um die Ansprüche und Bewegungen der Handwerker, oder richtiger aller von der Theilnahme am Stadtregiment ausgeschlossenen Bürgerclassen und Genossenschaften zu würdigen, darf nicht übersehen werden, wie die städtischen Verfassungen oft einem oligarchischen Charakter entgegenstrebten, indem eine Zahl Altbürgerfamilien nicht nur alle öffentlichen Angelegenheiten leiteten, sondern sich — wie die Schöffen in den flandrischen Städten, die nur aus gewissen vornehmen Familien gewählt wurden — als Herren der Stadt zu betrachten anfingen, während auf der andern Seite die Stellung der Handwerker und Gewerbtreibenden sich umgestaltet hatte; ursprünglich theils unfrei, theils arm (die Hintersassen und Käthner der Städte), unter der Aufsicht von Hofbeamten geschaart, waren sie frei, vermögend, wohl auch zum Theil Eigner städtischer Grundstücke geworden, und hatten sich zu selbstständigen freien Genossenschaften verbunden; sie blieben die eigentlichen Träger des städtischen Elements, während der vornehmere reichere Theil der Bürger die Schranken des Bürgerthums zu durchbrechen suchte. In manchen Patricier-Innungen und Junkercompagnien Deutschlands wurde z. B. festgesetzt, dafs nur der fortan Aufnahme finden sollte, der von seinen Renten oder ansehnlichen Aemtern lebte. Uebrigens scheinen die Kämpfe aber doch gerade da am härtesten gewesen zu seyn, wo der allmählig sich bildende Städteadel fortwährend bei den städtischen Gewerben blieb, wie auch in den niederländischen Städten. Es konnte nicht fehlen, dafs er sein Stadtregiment zu Anordnungen benutzte, welche von einem grofsen Theile der Bürger als eigennützige Gewerbsbeschränkungen angesehen wurden. Was aber meist überall zuerst die Unzufriedenheit weckte, war die Besteuerung, welche die herrschende Classe ohne Controlle der übrigen Bürger, und daher nicht ohne den Verdacht zu erregen, dafs die Stadteinkünfte zu selbstischen Zwecken verwendet würden, übte. Gegen das Ende des 13ten Jahrh. standen in den flandrischen Städten die herrschende Bürgerclasse (*scabini maiores*) und die beherrschte (die *minores*, die *civitas*, besonders gewisse mächtige Zünfte voran) einander gegenüber. Der Hauptschriftsteller für die letzten Jahre des 13ten Jahrh., den wir nur unter dem Namen *Monachus Gandensis* kennen (und dessen Chronik *Hartmann* in Hamburg 1823 in einem Programm zuerst herausgegeben hat) erzählt S. 6: dafs die Unzufriedenheit „*de quadam gravi exactione quae erat in Ganda et Brugga super omnia venalia et specialiter super cerevisiam et medonem, quam vocant Gandenses malam pecuniam, Burgenses assisiam*" entstanden sey; die *Maiores* hielten aber besonders auf diese Abgabe, „*quia multa solebant de dicta exactione habere emolumenta.*" Wir wollen hier darauf aufmerksam machen, dafs ganz ähnliche Klagen schon *früher* von den Bürgern in *Cöln* geführt wurden und ähnliche Ereignisse und Folgen herbeiführten; es beschwerten sich dieselben, dafs die *magistri civium cuiuscunque generis mercatores et maxime alimentorum angariant prout ipsis placet ad servitia indebita et extorsiones*;

nes; worauf der bekannte Schied von 1258 der für die älteste Geschichte Cölns wichtigste Urkunde festsetzte: *magistri civium et alii potentes cives in taxatione cerevisiae, in pistura panis et in venditione carnium et in foro piscium et in aliis quibuscunque nihil penitus attentent contra commune Statutum civitatis.*" In Cöln sehen wir im 13ten Jahrh. die Bischöfe *Conrad* und *Engelbert* sich mit der Gemeine, „besonders den *Wollenwebern*," gegen die Geschlechter, welche die Stadt beherrschten, verbinden; der Bischof stellte, nach der Erzählung der Cölnischen Chronik (Bl. 220), der Gemeine vor „den vil tzo swären inde unverdrechlichen tzwank den die scheffen inde die oversten van den Rait ind van der Stat, der gemeyn bewyseden; Inde dat in vil Dinge. Sy hadden den snit ind den tzappen, dat is den Handel mit den wyn inde van Doich — Item mallich mochte nit cleyder dragen van Engelschen Doich off van anderen koestlich Doich. Item eyn mynsch dorft nauwe eyn hoyn gelden up den mart, he meist in rede inde antwort dae van geven Sy hadden ind besaissen alle gericht binen Coellen als den Scheffenstoil ind den Rait Ind gaven vil gesetze die den gemeyn volk tzo lestich ind tzo swair wêren." — In Flandern sehen wir an dem Schlufs der von dem Vf. behandelten Periode den Grafen mit der gemeinen Bürgerschaft, unter welcher auch damals die *Wollenweber* eine Hauptrolle spielten, verbunden, während der Stadtadel, in seiner Herrschaft und seinen Vorrechten gefährdet, sich dem Könige von Frankreich anschlofs und die Fremden ins Land führte, die ein übermüthiges und drückendes Regiment führten. Unter *Peter de Koning*, dem Zunftmeister der Wollenweber, und *Peter Breyel*, dem Schlächter, erhoben sich die Bürger von Brügge; alle Franzosen wurden niedergemacht und Chatillon, der Landvoigt — der Gefsler Flanderns — mufste in der Flucht seine Rettung suchen. Ein furchtbares und stattliches Heer, worin nicht allein die Blüthe der französischen Ritterschaft, sondern auch aus andern Ländern sich befand, sandte der König von Frankreich nach Flandern. Die Franzosen, um Furcht und Schrecken zu erregen, schonten nicht Frauen, nicht Kinder und Greise, Alles wurde niedergemacht und den Bildern der Heiligen in den Kirchen die Köpfe und die Glieder abgeschlagen. Unter den Mauern von *Courtrai* ereilte sie das Verderben. Unter den Streichen der Zünftner fiel das schönste ritterliche Heer von Europa. 20,000 liefsen auf dem Wahlplatz das Leben. 7000 Sporn schickte *Wilhelm* von Jülich an die Kirche von Mastricht; von der „*bataille des epérons*" weifs noch jetzt jeder im Lande, wie der Vf. berichtet, zu reden.

Das *zweite Buch* enthält eine summarische Darstellung von dem geselligen und rechtlichen Zustande Flanderns im 13ten Jahrh., bei deren Entwickelung der Vf. immer auf die früheren Zeiten zurückgeht, und so die Gestaltung und Fortbildung der einzelnen Institute nachzuweisen sucht.

Im *ersten Capitel* handelt der Vf. zuerst *von den Bestandtheilen, den Grenzen und der physischen Beschaffenheit des Landes*, wobei besonders die Angaben, wie das Land grofsentheils gleichsam aus den Sümpfen hervorgetreten, dem Meere abgewonnen, durch Deiche geschützt worden, von Interesse ist. Weniger befriedigend dürfte aber der Abschnitt: „*über die Bewohner Flanderns, ihren Nationalcharakter und die Bildungsstufe der verschiedenen Klassen von Personen*" gefunden werden. Was von dem Nationalcharakter gesagt ist, ist nicht nur höchst *dürftig*, sondern trägt zu sehr einen compilatorischen Charakter, und zeigt eine gar zu wenig tiefe Auffassung. Lehrreich setzt der Vf. die verschiedenen Classen von Personen, d. h. die Ständeverhältnisse, auseinander, worauf er auch noch an andern Stellen seines Buches mehrfach zurückkommt. Wenn der Vf. übrigens sagt: „schöffenbarfrei sind alle Bürger in den Städten, die nicht selbst Handwerker sind, insbesondere die Kaufleute und Fabrikherren"; so ist dies gewifs nicht so zu nehmen, als seyen diese Leute alle wirklich Nachkommen schöffenbarfreier Familien. In den Städten bildeten sich ganz neue Standesverhältnisse, eine neue Freiheit, ursprünglich auf städtischem Grundbesitz beruhend, so dafs dieser und freie Geburt die einzigen Bedingungen waren, später auch Betreibung gewisser Gewerbe, und Aufnahme in gewisse *höhere* Corporationen. Dieses zeigt der Gegensatz der Handwerker (denen immer die Kleinhändler, die zünftig waren, beizurechnen), welche nicht zu den Bürgern im engern Sinne gehörten, als die frühere Herigkeit — worin ein Theil dieser Gewerbsleute lebte — in den Städten verschwunden, und auch sie sämmtlich frei waren. Bei diesem Gegensatz zwischen Bürger *und* Handwerker darf man aber nicht vergessen, dafs „Bürger" oft noch einen engern Sinn hat, und die *cives optimo iure*, die Altbürger, die einen vorzüglichen Antheil am Stadtregiment hatten, die Geschlechter, der spätere städtische Adel (sofern er nicht aus hinzugekommenen ritterbürtigen, die nicht städtischer Herkunft waren, bestand) bezeichnet. Das „schöffenbarfrei", in Beziehung auf Bürger gebraucht, kann aber leicht einen Zweifel erwecken, ob damit die alte Schöffenbarfreiheit, oder die Fähigkeit Stadtschöffe oder Rathmann zu seyn, gemeint sey. Diese Verhältnisse scheint uns der Vf. nicht recht durchdrungen und zur Klarheit gebracht zu haben. — Ueber die *Bildungsstufen* der verschiedenen Classen aber, wovon die Ueberschrift des §. redet, erfahren wir *gar nichts*. Leo in seiner Niederländischen Geschichte (Bd. 1. S. 291) sagt, freilich von einer etwas spätern Zeit (es ist vom J. 1379 die Rede); die ständische Gliederung sey in Flandern mehr als fast irgendwo im M. A., mit Ausnahme Italiens, herabgesetzt gewesen, „und wie überall in der Welt, so geschah es auch damals, dafs das *Hinaufstreben* der *niedern* Stände über ihre Schranken, das übermäfsige Reichwerden von Leuten, deren Bildung sie nicht zu feinern Lebensgenüssen befähigte, einen unge-

ungeschlachtet rohen Luxus bei den Bemittelten, Schlechtigkeit aller Art bei den Unbemittelteren hervorbrachte." Es würde gewiſs interessant seyn, von dem Vf. darüber belehrt zu werden, ob die Bildung der *niedern Stände* — wir müssen hier groſsentheils die mit dem Namen Pöbel bezeichneten Handwerker verstehen, im *Allgemeinen* hinter der aristokratischen Bürgerschaft wirklich *damals* sehr zurückstand, so daſs das Reichwerden, besonders *bei ihnen*, verderblich auf die Sitten einwirken muſste; ob nicht auch bei den vornehmeren Bürgern, den s. g. Geschlechtern, ein für sie auch nachtheiliges Herausstreben über ihren bügerlichen Stand und die bürgerlichen Verhältnisse sich zeigte; ob sie nicht vielleicht in dieser Richtung zuerst vorangegangen, und sie ihren Genuſs nicht eben so in rohem Luxus, als in den *feinern* Lebensgenüssen, fanden? —

So reichhaltig auch die folgenden Capitel sind, so muſs Rec. sich doch mit einer kürzern Angabe ihres Inhaltes begnügen, und will am Schlusse nur noch einige Bemerkungen hinzufügen.

Das *zweite Capitel* stellt *„den Charakter der Landeshoheit der Grafen von Flandern, und ihren Hof"* dar. — Die Landeshoheit hatte sich hier auf ähnliche Weise, wie auch in Territorien unsers Vaterlandes, gebildet; doch ist die Verfolgung der allmähligen Ausbildung derselben hier, bei dem Reichthum der Quellen, besonders lehrreich. Es werden die Verhältnisse des Grafen theils zu dem Könige von Frankreich und dem deutschen Kaiser, als seinen Lehnsherren, theils zu den verschiedenen Classen seiner Unterthanen (doch das Letztere mehr noch in den folgenden Capiteln) entwickelt. Das Verhältniſs zu Frankreich ist durchaus das mehr hervortretende und durchgreifende, und war besonders durch den Vertrag von Melun mehr ausgebildet und befestigt worden. Flandern stand schon seit 1211 insofern in einer unmittelbaren Abhängigkeit vom Könige, als die Baronen und Gemeinden demselben eidlich Beistand *gegen* ihren Grafen geloben muſsten, wenn dieser seinen Vasalleneid oder den Frieden brechen würde. Von dem Grafen konnte man an des Königs Parlament appelliren. Festungen durften ohne des Königs Erlaubniſs nicht jenseits der Schelde angelegt werden. Uebrigens nahmen die Grafen von Flandern unter den 12 Pairs von Frankreich eine der ersten Stellen ein, hatten die hohe Criminalgerichtsbarkeit (Königsbann), das Begnadigungsrecht, Münzregal, Recht des Krieges und Friedens, Städtegemeinden zu errichten, Corporationen und Ländertheilen Rechte und Privilegien zu geben; Beschränkungen in der Ausübung dieser Rechte fanden nur durch die Rechte der Unterthanen statt. — Die Grafen von Flandern umgaben ihren Thron mit königlichem Glanz, wobei sie sich ihre Oberlehnsherren zum Muster nahmen; sie nannten sich *Dei gratia comites*, hatten eine ähnliche Hofhaltung, ihre *ministeriales domus*, ihre Barone, ihre Pairs. Die vier *Bers* von Flandern haben den Historikern viele Mühe gemacht. Es sind dies aber nicht die vier *Bären* (von ihren Schildzeichen) von Flandern gewesen; der Vf. weist nach, daſs *Ber* nichts anderes ist, als Baro, und daſs die 4 Bers die ersten und ältesten Barone, Bannerherrn des ersten Ranges, waren, deren Ehrenvorzug auf der Gutsherrschaft haftete.

Im *dritten Capitel* macht uns der Vf. mit der *allgemeinen Organisation des Landes, der Regierungsweise und den Beamten bekannt.* Die Grundlage der gräflichen Gewalt war auch hier, wie überall, die Gerichtsbarkeit im germanischen Sinn des Wortes, und eine sehr ausgedehnte durch die Umstände, welche auch die militärische Organisation des Landes verursachte, hervorgerufene Militärgewalt. Mit der Auflösung des Gauverbandes — (die *pagi* bildeten noch bis zu Anfang des 12ten Jahrh. die geographische Eintheilung, nach welcher man die Lage der Orte bezeichnete) — war ein groſser Theil des Territoriums in den Besitz geistlicher Corporationen gekommen. Das echte Eigenthum, welches ihnen daran zustand, verbunden mit der Immunität, gab ihnen darüber die volle Landeshoheit, so daſs fast die Hälfte der Grafschaft aufhörte, der gräflichen Gerichtsbarkeit unterworfen zu seyn. — Ein beinahe nicht minder groſser Theil war beneficiares Eigenthum der Vasallen geworden, über welches diese die Landeshoheit eben so unbeschränkt ausübten, als der Graf in seinen Besitzungen. Es fand hier ein bloſs persönlicher Nexus statt; die Vasallen waren nach Lehnrecht verpflichtet, der lehnsherrlichen Jurisdiction unterworfen, und muſsten in dieser Beziehung vor den Lehnhöfen Recht nehmen. Es blieben nach Abzug der vorigen also nur freie kleinere Allodialbesitzer und Gutsunterthanen, freie Kirchenleute, oder Leibeigene übrig, welche sich aber allmählig in zwei Classen, *Städter* und *Dorfbewohner*, schieden. Die Städter, als Corporation, standen zum Grafen in einem dem Lehnnexus nachgebildeten Verhältniſs. Die Dörfer wurden entweder einzeln, oder mehrere zusammen verwaltet, und bildeten dann ein Amt (Ambacht). Auch waren einzelne ganze Landstriche, ehemalige *pagi*, mit Ausnahme einzelner Besitzungen, dem Grafen unmittelbar unterworfen, z. B. das *Land* der Freien, das *Land* von Waes; diese bildeten dann eine den Städten ähnliche Gemeinde, nach eignem Rechte mit eignen richterlichen Behörden. Stadt-, Land- und Dorfrecht hieſs *Cuere* oder *Keure*, so daſs Keur- oder Lehnrecht die Landeshoheit des Grafen seinen Unterthanen gegenüber bestimmte. — Die landesherrliche Gerichtsbarkeit übte der Graf (die *cas royaux* oder *reservés* ausgenommen) durch Stellvertreter. Es waren dies 1) die *Burggrafen* oder *Castellane*, die den Grafen als *Vicecomites* in ihren Districten bei den Lehnhöfen, Land- und Stadtgerichten vertraten, welche jedoch ohne ihre Emolumente zu verlieren 2) von den *baillis* (*ballivi, bailivi*) verdrängt wurden. 3) Die *Villici* oder *Schulteti*, früher nur bei Gutsherrschaften von unfreien Laeten bewohnt, waren seit der Mitte des 11ten Jahrh. überhaupt Stellvertreter des Grafen in aller Gerichtsbarkeit geworden, jedoch den *baillis* unter-

untergeordnet. Die Urtheile fanden die *pares curiae* in den Lehnshöfen, *Schöffen*, wo nach Keuren gerichtet wurde. Aber die Wirksamkeit der Schöffen erstreckte sich noch viel weiter; sie waren gewissermaßen die Vertreter des Landes, denn nur *mit ihnen und zwar pro indiviso übte nach dem flandrischen Staatsrecht des 13ten Jahrh. der Graf seine gesetzgebende Gewalt.* Die Schöffen verwalteten auch, und zwar ohne Concurrenz eines gräflichen Beamten, die Gemeindeangelegenheiten sowohl in den städtischen, als den Gaugemeinden, bei wichtigern Angelegenheiten jedoch unter Mitwirkung der Räthe (*consiliarii*). Gerichte für die ganze Grafschaft waren: der höchste Lehnshof: „*curia Flandriae*," „*curia baronum meorum*" und das höchste Landgericht, welches früher die Schöffen von *Arras*, wohin alle flandrischen Städte ihr Zugrecht hatten, bildeten, im 13ten Jahrh. ein Ausschuſs der Schöffen der vorzüglichsten Städte (*scabini Flandriae*), und zwar am Ende des Jahrh. die deputirten Schöffen von *Gent*, *Brügge*, *Ypern*, *Lille* und *Douai*. — Die örtlichen Lehngerichte (13 in der Grafschaft und 4 in Reichsflandern) wurden an bestimmten Hauptorten, gräflichen Residenzen, gehalten. Die örtlichen Schöffengerichte wurden gewöhnlich: *Loix*, *Wet*, *Vierscharen* genannt. Die letztere Benennung, von den 4, ein Viereck bildenden Gerichtsbänken hergenommen, erläutert der Vf. ausführlicher und bemerkt, daſs noch *zum Theil* vor 1793 das Gericht in älterer Art unter freiem Himmel gehalten wurde. Ein oder mehrere Mal im Jahre lieſs auch der Graf ein allgemeines Volksgericht abhalten, das mit unsern Rügegerichten Aehnlichkeit gehabt haben soll. — In zwei besondern §§. handelt der Vf. noch von den *Chatelins* und *Chatellanien*, den *Bailli* und den *Schultheiſsen*, da die Stellung und der Wirkungskreis derselben nicht immer derselbe gewesen und öfter falsch aufgefaſst worden ist. Zuletzt sucht der Vf. nachzuweisen, daſs es eine ausgebildetere ständische Verfassung im 13ten Jahrh. in Flandern noch nicht gegeben hat.

Von dem *vierten* Kapitel, welches *von den Flandrischen Städten* handelt, will Rec., ungeachtet es ein Hauptabschnitt im ganzen Buche ist, nur die Ueberschriften der einzelnen §§. mittheilen, theils weil er am Schluſs dieser Anzeige über die Art wie der Vf. das Städtewesen aufgefaſst hat, noch Einiges zu bemerken hat, theils weil er bei der dereinstigen Anzeige des *zweiten* Bandes doch auf diese Gegenstände wird zurückkommen müssen. Die Rubriken sind also: (§. 29) Entstehungsursachen der Städte. (§. 30) Von der Blüthe des Handels und der Gewerbe im 12ten — 13ten Jahrh. (§. 31) Von den Grundlagen des geselligen Verbandes in den Städten. (§. 32) Vom Grund und Boden derselben. (§. 33) Orte, welche zwischen dem 7ten — 14ten Jahrh. in Flandern als Städte können angesehen werden. (§. 34) Verschiedene Klassen der städtischen Bewohner. (§. 35) Freiheiten und Rechte der Städte und ihrer Einwohner. (§. 36) Von den Lasten und Leistungen der Städtebewohner. (§. 37) Revenüen und Ausgaben der Städte im 13ten Jahrh. nach einem Brügger Budject v. 1288. (§. 38) Grundzüge der Verfassungsgeschichte der Flandrischen Städte. (§. 39) Wechselseitiges Verhältniſs derselben; ihre Verbindungen mit denen von Brabant.

Im *fünften* Kapitel *von den Flandrischen Rechtsquellen im 12ten u. 13ten Jahrh.* setzt der Vf. zuerst auseinander, wie Flandern damals kein allgemeines Landrecht und nur sehr wenig allgemeine Verordnungen (es gehören hierher vorzüglich die geschworenen Landfrieden, bes. v. J. 1111, 1119 u. 1130 deren Hauptbestimmungen unter dem Namen *herrlyke Vrede* von Zeit zu Zeit bis 1793 publicirt wurden) gehabt habe; auch ein Rechtsbuch ist hier nicht entstanden und später behalf man sich statt dessen mit *Boutellier somme rurale.* In Flandern gab es also nur Localrechte: Dienst - Land - (d. h. einzelner Districte, die eine besondere Gemeindeverfassung hatten) Stadt- und Dorfrechte. Im Ganzen entwickelten sich die Stadtrechte hier in ganz ähnlicher Weise, wie in Deutschland, gingen anfangs mehr von dem Landesherrn als *ius scriptum* aus, bezogen sich auf einzelne den Städten verliehene Rechte, auf criminalrechtliche Bestimmungen, Gerichtswesen und andere öffentliche Verhältnisse, bis in den Städten, besonders von den Schöffen ausführlichere Statute (Cüren) verfaſst wurden; sie waren damals rein deutschen Inhalts. Der Vf. classificirt und charakterisirt sie genauer und giebt dann ein chronologisches Verzeichniſs aller bis jetzt bekannten Rechtsquellen der Flandrischen Städte, Aemter, Dörfer u. s. w. der damaligen Zeit.

Im *sechsten* und letzten Kapitel wird besonders Nachricht *von den kirchlichen Verhältnissen Flanderns* in der bezeichneten Periode gegeben. Bis 1558, wo Karl V. 3 Bischofsitze im Lande errichtete, theilten sich 5 Diöcesen in die geistliche Obergewalt in Flandern nämlich; die von *Cambrai*, *Tournay*, *Teruanne*, *Arras* und *Utrecht*; der Vf. hat besonders, die später ganz veränderte, und geschichtlich, namentlich für die Beurtheilung der Echtheit der Urkunden, wie er bemerkt, wichtige Eintheilung in Archidiaconate und Diaconate wieder herzustellen gesucht. Nachdem eine Uebersicht der vorzüglichsten Klöster, Abteien und Notizen über die Schicksale ihrer Archive gegeben worden, — werden besonders die grundherrlichen Verhältnisse der erstern erläutert.

(*Der Beschluſs folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

August 1835.

GESCHICHTE.

Tübingen, b. Fues: *Flandrische Staats- und Rechtsgeschichte bis zum Jahre 1305, von Leopold August Warnkoenig* u. s. w.

(*Beschlufs von Nr.* 141.)

Die letzten vier §§. dieses Abschnittes betreffen einige einzelne mit dem Kirchenwesen in Verbindung stehende Gegenstände: 1) die Aufhebung des *ius spolii*, welches in Flandern, wie der Vf. nachweist, schon 1092 stattfand; 2) die Sendgerichte, in Betreff deren besonders gezeigt wird, wie sich die Städte denselben zu entziehen und sie zu beschränken suchten; 3) das Schulmonopol und die Lehrfreiheit, und 4) die rechtliche Natur der Zehnten. — Ueber das Recht Schulen zu errichten, war man schon in Flandern im 13ten Jahrh. im Streit, indem die Bürger gegen den Staat (den Grafen) und die Kirche dies Recht in Anspruch nahmen, und die Bürger von Gent schon 1192 den Grundsatz der absoluten Lehrfreiheit: „*Si aliquis in Gandavio scholas regere voluerit, sciverit et poterit, licet ei nec aliquis poterit contradicere*" aufgestellt hatten, freilich ohne ihn durchsetzen zu können. Ueber das Schulwesen in Gent und Ypern sind urkundliche Nachrichten erhalten, woraus sich ergiebt, dafs das Recht zu lehren keinesweges Prärogativ der Kirche war, dafs die Schulen in Flandern zwar Domschulen, jedoch von den weltlichen Behörden abhängig waren. —

Der diplomatische Anhang enthält aufser einigen Stücken aus ungedruckten Werken, z. B. *Wielant's Antiquités de Flandres* und seltenern Büchern, worauf der Vf. in seiner Geschichte Bezug nimmt, etwa 40 früher noch gar nicht, oder doch ungenau bekannt gewordene, zum Theil mit diplomatischer Genauigkeit mitgetheilte Urkunden. Das Wichtige daraus möchte sich schwerlich hervorheben lassen, doch will Rec. nur Folgendes besonders erwähnen: Eine Schenkungsurk. von 745 aus dem ehemaligen Archiv von St. Bertin; Urk. über eine Prästaria ertheilt von Eginhard 829, aus der Abtei St. Peter zu Gent, wovon auch ein Facsimile mitgetheilt ist; älteste Keure der Stadt St. Omer von 1127; älteste Keure der Stadt Gent von 1172, womit die übereinstimmenden von Brügge, Ypern, Audenarde von 1176, 1189, 1190 verglichen sind; und u. a. den alten Text des Seerechtes von Damme: „*Dit es de Coppie van den rollen van Oleron van den vonnesse van der Zee*" aus einer Papierhandschrift im Archiv der Stadt Brügge: „*Privilegien-Ceuren, Vredetractaten* 1384 *à* 1440." Die erste der angeführten Urkunden ist besonders durch eine Unterschrift: „*S. Gumbarii scauuini*" interessant. Schöffen (*scabini*) werden in den Capitularien erst nach 780 erwähnt, die Urkunden, die man für deren Existenz angeführt hat, sind schon früher in anderer Beziehung als unecht erwiesen, und man hält die stehenden Urtheiler für eine Institution Karls des Grofsen. Diese fast allgemein angenommene Meinung (s. *Savigny* Gesch. d. R. R. Bd. 1. S. 197. 1e Ausg. *Grimm* R. A. S. 775. *Eichhorn* St.- u. R. Gesch. Bd. 1. S. 700. 4te Aufl.) würde nun durch die Urkunde von 745 widerlegt werden. In einem Auszug aus dieser Urkunde, den *Bréquigny* früher mitgetheilt hatte und den der Vf. auch hat abdrucken lassen, hiefs es statt: „*Gumbarii sauuini*" *Guntharii sacerdotis*. Um jeden Zweifel zu beseitigen, hat der Vf. durch das Zeugnifs von zwei Archivsvorstehern attestiren lassen, dafs der Abdruck mit dem Original übereinstimmend sey; bei der Wichtigkeit, welche der Vf. selbst aber der Urk. beilegt, würde die Mittheilung eines Facsimile, wenigstens der Unterschriften, gewifs erwünscht gewesen seyn.

Nach dieser dem Werthe des Buches angemessenen, ausführlichen Darlegung seines Inhalts hat Rec. nur noch einige Bemerkungen über die Art wie der Vf. die Entstehung der Städte und des städtischen Gemeinwesens aufgefafst hat, hinzuzufügen. Da der Vf. die Untersuchung über die Städte selbst für den wichtigsten Abschnitt anerkennt, da das, was er hier in allgemeinen Umrissen gegeben im zweiten Theil des Werkes weiter ausgeführt werden soll und also diesem gleichsam zur Grundlage dienen wird, Rec. aber gerade durch diesen Theil am wenigsten befriedigt worden, so hat er dieses bis zum Schlusse der Anzeige, um sich ausführlicher darüber erklären zu können, versparen wollen.

Der Vf. geht noch von der bisher freilich ziemlich allgemein herrschenden Ansicht aus, dafs in der früheren Zeit, ehe in den Städten eine eigenthümliche Gemeindeverfassung sich gestaltete, die Mauer, die Befestigung es war, wodurch gewisse Orte zu besonders ausgezeichneten, zu Stätten oder Städten wurden; so dafs die Mauern gewissermafsen als die ersten Anfänge und Grundlage des Städtewesens anzusehen sind. Rec. hat nun aber bereits früher nach-

nachzuweisen gesucht, dafs der *Markt*, der lange noch der Mittelpunkt des städtischen Lebens geblieben, das eigentliche Grundelement der Städte, nach ältester deutscher Ansicht gewesen. Eine deutsche Stadt in diesem ältesten Sinn ist ein zum Verkehr der Menschen bestimmter Ort, und es hat sich dieser Begriff unabhängig von fremdem Einflufs gebildet. Als die Nothwendigkeit gebot feste Plätze anzulegen, mufste es sehr bald dahin kommen, dafs die Märkte unter deren Schutz gehalten wurden. Dadurch aber erst dafs Handeltreibende sich daselbst versammelten, niederliefsen, dafs der Ort Marktrecht erhielt, wurde er eine Stadt, mochte er nun, was freilich mehr und mehr der Fall wurde, befestigt seyn oder nicht. Heinrich der Vogler ist nicht sowohl dadurch Begründer von Städten im östlichen Deutschland geworden, dafs er befestigte Orte anlegte (in diesen, als solchen, würden sich eigenthümliche Lebensverhältnisse kaum gestaltet haben), sondern dadurch, dafs er die von ihm angelegten Orte zum allgemeinen Sammelplatz, zu Märkten machte (*concilia et omnes conventus et convivia in urbibus voluit celebrari*). Was Heinrich in Deutschland, hat unter ähnlichen Verhältnissen K. Edward der Aeltere, etwas früher in England gethan. (s. *leges Eduardi* I, 2 Ausg. v. R. Schmid S. 60 und *Lappenberg* Gesch. v. England Bd. 1. S. 357). Aehnliches möchte auch in Flandern geschehen seyn. Dafs aber die Deutschen sich schon in der frühsten Zeit, soweit unsere Kunde reicht, unter Stadt nicht sowohl einen *nothwendig* befestigten, als vielmehr zum Handel bestimmten Ort dachten, dafs daher die Gründung des Marktes das Wesentliche und Unerläfsliche war, dafür spricht nicht nur dafs im Norden jede Stadt *Kaupangr* u. a. in ältester Zeit genannt wurde, sondern eine Reihe historischer Zeugnisse, die hier nicht wiederholt werden können. Der Vf. selbst aber führt einen Bericht des Chronisten *Lambertus Ardensis* über die Erhebung der *villa Ardres* zur Stadt an, von der er bemerkt, dafs sie so belehrend sey, dafs er sie als Beweis seiner Ausführung wörtlich mittheilen wolle. In dieser Erzählung heifst es nun aber, dafs nach dem der Herr von *Ardres*, vom Grafen die Erlaubnifs erlangt hatte: *ut scilicet de villa Ardea liberum, immo liberrimum facere, castillionis licet exiguum, possit oppidulum, — — — duodecim Pares vel Barones castro Ardeae appenditio instituit: et fossato extra vallum in circuitu quasi corona firmissima praeparato, rerum venalium forum in medio collocavit et quinta feria in perpetuum servandum et frequentandum juravit. Et scabinos eidem loco ordinavit* u. s. w. Aus dieser Erzählung geht aber hervor, dafs *Ardea*, schon befestigt und doch nur eine *villa* war, denn es wurde nun nur noch mit einem Graben umgeben und fester gemacht, als eine neue Einrichtung wodurch der Ort aber zur Stadt wurde, erscheint „das *forum rerum venalium.*" Es stimmt dies aber ganz mit dem Bericht überein, der über die Gründung der Stadt Freiburg den Statuten von 1120 vorhergeht, wo es heifst: „*Bertholdus dux Zaringiae in loco proprii fundi sui Friburch videlicet, secundum jura Coloniae liberam constituit fieri civitatem, anno* 1120, *mercatoribus quibusquque personatis areas in constituto foro distribuens.*" — — „*Cum autem juxta consensum ac decreta regis principum ejusdem constitutio fori confirmata fuisset mercatoribus undecunque ad eum locum confluentibus, concessit privilegia.* Es geht auch hieraus hervor, dafs die *constitutio fori* (mit gewissen Rechten verbunden, die aber in den verschiedenen Zeiten sich keinesweges gleich blieben) als das Wesentliche bei der Errichtung einer Stadt betrachtet wurde; der Befestigung wird hier gar nicht einmal gedacht. — Als es aber nach und nach dahin gekommen war, dafs eine jede Stadt befestigt war, das Befestigungsrecht als Theil des Stadtrechts betrachtet wurde, so konnten freilich im Gegensatz zu den *villis campestribus*, die Städte: *villae munitae* genannt werden, während jenen, doch früher eigentlich die *villae forenses*, wie die Städte auch in manchen Gegenden vorzugsweise genannt wurden, entgegenstanden. An die Städte, in ihrem *ersten* Ursprung knüpft sich der Begriff des Handels, so dafs es die verschiedenen Gewerbe (freilich in einer viel unvollkommnern Weise) waren, welche zwei Gattungen von Ortschaften unterschieden. Wenn der Vf. daher „die Befestigung der geschlossenen Orte, die Kirche und das Schöffenthum" als die drei Grundlagen des Gemeindeverbandes, der *communio* der *communitas* oder *universitas villae sive oppidi* aufzählt, so dürfte dies in zweifacher Weise unvollständig seyn: denn einmal ist hier der Markt und das Marktrecht, aus welchem so manche wichtige städtische Institution hervorgegangen, übersehen, dann aber zweitens, was dem Rec. fast noch wichtiger scheint, die genossenschaftlichen Einigungen der *freien* Bewohner in den zu Städten gewordenen Orte, die Gilde derselben, welche die Grundlage der Mittelpunkt der sich erst allmählig bildenden, und aus vielen Gilden bestehenden, und diese in sich begreifenden, weiteren Stadtgemeinde geworden.

Hier ist ein, gewifs auch für die Geschichte der flandrischen Städte äufserst fruchtbarer Gesichtspunkt, den der Vf. gänzlich aufser Augen gelassen hat. Der Vf. ist noch der durch die geschichtlichen Untersuchungen über das Gildenwesen, wohl im Allgemeinen, als irrig erkannten Meinungen, dafs die Zünfte der Handwerker die ältesten genossenschaftlichen Einigungen in den Städten waren, und die unter sehr verschiedenen Namen vorkommenden Gilden der übrigen Bürger, der Altbürger, der Kaufleute ihnen erst nachgebildet sind. S. 350 sagt er nämlich dafs die Altfreien, mit welchen die reichen Kauf- und Gewerbleute zusammen hielten und die hohe Bürgerschaft bildeten, im 14 Jahrh. als das Zunftwesen sich vollkommen ausgebildet hatte, eine einige Gilde ausmachten und vorzugsweise Poorters

(es

(es ist dies der niederländische Ausdruck für Bürger) an einigen Orten auch *Comanen* genannt wurden." Der Vf. führt dann auch an, dafs das Register derselben z. B. in Gent *„Poorters-Guldenboek,"* die Poorters darin auch ohne weiteres *„Guldebroeders"* genannt wurden. Die Sache verhält sich aber im Allgemeinen umgekehrt. Die Zünfte d. h. die freien genossenschaftlichen Einigungen, mit religiös-geselligen und gewerblichen Zwecken, welche von den oft durch die Hofverfassung angeordneten Ministerien, wohl unterschieden werden müssen, sind in den Städten erst entstanden als der Handwerksstand sich von der Unfreiheit losgemacht, wohlhabender und ansehnlicher geworden war, sich nun mehr den übrigen Bürgern gleich zu stellen suchte, und auch Einigungen, wie sie unter diesen bestanden, schlofs. Es dürfte dies wohl nirgend vor dem 12. Jahrhundert geschehen seyn. Merkwürdig ist dafs nach Ländern, welche erst später germanisirt wurden, nicht die Verhältnisse wie sie in ihrer vollkommenern Ausbildung im 13 u. 14. Jahrhundert bestanden, gleich übertragen wurden, sondern sich daselbst in einer ähnlichen Weise, fast von vorne an zu gestalten anfingen und fast denselben Entwickelungsgang nahmen. Rec. hat hier vorzugsweise die interessanten Bemerkungen in *Voigt's* Geschichte von Preufsen Bd. 6. S. 719 u. 720. vor Augen.

Dafs aber diejenigen, welche den Handwerkern gegenüber vorzugsweise *Bürger* genannt wurden (in der ältern Zeit hat man darunter die freien Eigenthümer städtischer Grundstücke, später die von jenen abstammenden altbürgerlichen Geschlechter, und diejenigen die sich ihnen gleich- oder nahe zu stellen gewufst hatten, zu verstehen) schon vor dem 14. Jahrhundert in den *flandrischen*, wie in andern Städten ihre Gilden hatten, läfst sich selbst aus den von dem Vf. in diesem Bande angeführten urkundlichen Zeugnissen darthun. S. 351 erwähnt er einer Urkunde von 1275, worin verordnet ist, dafs die *probi viri* (in Gent) *ex Comanorum Gilda* genommen werden sollten; viel wichtiger ist aber noch das älteste uns bekannte niederländische Stadtrecht, nämlich von St. Omer v. J. 1127. Im §. 5. desselben heifst es nämlich: *Omnes qui Gildam eorum* (es ist vorher immer nur von *burgenses* die Rede) *habent — et ad illam pertinent et infra cingulam villae suae manent liberos omnes a Teleneo facio*; woraus ohne dafs es noch weiterer Erörterungen über das Gildewesen bedürfte, hervorgeht, dafs die *burgenses*, „die Poorters" ihre Gilde hatten und dafs die Theilnahme an derselben erst den Genufs aller Bürgerrechte gab; dies bestätigt aber auch die Urkunde (N. IX) über die *Gildhalla* in St. Omer v. 1151, aus welcher man zugleich ersieht, dafs an dieser Gildhalle, und folglich auch an der Genossenschaft, welcher sie gehörte, alle *„burgenses,"* alle die *„propriam domum"* hatten, Theil hatten. Diese waren es aber auch, welche die eigentliche städtische Gemeinde bildeten. Wenn es daher im §. 12. der Statuten von St. Omer heifst *„Communionem autem suam sicut eam juraverunt permanere praecipio"* so hätte nach des Rec. Ansicht eben so gut statt *Communionem*: *Gildam* gesetzt werden können.

Das *„juraverunt"* aber veranlafst zu der fernern Bemerkung, dafs die *eidliche* Einigung und zwar unzweifelhaft schon seit dem 8. Jahrh. (Rec. erinnert hier nur an die Worte *„de sacramentis per gildoniam ad invicem conjurantium"* in dem Capitel *ad Legg. Long.* v. 779) ein Fundamentalgrundsatz des Gildewesens war, so dafs auch der Name *conjuratio* mit Gilde später gleichbedeutend und sogar technischer Ausdruck geworden ist; z. B. Verordnung von Kaiser Friedrich II. v. 1219 *„nulla sit conjuratio nec permissio, quae teutonice dicitur Eyninge vel Guilde* (s. Mein Gildewesen S. 37. 40. 43. 52 ff. 73 ff. 80 ff. 148 ff.). Da dies aber von dem Vf. unbeachtet geblieben, so ist er dadurch zu irrigen Vorstellungen verleitet geworden. Er kennt das Wort *conjuratio* nur in der Bedeutung von Verschwörung, in dem gehäfsigen Sinn, welchen es bei uns zu haben pflegt, während es in der Sprache des M. A. oft einen jeden durch Eid bekräftigten Verein bezeichnete.

Indem der Vf. nun die Ansichten französischer Schriftsteller zu berichtigen sucht, kämpft er gegen die Ansicht an, als seyen die Städteverfassung durch *conjurationes* d. h. durch Verschwörungen, Empörungen gegen den Landesherrn entstanden und verdankten Revolutionen ihre Freiheiten. Es ist dies richtig und falsch zugleich. Richtig in so weit allerdings als die städtischen Freiheiten in Flandern nicht mit Gewalt, so weit sie sich allmählig gebildet hatten, bewahrt, nicht wo man sie erringen wollte, erkämpft zu werden brauchten, wie dies in vielen besonders bischöflichen Städten nicht nur in Frankreich (z. B. in *Laon*, *Beauvais*, *Soisson*, *St. Quentin* u. s. w.), wie der Vf. anführt, sondern zum Theil auch in Deutschland der Fall war, wo die Landesherren und vorzüglich die geistlichen Standes allerdings geneigt waren, Orten die Immunität, Marktfreiheiten u. s. w. zu verschaffen, aber keine engere Verbindung der Bürger unter sich dulden wollten, da diese ihren Rechten gefährlich zu werden drohten. So sehen wir schon im 11. Jahrh. die Bürger der Stadt Cöln in einem offenen und blutigen Kampf mit dem Landesherrn, welcher den Bürgern nicht die Rechte gewähren wollte, welche sie in Anspruch nahmen; so wurde von dem Bischof Heinrich II. von Worms: *societas, quae vulgariter Brüderschaft dicitur*, 1161 in Trier *Communio civium, quae et conjuratio dicitur* aufgehoben, so war auch in Rheims schon 1139 befohlen worden, dafs: die *pravos conventus, quos compagnies vocant* vernichtet werden sollten; und allgemeiner erliefsen, besonders auf Betrieb einiger Bischöfe auch z. B. des von Basel, die Hohenstaufischen Regenten Verordnungen gegen: die *communiones*,

con-

constitutiones, *colligationes*, *confoederationes vel conjurationes* der Bürger, welche Worte aber zur Bezeichnung eben der genossenschaftlichen Einigungen dienten, die die Bürger selbst: Gilden, Brüderschaften, Compagnien, Zechen, Hansen u. s. w. nannten. Wo der Landesherr die Einigungen der Bürger (und was meist damit zusammenhing oder daraus sich entwickelte, die Bildung eines freien Schöffenthums oder eines Rathes, zur Verwaltung städtischer Angelegenheiten, der mit den Schöffen indentisch seyn oder neben ihnen sich gestalten konnte) nicht bekämpfte, da waren diese *conjurationes* nicht „*turbulentae*" wie in vielen französischen und deutschen Städten. Dies war namentlich in England der Fall, wo „Gilden," „Gefährtschaften" (*gefersiras*), „Freundschaften" der freien Städtebewohner die Grundlage der späteren Stadtgemeindeverfassungen ausmachten (s. Lappenberg Gesch. von Engl. S. 609) und wo die Regierung immer bereit war das Genossenschaftswesen der Bürger zu begünstigen, so dafs *Gilderecht* (was sich keineswegs auf den Handwerksstand, sondern auf *burgenses* und *mercatores* bezog) und *Stadtrecht* ertheilen, die Gilde, Hanse eines Ortes, oder die Gemeindeverfassung in demselben anerkennen ganz dasselbe war (Gildenwesen S. 251); daher dort auch nicht solche Kämpfe vorkommen. In Flandern scheinen die Grafen eine ähnliche Politik befolgt zu haben, wie die Könige in England, daher auch hier eine weniger tumultuarische Entwickelung der Stadtverfassung, bis die verschiedenen Klassen der Bürger selbst im 13 und 14. Jahrh. mit einander in Kampf geriethen. In so fern kann man dem Vf. Recht geben, dafs die flandrischen Städte, nicht aus Verschwörungen hervorgegangen, wiewohl eine ursprünglich zum gegenseitigen Schutz, zur Abwehrung ungerechter Angriffe u. s. w. eidlich verbundene Genossenschaft, eine *coniuratio*, wenigstens in vielen Städten, auch hier die Grundlage des Gemeindeverbandes der Bürger war. Besonders lehrreich für diese Verhältnisse ist die Stellung der sogenannten *amicitia* in Aire in Artois, die wir aus einer Urkunde von 1188 kennen lernen (Gildewesen S. 147) und für die Existenz solcher Gilden in vielen flandrischen Städten spricht der oft vorkommende Ausdruck *fratres corae*, Keurbroders, wie die Poorters oft genannt wurden; auch *Keursisters* werden erwähnt, was sich daraus erklärt, dafs Frauen an den Gilden allerdings Theil haben konnten, während sie in den deutschen Gemeinden als solchen, keine Geltung hatten.

Die weltlichen Gilden waren anfänglich auch in den flandrischen Städten, ohne Zweifel, Schutzgilden; die Mitglieder derselben waren aber der überwiegenden Mehrzahl nach gewifs Kaufleute, da die meisten Bürger im engern Sinne Handel trieben; gewerbliche Zwecke wurden daher auch hier bald mit den übrigen verbunden, und machten sich mehr geltend, so dafs sie zu eigentlichen *Kaufmannsgilden* wurden. In allen englischen Städten bestand seit dem 12. Jahrhundert eine *gilda mercatorum* oder *hansa*, welche die eigentliche Gemeinde bildete, die als Corporation anerkannt, und der alle Stadtprivilegien ertheilt wurden (Gildenwesen S. 250). In Paris bildeten, wie Rec. a. a. O S. 240 gezeigt hat, die *mercatores* eine „*confraternitas*," eine „*hansa*" die ebenfalls nach und nach Rechte zu erwerben wufsten, durch welche die Stadt in eine unabhängigere Stellung vom König kam. In den *flandrischen Städten* nun kommen *Comanengilden* vor; über die Herleitung dieser Benennung ist man nicht einig und der Vf. läfst die Sache unentschieden, Rec. möchte aber kaum zweifeln, dafs es nicht etwa *comanentium gilda* sondern vielmehr *Koopmansgilde* sey. Es dürfte darauf zu achten seyn, ob auch in lateinischen Urkunden der Name: *Hansa* vorkommt. Der Vf. kennt dies Wort nur als Bezeichnung einer Handelsverbindung unter mehreren Städten, und gibt uns interessante Notizen über eine solche *Hansa-Bruggensis*, *Flandrensis* oder auch *Londinensis*, welche mehrere niederländische Städte, an deren Spitze Brügge stand, zum Zweck des Handels mit England gebildet hatten; es fragt sich hier aber ob nicht Genossenschaften der Kaufleute einzelner Städte, unter diesen Namen vorkommen? deren Geschichte und Stellung zur städtischen Verfassung dann zu ermitteln wäre. — Vielleicht dürften diese Bemerkungen dazu beitragen, dafs der Vf. in dem zweiten Bande des Werkes das Gildenwesen weniger unbeachtet läfst, und auch die geistlichen Gilden, besonders aber die Kalandsgilden dürften der Berücksichtigung nicht unwerth seyn. Indem Rec. einige andere Erinnerungen sich bis zur Anzeige des zweiten Bandes vorbehalten will, kann er nicht umhin noch zu bemerken, dafs der Vf. gar zu sehr mit seinem reichhaltigen Stoff beschäftigt, die Form in einer Art vernachlässigt hat, wie es selbst bei einem solchen für Leute vom Fach geschriebenen Buche, welches überhaupt mehr Forschungen zur Geschichte enthalten, als historische Darstellung seyn sollte, nicht ganz zu billigen ist. Uebergänge wie z. B. S. 325 „Wir beeilen uns ins Einzelne einzugehen" und S. 326 „Wir beeilen uns von der flandrischen Hansa zu reden" sind doch zu ungelenk um für ein geschichtliches Buch zu passen. Bei einem etwas vermehrten Streben das Material zu verarbeiten, würden auch gewifs manche Wiederholungen sowohl in grofsen Partien, als in einzelnen Sätzen und Angaben, wovon das Werk ebenfalls nicht ganz frei, wohl von selbst weggefallen seyn. Uebrigens wünscht Rec. dafs diese ausführliche Anzeige und die dazu gemachten Bemerkungen als ein Beweis des Interesse, welches das Buch dem Rec. gewährt hat, angesehen werden möge.

Wilda.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

August 1835.

GESCHICHTE.

Halle, b. Schwetschke u. Sohn: *Die Grafen von Habsburg.* Eine von der Universität zu Halle gekrönte Abhandlung über Genealogie und Besitzungen dieses Geschlechts, bis zur Thronbesteigung Rudolfs im J. 1273, von *Richard Roepell.* 1832. 136 S. 8. (20 gGr.)

Die Genealogie des Hauses Habsburg ist, was die ältesten Zeiten betrifft, eine der dunkelsten, und durch die verschiedenen Versuche, sie aufzuklären, nur noch verwirrter geworden. Im Ganzen hatte bisher das System des fleissigen Oesterreichischen Urkundenforschers, *Marquard Herrgott*, immer noch den meisten Beifall und Anhang gefunden, bis *Leichtlen* (die Zähringer; eine Abhandlung von dem Ursprunge und den Ahnen der erlauchten Häuser Baden und Oesterreich. Freib. im Breisg. 1831. 4.) dasselbe ganz zu entkräften, und statt dessen ein neues aufzustellen versuchte, nach welchem die genannten Häuser einen gemeinschaftlichen Stammvater, einen im 10ten Jahrhundert mehrmals in Urkunden genannten Grafen *Guntram*, haben, die Zähringer jedoch das älteste der, aus seinen Nachkommen entsprossenen beiden Häuser seyn sollen. Es konnte bei genauerer Prüfung der von Leichtlen angenommenen Sätze, und der von ihm aufgestellten Geschlechtsreihe, nicht verborgen bleiben, dass, so fleissige Zusammenstellung und scharfsinnige Combination einzelner Daten auch dabei unverkennbar ist, doch manche willkürliche Annahmen mit unterlaufen, durch welche das ganze System mehr als verdächtig und schwankend wird. Der Vf. der vorliegenden Schrift hat mit nicht zu verkennendem Fleisse beide Systeme geprüft, und keins von beiden haltbar gefunden. Nach seiner Darstellung, der nur mehr Klarheit in der Hervorhebung der eigentlich entscheidenden Momente zu wünschen wäre, kann es gar zweifelhaft bleiben, dass weder die von Herrgott angenommene Abstammung der Habsburger in männlicher Reihe von Luitfried, dem Erneuerer des Klosters S. Trutpert, noch die von Leichtlen behauptete Stammesverwandtschaft der Habsburger mit den Zähringern, nach den von diesen Schriftstellern selbst beigebrachten urkundlichen Beweisen, zugestanden werden kann. Insbesondere ist die Identität des, von Leichtlen als gemeinschaftlichen Stammvaters dieser beiden Häuser statuirten Guntrams, nämlich eines von Otto dem Grossen, wegen eines Vergehens gegen Kaiser und Reich, geächteten nachher an verschiedene Stifte vergabten Güter besassen, übrigens aber nicht näher bekannten Guntrams, und Guntram den Reichen, welchen die *Acta Murensia* als Ahnherrn des Hauses Habsburg bezeichnen, sehr zweifelhaft gemacht; der letztere Guntram auch, wiewohl für die Habsburger anerkannt, doch aus der Geschlechtsreihe der Zähringer verwiesen, und alle bisherigen Ansichten über die Vorfahren dieses Guntrams als unhaltbar dargethan. Wenn es dem Vf., bei der Widerlegung der bisherigen Systeme, nicht gelungen ist, ein neues aufzustellen, und wenn er auch weiterhin in der Habsburgischen Genealogie manche Dunkelheiten, besonders in Beziehung auf den Bischof Werner von Strasburg, zurücklassen musste, liegt dies an der Unzulänglichkeit der ihm zu Gebote gestandenen Materialien; denn wiewohl er alles, was zur Lösung seiner Aufgabe in den ihm zugänglichen gedruckten Werken vorhanden war, auf das fleissigste benutzt hat, so sind doch diese zu mangelhaft, um für sich allein zu dem erwünschten Ziele führen zu können. Dies ist nur von der Benutzung noch ungedruckter Urkunden zu erwarten, wozu der Vf. keine Gelegenheit hatte. Indessen ist durch seinen Fleiss doch eine sehr gute Vorarbeit für einen künftigen, in der Benutzung noch unbekannter Geschichtsquellen glücklicheren Forscher, nämlich die Aufräumung des Unhaltbaren, geleistet worden. Es ist eine Frage, deren Untersuchung jedoch hieher nicht passt, ob nicht, bei einer schärferen Prüfung, auch manche von dem Vf. noch zugelassene, und ihn jetzt sehr incommodirende Urkunde, namentlich die S. 56 erwähnte, in welcher der Bischof Werner sich *castri quod dicitur Habesburc fundator* nennt, sich als verfälscht ergeben möchte, in welchem Falle dann die *Acta Murensia*, deren Glaubwürdigkeit eben durch jene Urkunde, und nur durch sie leidet, doch Recht behalten würden. Das Urtheil über die Beweiskraft der Urkunde des Papstes Innocenz, vom J. 1139, (S. 63) hätte der Vf., abgesehen von ihrer, wie uns scheint, noch zweifelhaften Echtheit, sich sehr erleichtern können, wenn er den einfachen und klaren Umstand beachtet hätte, dass unter dem *fratre nostro Werinhario* und dem *Comite de Habeksburg* nothwendig zwei verschiedene Personen gemeint seyn müssen. So wenig, wie der Vf. ganz richtig bemerkt, der Papst jemals einen Bischof ohne seinen Amtsnamen nennt, eben so wenig und noch weniger würde er einer weltlichen Person den Titel *frater* geben. (Dass die Bischöfe von den Päpsten nie mit den Familiennamen bezeichnet würden, wie der Vf. meint, ist

ist zwar im Allgemeinen ungegründet, so weit aber richtig, dass es in jenen alten Zeiten, wo man sich genau auf die Familiennamen nicht hielt, und erbliche Familiennamen kaum gebräuchlich waren, nicht geschah, und auch in einer jüngern Urkunde, nach dem Römischen Curialstil, es nicht heissen dürfte *Comes*, sondern *ex Comitibus* etc.) — Wenn übrigens, wie sich aus der Natur der Sache ergiebt, des Vfs. Bemühungen um Aufhellung der Genealogie und älteren Familiengeschichte des Hauses Habsburg nur einen bedingten Werth haben können, so verdient dagegen das Leben Kaiser Rudolfs von Habsburg vor seiner Thronbesteigung, welches das 7te Kap. des *ersten* Abschnitts ausmacht, und der ganze *zweite* Abschnitt, in welchem die Beziehungen Rudolfs von Habsburg vor seiner Thronbesteigung untersucht und dargestellt werden, wegen der fleissigen Quellenforschung, unsern Beifall.

DARMSTADT, b. Leske: *Geschichte des Feldzuges in Rufsland im Jahr* 1812. Von *Mortonval*, aus dem Franz. mit Anmerk. und Zusätzen. *Erstes* Bdchen, mit einer Uebersichtskarte des Kriegsschauplatzes 1831. 196 S. *Zweites* Bdchen, mit dem Plane der Schlachten von Smolensk und an der Moskwa. 176 S. *Drittes* Bdchen. 240 S. 12. (1 Rthlr. 3 gGr.)

Der Vf. des vorliegenden Werkes hat schon mehrere Theile zur Geschichte der neuern französischen Kriege geliefert, und erzählt ziemlich treu und in einem guten Stile die Ereignisse. Ist er auch nicht ganz frei von Parteilichkeit für seinen Kaiser, die dem französischen Kriegsmanne wohl zu verzeihen ist, so wird dies durch die Anmerkungen des Uebersetzers grossentheils berichtiget und beschränkt.

Das *erste* Bändchen giebt die Bewegungsgründe des neuen Feldzuges gegen Rufsland, bei denen offenbar das Unrecht auf *Napoleons* Seite war, dessen ganze Politik sich auf Täuschungen und auf Einschüchtern des Gegners gründete, wie der Vf. im 3ten Kap. selbst zugesteht. Sein ganzes Streben ging unbezweifelt darauf hin: sich zu vergrössern, England dagegen zu erniedrigen. Mittelbar ist dieser letztere Endzweck in sofern erreicht: dass England durch den unausgesetzten Krieg gegen Frankreich seine Hülfsquellen erschöpft, seine Staatsschuld mehr als verdoppelt hat, und gegenwärtig sein Vermögen blos noch eine eingebildete Grösse ist. Im 4ten Kap. wird das Beginnen des Feldzuges erzählt, der Uebergang über den Niemen, die rückgängigen Bewegungen der Russen, und die minder bedeutenden Gefechte bis zu dem Treffen bei Smolensk am 17ten Aug. 1812, welches den Anfang des *zweiten* Bändchens macht. Hier sagt der Vf. S. 6 bei der Annäherung des franz. Heeres: „Fanatismus und Aberglaube, mit der Annäherung der Gefahr immer steigend, setzte die Gemüther in Bewegung und erfüllte die Herzen mit Hass und Rachgierde. Mit einem Worte, Alles rüstete sich zu dem erbitterten Kampfe einer Nation gegen eine Armee. Es war ein andres Spanien, was die Franzosen vor sich finden sollten; allein, das Spanien jenseits der Pyrenäen hatte Ueberfluss an Wein, Oel und Getreide; überall weideten zahlreiche Heerden; jenes Land bot nach allen Seiten grosse Städte und reiche Dörfer (?) dar, unter einem beständig heitern Himmel; überdies konnten die Franzosen auf der Halbinsel, wo der weltliche und geistliche Despotismus Feinde hatte, die geneigt waren, uns aufzunehmen, auf *eine* Partei rechnen, und die beiden Völkern gemeinschaftliche, katholische Religion war, den Mönchen zum Trotz, ein Annäherungs- und Versöhnungsmittel, so gut als die Sprache und die Sitten, welche ungeachtet ihrer Verschiedenheiten in vielfacher Beziehung, doch eine grosse Aehnlichkeit hatten." (Man muss aber auch den tief gegründeten Nationalhass des Spaniers gegen den Franzosen nicht in Anschlag zu bringen vergessen, der selbst bei jungen Frauen, sonst oft den fremden Kriegern zugeneigt, sich auf eine grausame Weise äusserte.) „Rufsland dagegen, arm, und auf dem gegenwärtigen Kriegsschauplatze an Lebensmitteln und Obdach fast ganz entblösst, vertheidigte sich offensiv gegen die Invasion *durch* seine schrecklichen Wüsten, seine undurchdringlichen Wälder, ungesunden Sümpfe und ein rauhes Klima; und die fromme Wuth eines über die Absichten der Angreifer irre geleiteten Volkes (?) schickte sich an, im Namen der Religion, die ohnedies nur unvollkommene Civilisation (*Cultur*) auch bis auf die letzte Spur zu vertilgen." — Hier, wie dort, stand den Franzosen ihre grosse Sorglosigkeit in Hinsicht der Verpflegung und ihre Vernachlässigung aller Anstalten, sich dieselbe zu sichern, *entgegen*.

Nach dem Treffen von Smolensk folgt die Schlacht an der Moskwa, der Einzug in Moskau und der berühmte Brand dieser alten Stadt, als dessen Urheber, auch von dem Vf., der Gouverneur *Rostopschin* angegeben wird. Wer das leichtsinnige Verfahren der Franzosen in ihren Quartieren gesehen hat, und ihre ungezähmte Neigung zum Plündern kennt, durch die sie in Rufsland, wie in Spanien den Hass und die Rache der Einwohner reizten, wird mit uns die Meinung hegen: dass es des von den Franzosen behaupteten *absichtlichen Anzünders* nicht bedurfte, um die zum Theil aus Holz erbauete Stadt zu verbrennen, aus der — wie aus jeder dem Feinde Preis gegebenen Hauptstadt — die Archive u. s. w. vorher entfernt worden waren. Die von *Napoleon* frei gegebene Plünderung der brennenden Häuser, für deren Urheber er die Russen hielt, veranlasste die Soldaten: die noch unberaubten Häuser selbst anzustecken. Von der Darstellung der Folge des Brandes und des Ueberfalles auf den General *Sebastiani* geht der Vf. im *dritten* Bändchen zu den darauf folgenden Bewegungen der beiden Armeen über, beschreibt den Rückzug der Franzosen, den Uebergang über die Beresina — deren Anblick

S. 213 im Jahr 1822 nach *Blesson* geschildert wird, und wo auch besonders *v. Roos* Erzählung des Kriegszuges nach Rufsland. 8. St. Petersburg 1832 zu vergleichen ist, — und die noch folgenden Ereignisse bis zu Ende des Feldzuges. Ueberall sind die, zum Theil parteiischen und unwahren Behauptungen des Vfs. von dem Uebers. mit der Erzählung *Chambray's* verglichen und berichtiget, wodurch diese Uebersetzung einen bedeutenden Vorzug vor dem Originale erlangt.

Hannover, b. Hahn: *Geschichte der italienisch-französischen Kriege von* 1494 — 1515, von *Wilhelm Havemann*, Lehrer am Königl. Pädagogio zu Ihlefeld.

Auch unter dem Titel:

Geschichte der Kämpfe Frankreichs in Italien unter Karl VIII. 1833. VIII u. 190 S. 8. (1 Rthlr.)

Der von dem Vf. gewählte Zeitraum aus der Kriegsgeschichte einer frühern Epoche, wo der wilde Rittergeist mehr in den Hintergrund trat und die Kriegskunst der spätern Jahrhunderte — wenn auch nur nach und nach, sich zu bilden begann, ist nicht allein von *Ranke* sondern auch von *Hoyer*, aus den gleichzeitigen Quellen bearbeitet worden (Berliner Militair-Kalender für 1802, 3 u. Milit. Taschenbuch für 1804 u. 5. Tübingen bei Cotta). Beider Zweck war jedoch von dem des Vfs. verschieden, „der seine Mufse ausschliefslich den Ereignissen auf der Pyrenäischen Halbinsel widmete, um in einem abgeschlossenen Werkchen sowohl auf die Entwickelung der politischen Verhältnisse, als des zur Wissenschaft mehr und mehr sich ausbildenden Kriegswesens jener Zeit Rücksicht zu nehmen." Den *Ersten* Theil desselben hat Er rühmlich erreicht; vom zweiten ist, wenigstens in *diesem* Abschnitte des Ganzen, nur wenig wahr zu nehmen. Blos die Bemerkung gehört dahin: „Eine hinlängliche Anzahl schweren und leichten Geschützes befand sich bei ihnen (dem französischen Heere Karls VIII), nicht wie vor dem aus unförmlichen Eisenröhren bestehend, für welche steinerne Kugeln von ungewöhnlicher Gröfse bereitet werden mufsten, sondern leichter, beweglicher, aus jener Mischung von Metallen gegossen, wie sie für die heutige Zeit noch gilt, und schon damals auf Räder gebracht, die nicht mehr von Ochsen, sondern von raschen Pferden gezogen wurden."

Das Ganze ist in 13 Kapitel getheilt, deren 1stes die Verhältnisse Italiens im Jahre 1492 schildert; das 2te über die Lage Frankreichs bei *Ludwigs* XI Ableben und dem Regierungsantritt *Karls VIII.* Das 3te Kap. geht dann zu den Vorbereitungen zum Kriege über und die sich darauf beziehenden Verhandlungen, die so wie der Charakter *Ferdinands von Aragonien* sehr gut dargestellt sind. Im 4ten Kap. wird endlich der Zug *Karls VIII* nach Italien erzählt, um Neapel zu erobern, zu dem er erst mit grofser Mühe das Geld zusammen treiben mufste (er nahm unter andern 12000 Dukaten auf die von der Fürstin *Blanka* von Savoyen entlehnten Ringe und geschnittenen Steine, und eben so viel auf die von der Markgräfin von *Montferat* erhaltenen Juwelen).

Die folgenden Kapitel bis zum 7ten enthalten die nachmaligen Ereignisse: das Vordringen der Franzosen, ihr Einzug in Florenz am 17. Novbr. 1494; in Rom am 1. Januar 1495, während zum andern Thore *Ferdinand von Aragonien* mit seinen Truppen auszog. Am 28. Januar 1495 brach *Karl* von Rom nach Neapel auf, und nirgends fand er Widerstand; schon am 21. Febr. zog er in Neapel ein, von wo der vorige König *Ferdinand* mit den Seinen nach Sizilien gegangen war. Im 7ten Kap. findet sich die Abschliefsung des Bündnisses in Italien gegen die Franzosen, im 8ten ihr Abzug aus Neapel, woselbst *Gilbert von Montpensier* als Vicekönig zurückblieb, als *Karl* mit etwa 10000 Mann in Allem den Rückweg nach Frankreich antrat. Das 9te Kap. beschreibt die Schlacht bei Fornovo, wo die Italiener sich queer vor den Weg gestellt hatten, den die Franzosen sich hier mit dem Schwert öffneten. Zwar fielen die albanischen Reiter des Feindes während des Gefechtes hinter dem Rücken der Armee in die Equipage, und raubten die aus Neapel mitgebrachte Beute; mit dieser aber auch alles, was für den Unterhalt des Heeres bestimmt war, so dafs nun die Sieger ohne Brot auf dem Schlachtfelde weilten. Sie setzten unmittelbar darauf ihren Rückmarsch unter grofser Mühe und Entbehrungen fort. Das 10te — 12te Kap. erzählen die Begebenheiten nach der Schlacht und den Verlust von Neapel in Unter-Italien. Das 13te endlich berichtet den Tod des Königes und schliefst nach einigen Anmerkungen über *Karls* Handlungsweise mit der Hinrichtung des bekannten Schwärmers *Savenevola*. Nur wenig findet Rec. zu bemerken: fast dürfte der Stil für den Zweck und Gegenstand bisweilen mit zu vielen Adjectiven überladen erscheinen. Ein sehr gewöhnlicher Uebelstand, dem alle bessere Schriftsteller — unter die Hr. *H.* allerdings zu rechnen ist, — mit Ernst entgegen treten sollten. Nicht recht deutlich ist die Stelle S. 36: „dem männlich stolzen Sinne *Alphonsos* konnte sich der Mailänder (*Ludwig Moro*) nicht anschmiegen. Hatte doch eben jener, als er (?) beim ersten Anblick in glühender Liebe zur Isabella entbrannte, die Tochter ihm versagt, und mit Johann Galenzzo sie verbunden." *Gegnerische Mannschaft*, für Feinde S. 42, und das *Rosselenken* für Reiter S. 62 ist wohl nicht gut gewählt. Nicht *Streitäxte* S. 73 sondern *Hellebarten* führten die Schweizer, ein fürchterliches Gewehr, zum Hiebe und Stich gerecht.

SCHÖNE LITERATUR.

Frankfurt a. M., b. Sauerländer: *Luther*, ein Gedicht von *Ludwig Bechstein*. 1834. 206 S. 12. (1 Rthlr.)

Es ist ein schönes Zeichen der Zeit, dafs auch die Dichter sich begeistert fühlen, dem erhabenen Verdienst

dienst zu huldigen, welches auf einem andern Felde erworben worden, als auf dem Schlachtfelde, und dafs demselben nicht blofs matte Reimereien Unberufener sondern wahrhafte Gastgeschenke der Musen zum Opfer dargebracht werden. Ein solches ist das vorliegende Gedicht auf den Glaubenshelden des funfzehnten Jahrhunderts und des Besungenen so würdig als für den Sänger ehrenvoll. Der Leser erwarte aber nicht eine Ode oder Dithyrambe, oder gar ein zusammenhängendes Epos in demselben; ein solches grofses, umfassendes Gemälde des Mannes und seiner Zeit fehlt uns immer noch. Es ist vielmehr eine Reihe von 24 Bildern aus dem Leben Luthers, welche der Dichter vor uns vorübergehen lässet, frisch und kühn entworfen, aber nicht mit epischem Pinsel ausgeführt, sondern mit den farbigen Strahlen der Lyrik angestrahlt und beleuchtet. Der Dichter spricht die Empfindungen aus, welche ihn, und mit ihm gewifs viele Andere, bei dem Hinblick auf die einzelnen Scenen aus der Geschichte der Kirchenverbesserung erfüllten. So schildert er in dem ersten Gedichte: „der Genius" die dunkele und trübe Zeit vor Luther und führt dadurch auf das Bedürfnifs des Lichtes, das durch ihn „aus Gräbernächten in das Leben" gerufen wurde. So führt er uns im *zweiten* Abschnitt als ein Wandrer nach Möhre, dem Geburtsort des grofsen Mannes. Den in Mitternacht der Zeit Gebornen läfst er durch das Kindheits - und Jugendleben vor uns vorübergehen und wir erblicken ihn in Rom, die Herrlichkeit und Pracht der Hierarchie anstaunend, plötzlich aber in Zorn sich wendend, was durch das Vorhergehende nicht deutlich genug motivirt ist. Es wird der Grund dieses Unwillens erst im folgenden Gedicht: „Ablafs" angedeutet. Von dem Religionsgespräch zu Augsburg bis zum Gange nach Worms deutet der Dichter mehr an, als dafs er sie schildert, die Gefahren, welche dem Kämpfer für die Wahrheit durch den Hafs seiner Feinde begegneten. Ein schöner Abschnitt „die Muse" stellt ihn als Dichter dar. Passend fängt der darauf folgende „Worms" mit einer Anspielung auf das Lied der Nibelungen an, die sich selbst bis auf die Worte erstreckt:

> Uns ist gesagt von alten Wundermähren!
> Von kräft'gen Helden —

Die Entführung auf die Wartburg giebt Gelegenheit des Dichterkrieges zu gedenken, und diese Begebenheit, so wie ein Bild Ludwigs des Eisernen, wird zu Hindeutungen auf Luthers Wort und That geschickt benutzt. An die Darstellung des Bildersturms reiht sich eine schöne Vergleichung der wahren und der falschen Freiheit. In den Abschnitten über Luthers Ehe, Freundschaft, Häuslichkeit und Ende findet sich sehr vieles Liebliche und ein sehr ansprechender Gebrauch von des seligen Mannes, wie ihn Mathesius nennt, eigenen Worten. Fast schliefst uns das Werk zu schnell, und wir würden es nicht ganz befriedigt weglegen, wenn nicht die letztern Abschnitte „an die Christen" und „*Verbum Dei manet in aeternum*" durch ihre Vollendung eben das Ganze vollendeten und krönten.

Wenn aber Grofsartigkeit und Erhabenheit der Empfindungen, Reichthum an neuen und ansprechenden Bildern, eine in ernsten und heitern Tönen sich gleich leicht bewegende, reine Sprache und ein höchst wohlgebauter und wohlklingender Vers Anspruch geben auf Dichterruhm, so hat L. Bechstein mit seinem Luther die Krone errungen. Es sind nur einzelne Flecken, die wir in dem Ausdruck und in dem Rhythmus bemerkt haben, die aber freilich, je seltner sie sind, um so mehr auffallen. So ist die Bezeichnung *mordgeschuppte* Schlange unrichtig, weil die Schlange nicht mit den Schuppen mordet, sondern mit den Zähnen. So ist *Tode* und *drohte* ein unreiner Reim und wenn auch hier *Todte steht*, weil der Reim nach dem Klange bestimmt wird, nicht nach dem Buchstaben. Das Versmaafs selbst, eine Art von Sonett von 13 Zeilen, ist klangreich, aber etwas einförmig für ein Gedicht, das eigentlich aus mehrern Gedichten besteht, welche einen verschiedenen Charakter tragen. Wir würden wie *Tegnér* in der *Frithiofsage* mehrere Versmaafse gewählt und diese dem Geiste der einzelnen Scenen angepafst haben.

Eine Probe des Geistes und der Sprache so wie des Versmaafses stehe hier.

> Ein Phönix ist die *Freiheit*, sonnig glühend,
> Und einem Engel wird sie einst begegnen.
> Der *Liebe* heifst, den Gottes Liebe sendet;
> Und liebend werden sie die Menschheit segnen,
> Und Sonnenrosen gleich seyn, wonnig blühend,
> Erhaben, göttlich und in sich vollendet;
> Und aller Hader endet.
> Und dein Prophetenwort, o Jesaias,
> Das tönt noch fort durch jegliches Jahrtausend,
> Von dem der kommen wird, die Welt zu halten.
> Es singen von dem kommenden Messias
> Die Seraphim zu Donnerharfen brausend,
> Und eins mit Freiheit wird die Liebe walten.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

August 1835.

ERDKUNDE.

Stuttgart, b. Hoffmann: *Deutschland und seine Bewohner; ein Handbuch der Vaterlandskunde für alle Stände*, bearbeitet von *K. Fr. Vollrath Hoffmann*. *Erster* Theil, Deutschland im Allgemeinen enthaltend. XVI u. 711 S. 1834. 8. (2 Rthlr.)

Der so unermüdet fleissige Vf. hat hier abermals eine Arbeit geliefert, wofür ihm alle Unterricht in der Erd- und Staatenkunde Deutschlands Suchende grofsen Dank schuldig seyn. Gründlichkeit und eine gemessene Auswahl des mehr oder minder Wissenswerthen sind auch charakteristische Züge dieser neuen Arbeit. Um gehörig würdigen zu können, was der Vf. alles durch diese Leistungen beabsichtiget, sieht sich Rec. genöthiget einige Stellen aus dem Vorworte hier aufzunehmen. „Als" so heifst es „vor 11 Jahren die Umrisse zu diesem Buche erschienen waren, wurden dieselben von mehreren der geachtetsten Zeitschriften günstig, und von einigen der gröfseren Gelehrten im Fache der Erdkunde, sehr beifällig aufgenommen. Seit dieser Zeit hat sich der Vf., wie auch mehrere Jahre vorher, einzig mit der Erdkunde beschäftigt und ist bemüht gewesen, besonders über Deutschland zu sammeln und die gewonnenen Materialien zu vermehren, zu ergänzen und zu bearbeiten. Ob es ihm nun gelungen, in diesem Buche, das von Mängeln und Irrthümern gewifs nicht nur nicht frei ist, sondern auch nicht frei seyn kann (denn welcher Mensch und wenn er der gelehrteste des Erdballs wäre, vermöchte solche mühselige Arbeit makelfrei herzustellen?) den Beweis geliefert zu haben, dafs er redlich gestrebt und wenn auch leider Vieles nicht erreicht, doch Manches erarbeitet, berechnet, gesichtet und ausgeschieden habe, was man in allen bisher erschienenen Werken, welche ganz Deutschland umfassen, entweder gar nicht, oder nicht so vollständig oder nicht so richtig, oder falsch dargestellt findet — das mögen Kenner und Meister der Wissenschaft, welche mit den unsäglichen zu kämpfenden Schwierigkeiten und Hindernissen einer solchen Arbeit vertraut sind, entscheiden u. s. w."

Rec. kann nur diese Ansicht theilen, und er hält es für eben so unbillig als ungerecht, kleine Irrungen, besonders im Zahlenwerke scharf zu rügen, und dadurch eine sonst brave Arbeit zu verdächtigen. Der Erdkundige und Statistiker hat die besten Materialien aufzusuchen, und dann die damit zu bewirkende Zusammenstellung und Vergleichung einzuleiten. Wo trügliche Unterlagen vorliegen, und trotz aller Aufmerksamkeit das Trügliche von dem Wahren nicht unterschieden werden kann, ist keine Schuld dem beizumessen, der in seine neue Arbeit einen Irrthum übertrug. Dieser Gesichtspunkt ist nicht allein der der Billigkeit, sondern er ist sogar der der Gerechtigkeit.

Mit einer Umständlichkeit und Sorgfalt der Ausführung wie das vorliegende Werk, befindet sich zur Zeit kein ähnliches über Deutschland und seine Bewohner und es begreift die wichtigsten auf Orographie, Hydrographie, auf die Vertheilung der Mineralien, Gewächse und Thiere und die Schilderung der Bewohner in den verschiedenen Beziehungen, Einflufs habenden Momente. Die *erste* Abtheilung des Werks hat es mit Deutschland im Allgemeinen zu thun und beziehet sich in der Hauptsache auf Deutschland als Staatenkörper und auf die Bundesactbestimmungen. Das *erste* Hauptstück führt die Ueberschrift Deutschlands Boden (bei dem Schweizerkanton Basel auf S. 34. findet man noch nicht Basel-Stadt und Basel-Landschaft geschieden). Eine ganz besondre Ausführlichkeit ist der Beschreibung der Alpen gewidmet. Dieser folgen dann die charakteristischen Merkmale der übrigen Gebirgsstöcke Deutschlands; und an welche sich eine rein wissenschaftliche Uebersicht nicht allein sämmtlicher Gebirgszüge, sondern auch der sogenannten norddeutschen Ebene schliefst. — Das *zweite* Hauptstück hat es mit Deutschlands Gewässern zu thun, indem nämlich selbige der Nordsee, der Ostsee und dem adriatischen Meere zufallen und in den Flufssystemen des Rhein (befindet sich im Werke Rein abgedruckt), der Ems, der Weser, der Eider, der Oder, der Weichsel, der Donau, der Brenta, Eisack und Etsch und endlich auch der Rhône begriffen sind. Hierzu tritt nun noch eine Anzahl von Küstenflüssen. — Das *dritte* Hauptstück beschäftiget sich mit der Witterung und zwar einmal die Erscheinungen in der belebten Natur; dann zweitens die Dauer zwischen dem Ankommen und Wegziehen der Vögel; hierauf drittens die Zeit zwischen Blüthe und Reife der vorzüglichsten angebauten Pflanzen und endlich viertens die Witterung sowohl in den 12 Monaten des Jahres, als auch die mittlere Jahrestemperatur mehrerer Orte. — Das *vierte* Hauptstück giebt die Naturerzeugnisse an und zwar: a) was das Mineralreich anbelangt, die Vertheilung von Deutschlands Mineralien; b) in Bezug auf das Pflanzenreich: den Einflufs des Bodens auf die Vegetation, die Farbenverhältnisse der Blüthen, die Gröfse und Zahlenverhältnisse

nisse der deutschen Flora und die innern Eigenschaften der in Deutschland einheimischen Pflanzen; e) das Thierreich ist nach II Klassen und jede Klasse in sich wiederum nach gewissen Ordnungen aufgeführet. Endlich im fünften Hauptstücke, welches von den Bewohnern handelt, sind folgende Trennungen vorgenommen. Uebersicht über die Einwohnerzahl der einzelnen Staaten. Uebersicht über die Volksdichtigkeit und die Gröfse des Flächenraums, welche in den verschiedenen Staaten auf einen Einwohner kömmt. Deutsche Sprache und Literatur und zwar: oberdeutsche Mundarten, niederdeutsche Mundarten. Schriftsprache und Literatur. Hochdeutsche Sprache als Umgangssprache. Mit vorstehender Originalität sind unter die Hauptmundarten die einzelnen gewissen Ländercomplexen ganz eigenthümlichen Mundarten classificirt.

Warum das Inhaltsverzeichnifs nur bis S. 699 reicht, während der Text in der vierten Lieferung bis mit S. 711. vorgeschritten ist und hier auf diesen 12 Seiten von §. 5. bis mit §. 14, von Nahrung, Volkstracht, Wohnungen, Charakterzügen, einigen Beschäftigungszweigen, Viehbestand, Aeckern, Garten- und Weinbau, nur sehr Weniges vom Bergbau, von den Gewerben überhaupt, von dem Stande der Wissenschaften und von den Religionsverhältnissen, eine sehr auffallende Kürze und Concentrirung beobachtet worden ist, hierüber wird unbezweifelnd im *zweiten* Theile Rechenschaft gegeben werden.

Rec. erlaubt sich hier am Schlusse nochmals auf diese gelungene Arbeit, die vielfältigen Stoff zu Betrachtungen darbietet, aufmerksam zu machen, und wünscht nur, dafs kein Hindernifs das baldige Erscheinen des *zweiten* Bandes aufhalten mag.

Berlin, b. Plahn: *Handbuch der Geographie*, oder Bearbeitung einer speciellen, mathematischen und physikalischen Geographie, so wie das System der Wasserscheide, nebst einer reinen und politischen Geographie von Europa, zum Gebrauch der Real-, Divisions- und Brigadeschulen, so wie für die höheren Klassen der Gymnasien, von *C. von Bülow*. Mit Kupfern und einer geographischen Karte von Europa. IV u. 314 S. 1834. 8. (2 Rthlr.)

Der Vf. hat, so viel er auch allgemeine geographische Werke gelesen hat, doch bei allen die Bearbeitung der mathematischen und physikalischen Geographie mangelhaft gefunden und in jedem nach seinem Begriffe zu wenig Gründlichkeit bemerkt. Die meisten Lehr- und Handbücher enthielten reine, ziemlich specielle Geographie, weshalb sie zum Gebrauche der Zeitungsleser recht gut sind, aber keineswegs hinreichen, den Grad von geographischen Kenntnissen zu erlangen, den man jetzt wohl im Allgemeinen von dem gebildeten Theile der Bevölkerung verlangt. In den neueren Zeiten wären in ihrer Art recht vollkommene Werke erschienen, aber auch in diesen ist über die mathematische Geographie immer nur wenig gesagt; über die physikalische zwar mehr, jedoch auch nicht genügend. Vorherrschend wäre bei diesen Lehrbüchern die Geographie nach Naturgrenzen, doch aber oft so weitläufig und gelehrt durchgeführet, dafs der Nutzen verschwindet den diese Art von Erdbeschreibung haben soll: nämlich den Schüler ein genaues Bild von den Erhabenheiten, des Fliefsenden, und die hierdurch von der Natur bezeichneten Begrenzungen u. s. w. zu geben. Der Schüler werde aber, wenn er nicht von früher Jugend an systematisch einen solchen Unterricht genossen, nicht im Stande seyn, so verschiedene Theorien zu fassen, besonders wenn ihm nicht die genauesten Charten und Modelle vorgelegt werden können. Mit einem Worte der Vf. beabsichtiget, da nichts Gründliches über mathematische und physikalische Geographie vorhanden ist, sich, um diesem Mangel abzuhelfen, dieser Arbeit unterziehen zu können.

Wer nur einigermafsen mit der so weitläufigen Literatur der Geographie vertraut ist, wird wissen, dafs nicht von einem Mangel, sondern von einer Ueberfüllung nur die Rede seyn kann und zwar nicht in einzelnen Branchen des Fachwerks, sondern in allen nur möglichen und ordentlichen Beziehungen. Es würde durch Büchertitel dies hier zu belegen, zu weit führen; genug jeder Jahrgang dieser Zeitung liefert hierzu die vollständigsten Beweise. Für Militairbildungsanstalten zeichnet sich besonders das von Malchusische Werk aus. Gehet man aber nun in das Einzelne der hier vorliegenden Schrift ein, so findet sich aber auch nichts Neues oder vorzüglicher Vorgetragneres. Dies mag aber keineswegs die Schrift selbst in ein schiefes Licht stellen, die in ihrer Art recht brauchbar seyn kann, da sie alle Eigenschaften enthält die darauf abzwecken; nur kann sich Rec. nicht damit einverstanden erklären, dafs *eine neue* Bearbeitung des Stoff's dringendes Bedürfnifs sey; auch kann man schon daraus abmessen, dafs von dem Vf. unmöglich sehr tief in die Sache eingegangen worden seyn kann, da die Erläuterungen über die Lehrsätze der mathematischen Geographie nur 19 und die der physischen 58 Seiten einnehmen; alles Uebrige aber zur sogenannten reinen und der politischen Geographie gehöret. — Die beigegebene Charte der Gebirgs- und Flufsverbindungen von Europa, entworfen von Walter, ist recht verständlich und brav bearbeitet.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Neuchatel, b. Attinger: *Sermons prêchés à Berlin* dans le temple de la Frédérichstadt, les dimanches 29 septembre et 6 octobre 1833, par *A.* (Alphonse) *Guillebert*, pasteur et professeur. 1833. 43 S. gr. 8.

Schon im Jahre 1829 erschienen zu Neuchatel im Verlage von C. H. Wolfrath zwei „*Sermons sur la mort*" von demselben Vf., die in jeder Hinsicht zu den vollendetsten Vorträgen französischer reformirter Kanzelredner gehören. Hr. *Guillebert* (geb. 1792) ist

ist in seiner eben genannten Vaterstadt Pfarrer (*Pasteur* im Gegensatze nämlich von *Ministre*), auch Professor der Philosophie. Im Jahre 1833 war er aufserdem *Doyen de la vénérable Classe* und, durch die Wahl seiner Landsleute, einer der drei Abgeordneten, welche die Neuenburger nach den kaum beendigten bedauernswerthen politischen Unruhen nach Berlin an S. M. den König von Preufsen absendeten. S. M. der König, dem auch die vorliegenden Predigten gewidmet sind, veranlasste, um seinen neuchateller Unterthanen einen neuen Beweis seiner Huld zu geben, den Vf. in seiner Gegenwart zu predigen, und beschlofs nach Anhörung des einen dieser Vorträge, dafs einem jeden Gemeinen und Unterofficier des in Berlin garnisonirenden neuchateller Bataillons ein Abdruck dieser Predigten eingehändiget werden sollte. Der *erste* dieser geistlichen Vorträge über Pred. Sal. XII. 7. behandelt die Lehre der Unsterblichkeit der Seele mit der Zuversicht, die der wahrhaft christliche Glaube allein zu erzeugen vermag. Er mufs auf die Zuhörer gleich tröstend und überzeugend gewirkt haben. Um dies darzuthun und die eigenthümliche Weise des beredten Vfs anzudeuten, erlauben wir uns nachstehende, Seite 24. beginnende Schlufsstelle herzusetzen: „*J'espère, en vous adressant ce discours, avoir trouvé chez un assez grand nombre d'entre vous de telles dispositions, chrétiens mes bienaimés frères; j'espère, par conséquent, que lorsque je dis ici: Nous sommes immortels, je ne fais qu'exprimer votre conviction intime. Oui, nous sommes immortels: vers des siècles sans fin le torrent du temps nous entraîne; bientôt nous romprons les chaînes du monde et de nos sens, pour nous ouvrir, loin d'un corps arrêté dans la fange, les portes de l'éternité. Nous sommes immortels: à cette idée mon imagination s'exalte, mon coeur s'émeut, mes pensées s'agrandissent; je ne vois plus en vous des enfans de la poudre, mais des créatures privilégiées qui doivent partager l'immortalité de leur Dieu. Nous sommes immortels: ne nous plaignons donc plus de nos misères; une autre vie nous attend, où elles ne pourront plus nous suivre. Si la fortune frappe sur nous ses plus rudes coups, si nous sommes battus par l'orage de l'adversité, en butte aux traits de la méchanceté des hommes, trahis par l'amitié, persécutés par la haine, un lieu d'asile nous attend où nous serons à l'abri de tous ces malheurs: plus nous aurons été malheureux dans cette vie, plus nous jouirons de celle où nos larmes seront essuyées; Heureux les affligés, dit le Sauveur, car le jour viendra où ils seront consolés. Nous sommes immortels: les liens par lesquels la nature ou l'amitié nous unit à nos semblables ne se briseront donc pas pour toujours à la mort: ces liens sont eux-mêmes immortels, s'ils sont avoués par la religion et la morale; et les parens et les amis dont la perte fait encore saigner nos coeurs, nous les retrouverons pour ne plus les perdre jamais; et nous réunirons pour jamais à notre Dieu, à cet être parfait, principe de tout ordre, de toute beauté, de toute perfection, source de toute vérité, de toute lumière, de toute félicité, de toute affection pure, de toute solide paix! Si le corps retourne en terre, d'où il a été tiré, l'esprit, la meilleure partie de nous même, l'esprit retourne à Dieu, qui l'a donné.*" — Seite 27 beginnt die Predigt über Sprüche XVI, 25, in welcher das Schädliche der sogenannten kleinen Sünden für unser Seelenheil auseinandergesetzt wird. Einen Beweis der den reformirten französischen Predigern nicht immer eigenen Toleranz giebt Hr. G. S. 37, wo er unumwunden *Bossuet* „*le plus grand des orateurs chrétiens*" (?) nennt.

MEDICIN.

Darmstadt, in Comm. b. Leske: *Nervi accessorii Willisii anatomia et physiologia.* Commentatio scripsit *L. W. Th. Bischoff*, Med. et Phil. Doctor. Acc. tab. VI. lithogr. 1832. 104 S. 4. (1 Rthlr. 18 Gr.)

Unter den verschiedenen guten Monographieen über einzelne Theile des Nervensystems, welche wir in den letzten Jahren erhalten haben, nimmt *Bischoff's* Schrift einen sehr ehrenvollen Platz ein, da sie reich ist an eigenen Beobachtungen. Im ersten Kapitel beschreibt der Vf. den Bei-Nerven im menschlichen Körper, wobei er seine Vorgänger auf das Genaueste berücksichtigt. Das folgende Kapitel handelt von dem anatomischen Verlauf des Bei-Nerven bei Thieren. Der Vf. giebt Beschreibung und meist Abbildung von der Katze, dem Fuchs, der Ziege, dem Hunde, dem Kalbe, Hasen, Marder, Ratte, Wiesel, Maulwurf. Bekanntlich ist bei vielen Thieren der Halstheil des *sympathicus* mit dem *vagus* enge verbunden; diefs fand (*Weber's* Angaben bestätigend) *Bischoff* bei der Mehrzahl der genannten Thiere. Getrennt sah er beide Nerven beim Maulwurf, bei der Ratte, dem Kaninchen, dem Schwein. Unter den Vögeln fand *Bischoff* den Nerven bei allen von ihm untersuchten Arten; er hängt hier an seinem Ursprung, wie bei den Säugethieren, innig mit dem *vagus* zusammen. Der Nerve wird beschrieben und abgebildet: beim Storch, bei der Gans, beim Mäusebussard, Huhn, bei einer Taube und Eule. Merkwürdig ist die Angabe, welche sehr der Bestätigung bedarf, dafs nämlich der *glossopharyngeus* bei den Eulen (*Strix scops*) fehlen soll. Unter den Amphibien hatte eigentlich *Bojanus* den Bei-Nerven allein (bei *Emys*) genau dargestellt; unser Vf. zeigt seinen Verlauf bei *Crocodilus sclerops*, *Iguana delicatissima*, *Amphisbaena*, *Lacerta ocellata*; Abbildungen hiezu auf Tab. V. — Die Existenz des *accessorius* bei Fischen ist strittig, worüber *Weber*, *Cuvier* u. a. zu vergleichen. Wahrscheinlich ist jedoch der bei mehreren Fischen deutliche, hinter dem *vagus* mit mehreren Wurzeln entspringende und mit diesem verbundene Nerve als *accessorius* zu betrachten. *Bischoff* ist hierüber nicht entschieden; doch findet sich interessantes Detail über einige Nervenpartieen bei mehreren Cyprinus-Arten auf Tab. VI. — Das erste Kapitel des zweiten oder physiologischen Theils handelt

delt von den verschiedenen Meinungen der Schriftsteller über die Funktion des Bei-Nerven. Im zweiten Kapitel stellt der Vf. eigene und fremde Ansichten über die Natur und Funktion zusammen; im dritten referirt er die Experimente, welche er selbst an lebenden Thieren anstellte. Als Endresultat geht die Ansicht hervor: dafs der *accessorius* ein den *vagus* begleitender Nerve sey; dafs jener in allen Gebilden, wozu diese Nerven treten, die Bewegung vermittele, während der *vagus* der Sensibilität vorstehe; deshalb sey auch der *accessorius* der eigentliche Stimm-Nerve, indem er die Bewegung der Muskeln des Kehlkopfs bedinge. Demnach entspräche der *vagus*, als Empfindungs-Nerve, den hintern Wurzeln der Rückenmarks-Nerven, der *accessorius*, als motorischer Nerve, den vordern Wurzeln der letzteren. *Bischoff* ist also ganz der zuerst und gleichzeitig von *Arnold* und *Scarpa* aufgestellten Ansicht, die er weiter ausführt und allerdings mit solchen Gründen unterstützt, dafs dieselbe an Wahrscheinlichkeit sehr gewinnt. Die wichtigsten Gründe werden bis jetzt jedoch noch die anatomischen bleiben, denn die direkten Experimente, welche der Vf. beibringt, können durchaus nicht als beweisend und entscheidend betrachtet werden und so lange daher diese Probe nicht vollgültig gemacht ist, wie bei den Rückenmarks-Nerven, ist die Ansicht immer nur eine wahrscheinliche Hypothese, während es hier eine wirklich empirisch festgestellte Thatsache ist.

—gn—

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

MAGDEBURG, b. Rubach: *Bilder aus dem Leben eines genialen Dichters unserer Zeit.* Romantisch bearbeitet von *Isidor*. II u. 234 S. 1834. kl. 8. (1 Rthlr.)

Der geniale Dichter unserer Zeit, aus dessen Leben hier romantische Bilder aufgestellt sind, ist *Lord Byron*. Der Vf. gesteht in dem Vorworte zu, dafs es Kühnheit sey, einen Dichter der neuesten Zeit acht Jahre nach seinem Tode zum Gegenstande romantischer Bilder zu machen; allein er hat darin Recht, dafs wenn irgend einer sich zu einem romantischen Helden eignet, so Byron. Auch müssen wir ihn rühmen, dafs er sich auf blofse romantische Ausmalung beschränkt und — bis auf einige Ausschmückung, besonders in der Geschichte der Dirne, die sich in Venedig von seinem Balkon herab in den Kanal stürzte u. ähnl. der Geschichte nicht besonders Gewalt angethan hat; und wenn er auch seinen Helden sehr idealisirt, selbst bis auf sein Aeufseres, wobei der eine verkürzte Fufs ganz verschwindet, so giebt uns das Ganze doch ein sehr lebendiges und treues Bild des merkwürdigen Genius, der sein gegen ihn ungerechtes und undankbares Vaterland mit dem Glanze seines Ruhmes überstrahlt. Es sind der Bilder fünf, welche die Hauptmomente seines so höchst bewegten Lebens darstellen. I) *Traum der ersten Liebe* — zu Mary Chaworth. Eine düstere Novelle, angeblich den vergilbten Pergamentblättern entnommen, die Byron in einem unter dem Sarge eines seiner frühern Ahnherrn befindlichen Kästchen, welches aufserdem den Schädel enthalten, dessen sich Byron bekanntlich zum Trinkgefäfs bediente, gefunden haben soll, schliefst diesen Abschnitt, in welchem Mary's Gestalt — ob Wirklichkeit oder Vision bleibt unentschieden — noch einmal dem Dichter in ihrer ganzen Lieblichkeit, als er aus der Gruft seiner Ahnen kömmt, vorüberschwebt, und dieser Schlufs erfüllt mit banger Ahnung für das Schicksal des Helden. II) *Die Rose des Orients* — eine anziehende Novelle von der schauderhaften Geschichte seines Verständnisses zu Athen mit einer Türkin, die wegen ihrer Verbindung mit einem Gjaur in einem Sacke ins Meer geworfen werden soll, wo er zufällig im verhängnifsvollen Augenblicke hinzukömmt, sie halb mit Gewalt und mehr noch durch Bestechung rettet und sie nach Theben zu ihren Verwandten sendet, wo sie bald nach ihrer Ankunft starb. Daneben erscheint sein Wagstück über den Hellespont zu schwimmen, wobei aber das ihn begleitende Boot nicht zu sehen ist. III) *Lorbeer-Prosa-Dornen.* — Sein Triumph bei seiner Rückkehr nach England und seine unglückliche Ehe, die ihn lebend auf immer von seinem Vaterlande schied. IV) *Des Südens Glut und Leben* — sein Aufenthalt in Italien, besonders in Venedig, und seine — auch sehr romantisch ausgemalten Abenteuer mit der bezaubernden Gräfin *Guiccioli*. V) *Verklärung* — Aufenthalt und Tod in Missolunghi — unter allen das unbedeutendste der Bilder, die übrigens nicht ohne Phantasie entworfen sind, und ohne frivole Ueppigkeit in einer sehr gebildeten Sprache, eine recht angenehme Unterhaltung gewähren. Wir hätten noch ein sechstes Bild hinzugewünscht, das auch durch den Contrast von grofser Wirkung hätte seyn können — nämlich die erschütternde Scene, wo Byron sich von einer sehr schönen, geistreichen und talentvollen Griechin geliebt wähnt, und diese ihr Spiel auf dem Fortepiano, von dem er glaubt, dafs sie darin ihre glühenden Gefühle für ihn ausschwärme, mit der Erklärung in einem gleichgültigen Tone unterbricht: „in diesem Augenblicke stirbt mein Geliebter in ... und ich mit ihm, denn ich habe Gift genommen, wie ich's ihm versprochen" und ihren Heldengeist ausathmet. — Byron's Eitelkeit fühlte sich dabei höchst verletzt, und in einem Bilde sind auch Schatten wirksam. Der Vf. läfst seinen Helden als zu unwiderstehlich für jedes weibliche Herz erscheinen. — Papier und Druck sind gut.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

August 1835.

STAATENKUNDE.

Paris, bei Bertrand: *Voyage dans la Régence d'Alger* ou Description du Pays occupé par l'armée française en Afrique, contenant des Observations sur la Géographie physique, la Géologie, la Météorologie, l'Histoire naturelle, suivie de détails sur le Commerce, l'Agriculture, les Sciences et les Arts, les moeurs, les coutumes et les usages des habitans de la Régence, de l'Histoire de son gouvernement, de la description complète du territoire, d'un Plan de colonisation, par *M. Rozet*, capitaine d'état-major, attaché à l'armée d'Afrique comme ingénieur-géographe. — 1833. — 3 Bde in 8, zusammen 1375 S. nebst einem Atlas in 6 Blättern. (Pr. 24 Frcs.)

Der lange Titel des Buches, den wir wörtlich mittheilen, erleichtert dem Berichterstatter ungemein die Lösung seiner Aufgabe, indem er dadurch der Obliegenheit enthoben wird, den so viel befassenden Inhalt desselben in allen seinen Einzeltheilen anzuzeigen. Es möge somit in dieser Hinsicht die vorläufige Bemerkung genügen, dafs der Vf. alle diejenigen Ansprüche, wozu das Titelblatt den Leser berechtigt, insofern wenigstens materiell befriedigt, als sich in dem Werke keiner der dort angekündigten Gegenstände vermissen läfst, dasselbe demnach eine wahre Algierische Encyclopädie ist, worin keine der Fragen unberührt bleibt, die in Betreff eines Landes erhoben werden möchten, das zur neuesten Zeit in und aufserhalb Frankreichs ein so vielfältiges Interesse erweckt. Was jedoch das genetische oder wissenschaftliche Verdienst der von Hrn *R.* angestellten Beobachtungen und der auf ihren Grund sich stützenden Angaben anbelangt, so dürfte wohl mancher, je nach der Beschaffenheit seines Berufes oder seiner Studien, sich bemüfsigt finden, jenes Verdienst nicht selten in Zweifel zu ziehen: denn in dieser dem Anscheine nach so vollständigen Untersuchung über die neue französische Niederlassung in Africa dürfte der Kaufmann, der Landwirth, der Geschichtsschreiber oder Statistiker noch mancherlei Lücken gewahren, so wie mehr als eine ungenaue oder oberflächliche Auskunft und endlich Erörterungen über Dinge, die schon so oft verhandelt worden sind, dafs darüber nichts Neues mehr geschrieben oder gedruckt werden kann. Enthält nun aber auch das vorliegende Werk in letzterer Beziehung gar mancherlei Wiederholungen; so war es doch immer ein dankenswerthes Unternehmen von Seiten des Vfs oder seines Verlegers, auf diese Weise dem Publikum fortan die Mühe zu ersparen, jene zahlreichen Flugschriften zu durchgehen, die in Frankreich über Algier und die Barbaresken-Staaten während der letzten drei oder vier Jahre erschienen sind und die, die öffentliche Neubegierde ausbeutend, doch nur höchst unvollständige Erzählungen über deren ältere Geschichte, ihren gegenwärtigen Zustand und ihre muthmafsliche Zukunft lieferten. Allein abgesehen von jenen Mängeln und diesen Wiederholungen, auf deren Einzelheiten einzugehen uns vollkommen überflüssig bedünkt, haben wir in dem Werke viel interessante, noch nirgendwo ertheilte Aufschlüsse gefunden, unter denen besonders diejenigen eine specielle Erwähnung verdienen, welche Hr. *R.* über die verschiedenen Erdschichten des Bodens giebt, auf welchem die neue französische Kolonie gelangen oder vielmehr über den sich auszubreiten sie im Stande ist. Diese Aufschlüsse sind das Resultat einer sehr gewissenhaften, von dem Vf. an Ort und Stelle bewirkten Untersuchung, und daher nicht blofs für den Geologen von hoher theoretischer Wichtigkeit, sondern auch, wegen der Folgerungen, die daraus abgeleitet werden, von grofsem practischen Nutzen. Nachdem derselbe nämlich nachgewiesen, dafs in mehreren Theilen des Algierischen Staates jene compacte Thon- oder Märgelschichte vorhanden ist, welche unumgänglich erfordert wird, um das von den Bergen herabströmende Wasser aufzuhalten und um es hiernächst bis zu einer mit seinem frühern Falle verhältnifsmäfsigen Höhe, mittelst künstlicher Brunnen hinaufzutreiben, vermochte er auch die Orte anzugeben und giebt sie wirklich an, wo es möglich seyn wird, jene durch Kunst hervorgerufenen Wassermengen zu erlangen, die in einem Lande, dem die Natur Ströme und Bäche versagte, so kostbar sind. Unmittelbar am Fufse der Gebirge, auf dem Gebiete von *Medeja* und in der weiten Ebene von *Métidja* wird man, nach des Vfs Angaben, seinen Zweck am leichtesten erreichen. Allein längs dem Meere, vom Cap *Caxine* bis jenseits des Forts *Bab-Azoun*, so wie auch in der Vorstadt von *Algier*, *Bab-el-Ound*, würden alle diesfälligen Versuche, wie bemerkt wird, nur erfolglos seyn. Eben dieselben Forschungen hat der Vf., um nützlich zu seyn, über die Provinz *Oran* ausgedehnt. — Reichen indessen die so durch Beihülfe der Kunst hervorgebrachten Gewässer auch hin, um die Arbeiten des Ackerbaues zu befruchten und die Bedürfnisse des häuslichen Lebens zu befriedigen, so darf sich doch der Handel da-

davon keinerlei Beförderungsmittel zum Behufe des Transports seiner Tauschgegenstände versprechen: es muſs daher auf die Eröffnung anderer Verbindungswege zwischen den Küsten und dem Innern des Landes Bedacht genommen werden. Als den bereitesten dieser Wege bieten sich nun sofort Eisenbahnen dar. Früher oder später aber muſs deren Herstellung bewirkt werden, da ohne solche Algier als europäische oder französische Kolonie gar keinen Bestand haben kann. Es ist daher von Interesse, schon jetzt zu untersuchen, ob der Boden der Regentschaft, wenn auch nicht das zur Anlegung der neuen Straſsen erforderliche Eisen, so doch wenigstens den Brennstoff zu liefern vermöge, den der tägliche Verbrauch des Dampfes für die Transportwerkzeuge erfordert. Unter dieser Beziehung nun lassen die geologischen Forschungen des Hrn *R.* nur wenig hoffen. Nirgendwo gelang es ihm, jene Schichte von Holzkohlen zu entdecken, die man in allen Gegenden Europas in einer gewissen Tiefe des Bodens findet. Gleichwohl ist er geneigt zu glauben, daſs es auch dort dergleichen Schichten giebt, die eines Tages aufgefunden werden dürften, wofern man es unternehmen möchte, mit Sorgfalt die Ebenen von Oran und die Hügel zu untersuchen, die das Meer bei Algier begrenzen. Indessen stützt sich seine Ansicht lediglich auf Analogie und ist somit eine Muthmaſsung, die auf ziemlich schwachen Gründen beruht. — Der Mangel oder die Seltenheit jener beiden groſsen Naturreichthümer, des Wassers und des Brennstoffes, muſs unfehlbar der projectirten Kolonisation groſse Schwierigkeiten in den Weg legen. Noch ernstlichere Hindernisse würden aber zu gewältigen seyn, wollte man für wahr und unwiderruflich die strengen Urtheile halten, die der Vf. über die unterschiedlichen Völkerschaften fällt, die das Gebiet der Regentschaft bewohnen. Nach seiner Angabe giebt es ihrer dort *sieben*, nämlich: *Berbern*, *Mauren*, *Neger*, *Araber*, *Juden*, *Türken* und *Koulouglis*, die zwar nicht im eigentlichen Sinne ein besonderer Menschenstamm sind, die aber in politischer Beziehung eine für sich bestehende Klasse bilden, da sie, als entartete Kinder der mit Maurischen Frauen verheiratheten Türken, von den Vorrechten der Algierischen Miliz ausgeschlossen waren. Keines dieser Geschlechter findet Gnade vor unserm Reisenden; von keinem derselben, behauptet er, dürfe man eine aufrichtige und thätige Mitwirkung zu den Bestrebungen einer höhern Civilisation erwarten, welche das europäische Genie durch die Hände Frankreichs in Algier bewirken soll. Selbst die *Mauren*, sind sie auch noch so zahlreich und seit lange gewöhnt an die Gebräuche und sitzende Lebensweise der Städter, scheinen ihm keineswegs geeignet, den Franzosen zu dem Behufe einige Hülfe zu leisten: denn, seiner Meinung nach, werden diese, ungeachtet aller Ansprüche, die sie auf deren Dankbarkeit haben, weil sie solche von dem unerträglichen Joche und den vielfältigen Bedrückungen der Algierischen Janitscharen befreieten, niemals aus ihnen etwas machen können; sie werden stets das, was sie waren, bleiben: diebisch, faul, liederlich, rachsüchtig und falsch. Allerdings würden dagegen eben die nämlichen Mauren das Vorrecht haben, Kinder in die Welt zu setzen, die ihnen keineswegs gleichen, wie man wenigstens berechtigt ist aus einigen viel beruhigenderen Aeuſserungen des Hrn *R.* zu schlieſsen. „Die Kinder beiderlei Geschlechts, sagt er in der Beziehung, sind ausnehmend hübsch; sie haben eine sanfte Physiognomie, prächtige Augen und übertreffen an Intelligenz bei weitem ihre *Aeltern*. Ein Jahr nach unserer Ankunft zu Algier sprach ein groſser Theil der Maurischen Kinder französisch, das sie lediglich im Umgange mit unsern Soldaten und einigen Kaufleuten erlernt, die mit ihren Vätern in Geschäftsverhältnissen standen." So wäre denn wenigstens Frankreich, wofern es nur mit Geduld die aufsprossende Generation abzuwarten sich entschlieſsen möchte, versichert, in dieser einen Kern von Kolonisten zu finden, die geneigt sind, die Sitten, den Geschmack, die Gewohnheiten und ohne Zweifel auch den Thätigkeits-Geist der Franzosen und Metropole anzunehmen. Was soll aber in der Zwischenzeit mit der alten Generatio der Mauren, so wie mit den übrigen einheimischen Stämmen angefangen werden? Man muſs sie gar nicht in Anschlag bringen und das Gedeihen der neuen *Kolonial*-Niederlassung nur von den europäischen *Familien* erwarten, die auf den Africanischen Boden verpflanzt und dort naturalisirt werden können: *dies ist unsers* Vfs beharrliche Meinung, von der *sich ebenfalls*, wie wir beiläufig bemerken wollen, jene Kolonisations-Schule in Frankreich leiten läſst, welcher derselbe angehört. Allein diese Schule will Alles mit Gewalt durchsetzen; und Hr. *R.* nimmt, ohne es zu wollen, vielleicht ohne es zu wissen, *ihre* Grundsätze an, sobald er Alles für verloren hält, wofern man nicht ausschlieſslich europäische Hände anwendet. Denn wird dieses System ein Mal als das allein vernünftige anerkannt, so bleibt nichts Anderes übrig, als die Mauren und alle Eingebornen aus dem von den französischen Truppen in Besitz genommenen Gebiet zu vertreiben; alsdann aber ist es gleichgültig, ob man zu einer unmittelbaren und sofortigen Ausrottung schreitet, oder ob man jene unglücklichen Völkerschaften langsam vor Elend umkommen läſst, indem man sie allmälig, je nach den Fortschritten einer tyrannischen, sich immer weiter verbreitenden Civilisation, in Wüsteneien treibt, die mit jedem Schritte unfruchtbarer werden. Wird so die Frage gestellt, so fällt deren Lösung lediglich der Zeit anheim, während es an sich gleichgültig wird zu wissen, wann jene Mauren, Araber, Berbern u. s. w. verschwinden werden, die als nothwendige Werkzeuge und Gehülfen mit in die Sphäre seiner Wirksamkeit zu ziehen, ein wahrhaft menschliches Kolonisations-System vorgezogen haben würde. Freilich spricht zu Gunsten dieses Systems die ganze Erfahrung der Vergangenheit; denn alle von den Europäern jenseits der Meere gegründeten Niederlassun-

sungen bildeten sich aus und erweiterten sich, indem die Ueberzieher an die Stelle der von ihnen verdrängten oder vertilgten Familien der Urbewohner des Landes traten und sich auf diese Weise der Mühe überhoben, sie zu humanisiren, ihren sittlichen Zustand zu verbessern, ihr materielles Wohlseyn zu erhöhen. Indessen sahe man auch bisher jedwedes Kolonisations-Unternehmen diesen grausamen Weg verfolgen, so ergiebt sich daraus keinesweges die Nothwendigkeit, auf derselben Bahn fortzuwandeln und jene Routine als ein unabänderliches, unfehlbares Gesetz zu betrachten, würdig durch die Philosophie der Geschichte geheiligt zu werden. Glücklicher Weise haben nicht alle Schriftsteller, die ihre Ideen über Algier seit der französischen Eroberung veröffentlichten, gleich unserm Vf. an der Möglichkeit verzweifelt, die Eingebornen durch Anwendung sanfter und von der Menschlichkeit gut geheiſsener Mittel auf eine höhere Stufe sittlicher Bildung zu heben. Zu noch gröſserm Glücke aber scheint Hr. *R.*, dessen Buch uns, was die Schilderung des äuſseren Zustandes und der physischen Beschaffenheit des Landes anbetrifft, höchst befriedigende Auskünfte gewährte, nicht berufen zu seyn, jemals über die Frage zu entscheiden, welche die Kolonial-Einrichtungen in jenem Lande unmittelbar angehen. Unstreitig sind demselben die Eigenschaften eines Malers nicht fremd, der die lebende Natur zu erfassen vermag; wenn er es sich aber beigehen läſst, den ordnenden Staatsmann zu spielen und seinerseits einen Plan, zu Frankreichs gröſstem Ruhme und zu Algiers Wohlfahrt, vorzuschlagen, so verirrt er sich in ein Gebiet, wo er keinesweges zu Hause ist. Wir führen, um dieses Urtheil zu begründen, nur eine Probe von den diesfälligen Berechnungen und Ansichten des Vfs an, überzeugt, daſs diese hinreichen dürfte, um von seiner Befähigung, derartige Probleme zu lösen, einen Begriff zu geben. Hr. *R.* geht von der thatsächlichen Behauptung aus, man werde genöthigt seyn, 600 Millionen Franken aufzuwenden und 60 Tausend Soldaten, die das Schwert des Feindes und Krankheiten hinraffen würden, aufzuopfern, bevor die Kolonie bis zu einem gewissen Grade ihres Erblühens gelangt wäre. Um diesen Zweck zu erreichen, scheinen ihm zehn Jahre eine unumgängliche Frist; somit vertheilt er denn auf diesen Zeitraum jenen Aufwand an Menschen und Geld. Dies angenommen, erklärt er, daſs Frankreichs Bevölkerung und Reichthum denselben, ein jährliches Opfer von 60 Millionen Franken und 6,000 Menschen, für eine so ruhmwürdige Unternehmung, als die Kolonisation Africas, zu bringen, gewiſs ziemlich leicht machen würden; allein Hr. *R.* ist kein Mann von engherzigem Patriotismus, er verlangt daher, daſs Europa an den Kosten, wie an den Vortheilen dieser groſsartigen Speculation Theil nehme. Zu dem Ende sollte ein Kongreſs sich versammeln, zu welchem sämmtliche europäische Mächte Repräsentanten entsenden, und wo man jeder den von ihr zu entrichtenden Beitrag, wie auch die Dividende, falls es Eine gäbe, überweisen würde, die auf ihren Antheil käme. Man ersieht aus diesen wenigen Worten, was Hr. *R.* von der Sache versteht und jedem wird es einleuchten, wie leicht sein Plan bei der gegenwärtigen Lage von Europa zur Ausführung zu bringen ist. — Im Uebrigen ist der Gedanke, wie wir noch zum Schlusse unsers Berichts bemerken wollen, Algier müsse eine europäische Kolonie werden, um seine Bestimmungen zu erfüllen, an sich keinesweges ungereimt, auch bereits wiederholt von französischen, wie von englischen Publicisten geäuſsert worden. Die Eroberung Algiers durch die französischen Waffen nämlich war ein Ereigniſs von wahrhaft europäischer Wichtigkeit, weil von dem Tage an der Handel Europas von den Plackereien und Räubereien befreit ward, die derselbe im Mittelländischen Meere zu erdulden hatte. Die Erhaltung Algiers und die Kolonisation seines Gebiets erstreben den nämlichen Zweck und sind die Mittel, dessen Erreichung für immer zu sichern; in diesem Sinne kann man sagen, Algier werde eine europäische Kolonie seyn. Eben dasselbe wird, wie man hoffen darf, noch unter einem andern Gesichtspunkte gesagt werden können: wir meinen unter dem Gesichtspunkte der Freiheit, die dem Algierischen Handel gestattet werden wird, nach eignem Gutbefinden Verbindungen mit allen Mächten Europas anzuknüpfen, ohne von dem französischen Mutterlande irgend ein Monopol, irgend einen lästigen Vorzug zu verlangen, noch demselben aufzubürden. Frankreich, das glücklicher Weise in Algier kein schon bestehendes, und dessen Schutz und Schirm in Anspruch nehmendes Interesse vorfindet, wird hoffentlich die neue africanische Kolonie als eine erwachsene Tochter behandeln und sie gleich von Anfang an emancipiren, anstatt mit derselben wie mit seinen alten Sklavenkolonieen, einen jener Verträge des wechselseitigen Privilegs abzuschlieſsen, wodurch jeder von beiden Theilen verletzt zu seyn behauptet und alle beide vielleicht mit gleichem Rechte. Allein zu dem Ende wird man nicht den europäischen Mächten ein Conto auf *Soll* und *Haben* mit dem französischen Schatze über die Kosten und Vortheile der Verwaltung Algiers eröffnen; dieses Conto wird nur unter den Handelsleuten der verschiedenen Nationen bestehen, die in den Häfen Nord-Afrikas verkehren. Auf diese Weise aber werden sich die Schicksalsbestimmungen jener Gegenden an die des gesammten Europas knüpfen.

PREDIGERWISSENSCHAFTEN.

LEIPZIG, bei Barth: *Die Theorie der Beredsamkeit*, mit besonderer Anwendung auf die *geistliche* Beredsamkeit in ihrem ganzen Umfange dargestellt von Dr. *Heinrich August Schott*, Prof. d. Theol. zu Jena.

Auch unter dem Titel:

Die Theorie der rednerischen Erfindung, mit besonderer Hinsicht auf *geistliche Reden* darge-

gestellt, und an Beispielen erläutert, von u. s. w. 1833. XII und 499 S. 8. (2 Rthlr. 6 gGr.)

Der ehrwürdige Vf. hat sich durch seine Theorie der Beredsamkeit ein so grofses und anerkanntes Verdienst, besonders um die Homiletik, erworben, dafs jede Empfehlung der vorstehenden Schrift zu spät kommen würde. Wie allgemein man von ihrem Werthe überzeugt ist, beweiset ja unter andern auch das Erscheinen einer neuen Auflage der beiden ersten Theile: denn Schriften von diesem Umfange und Preise pflegen in unsern Tagen, namentlich auch von den Theologen, nur dann gekauft zu werden, wenn sie das Gediegenste über einen bestimmten Gegenstand enthalten. In der kurzen Vorrede macht der Vf. seine Leser mit den Veränderungen dieser neuen Auflage bekannt. Sie betreffen meistentheils Verbesserungen des Ausdrucks u. s. w., Berichtigungen einzelner Sätze, Bereicherungen der Literatur durch Angabe der neuesten Schriften und Abhandlungen über einzelne Punkte der Theorie, Veränderungen der Beispiele oder Vermehrung derselben aus neueren Predigtsammlungen, besonders denen von *Röhr*, *Schmalz*, *Tzschirner*. Zwei Gegenstände haben wesentliche Umarbeitungen erhalten, zuvörderst der Abschnitt des ersten Capitels, welcher von den dogmatisch-praktischen Predigten handelt (S. 18—53), weil der Vf. sich veranlafst sah, seine Ansichten über Supranaturalismus und Rationalismus dadurch bestimmter zu modificiren, dafs er beide schärfer von dem Naturalismus unterschied. Eine solche Umarbeitung des genannten Gegenstandes haben mit Rec. gewifs auch alle erwartet, welche des Vfs Schrift: *Briefe über Religion und christlichen Offenbarungsglauben*, Jena 1826 — kennen. Natürlich konnte er in vorliegender Schrift nur die Resultate von dem liefern, was die vorgenannte ausführlich zu begründen sucht; und wenn auch nicht Alle mit diesen neueren Ansichten des Vfs ganz einverstanden seyn sollten, weil sie dem Einen viel zu heterodox, dem Andern aber noch zu orthodox erscheinen dürften, so gewährt es wenigstens dem Rec. eine herzliche Freude, versichern zu können, dafs die Unbefangenheit und Gerechtigkeit, womit der Vf. jetzt die verschiedenen, hier in Betracht kommenden Ansichten beurtheilt, sehr vortheilhaft gegen sein früheres, theilweise befangenes und parteiisches Urtheil darüber abstechen. Man vergleiche besonders S. 31 —37 der 1sten mit S. 29—35 der 2ten Ausgabe. Hier heifst es unter andern (S. 29): „Wir wollen keinesweges behaupten, dafs nur der streng orthodoxe Theolog und Supranaturalist christlich predigen könne. Es giebt auch eine Denkart über die Angelegenheiten des christlichen Glaubens, welche, auch ohne sich an alle Entscheidungen der *kirchlichen* Dogmatik zu binden, und, ohne von der streng supranaturalistischen Ansicht der unmittelbaren Inspiration auszugehen, dennoch einen unverkennbaren christlich-religiösen Charakter bewährt, und durch den lebendigen Ausdruck desselben in öffentlichen Vorträgen vollkommen besteht mit der erhabenen Bestimmung des evangelischen Predigtamtes." Man vergleiche ferner S. 40 der ersten Ausgabe: „Eben darum ist es aber auch nach meiner Ueberzeugung ganz recht und billig, dafs unsere Prediger auf die *symbolischen* Bücher unserer Kirche angewiesen und verpflichtet werden" — mit S. 37. 38 der 2ten Ausgabe: „Eben darum — — billig, dafs — — — unserer Kirche, d. h. *nicht auf den Buchstaben derselben, sondern auf den Geist, der sich in den obersten constitutiven Grundsätzen und wesentlichen regulativen Glaubenssätzen an den Tag legt*, angewiesen und verpflichtet werden, so lange nicht eine neue, den Bedürfnissen unserer Zeit vollkommen entsprechende, und die verschiedenen Parteien, die sich gegenwärtig in unserer evangelischen Kirche zeigen, wo möglich unter eine höhere Einheit zusammenfassende öffentliche Bekenntnifsschrift eingeführt werden kann." Man vergleiche auch noch S. 42 der 1sten mit S. 40 der 2ten, S. 43 der 1sten mit S. 42 der 2ten Auflage. Auch der Schlufs dieses Abschnittes (S. 43—44 der 2ten Ausgabe) enthält einen sehr wichtigen Zusatz zu dem in der 1sten Ausgabe S. 45. Es heifst dort: „dafs wir berechtigt, ja verpflichtet seyen, von einzelnen Aussprüchen der Reformatoren da abzuweichen, wo wir, bei den Fortschritten unserer theologischen Wissenschaft, *eben durch die Hauptgrundsätze und Lehren der symbolischen Bücher selbst* (besonders durch ihr eigenes Princip, zu bauen auf dem Grunde der richtig erklärten heil. Schrift) genöthigt werden, einzelne ihrer Aussprüche in wissenschaftlicher Verhandlung weiter zu entwickeln und *zu berichtigen*. Beweisen wir nicht gerade dadurch den Symbolischen Büchern die *vernünftigste* Werthschätzung und Treue?" — Die zweite wesentliche Umarbeitung betrifft *im 2ten Abschnitte* des *ersten Capitels* den Unterschied zwischen Predigten der *freien Meditation*, *in progressiver und regressiver Methode*, und Predigten der durch den Text *gebundenen Meditation*, oder *Homilien*, die entweder Homilien der *strengeren Form* oder *ganz freie* sind. S. 118—130. Früher theilte bekanntlich der Vf. mit andern Homileten die Predigten in drei Hauptklassen, in *synthetische*, *analytisch-synthetische* und eigentliche *freie Homilien* (vergl. S. 124 der 1sten Ausg.). Indessen findet sich das Wesentliche über diese veränderte Ansicht schon in der 1sten Abtheilung des 3ten Theiles seiner Schrift, S. 201 ff., und es war natürlich, dafs es in der neuen Bearbeitung des 2ten Theiles an seinem eigentlichen Platze abgehandelt wurde. — Die neue Ausgabe hat statt des grauen der ersten ein weifses Papier, von etwas gröfserm Formate, daher sie auch 35 Seiten weniger als diese ausfüllt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

August 1835.

STAATENKUNDE.

Frankfurt a. M., b. Sauerländer: *Die Verfassungen der Vereinigten Staaten Nordamerika's.* Aus dem Englischen übersetzt von *Georg Heinrich Engelhard.* 1834. *Zwei* Theile. *Erster* Theil VIII u. 294 S. *Zweiter* Theil. 297 S. kl. 8. (2 Rthlr.)

Das Land, oder vielmehr die Weltgegend, dessen Staatsverfassungen, aus dem englischen Originale in die deutsche Sprache übergetragen, die vorliegenden zwei Bände enthalten, hat seit einigen Jahren an specieller Wichtigkeit für Deutschland zugenommen, indem Tausende seiner Bewohner dorthin wanderten, hoffend, daselbst jenen Hafen des Heils zu finden, den im Heimatslande jemals zu erreichen, sie verzweifelten. Vergleicht man aber die Motive, welche die heutigen Wanderungen hervorgerufen haben, mit denjenigen, welchen die ersten europäischen Niederlassungen in jenen Gegenden ihren Ursprung verdankten, so werden wir, ungeachtet der Entfernung der Epochen und der Verschiedenartigkeit ihrer Civilisation, eine grofse Aehnlichkeit unter denselben gewahren. Wie in der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts nämlich unter Briten, Franzosen, Holländern, Schweden u. s. w. Abenteurer auftauchten, die, gleich den Spaniern etwa hundert Jahr früher, sich schmeichelten, auf der westlichen Halbkugel ein schnelles Glück zu machen und sich in kurzer Zeit, ohne grofse Mühe und Arbeit, zu bereichern: so beleben ähnliche Hoffnungen noch heute viele Deutschen; die, dem Ackerbau und Gewerbtreibenden Klassen angehören, wähnen, die Mittel, ihre Ansprüche an das Leben zu befriedigen, leichter in Amerika, als im Geburtslande finden zu können, wo ein kostspieliger Staatshaushalt und somit hohe Steuern ihnen den Genufs der Früchte ihrer Arbeiten schmälern und wo die Gewerbe grofsentheils so übersetzt sind, dafs eine Konkurrenz entsteht, die dem Arbeiter seinen Lohn nur zu verkümmern strebt, er daher selbst bei angestrengtem Fleifse und Geschicklichkeit nur ein mühevolles Leben zu fristen, die Aussicht hat. Amerika erscheint ihnen dagegen als ein wahres *Eldorado.* Dort, so lautet die volksthümliche Sage, kann man mit geringem Kapital grofse Strecken Landes erkaufen, dessen jungfräulicher Boden innerhalb kürzester Fristen die darauf verwandten Mühen reichlich lohnt. Eben daselbst bietet sich auch dem städtischen Gewerbsmanne, dem es in Europa so schwer wird, sich in gewinnbringender Thätigkeit zu üben, überall die Füglichkeit dar, mittelst derselben einen überflüssigen Unterhalt zu verdienen, glücklicher Gatte und Familienvater zu werden, weil dort Kinder, in der alten Welt oft nur eine drückende Bürde, neue Quellen des Wohlstandes sind. Endlich selbst der Gelehrtenstand, der an Zahl seiner Mitglieder namentlich in Deutschland bei weitem die Bedürfnisse der Gesellschaft übersteigt, gibt sich, nicht ganz ohne scheinbaren Grund wenigstens, der Hoffnung hin, es würden sich ihm, mit der Zunahme der deutschen Niederlassungen in jenen Gegenden, ebenfalls daselbst neue Bahnen eröffnen, von seinen Kenntnissen nützlichen Gebrauch zu machen. — Allein nicht blos in Rücksicht auf materielle Interessen sind jetzt, wie früher, die Bewegursachen der Auswanderungen nach Amerika zu suchen: politische und religiöse Begriffe treten dabei heute, wie vor Jahrhunderten, mit ins Spiel, wiewohl die beiderseitigen Zeitverhältnisse ganz verschieden sind. Verfolgungen nämlich, gleich denen, welche im Verlaufe des 17. Jahrhunderts diejenigen zu erdulden hatten, die, namentlich in England, von den politischen oder religiösen Doctrinen der Gewalthaber abwichen, sind zwar den neuern europäischen Regierungen, vornehmlich den deutschen, vollkommen fremd: an positiven und dringenden Triebfedern, wie jenes Jahrhundert sie erzeugte, fehlt es demnach. Vielmehr vermögen in allen Ländern unsres Welttheils die Anhänger entgegengesetzter Meinungen über Staat und Kirche ungestört neben einander zu leben, wofern es der dissentirenden Minorität nur nicht beikommen sollte, das Fortbestehen der Einen oder des Andern durch wirkliche Thathandlungen anzutasten. Nichts desto weniger hat auch unsere Zeit ihre politischen und religiösen Schwärmer, wie sonst gemeinhin nur der äufserste Druck sie erzeugt. Aufser Stand, die Hindernisse zu gewältigen, die der Verwirklichung ihrer zum Theil sehr verworrenen Ideen über Staats- und kirchliche Einrichtungen im Wege stehen, verlassen sie ihre Heimath, das Land ihrer Väter, um selbst unter Aufopferung zuweilen nicht unbeträchtlicher materieller Vortheile, deren sie hier genossen, den Versuch zu machen, in entfernten, ihnen unbekannten Gegenden jene Ideen zur Ausführung zu bringen. In dem Lande, das vorzugsweise das der Freiheit heifst, hoffen sie jenen Hindernissen nicht zu begegnen, die ihnen das Vaterland verleideten und somit reichliche Entschädigung für jene Opfer zu erlangen, die zu bringen sie, um vielleicht nur einem Phantasie-Gebilde

bilde nachzujagen, keinen Anstand nehmen. — Es ist hier nicht der Ort uns über die Wagnisse und Gefahren, die mit derartigen Auswanderungen überhaupt, welches auch deren Triebfedern seyn mögen, verknüpft sind, ausführlich zu verbreiten; die Lösung dieser Aufgabe mag füglich der *politischen* Tagesliteratur anheim gestellt bleiben; auch hat diese es nicht an Bestrebungen fehlen lassen, durch eine mehr oder minder verständige Controverse, die öffentliche Meinung aufzuklären und, wo es Noth that, zu berichtigen. — Indessen ist der Hang zur Auswanderung nach *America* nun einmal eine der jetzigen Zeit angehörende Thatsache, in deren Berücksichtigung es ein verdienstliches Unternehmen ist, das deutsche Publikum mit den viel gepriesenen Institutionen jenes Landes bekannt zu machen, zumal da gerade diese es sind, die so viele unserer Mitbürger veranlassen, dasselbe gegen die Heimath zu vertauschen. Ueberlegungen der Art leiteten ohne Zweifel den Verleger bei Veranstaltung vorliegender Sammlung und Uebersetzung der Verfassungen des befragten Staatenbundes, deren beabsichtigte Gemeinnützigkeit anerkannt werden muſs, wenn schon die Detail-Ausführung noch manche Wünsche in dem Betreff unerfüllt gelassen haben möchte. Bevor wir jedoch diese näher bezeichnen, wollen wir einen kurzen Abriſs des Werkes geben, was um so unerlaſslicher, da sich allererst aus dem, was solches enthält, ableiten läſst, was man dabei, um vollkommen zweckmäſsig zu erscheinen, noch etwa vermissen dürfte. — An der Spitze der Sammlung stehen sämmtliche, die allgemeine Verfassung der Vereinigten-Staaten betreffende Urkunden: zuerst die Unabhängigkeits-Erklärung vom 4. Juli 1776; — der Bundesvertrag vom 8. Juli 1778; — die Verfassungs-Urkunde und endlich die Verbesserungen und Zusätze, welche dieselbe im Verlaufe der Zeiten erhielt. Von diesen letztern (*Amendments*) werden jedoch nur zwölf, in eben so viel Artikeln, mitgetheilt, mit dem Bemerken, daſs sich zwar noch ein dreizehenter in den *Laws of the United States* (bei *Bevin* und *Duane*, 1815) angeführt befinde, auch in der zweiten Sitzung des eilften Kongresses vorgeschlagen, jedoch nicht, wie die obigen angenommen worden sey, weil die hiezu erforderliche Stimmenzahl der Staaten fehlte. Hierauf folgen nun die respectiven Verfassungsurkunden von 24 Bundesstaaten, deren Selbstständigkeit bisher vom Kongresse anerkannt ward und die somit die Befugniſs haben, auf diesem repräsentirt zu werden; allein offenbar ist diese Angabe mangelhaft, indem darunter *Mishigan* nicht vorkommt, wenn schon dieser Bezirk bereits im J. 1826 als Staat aufgenommen war. Die Ursache dieser Auslassung wird nicht erwähnt, weshalb wir es dahin gestellt seyn lassen, ob nicht vielleicht die Existenz dieses Staates dem Hrn. *E.* überall unbekannt geblieben ist. — Den Verfassungs-Urkunden der Einzelstaaten werden jedes Mal, in Form von Anmerkungen, einige geschichtliche Notizen über deren Gründung und Fortbildung bis zum Eintritte in die Union vorangeschickt, die freilich nur mehr oder minder unvollständige Auskünfte ertheilen, doch aber im Wesentlichen aus guten Quellen geschöpft zu seyn scheinen. Sieht man aber auf den bereits angedeuteten Zweck des ganzen Unternehmens, den auch die Vorrede verkündigt, so wäre es zu dem Behufe gewiſs ungemein förderlich gewesen, jenen geschichtlichen Notizen noch einige statistische beizufügen, da es für dem Auswanderer von ungleich gröſserm Interesse *ist*, über den dermaligen Kulturzustand des Landes, wohin er zu ziehen Willens, etwas Näheres zu erfahren, als über dessen historische Vorzeit belehrt zu werden. — Andere vom Uebersetzer dem Texte der Verfassungsurkunden beigefügten Original-Anmerkungen bezwecken gröſstentheils die Verdeutlichung dieses Textes, dessen Uebertragung ins Deutsche zwar wort- und sinngetreu, allein in stilistischer Hinsicht keineswegs musterhaft ist. Hr. *E.* verwahrt sich nun freilich schon in der Vorrede gegen den deshalb etwa ihn treffenden Tadel, indem er auf die Schwierigkeiten hindeutet, die mit der Uebersetzung von Actenstücken verknüpft sind, die zu verschiedenen Zeiten, und unter ungleichen Umständen abgefaſst wurden. Indessen dürfte einer strengen Kritik diese Entschuldigung keineswegs genügen, da, fühlte sich derselbe seiner Aufgabe nicht vollkommen gewachsen, er sich derselben überhaupt nicht hätte unterziehen sollen. — Was nun die systematische Anwendung des Stoffes anbetrifft, so bekennen wir, daſs es uns *unmöglich* ward, die Methode zu ermitteln, wonach Hr. *E.* dabei zu Werke ging. Derselbe, um doch nach irgend einer Methode zu verfahren, hatte die Wahl bei Aneinanderreihung der Verfassungsurkunden der *respectiven* Staaten entweder die alphabetische Ordnung zu befolgen, was am leichtesten, wiewohl eben nicht am schicklichsten gewesen wäre, oder aber derselben die relative Wichtigkeit dieser Staaten in politischer und statistischer Hinsicht zu Grunde zu legen, was indessen vielleicht mit Schwierigkeiten verknüpft war, deren Gewältigung freilich einigen Aufwand an Mühe und Arbeit gekostet hätte. Wollte er sich demnach diesem nicht unterziehen, so durfte er nur eine Landkarte zur Hand nehmen oder aber, was nach unserm Dafürhalten am Zweckmäſsigsten gewesen wäre, sich in den Jahrbüchern der Geschichte nach dem Ursprunge der verschiedenen Staaten umsehen, um die deren jetzige Verfassung betreffenden Urkunden, entweder mit Rücksicht auf die geographische Lage derselben, oder nach historischen Daten auf einander folgen zu lassen. Von dem Allen ist aber nichts geschehen: die Reihefolge der in den beiden Bänden abgedruckten Urkunden eröffnet der Staat *Maine*, obwohl dessen Gebiet noch bis zum J. 1820 einen Theil des Staats *Massachusetts* bildete und allererst zu dieser Epoche in die Union aufgenommen ward. Hiernächst kommen, auſser *Vermont*, das zwischen *New-Hampshire* und *Rhode-Island* eingeschaltet ist, die dreizehn Staaten, die an dem

dem Unionsvertrage von 1778 Theil nahmen, jedoch ohne Rücksicht auf den Zeitpunkt ihrer Gründung als Kolonien, und zuletzt, die übrigen Staaten — mit Weglassung von *Mishigan* — deren Anerkennung und Aufnahme späterhin statt fand. — Im Vorstehenden glauben wir der Kritik, in so fern solche den deutschen Herausgeber dieser Urkunden-Sammlung betrifft, ein Genüge geleistet zu haben. Wir wollen indessen, bevor wir unsere Anzeige schliefsen, noch einige flüchtige Bemerkungen über diese Urkunden selber beifügen. — Vergleicht man die verschiedenen Verfassungen mit einander, so ergiebt sich, dafs ihnen allen ein und dasselbe Princip zu Grunde liegt, dafs bei ihrer Abfassung ein und derselbe Geist politischer Freiheit den Vorsitz führte und dafs sie alle dahin streben, den Genufs der vollkommensten Rechtsgleichheit dem Bürgern der respectiven Staaten unverkümmert zu ertheilen. Eine ausdrückliche Erklärung der Rechte (*bill of rights*) steht daher auch den meisten Urkunden voran; die darin enthaltenen Bestimmungen aber sind im Wesentlichen vollkommen gleichförmig, indem sie alle mit Aufstellung des Grundsatzes beginnen, dafs alle freie Männer, d. i. Nicht-Sklaven, wenn sie einen Gesellschaftsvertrag bilden, sich gleich und weder ein Einzelner noch eine Klasse von Menschen zu ausschliefslichen Staatsvortheilen oder Privilegien berechtigt sind. Sie consekriren ferner insgesammt das Princip der sogenannten Volkssouveränetät; sie sichern jedem Bürger das Recht der freien Ausübung jedweden religiösen Glaubens und Gottesdienstes, ohne dafs irgend einer Art desselben ein Vorzug eingeräumt werde, so wie das Recht der Rede- und Prefsfreiheit, so jedoch dafs er für den Mifsbrauch dieser Freiheit verantwortlich bleibt. Endlich werden darin auch die Grundbedingungen des peinlichen und bürgerlichen Rechtsverfahrens angedeutet, die Oeffentlichkeit desselben für alle Fälle verfügt u. s. w. In Betreff des Regierungs-Organismus stimmen ebenfalls alle Verfassungen der respectiven Staaten dahin überein, dafs sämmtliche Regierungsgewalten in drei besondere Zweige, — die gesetzgebende, die vollziehende und die richterliche — zerfallen, jede derselben aber einer besondern Magistratur anvertraut werden soll. In allen Staaten aber beruht die Erstere auf einem aus zwei getrennten Häusern, — Senat und Haus der Repräsentanten, — bestehenden Körper, Generalversammlung genannt; die zweite wird von einem obersten individuellen Beamten, — Stadthalter, — ausgeübt, während die dritte durch Gerichtshöfe d. i. kollegialisch verwaltet wird. Allein dieser Regierungs-Organismus wird in den einzelnen Staaten des Vereins keinesweges nach vollkommen idealischen Normen ins Leben gerufen und dargestellt; vielmehr machen sich dabei mancherlei mehr oder minder bemerkenswerthe Abweichungen bemerklich, wovon wir hier in Kürze einige anführen wollen. — Unstreitig gehören zu den wesentlichsten Rechten und Befugnissen des Bürgers eines Staates, dessen Verfassung auf dem Princip der Volkssouveränetät beruht, das Wahlrecht und die Wahlbefähigung bei Bildung der obersten Regierungsgewalten. Wir wollen daher die Bedingungen, woran sich beide in unterschiedlichen Staaten knüpfen, näher bezeichnen, wählen aber zu dem Behufe drei Staaten, die zu, von einander ziemlich entfernten Epochen Mitglieder der Union wurden, weil wir annehmen, dafs die jedes Mal obwaltenden Zeitverhältnisse der Feststellung dieser Bedingungen keineswegs fremd geblieben sind. Die Verfassungs-Urkunde von *New-Hampshire*, eines der ursprünglichen Unionsstaaten, die im J. 1784 bereits entworfen, jedoch acht Jahre später in ihrer jetzigen Form ausgefertigt wurde, besagt in befragter Hinsicht etwa folgendes: Der Senat soll aus 12 Mitgliedern bestehen, zu deren Wahl jeder weifse Bewohner jeglicher Stadt und jedes Kirchspiels mit städtischen Privilegien und inkorporirter Plätze dieses Staats, der im Alter von 21 und mehr Jahren steht, mit Ausnahme der Armen und der Personen, denen auf ihr eignes Gesuch die Steuerzahlung erlassen ist, zu stimmen berechtigt seyn soll. Wahlfähig zum Senator aber ist keiner, der nicht eigenthümlich im Besitz eines unabhängigen, freien, in diesem Staate gelegenen Grundeigenthums im Werth von 200 Pf. Sterl. ist, nicht das Alter von 30 Jahren hat, nicht die seiner Wahl unmittelbar vorhergegangenen sieben Jahre Einwohner dieses Staats war und zur Zeit derselben Einwohner des Bezirks ist, für den er erwählt worden. — Die Zahl der Mitglieder des Repräsentanten-Hauses ist unbestimmt, indem sich solche nach der stimmberechtigten Bevölkerung bemifst, wohin alle diejenigen Individuen gehören, die zur Senator-Wahl befähigt sind. Zur Wahlfähigkeit für dieses Haus aber wird erfordert, dafs das betreffende Individuum seit zweien, seiner Wahl zunächst vorhergehenden, Jahren Einwohner dieses Staats gewesen, dafs er in seinem respectiven Wahl-Bezirk ein Vermögen von 100 Pf. St., wovon die Hälfte freies, unabhängiges *Grund*vermögen, besitze und dafs er zur Zeit seiner Wahl Einwohner dieses Bezirks sey, den er zu repräsentiren aufhört, sobald er eine der vorerwähnten dazu erforderlichen Eigenschaften verlieren sollte. — Die Verfassungs-Urkunde von *Kentucky* datirt vom J. 1799. In Folge derselben soll der Senat aus wenigstens 24 Mitgliedern bestehen, denen aber für je drei Mitglieder, die dem Hause der Repräsentanten über die Zahl von 58 zugesetzt werden, noch ein weiteres Mitglied beigefügt wird. Stimmberechtigt bei dem Wahlen für beide Häuser ist jeder freie männliche Bürger (*Neger*, *Mulatten* und *Indianer* ausgenommen) der zur Wahl-Epoche das Alter von 21 Jahren erreicht hat und zwei Jahre in dem Bezirk, wo er seine Stimme abgibt, in dem zunächst der Wahlabhaltung vorhergegangenen Jahre, wohnhaft ist. Um Senator zu werden mufs man das Alter von 35 Jahren erreicht und die der Wahl zunächst vorhergegangenen 6 Jahre in diesem Staate, das letzte davon aber in dem Bezirke gewohnt haben, von dem die Wahl ausgeht.

Um

Um Repräsentant zu werden, muſs man das 25ⁿ Lebensjahr erreicht, zwei Jahre im Staate, das letzte Jahr in dem betreffenden Wahlbezirke gewohnt haben. — Die Verfassungs-Urkunde von *Alabama* endlich ward im J. 1819 gegeben und angenommen. Dieselbe dehnt die Stimmberechtigung, so wie die Wählbarkeit für beide Häuser der Generalversammlung noch weiter als die von *Kentucky* aus, namentlich in Beziehung auf das hiezu erforderliche Lebensalter, das für den Senator auf 27, für den Repräsentanten aber auf 21 Jahre festgesetzt wird. — Die übrigen Bedingungen, woran sich die Ausübung beiderlei Rechte knüpft, sind im Wesentlichen gleich; erwähnenswerth jedoch erscheint uns dabei noch, daſs von der Wahlberechtigung im Staate von *Alabama* Soldaten, Matrosen oder Seesoldaten in der regulirten Land- und Seemacht der Vereinigten Staaten, so wie im Staate von *Kentucky* alle diejenigen ausgeschlossen sind, welche die Funktionen eines Geistlichen, Priesters oder Religionslehrers irgend einer religiösen Confession, Gesellschaft oder Secte verrichten, wenn schon sie auch sonst die übrigen hiezu erforderlichen Eigenschaften besitzen möchten. In der Verfassungs-Urkunde von *New-Hampshire* ist von allen diesen Ausnahmen keine Rede.

SCHÖNE LITERATUR.

Halle, in d. Rengerschen Buchh.: *C. A. Tiedge's Werke.* Herausg. von *A. G. Eberhard. Neuntes* Bdchn. 1833. XVI u. 160 — *Zehntes* Bdchn. 239 S. kl. 8. (16 gGr.)

Die frühern Bändchen sind von einem andern Rec. in diesen Blättern angezeigt worden. In den vorliegenden beiden gibt der ehrwürdige Senior des deutschen Parnaſs uns in poetischer Form Rückblicke auf sein reiches Leben unter dem Titel: *Wanderungen durch den Markt des Lebens.* Es sind der Wanderungen viere, von denen jedes Bändchen zwei enthält. — Die *erste* Wanderung geht: *durch den Markt des Goldes*, die *zweite*: *durch den Markt der Ehre*, und die *dritte* und *vierte*: *durch den Markt des Ruhmes.* — Nach dem Motto aus dem Juvenal: *Experiar quid concedatur in illos, quorum Flaminia tegitur cinis atque Latina* — läſst sich schon erwarten, daſs sie satyrischer Tendenz sind. Wie *Dante* läſst sich der Dichter, der geneigt ist, so ziemlich alles auf Treu und Glauben, wie's ihm erscheint, anzunehmen, von einem Menschenkenner auf diesen Märkten herumführen und sich die hier sich vorfindenden Gestalten und Erscheinungen von ihm erklären; aber Dante'sche Phantasie wird hier wohl Niemand erwarten. — Die Gestalten, die dem Dichter aufstoſsen, sind sehr kenntlich gezeichnet oder bezeichnet; die, deren er rühmlich erwähnt sind genannt. — Noch lodert die Zornesflamme im Busen des ehrwürdigen Greises gegen alles Unedle und Niedrige, das sich als edel und Hoheit will geltend machen, und die Geiſselhiebe, welche er auf den leicht erkennbaren *Adam Quenz* und dessen Gönner den Minister *Arras*, die er auf allen Märkten findet, führt, sind zum Theil überraschend kräftig, besonders in der zweiten Wanderung. — Allein wir müssen doch zuweilen an der Einsicht seines Begleiters des Menschenkenners bescheidene Zweifel fassen, und wir glauben wirklich, daſs dieser Einzelnen zu viel thut, wie dem Minister Arras, oder sie auch ganz verkennt, wie den verstorbenen König *Friedrich* von Würtemberg. Er dünkt uns nicht frei von vorgefaſster Meinung nach Hörensagen. — Daſs dieses auch bei der letzten Wanderung unter den Dichtern der Fall ist, wollen wir dem mit den Dichtern der achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts aufgewachsenen Wanderer nicht hoch anrechnen, so wie wir ihm auch keinen Vorwurf daraus machen können, wenn er sich um die neuesten Erscheinungen nicht bekümmert hat; doch vermissen wir auch einige ältere. Wir gestehen aber, diese Wanderung hat uns am wenigsten angesprochen. — Eigentliche Poesie ist hier nicht beabsichtigt: es *ist mehr* die metrische Form, und in dieser finden wir in ihrer Correctheit noch den Dichter wieder, der sich dadurch besonders ausgezeichnet hat. — Doch tritt wohl auch stellenweise eine poetische Erhebung *ein*, die an des Dichters frühere Leistungen die *Freunde* seiner Muse erinnern wird. Zuweilen kleidet der Dichter seine Schilderungen in das Gewand der Fabel aus der Thierwelt ein. Der Witz, der nicht selten sprüht, ist antithetischer Natur. — Sehr liebenswürdig ist der Dichter, wenn Dankbarkeit seine Muse ist, wie im Andenken an die verstorbene *Frau von der Recke.* — Ueberhaupt erkennt man leicht, daſs er lieber Kränze austheilt als Streiche. Das Ganze ist immer interessant in Hinsicht auf den Mann, der uns hier durch die Bahn seines Lebens führt, auf welcher keine der Erscheinungen seiner Zeit seinem Blicke entgangen ist; nur sind seine Schilderungen gröſserntheils zu allgemein gehalten. — Die *Zueignung an den Wegweiser vor* H. hätte wohl pikanter seyn mögen: sie dünkt uns zu leer und gedehnt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

August 1835.

REISEBESCHREIBUNG.

Stuttgart u. Tübingen, b. Cotta: *Niederländische Briefe* von *Karl Schnaase*. 1834. XII u. 539 S. 8. (2 Rthlr. 8 gGr.)

Wer sollte in gegenwärtiger Zeit unter diesem Titel nicht ein Buch politischen Inhaltes erwarten? Rec. wenigstens hoffte kaum etwas mehr darin zu finden, als was in den meisten neueren Aufsätzen und Schriften über Holland und Belgien zu lesen ist, nämlich Orakelsprüche in Beziehung auf die Vergangenheit, Klagen über die Gegenwart und Zweifel über die Zukunft. Um so angenehmer war er überrascht, als er statt dessen die reichhaltigen Ergebnisse einer in den Sommermonaten des Jahrs 1830, jedoch ausschliefslich auf Niederlands Kunstgegenstände gerichteten Reise zu lesen bekam. Der Vf. beschreibt jedoch nicht blofs die Kunstwerke, welche er sah, sondern er nimmt davon Gelegenheit, die Kunst sowohl in ihrem *ewigen Wesen*, als auch in ihrer *Wandelbarkeit* nach *Zeit* und *Raum* darzustellen, und sucht so jedem einzelnen Meisterwerk die Stelle anzuweisen, welche ihm in dem grofsen Pantheon der Kunst zukommt.

Indessen verhehlt sich derselbe keineswegs, dafs Kunsttheorien im Allgemeinen eine bedenkliche Seite haben, indem sie Künstler und Kunstfreunde der lebendigen und alles belebenden Natur leicht entfremden, und dann das natürliche Kunstgefühl durch einseitige Verstandesrichtungen verbilden. „Aber," heifst es S. 376: „Die historische Betrachtung der Kunst ist ihr (dieser) nicht ungünstig, vielmehr giebt die Geschichte die wichtigste und sicherste Anschauung auch von dem Wesen der Schönheit. Auf Einseitigkeiten kann man freilich auch im historischen Sinne kommen, aber die fehlen überhaupt nirgends, und sind bei Betrachtungen über diesen Gegenstand wegen seiner innern Lebendigkeit schwer zu vermeiden. Aber wollen Sie defshalb (wie es freilich viele künstlerisch Gestimmte thun) die Sache ganz aufgeben und sich blos dem augenblicklichen Gefühle überlassen? Ich meines Theils wage es noch einmal darauf. Um aber sicher zu gehen, will ich zuvor versuchen, die Klippen zu bezeichnen, an denen man zu scheitern pflegt, und zwischen denen wir durchsegeln müssen" u. s. w.

Es ist diefs dem Vf. um so besser gelungen, als er sich weniger in der Entwickelung abstracter Sätze, als in geistvollen Betrachtungen über die ihm vorkommenden Kunstwerke gefallen hat; daher kann denn auch sein Buch in Beziehung auf Malerei und Baukunst als ein trefflicher Wegweiser durch die Niederlande dienen. Er reiste über Nymwegen, Rotterdam und Delft nach dem Haag; von da nach Leyden und wieder zurück; dann nach Antwerpen, Gent, Brügge, Ypern, Courtray, Tournay, Lille, Mons, Brüssel, Mecheln, Löwen, Namur, Dinant, Lüttich und Maestricht. Rec., welcher zufällig auch erst vor wenigen Jahren *alle* diese Städte besucht hat, mufs ihm das Zeugnifs geben, dafs er von dem, was in sein Fach schlägt, fast nichts übersehen hat. Nur dem trefflichen Gemälde *Van Dyks* zu *Saventhem*, den heil. Martin vorstellend, ist er vorbeigegangen, weil er wahrscheinlich nichts wufste, dafs dieses Dorf ganz nahe an der Landstrafse zwischen Brüssel und Löwen liegt. Vielleicht trägt auch d'Argenville die Schuld, welcher den Ort *Savelthen* nennt.

Andere Beschreibungen und Reisenachrichten sind spärlich mitgetheilt, wo deren aber vorkommen, sind sie um so anziehender und treffender. Wie bezeichnend ist nicht z. B. S. 7 folgende Beschreibung der holländischen Landschaft: „Schon die nächsten Umgebungen des Ufers zeigen, dafs wir die Grenze überschritten haben. Der deutsche Charakter ist plötzlich verschwunden. Schmale Häuser, häufig von Ziegeln, ohne Anwurf, grofse sehr breite Fenster, deren Scheiben wenig hinaufgeschoben sind, gerade nur so weit, dafs die ehrbare Hausfrau, schwarz gekleidet, oder in dunkeln, grofsgeblümten Stoffen, das Schauspiel des Ufers geniefsen kann. Sie scheint geschäftlos, und auch nach der Erscheinung unseres sehenswerthen Schiffes wird der Hafen ihr Unterhaltung gewähren müssen. Denn hinter den Scheiben sind Vorhänge mancher Gestalt, bunte und weifse, glatte und gefaltete und nur so weit aufgezogen, dafs man sitzend hinaussehen kann, ohne dem Zimmer das angenehme Halbdunkel zu entziehen, das zum holländischen Begriffe des „„makkelyk"" (gemächlich) gehört." Und S. 8: „Immer eigenthümlicher wurden nun die Ufer. Weithin in der unbeschränkten Fläche ziehen sich Wiesen, im allerfrischesten Grün, bald offen, bald durch Deiche geschützt; wohlgenährtes Vieh lagert darauf; hinten am Horizont stehen hohe Windmühlen wie Thürme, aber vorn kleine Wäldchen im üppigsten Baumwuchse; freundliche Häuser mit spiegelhellen Fenstern; oder kleine gothische Kirchen sehen über die Deiche, auf denen hölzerne, wunderlich geformte und bunt bemalte Wägelchen leicht hingleiten. Wagen

gen und Deich und Bäume und alle frischen Farben wiederholen sich noch frischer im klaren Spiegel des Stroms. So hat man schon hier, ohne noch das Land betreten zu haben, das Gefühl der niederländischen Landschaft, die Eigenthümlichkeiten, welche die Richtung des Lebens wie der Kunst bestimmen mufsten."

Ebenso ansprechend ist die Schilderung von Rotterdam S. 10 und 11; die Ausflucht nach Leyden S. 55; die Beschreibung von Antwerpen S. 181 u. ff. auch 226, und mehrere andere.

Unter den Abhandlungen über Kunst, welche den einzelnen Briefen eingewebt sind, verdient zunächst die S. 33 vorgetragene Ansicht, „über die Bedeutung der landschaftlichen Schönheit als Gegenstand der Malerei" genauere Beachtung. Der Vf. geht von der Behauptung aus, dafs das Wesen der landschaftlichen Schönheit, insoweit sie Gegenstand der bildenden Kunst seyn könne, in ihrem geistigen Charakter, in dem Ausdruck des der Natur inwohnenden Geistes bestehen müsse, und stellt sich dann die Frage: „In welcher Gestalt spricht die Natur den ihr inwohnenden Geist physiognomisch aus, und welches ist dieser Geist?"

Es ist nicht der *physische Procefs*, der bei Erdrevolutionen am deutlichsten hervortritt, denn da sehen wir nur die todte Materie, nicht eine beseelte geistige Gestalt.

In einer vollendeteren Gestalt erscheint uns die Erde, wenn wir sie als die *allernährende* betrachten. Sie erscheint dann schon als Thätigkeit, als ein Wesen, das in der Art seines Wirkens seine Eigenthümlichkeit darlegt. Doch als mannichfaltige reiche Erzeugerin, ist sie nur die wohlthätige, sich preisgebende; sie ist durchweg unselbstständig, der Mensch ist der Herr ihrer Schätze. Ihr fehlt daher gerade der geistige Charakter, die seelenhafte Einheit.

Diese Selbstständigkeit zeigt sich jedoch, wenn man sie in ihrer klimatischen Einwirkung auffafst. Dann ist sie die mächtige, die den Menschen an sich fesselt, seine Handlungen, seine Lebensweise bestimmt. Der Mensch hat zwar auch seine selbstständige geistige Eigenthümlichkeit, doch bedingen sie sich gegenseitig. Ist einmal der Gegensatz zwischen der Sitte und der Natur zum Vorschein gekommen, wie es hauptsächlich dann geschieht, wenn die Völkerstämme ihre Heimath verlassen und sich im fremden Lande angesiedelt haben, dann wirkt die Natur sogar feindlich ein; es entsteht ein Kampf, in welchem entweder die Natur siegt und den Verfall der Sitte herbeiführt, oder die freie Kraft der Menschen die Oberhand behält und sich um so selbstständiger fühlt. Aber es giebt auch andere Zustände, in welchen dieser Contrast gar nicht entsteht, sondern die Sitte, obgleich frei und geistig, dennoch in ungestörtem Einklange mit der Natur sich ausgebildet hat, und die schönsten Erscheinungen der Geschichte setzen diesen Einklang voraus. — Wie im Kinde das Leben vorangeht, aus dem sich Körper und Seele herausbilden, so entsteht aus der klimatischen Grundlage der Körper die *äufsere Gestalt des Landes*, und der *Volksgeist*, die freie unabhängige Seele. Die Auffassung der Landschaft für die bildende Kunst setzt also voraus, dafs wir sie als den *Wohnsitz der Menschen*, im höchsten Sinne des Wortes betrachten, in dem Sinne, in welchem wir den Körper den Wohnsitz der Seele nennen.

An diese geistvolle Ausführung, von der Rec. hier nur einen allzu dürftigen Auszug ertheilen konnte, reiht sich dann die Beantwortung der Frage: „warum die Landschaftsmalerei erst so spät in voller Bedeutung, erst im Anfange des 17. Jahrhunderts entstanden sey, da doch das Gefühl für die Natur so leicht eine künstlerische Darstellung anregen mufste?"

Im Alterthum konnte sie nicht erblühen, „*weil erst für die christliche Anschauung die Natur zu einem Ganzen wurde.*" Weil man sie aber nun für eine feindliche Macht hielt, der sich der Mensch zu entziehen habe, so äufserte sich diese Anerkennung im früheren Mittelalter nur durch die völlige Negation.

Mit den Minnesängern erwachte eine freudigere Naturerscheinung; und die Eyksche Schule zeigte schon eine wunderbare Meisterschaft in landschaftlichen Gegenständen, doch blieb die Landschaft nur Hintergrund, Beiwerk der dargestellten Handlung. Das Studium der Antike gab erst die Thätigkeit, „das unbestimmte Bild des poetischen Naturgefühls zu fixiren, und jene ungetrennte Einheit des Weltganzen in einzelne Landschaftsindividuen aufzulösen." Da erst bildete sich ein Formensinn, der „nicht blos dichterisch, aber auch nicht plastisch, sondern malerisch war, und nur durch diesen konnte die Landschaft gedeihen."

Die an die Beschreibung der Antikensammlung zu Leyden geknüpften Bemerkungen über altchristliche, etruskische und indische Kunst (S. 69 — 79), gestatten keine auszugsweise Mittheilung.

S. 80 u. ff. nimmt der Vf. von den Genrebildern des Haager Cabinets Gelegenheit, diese Gattung auf ähnliche Weise abzuhandeln wie früher die Landschaftmalerei: „Kaum giebt es Gegenstände von gröfserer Verschiedenheit (als diese beiden Gattungen), wenn wir sie als Gegenstände in ihrer wirklichen Erscheinung betrachten. Während die Landschaft unbegrenzte Räume, ein Reich des Lichts und des Glanzes eröffnet, dessen Anblick uns entzückt und begeistert, führt uns die andere Gattung in die dunkele Enge des Hauses, in die Verwickelungen der Familie, in die Mühseligkeiten des bürgerlichen Lebens. Wenn jene uns schöne Gestalten vorführt, streift diese an Häfslichkeit, wenn jene erhabene und reine Vorstellungen giebt, müssen wir hier befürchten niedrige und zweideutige zu erhalten. Allein bei dieser äufsern Verschiedenheit ist dennoch ein innerer Zusammenhang, wenigstens ihrer künstlerischen Bedeutung. Wenn ich das Wesen der Land-

Landschaftsmalerei richtig bezeichnet habe als Darstellung des menschlichen Wohnsitzes, so kann wohl die zweite Gattung nicht sehr entfernt liegen; denn sie befafst sich ja augenscheinlich mit dem Wohnsitze der Menschen."

S. 89. „Wie jene die geistige Bedeutung hat, den Wohnsitz des Menschen darzustellen, und in ihr schon das Aeufsere seines Hauses als ein sehr wesentlicher Theil erscheint, so geht die Kunst nun auch über die Schwelle, um das Innere des Hauses und des Lebens charakteristisch aufzufassen. Die wesentlichen Beziehungen der Landschaft finden sich hier wieder. In der Landschaft war zwar der Mensch mehr das Erzeugnifs des Landes, durch dasselbe bestimmt, während er hier seine Umgebungen sich selbst gebildet hat; allein darum ist auch die Rückwirkung dieser näheren Umgebungen auf ihn bedeutender und entscheidender. Auch ist es mehr Schein als Wahrheit, dafs er der freie Schöpfer dieser Umgebungen sey. Er scheint zwar der Natur, in welcher der Hirt und der Landmann leben, entfremdet, allein sie hat ihn, unter der Gestalt der *Sitte* mit Banden umgeben, welche um so fester halten, je mehr sie schon von menschlichem Geiste durchdrungen sind. Auch hier, ähnlich wie in der Landschaft, sehen wir also den Menschen nur als die Seele des grofsen Körpers an, in dem er lebt."

Darauf folgt eine sehr vollständige geschichtliche Ausführung über die Entwickelung dieser Gattung bei den *Alten*, im *Mittelalter* und bei den *Neuern*. Das Ergebnifs derselben wird durch folgende Zeilen im Wesentlichen bezeichnet: „Das Alterthum durfte alles in heroischer Kraft, das Mittelalter alles in ascetischer Abtödtung anschauen, weil nur diese Formen geistige Bedeutung hatten. Jetzt aber machte sich der Geist in einer andern Gestalt geltend, im individuellen Gefühle, das bei allem Scheine der Selbstständigkeit die höchste Abhängigkeit von äufsern Umständen ist. Der heroische und der ascetische Geist genügen sich jeder in seiner Einsamkeit. Der individuelle Geist aber lebt nur in Verbindung und Berührung mit Andern, und da Alle gleich individuell und bedingt sind, so ist das Bestimmende das Princip in keinem von ihnen, sondern in der Mitte ihres Kreises. Der Sinn für das Individuelle erzeugt den neuen Begriff der Gesellschaft. Während die antike Welt nur in den nothwendigen, durch die Geschichte bestimmten Gemeinwesen der Staaten lebte, fand die moderne, besonders die nordische, ihr eigenstes Wesen nur in kleinern, immer zufällig begrenzten Kreisen."

Mit eben so viel Geist redet der Vf. über die Werke der Baukunst, und theilt zugleich in beigelegten „Notizenblättern" die geometrischen Verhältnisse der einzelnen Kirchen mit, nebst einer kurzen technischen Beschreibung aller bemerkenswerthen Einzelnheiten.

Rec. hat besonders die Ansichten des Vfs. über die „Verschiedenheit der Schönheit des Innern und Aeufsern" der Bauwerke mit grofsem Interesse gelesen; auch da ist alles tief durchdacht, klar vorgetragen und historisch begründet. „Säule und Pfeiler, heifst es unter andern S. 196, verhalten sich wie antikes Metrum und Reim, jenes die fortlaufende gegliederte Form abwechselnder Längen und Kürzen, dieser die überraschende Wiederkehr des Gleichen nach scheinbarer Unterbrechung."

Im Wesentlichen behauptet der Vf., selbst bei den vorzüglicheren Bauwerken sey meist eine Ungleichheit des Aeufsern und Innern bemerkbar. Da, wo das Innere einfach, ernst, regelmäfsig und gesättigt erscheine, sey das Aeufsere mehr reich, heiter, kühn und strebend; und wenn diefs durch schöne würdige Verhältnisse wirke, sey jenes oft lastend und ungefällig; die Vollendung beider Theile sey fast nie in gleichem Mafse erreicht, doch sey der Grund davon nicht in einer zufälligen Schwäche des Architekten zu suchen, sondern in dem *nothwendigen Gegensatz* welcher zwischen beiden obwalte, und in welchem sich die Kunst in ihrer historischen Entwickelung unablässig bewege. Die Begründung dieser Ansicht läfst sich unmöglich in wenig Worten zusammenfassen, doch stehe hier noch eine, wenn auch aus dem Zusammenhang gerissene Stelle, aus der wenigstens ein Hauptpunkt seiner Beweisführung zu ersehen ist.

„Die höhere Gestalt des Innern ist nicht der *Mittelpunkt*, sondern die Mittellinie, die *Perspective*, die, weil sie unendlicher Verlängerung und Theilung fähig ist, der Bewegung des geistigen Lebens näher entspricht."

„Fragen wir weiter, was die Schönheit der Perspective ausmacht, so folgt schon aus dem anfangs Gesagten, dafs die einfachen mathematischen Verhältnisse der Breite, Höhe und Tiefe nicht entscheiden, dafs sie vielmehr selbst durch den Charakter des Ganzen bedingt sind, der seinerseits vorzüglich von der Gestaltung der Glieder abhängt. Unterscheiden wir aber diese zunächst, je nachdem in ihnen die horizontale oder verticale Gestalt vorherrscht, so können wir im Allgemeinen jene als weniger vortheilhaft für die Perspective bezeichnen. Denn da die Betrachtung hier auf die eine Richtung, nach der Tiefe, beschränkt ist, so sind die Linien welche den Blick in derselben leiten, überflüssig; stärkere, bedeutend hervortretende horizontale Theile wirken sogar nachtheilig, indem sie die Einheit, die hier gerade anschaulich seyn soll, unterbrechen und abgesonderte Massen bilden. Im Aeufsern ist diefs wieder umgekehrt; denn die Einheit ist da hinlänglich gesichert durch den Gegensatz des Gebäudes gegen die natürlichen Umgebungen und durch die Voraussetzung des innern Kerns, und die horizontalen Glieder treten hier der Richtung des Betrachtenden mit Charakter und Kraft entgegen."

Auch die folgenden Ausführungen, *über den religiösen Ausdruck* der Gemälde (S. 363), *über das Verhältnifs der Kunst zur Religion* (S. 375) und über *die*

die Kunstanlagen der Völker (S. 439) enthalten so viel Treffliches, dafs Rec. es nicht unterlassen würde, noch manches auszüglich mitzutheilen, wenn er nicht die Ueberzeugung hätte, dafs das Gegebene hinreicht, um alle wahre Kunstfreunde auf diese ausgezeichnete Erscheinung aufmerksam zu machen.

Natürlich kann man in diesem Buche, wo so viele Einzelnheiten in Betracht kommen, nicht überall den Ansichten des Vfs. beitreten; hielte sich jedoch Rec. auch für befähigt, dieselben einer ins Einzelne gehenden Beurtheilung zu unterwerfen, so könnte diefs doch wohl nur in einem ausschliefslich der Kunst gewidmeten Blatte geschehen.

Kleinere Verstöfse finden sich auch hin und wieder. So heifst es z. B. S. 290 in Gent würden *jährlich nur einmal* Doctorpromotionen vorgenommen, und zwar mit einer besonderen Feierlichkeit in der grofsen Aula. Diese jährliche Feierlichkeit findet bei dem Rectoratswechsel statt, wobei zugleich die akademischen Preise ausgetheilt, jedoch nie Doctordisputationen gehalten werden. Wie wäre es auch möglich 60 — 70 Doctorpromotionen in einem Tage vorzunehmen, da nach den dortigen Gesetzen fast jeder Studirende Doctor werden, und seine Streitsätze *wenigstens eine Stunde lang* gegen Jedermann vertheidigen mufste?

S. 519 erwähnt der Vf. der „*Tropfsteinhöhlen*" bei Maestricht. Hätte er die Zeit gehabt dieselben zu sehen, so würde er sich gewifs bald überzeugt haben, dafs diese *von Menschenhänden gemachte* Höhlen nur erstaunlich grofse *Sandsteinbrüche* sind.

Doch wozu Kleinigkeiten tadelnd hervorheben, da wo das Gediegene so überwiegend ist? Das Aeufsere des Buchs ist sehr anständig und störende Druckfehler sind meist angezeigt.

K. B.

KIRCHENRECHT.

HANNOVER, in d. Hahn. Hofbuchh.: *Der evangelische Kirchenfreund*, ein practisches Handbuch zur nähern Kenntnifs des Wesens und der Gestalt der evangelischen Kirche, ihrer Entstehung und Ausbildung im Allgemeinen, so wie ihrer Haupt- und Unterscheidungslehren, Einrichtungen, Gebräuche, Handlungen, Personen, Oerter, Sachen und Rechtsgrundsätze insbesondere. Für alle Gebildete, vorzüglich für Geistliche, Lehrer und Katechumenen; von *A. W. Knauer*, Archidiaconus zu Celle im Königr. Hannover. 1835. VIII u. 229 S. 8. (1 Rthlr.)

Diese nach ihrem Inhalte und ihrer Bestimmung durch den weitläufigen Titel characterisirte und ziemlich schwerfällig, hie und da selbst undeutsch, gearbeitete Schrift besteht aus *acht* Abschnitten, von denen aber Nr. 4 und 5 ohne allen Grund getrennt sind. 1) Geschichtlicher Ueberblick der christl. Kirche überhaupt und der einzelnen christlichen Parteien. 2) Die Hauptlehren der evangel. Kirche, im Vergleiche mit denen der andern Hauptkirchen. 3) Das Kirchenjahr und die kirchlichen Zeitabschnitte. 4) Die Feste und Sonntage. 5) Die kirchlichen Handlungen. 6) Die kirchlichen Personen. 7) Die kirchlichen Oerter und Sachen. 8) Kirchliche Rechtsgrundsätze.

Der Plan des Buchs ist darin zum Theil verfehlt, dafs Allgemeines und Besonderes nicht strenger geschieden und das Ganze nicht entschieden speciell für die hannöversche Landeskirche gearbeitet wurde. Denn auch nur die evangelische Kirche in Deutschland (ja blofs in Preufsen) zu umfassen, reicht die Stellung eines einzelnen Geistlichen nicht aus, sobald ihm die vollständigste Nutzung wie der gedruckten so auch der ungedruckten Verordnungen u. s. w. versagt ist. Und wiederum im Falle der Möglichkeit mufs der dann nothwendige Umfang des Werks seiner Verbreitung unvermeidlich Eintrag thun.

Auch im Einzelnen lassen sich an dieser Schrift, wie sie vorliegt, sehr viele Ausstellungen machen. Schon dafs sich Abschn. 1. nicht hauptsächlich mit der Gründung und Ausbildung des Protestantismus beschäftigt, ist zweckwidrig; dafs nur *in* Holland sich Mennoniten finden, ferner die *Rationalisten* mit den Socinianern, Antitrinitariern und wieder mit den Naturalisten parallelisirt werden u. dgl., falsch! Wie der Vf. eigentlich nicht recht weifs was er *will*, zeigt Abschn. 2., wobei man nicht ganz gewifs *wird*, ob die aus den Grundsätzen des Protestantismus sich als Schriftlehre ergebenden Glaubenssätze, oder aber die vor mehr denn 300 Jahren (nach dem damaligen Standpunkte der exegetischen und anderer Wissenschaften) in den symbolischen Büchern als blofs historischen Zeugnissen ausgesprochenen Lehren gegeben werden sollen: Hr. *Kn.* scheint das Letztere zu wollen, ganz unsymbolisch! Auch soll nur die kirchliche „Dreifaltigkeit" dominiren, vgl. S. 83. Ferner ist er z. B. über die preufs. Einsetzung von Bischöfen ziemlich im Unklaren u. s. w. Doch genug, um zu zeigen, dafs die hiemit angezeigte Schrift im Ganzen und im Einzelnen ihre nicht unbedeutenden Mängel hat, obschon der Grundgedanke derselben auf einem Bedürfnisse der einzelnen Landeskirchen beruht und eine zweckmäfsige Ausführung desselben Beifall verdienen müfste.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

August 1835.

ARCHAEOLOGIE.

Augsburg, gedr. b. Reitmayr: *Antiquarische Reise von Augusta nach Viaca mit Exkursionen nach Venakomodurum und Coelio - Monte.* Mit den römischen Strafsenverbindungen und den alterthümlichen Funden und mit 37 Distrikts - und Ortsmonographieen. Von Dr. v. *Raiser*, k. baier. Regierungsdirektor u. s. w. Mit 2 Kupfertafeln. 162 u. 22 S. 4.

Ebendas., gedr. b. Rösl.: *Der Oberdonaukreis des Königreichs Baiern unter den Römern. Erste* bis *dritte* Abtheilung. Von Dr. v. *Raiser* u. s. w. 1830—1832. 105, 100, 100 S. nebst 18 Kupfertafeln. 4.

Ebendas., b. Demselben: *Beiträge für Kunst u. Alterthum im Oberdonaukreis.* Eine Zugabe zum Kreis - Intelligenzblatt vom Jahre 1830. Redigirt und mit eignen Beiträgen und Monographieen ausgestattet von dem k. Regierungsdirektor Ritter v. *Raiser*. 62 S. 4.*).

Hr. Regierungsdirektor *von Raiser*, welcher in vieljähriger verdienstvoller Thätigkeit die Erforschung der römischen Ueberreste in den Umgebungen von Augsburg zum Gegenstand ernster und mühevoller Untersuchungen gemacht hat, wurde durch ein königl. baierisches Ministerialreskript vom 20. Juli 1829, aufgefordert sämmtliche römischen Denkmäler des Oberdonaukreises mit Benutzung seiner und anderweitiger bisheriger Leistungen auf eine allgemeine fafsliche und übersichtliche Weise darzustellen. Dieser Veranlassung verdanken wir die drei reichhaltigen Hefte des zweiten und wichtigsten der vorbenannten Werke, in welchem der Vf. seine Forschungen und Materialien auf eine sehr umfassende Weise niedergelegt hat. Vorangegangen waren dieser Arbeit seit dem Jahre 1820 die *Beschreibung der römischen Alterthümer zu Augsburg*, die *Geschichte von Lauingen und der Umgegend*, *Guntia*, *Drusomagus und Sedatum*, welchen Monographieen sich die oben zuerst erwähnte Schrift über Viaca anschlofs und welche wir bei einer gründlichen Revision der vom Vf. in seinem Hauptwerk behandelten Stoffes, aus Gründen, welche sich im Verfolg unsrer Darstellung zeigen werden, nicht ausschliefsen dürfen. Wir bezwecken in dieser Darstellung auf ähnliche Weise, wie ein verwandter Stoff, die römischen Ueberreste am Rhein anlangend, für das Archäologische Intelligenzblatt dieser Litteraturzeitung vom Jahr 1833 von uns behandelt wurde, dergestalt zu führen, dafs zugleich mit einer Beleuchtung der durch Hrn. v. *Raiser* gewonnenen Ergebnisse eine leicht überschauliche Zusammenstellung des in überschwellendem Mafse von ihm dargebotenen Materials in den nachstehenden Blättern von uns geliefert werde.

Die in der Peitingerschen Tafel mit XX M. P. von *Augusta* angesetzte Römerstation *Viaca* (bei Ptolemäus Viana) begriff nach Hn. v. Raiser eine Menge von römischen Lagerstätten, welche die im Günz - und Kammel - Thale zusammengelaufenen römischen Strafsen und Flufsübergänge beschützten: also die auf einer Quadratmeile gelegenen 7 Hauptlagerstätten, welche an dem Vereinigungspunkt der Römerstrafse bei den heutigen Orten *Krumbach*, zu Hohen - Reunau, im Tobel bei Nieder - Reunau, zu Waltenberg, zu Olgishofen, zu Breitenthal und zu Diesenhausen gelegen waren, und denen, ohne die kleinern Fortifikationen *derselben* oder vielmehr der *vorderen* Linie im Günzthal zu rechnen, noch die drei nächsten *gröfseren* römischen Befestigungsplätze zu Winzar, Unter - Schoeneck und Ober - Ek in Verbindung gestanden haben, und vielleicht unter den *Castris ad vias*, wie Hr. v. Raiser den Namen *Viaca* deutet, mit begriffen gewesen seyn möchten. Das Prätorium oder die Station des die Garnison von Viaca commandirenden Legions - oder Cohortenchefs wird in *Krumbach* vermuthet, dem Mittelpunkt der angegebenen Lagerstätten, woselbst man 20 eigenthümlich geformte Aschenkrüge in einer kreisförmigen Aufstellung und eine deutsche Streitaxt in ihrer Mitte gefunden hat. — Auf dem Berge zu *Hohen - Reunau*, etwa 1000 Schritte von dem in dem Thale an der Kammel gelegenen Pfarrdorfe und Schlosse Nieder - Reunau, stand nach noch vorhandenen und untersuchten Ueberresten ein römisches Castell mit einem Wachtthurm, der mit den vielen umliegenden Wachtthürmen correspondirte und weithin die Gegend beherrschte; in dem nahegelegnen Thal d. s. g. „Eichel" wurden vordem 5 Grabhügel beobachtet. — Das Castrum im *Tobel* bei Nieder - Reunau gegen Aletshausen an der Kamlech in einem Walde an einer ehemaligen römischen Verbindungsstrafse, welche zu den Befestigungen bei Winzer und Hafsberg führte, mit Schanzgräben und nahen Befestigungswerken, zeigt Spuren römischen Aufenthalts; auch bei dem s. g. Schlofsberg zu Aletshausen sind Schan-

*) Von sämmtlichen obengedachten Schriften sind für den Preis von 4 Rthlr. noch einige Exemplare vorräthig.

Schanzen und Gräben. Dazu gehört eine Gruppe von 11 Grabhügeln in dem „Bonehölzle". — Das Castrum zu *Waldenberg* hält, den Seiten seines Quadrats nach, von Ost gegen West 87, von Süd gegen Nord 60 Schritte. An den drei von der heutigen Landstrafse abgelegnen Seiten sind in einer Entfernung von 60—70 Schritten vom Walle so genannte Wolfsgruben, in der Form eines lateinischen S, welches sich in folgendes einhakt, 20' tief, während die Schanzgräben nur 4—9' Tiefe haben. In der Nähe 7—9 Grabhügel von besonders grofsem Umfang. — Das Castrum von *Olgishofen* ist das letzte südwärts gelegene Lager von Viaca. Es bildet ein rechtwinkliches, hie und da mit einem doppelten Walle umgebenes Viereck (Süd-Nord 260' ⋈ Ost-West 320'). In der Mitte der *südlichen* Seite war der Eingang. Ein Münzfund vom J. 1797 befafst 15 Jahre von Gordian III. bis Gallien. Es lag an der Strafse von *Coelius Mons* (Kelmünz), in welche 3 andere einliefen: a) von Ober-Schoeneck; b) von Hayrenbach (mit den Fundamenten eines Römerthurms unter den Trümmern einer mittelaltrigen Burg), Winzer und Hasperg; c) von Waldenberg und Krumpach. — Das Castrum zu *Breitenthal*, auf der linken Günz, 2 Jaucherte (80,000 Quadratschuhe?) *im* Gevierte; im Bauernkriege als Schanze benutzt und daher Bauernschanze genannt, jetzt eingeebnet, deckte die von Coelius Mons über Schoeneck und Kettershausen durch das Günzthal gelegte Verbindungsstrafse nach *Guntia* (Günzburg), welche bei Drisenhausen die Heerstrafse nach *Venaxamodurum* (Vissenburg) erreichte, sowie es eine zum Prätorium von *Viaca* (Krumpach) geführte 2te Verbindungsstrafse mit ihrer Brücke über die Günz schützte. Der Römerthurm auf der Anhöhe der Pfarrkirche von Breitenthal war zugleich ein correspondirender Signalthurm mit weiter Aussicht. (Münzfunde.) Ein unterirdischer Gang daselbst heifst das Heidenloch. — Das Castrum zu *Diesenhausen*. Auf dem Platz des über weit hinreichende unterirdische Gänge erbauten „Schlöfschens", jetzt das Amthaus zu Drisenhausen, sind Spuren einer uralten Burg und römische Mauern beobachtet worden. Diese Anhöhe beherrschte den Uebergang über die Günz: weshalb hier das stärkste und am reichsten besetzte Castrum gelegen zu haben scheint, zum Schutze der Heerstrafse nach Venexemodurum, der weiteren Züge nach Guntia und über die Anhöhe des Kommelthals. Dabei eine Gruppe von 43 römischen Grabhügeln in dem Drisenhauser Walde, nebst Vasen und Münzfunden.

Von den Strafsenzügen, welche von den beschriebenen Lagerstätten ausliefen, möchten folgende aufgeführt werden dürfen:

Von *Diesenhausen* verzeichnet die Karte ohne weitere Nachweisungen eine Strafse über Obereck Stoffenried, Heesen, Waldstetten, gegen Kötz nach *Guntia*.

Von *Krumbach* lief eine Strafse über das Castrum bei Waltenberg oder von dem Castrum im *Tobel* über Hayrenbuch zum Castrum bei Olgishofen und durch den Wald „Schwendi" zwischen Bebenhausen und Kettershausen auf einem noch deutlich zu erkennenden und durch mehrere römische Grabhügel bezeichneten Weg nach Unter-Schoeneck, wo der Uebergang über die Günz stark befestigt war; endlich von da auf der deutlichen Römerstrafse über Osterberg und Weiler nach Kellmünz, wo die Kirche und der Pfarrhof auf römischen Mauern von grofsem Umfang stehen; auch vermuthet man in mehreren kleinen fast backofenförmigen Hügeln am nördlichen Fufse des Berges gegen die Brücke römische Grabhügel. Der römische *Coelius Mons* lag auf dem Plateau des heutigen Marktes *Kellmünz*, an einem steilen Abhang gegen die Iller.

Von *Olgishofen* zog eine nicht weiter ermittelte Römerstrafse auf den Höhen des Günzthales flufsaufwärts zu den Castris *Navoe*, nach Ober-Günzburg, über Bebenhausen und Oberschoeneck. Wir treffen hier auf ein ganzes Vertheidigungssystem, welches man für eine Vorhut zum Schutz der in zweiter Linie gelegenen römischen Lagerstätten *ad Vias* hält. Pfarrer Jocher macht 6 feste Punkte namhaft, deren Wachtthürme unter sich und nach allen Höhenpunkten des Gesichtskreises correspondirt haben mögen.

Die gröfseren Verschanzungen bei *Winzer*, welche bis nach Hasberg in der s. g. Vorstadt reichen, werden zu dem Vertheidigungssystem von Viaca gerechnet, unter welchem sie vielleicht mit begriffen wurden. Sie beherrschen das obere Kindel-Thal und die Verbindung von drei römischen Strafsenzügen, von denen 1) eine Strafse über Hayrenbuch zum Castrum bei Olgishofen; 2) die andere durch das Mindelthaler Ried, von einer bewundernswürdigen Festigkeit selbst bei nassem Wetter, über Kirchheim, Mörgen (mit römischen Grabhügeln), Stagelberg nach Türkheim; 3) die dritte auf den Höhen des *Mindelthals* an Nassenbeuern vorbei nach Mindelheim lief. — Auch correspondirte dieser Höhenpunkt mit vielen benachbarten römischen Wachtthürmen, namentlich mit der Burgstelle Moosburg (hinter Kirchheim bei Haselbach) und mit Burk an der Mindel. Ueber die Mindel und Flofsach waren die Uebergänge mit römischen Schanzen und Brückenköpfen befestigt.

Nach diesen sparsam ausgehobenen Angaben über das Lager von Viaca und die Umgegend eilen wir zu den Untersuchungen des Herrn v. Raiser, welche uns von Augst in der Schweiz durch den Ober-Donau-Kreis des Königreichs Baiern nach allen Richtungen hin führen sollen. Wir knüpfen auf diese Weise, versprochner Mafsen, unsere Mittheilungen über die römischen Strafsenverbindungen im Donaugebiet an die über die rheinischen Römerstrafsen an.

Von *Augusta Rauracorum* führte eine Strafse nach *Vindonissa* beim Zusammenflufs der Aar und Limmat, nicht weit vom Bötzberg (*Mons Vocetius*, dem nördlichen Arm des Jura), mit vielen Denkmälern der VI, XI und XII Legion; nach *Vitodurum* (Winterthur), welches nach Monumenten des Diocletian im

J.

J. 294 zur grofsen Provinz der Sequaner gehörte; zur Station *ad Fines* (Pfein), welches uns Münzen und unbedeutende Anticaglien liefert; auch *Arbor Felix* (Arbon), wo sonst Anticaglien gefunden wurden: Notbert und Rétbert zu St. Gallen reden von den zu Arbon gefundenen *fibulis magni ponderis, aureis argillis et antiquae operis ornamentis.* In diesen Gegenden standen dem Hrn. v. Raiser keine specielleren und neueren Untersuchungen zu Gebote, welche auf die vielen Ueberreste römischer Befestigungen neben der Chaussee nach Schaffhausen hin aufmerksam gemacht haben müfsten. — Von *Romishorn* (Ramani cornu in Urkunden v. J. 837.) bestand eine Seeüberfahrt nach dem heutigen Lindau, Langenarzen und Wessenburg. Zu Lande führt die Strafse über das auf der Peut. Tafel falsch bezeichnete *Brigantia* (— *um*) und die Station *ad Rhenum* — Rheineck? woselbst Münzen gefunden werden. Hier traf die *Via Claudia* von *Pons Drusi* (Bohtgen) ein und erreichte über Vernania und Coelius Mons bei Guttia die Donau.

Lindau (*receptaculum Tiberii*, welches jedoch weder im Itinerar, noch in der Peut. Tafel vorkommt) gewährt römische Denkmäler und Münzfunde.

Der Strafsenzug von *Brigantia* nach den *Castris Vernaniis* hat bis jetzt nicht entdeckt werden können. Die Cultur scheint ihn überdeckt oder vernichtet zu haben. — Alterthümer und Befestigungsreste in der Umgegend sind nur Beweise römischen Aufenthalts und wohl auch wechselseitigen Strafsenverkehrs, ohne für die Richtung der Hauptstrafse zu zeugen. — Die Entfernung dieser Lager von Brigantia und Campodunum gibt das Itinerar. Antonini bekanntlich auf drei verschiedenen Strafsenzügen an. Die für die Bestimmung ihrer Lager eintretenden Schwierigkeiten werden durch die vom Prof. Buchner vorgebrachte Meinung, dafs *Vernania* (sc. Castra) eine Gesammtbenennung für mehrere römische Befestigungsorte sey, gehoben. Zu diesen Lagerstätten bildete dann das heutige *Ifsny* und seine Umgebung das Prätorium, ferner gehörten dazu: Gestraz mit der Alter- und Thelendorfer-Burg und einer grofsen Menge anderer Burgstellen, die Castra und Römerthürme bei Wangen und Wengen, die verschanzten Wachtthürme zu Siegenstein, Alt-Trauchburg und Burgrenz. Bei Ifsny wurden zahlreiche Münzen gefunden und ein Meilenstein von Kaiser Sever und seinen Söhnen Caracalla und Geta mit der Entfernungsangabe von XI Meilen von Kempten, welche Angabe in der Richtung nach Ifsny auf Holzleiten zwischen Polsterburg und Hausing oder in der Richtung nach Gestreg auf Klein-Weiler und Alt-Trauchburg trifft. Die 15 Millien des Itinerars passen nicht auf Ifsny oder Wangen, sondern auf Gestraz. — Von diesen Lagern lief ferner eine Römerstrafse durch das Wenzer-Thal auf die Anhöhen des Buchenbergs, woselbst man ein Castell entdeckt hat, nach Kempten (*Campodunum*). — Münzfunde und römische Baureste lassen folgende *viae diversoriae* vermuthen:

a) Von *Gestraz* in süd-östlicher Richtung über Weitnau, Waltrams, Freundholz, Wardenstein gegen Unter-Wieselstein, in das Landgericht Immenstadt, wo sie wahrscheinlich bei Eckarts und Werdenstein, bei welchen Orten dominirende Anhöhen mit weiter Fernsicht waren, oder weiter oben zwischen Immenstadt und Rauh-Laubenberg auf die durch das Landgericht Sonthofen gelaufene Gebirgsstrafse eingeleitet hat.

b) Von dem Castell auf dem Buchenberg in nördlicher Richtung auf dem *linken* Ufer der Iller über Kienach, Hohenthann, Kimratshofen, Legau und Lautrach nach dem rechten Iller-Ufer auf der römischen Verbindungsstrafse.

Campodunum, mit Ueberbleibseln starker und ausgedehnter Befestigungen, zahlreichen Alterthümern und namentlich Münzen von August bis Theodos, war ein Vereinigungspunkt für verschiedene Haupt- und Nebenstrafsen. Das Itinerar und die Tafel führen in mehreren Routen über diesen Ort. Von den Strafsen, welche zu den Traversten gerechnet werden, lassen sich zwei auf dem rechten Ilerufer in südlicher und nördlicher Richtung mit Sicherheit annehmen. Bei einer so grofsen Menge von römischen Niederlassungen mit zahlreichen Spuren eines längeren Aufenthalts kann man allerdings annehmen, dafs diese Punkte unter sich selbst in einer festeren Verbindung gestanden haben; demnach sind wir auch berechtigt Strafsen zwischen denselben anzusetzen. Nirgends aber möchte sich die Unterscheidung von Römerstrafsen der verschiedenen Klassen nöthiger erweisen als gerade hier, indem uns durch die vielen Wege-Richtungen der Hauptzug der Strafse und die Grundlinie ihres Befestigungssystems überdeckt und die Einsicht in dasselbe entzogen wird. Spuren von Strafsen*bauten* sind immer die sichersten Führer: solchen begegnen wir auf dem südlichen Strafsenzug an der rechten Iller von *Lindenberg* bei Kempten über Oberstdorf in das Wolfer-Thal und nach Reutty in Tyrol. Zahlreiche römische Castelle, Schanzen und Wachtthürme bezeichnen diese Strafse und liefern, wie hier v. Raiser treffend bemerkt, in ihrem Zusammenhang einen durch bildliche Darstellung fafslicher gemachten Begriff von einer grofsartigen Vertheidigung des Gebirgs, wie des Flachlands unter den Römern. Sie ging über die römischen Fortifikationen bei Durach, an Sulzbach vorbei gegen die Burg Sulz- und Wolkenberg, woselbst oblonge Befestigungen und ein 40′ hoher Wachtthurm sind, nebst einem andern, den man in einer correspondirenden Verbindung mit Durnach und Wexeneck vermuthet. Von da lief die Strafse gegen Ottekar, worauf sie in dem „Burget" und Burg-Bechtel zwischen Albis und Känels auf die merkwürdige römische „Schanze oberhalb Ottekar" stöfst. Sie zeigt drei noch sichtbare Wälle um ein eiförmiges ehemaliges Castell (3 — 400′ × 150 — 175′), von welchem drei Seiten sehr steil sind, während an die vierte *südliche* fünf andere mit dem äufseren dritten Wall in Verbindung stehende, und an dem Bergabhang angebrachte

brachte auf 100' lange, jedoch schmale kleinere Schänzchen, wie Streifen, angebaut sind. — Von da läuft die Strafse westlich an Rottenberg vor der Burg vorbei, nach dem ehemaligen Bergschlofs gleiches Namens, wo römische Mauerreste sichtbar sind und welcher Punkt in weiter Fernsicht über Kempten und Memmingen hinaus namentlich mit dem Römerthurm auf der Burghalde zu Campodunum correspondirt zu haben scheint. Hierauf lief die Strafse über die römischen Bauneste von Emmereis gegen Graggenhofen und Maiselstein, woselbst sie oberhalb der Gegend bei der Burgstelle Rauhen-Laubenberg die von Gestraz östlich ausgelaufene Verbindungsstrafse, welche hier über die Iller führte, aufnahm. Die Ruinen von Alt-Laubenberg, mit getropften Quadern, lassen auf einen Wachtthurm schliefsen, welcher eine weite Umgebung an der Iller beherrschte. Im *Agathozeller-Moos* hat man eine merkwürdige römische Strafsenconstruction entdeckt, welche aus bloſsen Holzstämmen besteht, die doppelt gekreuzt über einander gelegt sind, die 3½'—4½' unter dem Moorboden gelegenen Ens- oder Unter-Lag-Bäume (s. *Schmellers* Baier. Wörterbuch I. p. 84.) haben noch jetzt 1—1½' im Durchmesser. Diese Strafse lief denn über die Burgstelle Burgberg (mit einer Aussicht bis Immenstadt und Oberstdorf) nach Sonthofen, wo sie sich wie heutzutage theilte und

a) *südlich* über Altstetten auf „dem steinernen Weg" und durch die „Mauer-Aecker" an Hinning und Schöllang vorbei nach Au, zwischen den Burgen Burgeck und Burg-Schöllang nach Reichenbach und dann über Rübig und Oberstdorf in das Wolfer-Thal, während sie

b) über Liebenstein, Hindelang, Vorderjoch und Nesselwängle nach Reutty in Tyrol führte. — Hr. Dr. Jöre und Dr. Krumm legen den Strafsenzug bei Maiselstein über den s. g. „Stein" einen Nagelfluhrücken, wo die Felsen durchbrochen sind, über Greggenhofen, und dann mit Vermeidung der heutigen Strafse rechts die Steige hinab, wohin die römische hölzerne Strafse weist und über diese durch das Goy-Moos und das Agathozeller-Möſsle, also mitten durch das Thal hinauf nach Sonthofen und Altstätten u. s. w.

Wir übergehen den Strafsenzug von Kempten, über Nesselwang, nach Pfronten, wofür befestigte Höhen und andere Beweise zu sprechen scheinen, und machen auf die Verbindungen auf dem rechten Illerufer nördlich von Kempten nach den Römerorten Coelius Mons, Viaca und Guntia aufmerksam. Diese Verbindungen scheinen hier äuſserst zahlreich gewesen zu seyn, weshalb sie eben unsicher sind. Zwischen der Iller und den Günzarmen erhält man ein ganzes Netz von Strafsenzügen, welche durch zahlreiche befestigte Punkte bestimmt waren. Die Höhen von Liebenthann, Oberburg, Unterburg, Neunburg, von Löwenberg bei Dachsberg, von Frickenhausen, Imenberg und Ober-Schöneck, welche die Gegend in der weitesten Ausdehnung des Gesichtskreises bis zu den Schweizerbergen hin beherrschen, sowie eine grofse Römerschanze zwischen Eck an der Günz und Reichenau, „das Klösterle" genannt, endlich eine Reihe von 9 römischen Grabhügeln östlich von Dachsberg deuten einen Strafsenzug an, welcher bei Ober-Günzburg von der grofsen römischen Heerstrafse abgehend, in das Günzthal leitete und das Befestigungssystem zwischen Iller und Günzen, mit seinen Strafsenknoten, vielleicht östlich *beschlofs*.

Auf der Fortsetzung der Hauptstrafse nach *Augsburg* liegen zunächst die Castra *Navoë*, welche, nach der Meinung des Hn. v. Raiser, ebenfalls ein Befestigungssystem bildeten, das bei Ober-Günzburg und Kupferberg seinen Anfang nahm, auf dem *Nicolayberg* bei *Obergünzburg* das Prätorium mit einer starken Citadelle hatte und bei Baisweil endete, wo diese Lagerstätten von denen bei Türkheim unter der Collectivbenennung *Rostrum Nemaviae* aufgenommen wurden.

Von Kempten lief die Römerstrafse, den Bergrücken zwischen Bärwang und Tennenthal vermeidend, durch das Bleiche-Oesch bei Kempten in gerader Linie nach Wageck, von da in einer eine Stunde langen schnurgeraden Linie gegen den Nikolay-Berg zu Ober-Günzburg. Von diesem Ort aus führte sie zwischen Burg und Burgstel hindurch nach Willofs, Röhrwang, Eggenthal und Baisweil. — Diesen Strafsenzug deckten die Wachtthürme und Castra von Wageck, Sölthürn, vom Nikolay-Berg, zu Ober-Günzburg, der Melos daselbst, die Römerschanzen nördlich unter Burg und eine zweite mehr westlich gegen Willofs am Abhange von Wolfertsberg (oder Willof-Berg); das Castell von Eggenthal, zu welchem ein 8—10' breiter aus kleinem Kiefs, *wie mit* Cement fest gebauter Weg führte, die einfachen Fortificationen von Baisweil mit 2 hier zu vermuthenden Thürmen, das Castrum und der Thurm von Kemnat als strategischer Signalpunkt mit allen umliegenden Höhenpunkten in weiter Entfernung correspondirend und eine rückwärtige weite Ebene beherrschend, die Hirschzeller Römerschanze bei Merzisried, der Thurm an der Stelle des „Schlofs-Buhels" bei Wenglingen mit einem Doppelwall (190 × 150') und mit einem 20' breiten jetzt versumpften Graben, die grofsen römischen Verschanzungen auf dem Kipfenberg, endlich der Wachtthurm bei den ganz nahen Western- oder Wüsternried. — Aufser Grabhügeln und Münzfunden zeugt auch noch ein zu Ober-Günzburg aufgefundener römischer Opferaltar mit einer Votivinschrift an den Merkur für den Aufenthalt der Römer in diesen Gegenden. Die Strafsenentfernungen liefern 4 zwischen Röhrwang und Baisweil aufgefundene römische Strafsensäulen, welche XXXX, XXXXI, XXXXII, XXXXIII M. *P. ab Augusta* zählen.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

August 1835.

ARCHÄOLOGIE.

1) Augsburg, gedr. b. Reitmayr: *Antiquarische Reise von Augusta nach Viaca mit Excursionen nach Venacomedurum und Coelio-Monte* — — von Dr. *v. Raiser* u. s. w.

2) *Ebendas.*, gedr. b. Rösl: *Der Oberdonaukreis des Königreichs Baiern unter den Römern* — — von Dr. *v. Raiser* u. s. w.

3) *Ebendas.*, b. Ebendems.: *Beiträge für Kunst und Alterthum im Oberdonaukreis* — — von Dr. *v. Raiser* u. s. w.

(*Fortsetzung von Nr.* 148.)

Rostrum Nemoviae (Türkheim) bildete nach Hn. *v. Raiser* den Anfang der Lagerstätten, welche als *Castra Nemovia* bis Baisweil in der Strecke einer deutschen Meile reichten. Jenen nördlichen Endpunkt erreichte die Hauptstrafse in zwei Zügen, welche *a*) an Grofsried, Gammenried vorbei über Wörishofen und *b*) an Jesingen vorbei über Schliengen als „Hochstrafse", führten. — Eine andere Römerstrafse lief rechts über Jepisdorf wieder nach Schliengen, dann aber östlich vom Guzzenberg bei Schliengen aus an Ketterswang vorbei nach Koneberg oder zum Castrum bei Eurishofen auf der nach Helmishofen und nach Epfach geführten Römerstrafse.

Mit Uebergehung der kleineren mehrfachen Verbindungsstrafsen, von denen jedoch deutliche Ueberreste namhaft gemacht werden, machen wir nur auf die Spuren einer aus starken Kieselsteinen erbauten und vielleicht mit selbigen vormals gepflasterten, 12 Schritte breiten „*alten Salzstrafse*" aufmerksam, die in der jetzt vertheilten Viehweide bei Baisweil, auch in den durchstochenen Culturtheilen durch ihre Wölbung und den auf derselben „schütter" stehenden Getreidewuchs noch wohl kenntlich ist. Daran reihen sich als römische Ueberreste die Grabhügel, von denen 48 bei dem Weiler Grofsried (in der Pfarre Lauchdorf) eine Gruppe bilden, dann die noch gröfsere Menge derselben bei Schliengen und bei Rieden, so wie bei Ketterswang und Koneberg, welche den Hn. *v. Raiser* auf die von *Constantius Chlorus* an der Wertach fortgeschlagene Schlacht schliefsen lassen. Unter den Römerthürmen, von denen man auf diesem Zuge Spuren bei nahe gelegenen Befestigungsresten findet, zeichnet sich der bei Schliengen durch seine weite Fernsicht aus.

Rapis, als letzte Station der grofsen Heerstrafse nach *Augusta Vindelicorum*, deckte mit seinen theils noch zahlreich sichtbaren, theils von dem reifsenden Strome hinweggespülten Befestigungen den Uebergang über die Wertach. Auf dem rechten Ufer dieses Flusses zieht die Römerstrafse unter der Benennung „Hochstrafse" durch Schwebmünchen, Mittelstätten, Grofs-Aitingen, Wehringen, Bobingen, Inningen und Göggingen nach Augsburg. Häufige Münzenfunde bezeichnen diesen Zug und in Bobingen zeigen sich in der Mitte des Dorfes auf dem Kirchhof die Spuren eines römischen Castells, bei welchem man auf dem südlich daran gelegenen und mit einem Walle und einem breiten nassen 300′ langen Graben umgebenen Bauernhof die Stätte eines Römerthurms sucht. Bei Bobingen kommen Grabhügel und bei Inningen Spuren einer Römerschanze zum Vorschein.

Die bei Schwebeck noch wohl kenntliche Römerstrafse setzt sich auf den Anhöhen der linken Wertach nach Guzzenburg fort, wo ein römischer Wachtthurm stand, zog von da über Strafsburg, Bannaker, Bergheim, Stadtbergen und Pfersen nach Augusta; während sie *südlich*, auf demselben Ufer verbleibend, von Schwebeck bis gegen die Oberhöfe bei Traunried, Hiltefingen gegenüber, noch genau kenntlich, Sibnach rechts lassend, bis in die Gegend von Ettringen in geradliniger Fortsetzung und in einer kurzen Beugung um die Grabhügelgruppe „in den Marktstetten", dann wieder zu dem Castrum „Pöneburg" bei Türkheim ging. — Münzen, Grabhügel, Baureste und ein römischer Wachtthurm bei der Ettringer Ziegelhütte im „Kastenholz" begleiten diesen Strafsenzug, wie gewöhnlich.

Von Schwebeck an werden die Grabhügel und besonders die Befestigungspunkte seltener. Natürlich erheischten die Wasserscheiden auf dem Flufsgebieten der Iller, dem oberen Günzarme und der Wertach, so wie die Uebergänge über diese Gewässer ungleich mehr Schutz und Bedeckung als die Abdachung von dem bei Schwebeck befestigten Wertachübergang zum Lechfeld hinab. Uebrigens möchten wir immer alle diese Strafsenzüge mit ihren festen Punkten für Seitenarme des in dem Itinerar und auf der Tafel verzeichneten Hauptstrafsenzugs von der Schweiz nach Augsburg betrachtet wissen. Die strengere Sonderung der Hauptzüge von den Nebenzügen werden aber wohl erst speziellere Forschungen an Ort und Stelle ermöglichen.

Die Station, welche nur die Peut. Tafel als *ad Novas* (nach *v. Raiser sc. munitiones*), jedoch ohne Entfernungsangabe nach Augusta ansetzt, weist den Hn. *v. Raiser* nach *Landsberg*, dessen älterer urkundlicher

licher Name *Phetiae* dem Hn. *v. Pollhausen* den Begriff „*ad Novas*" in keltischer Wortform darbietet. Schwacher Beweis: ein griechisches φετεύω, was citirt wird, existirt nicht. Mehr Zutraun verdienen die an beiden Lechufern nachgewiesenen Strafsenzüge auf Augsburg. Münzen und Grabhügel bezeichnen römische Anwesenheit; Wachtthürme bieten feste Anhaltspunkte dar. Hr. *v. Raiser* gelangt somit zu der wahrscheinlichen Annahme, dafs die *Novae munitiones* bei Landsberg auf dem linken Lechufer alle römischen Fortificationen in sich begriffen haben, welche bis zur römischen Strafsenlinie von Helmishofen bis *Abodiacum* auf dem Koneberg reichten; während auf dem rechten Lechufer das Flüfschen Windach die Grenze dieser Lagerstätten nach den *Castris Urusis* am Ammersee, hin bezeichnet. — Auf dem linken Lechufer soll auch vor 50 Jahren ein s. g. „Post-Sträfschen" genau dem Zug der Römerstrafse gefolgt seyn; auf dem rechten Ufer bezeichnen Münzfunde die Strafse nach Augsburg an den Orten Egling, Steindorf, Marching, und über dem bayerischen Lechfelde an der Stätte der ehemaligen Burg Congilech.

Escone, nach den Distanzangaben der P. Tafel das römische Castrum bei Echt rückwärts am Auerberge, bildet auf dem von Wageck östlich auslaufenden Strafsenarm eine feste Station. Diese Strafse führt über Unter-Thingau, wo die breiten und bei der Einfahrt sonderbar geschweiften Ueberreste eines Walles, welcher die kleine viereckige Stätte eines Wachtthurms umgab, vorfindlich sind. Aufser mehreren mittelaltrigen Römerthürmen der nächsten Umgebung liegt bei Unter-Thingau nördlich, Hauggen mit einer ausgesuchten und weit cernirenden Burgstelle auf einer steilen Anhöhe. Ueber die Wertach, deren Uebergang bei Thalhofen befestigt war, gelangt man zu dem gröfseren Castrum auf dem s. g. Bühel bei Oberdorf, mit einem besonders verschanzten Römerthurm und weiter Fernsicht. Die zusammenhängenden römischen Fortificationen bei Bechtholdshofen und Burk liegen nur eine Stunde weit von obigem Punkte entfernt. In dem wiederum nur ½ Stunde von hier gelegenen Castrum bei den beiden Einödhöfen Echt (*Esco*) sucht sodann Hr. *v. Raiser* den Kern oder das Prätorium der hier gelegenen Römerstätten. — Von Echt gingen folgende Römerstrafsen aus:

1) Die Hauptstrafse lief nördlich über Löchler, Kinzelsried, (beide mit Burgstellen), Oedwang (mit einer Schanze, in die ein s. g. „alter Weg" führt) und Osterzell (mit der Schanze auf dem Ilsungsbühl) gegen Helmishofen und dann gerade aus östlich nach Epfach (*Anodiacum*).

2) Nordwestl. über Romatsried an den alten Burgstellen Weichberg und Kineberg vorbei zu dem römischen Castrum bei Tannenberg und dann auf der auch in der Steuer-Cataster-Karte des Landgerichts Schongau angezeigten „Römerstrafse" an Altenstedt und Ober-Hohenfurch vorbei zum Castrum Kinsau und dann wieder nach Epfach.

3) Südöstl. am Auerberg vorbei gegen Lechbruck, in die Gegend eines römischen Lechübergangs. Bei dem genannten Ort finden sich 2 Felsstücke, welche sich an beiden Ufern einander gegenüber befinden und unzerstörbare Widerlager der vormaligen Brücke bilden; früher hat man diese Brücke eine Strecke weiter abwärts gesucht, wo bei dem Schlosse Jagdberg die Illach in den Lech fliefst und woselbst an dem rechten Ufer der kleine Ort „Bruck" gelegen ist. Von diesem Orte liefen mehrere Strafsen aus:

a) Dem jetzigen Strafsenlauf nach über Steingaden und Reitenbuch auf die von *Abodiacum* hergekommene und über *ad Coveliacae* geführte römische Heerstrafse nach Verona; wenn nicht mit Rücksichtnahme auf das zu passirende Gebirge eine Traverse in gerader Linie *ad Coveliacas* geführt hat.

b) Den Lech aufwärts nach Hohen-Schwangau und Füfsen; bei Trauchgau, wo sie über den „Halbbach" ging, steht der Signalthurm wahrscheinlich auf einer Römerstätte. Ebenso stand auf der höchsten Bergspitze zu Hohen-Schwangau eine Römerwarte. Bei Füfsen wurden Münzen gefunden und eine Stunde von diesem Ort bei Rieden liegen die meist durch die Cultur verschwundenen Reste einer viereckigen Schanze. — Ueber Eisenberg, wo auf der hohen Burgstelle 16′ hohe Nischen aufgedeckt wurden, so wie über Nesselwang werden Verbindungsstrafsen vermuthet.

Coveliacae (*arces*) lagen bei Ober- und Unter-Ammergau von Wörmanes- oder Wurmesau bis „zur Steinernen Wand" und sind durch mehrere „*Burgstellen*" im Ammerthale, durch Münzenfunde und einzelne lateinische Buchstaben an den Felsen (?) beurkundet.

Nach *Partenkirchen* (*Parthanum*) lief die Römerstrafse, welche Rid und Meichelbeck aus ihrem geraden Zug bei Reitenbuch und bei Wurmesau noch wohl erkannten, von Epfach über Peuting und dann, der heutigen Ammergauer Strafse nach, über den Kienberg bei Ettal. Südlich setzte sich diese Strafse nach Verona fort, während sie nördlich über die *Pontes Tessenios*, die Hr. *v. Raiser* mit Beibehaltung der Distanzangaben des Itinerars in die Sümpfe der Loysach hinter Murnau und Höhendorf verlegt, *ad Ambre*, an die Amber bei Schorngeising und Wildenroth, wohin, von den genannten Brücken aus, eine gerade nördliche Strafsenlinie über die Grabhügelgruppen bei Romad und bei Ettling, über die Schanzen bei Deutenhausen unweit Weilheim, zu Pähl und Eischen, an den Stätten römischer Wachtthürme wie zu Andachs vorbei nach dem südlichen Ende des Ammersee's führen.

Parallel mit der von Wageck nach Escione laufenden Strafse führt der über Kemnat gelegte Strafsenarm nach *Abodiacum*. Nach einigen ging er schon bei Ober-Günzburg von der gröfseren Augsburger Strafse nach diesem Orte ab. Von Kemnat führte er an Kaufbeuern vorbei und über Mauerstetten, Stettwang, Helmishofen und sofort in gerader Richtung nach *Abodiacum*. Dafs dieser Ort das heutige *Epfach* sey,

sey, ist vielfach und genügend nachgewiesen worden. Inschriften, Münzen, Meilen-Säulen, Statuenreste [einer Ceres (?) von weissem Marmor mit abgeschlagenem Kopf und einer in der Nähe gefundenen Fackel von demselben Marmor], Grabhügel, Schanzen und Thurmreste, welche die nächste Umgebung und der Ort selbst geliefert haben, bekunden sattsam einen längeren Aufenthalt der Römer daselbst. Ebenso ist die Strafse nach diesem Ort durch eine römische Doppelschanze zum Schutz des Wertachübergangs, nördlich von Kaufbeuern, durch ein römisches Castell zu Mauerstetten, durch die mit einem Doppelwall umgebene Römerschanze auf der Ostseite von Stettwang im Walde, durch den viereckigen Römerthurm zu Helmishofen mit weiter und vortrefflicher Aussicht und durch die noch vorhandenen Reste eines Castrums, so wie durch Münzfunde genügend bezeichnet.

Von *Abodiacum* lief eine Strafsenverbindung über *Urusa* und *ad Ambre* nach *Augusta Vindelicorum*. Eine Reihe von Befestigungsüberresten an dem ganzen westlichen Ufer des Ammersees veranlassen den Hn. *v. Raiser* zu dem Gedanken, unter dieser Benennung die Vereinigung von mehreren Lagerstätten begriffen zu vermuthen. Für diese *Castra Urusa* setzt er daher die Strecke von Diessen über Utting bis Unter-Schorndorf in der ganzen Länge jenes Sees an und für ihre Breite das Land von dem Ufer des Sees bis zum Flüfschen Verdach. In diese Gegend trifft ferner die Entfernungsangabe der Peut. Tafel und die zahlreichen nach sichtbaren Lager- und Thurmreste, so wie Grabhügel und Münzenfunde begünstigen jene Annahme in jeder Weise. — Von diesen Lagern führte die Hauptstrafse nördlich um den Ammersee herum, dann gegen Wildenroth an der Amper und sofort zur Station *ad Ambre*. Auch dieser Ort scheint mehrere Bestandtheile gehabt zu haben, indem auf dem rechten Ufer des Amperflusses auf einer steilen Anhöhe die s. g. „Sonnenburg" einen römischen Wachtthurm vermuthen läfst und das in der Ebene gelegene Lager 2 Fufs unter der Erde eine gepflasterte Strafse zeigt. Endlich glaubt man die Römerschanze und die Grabhügel bei Wildenroth und eine jenseits des Flusses mehr nördlich gelegene zweite Römerschanze dazu rechnen zu dürfen. — Die Römerstrafse, welche von Salzburg hier eintrifft, ist bis nach Irrenwang noch wohl zu erkennen; sie lief an dem Castrum Purk vorbei nach Steinbach und weiter in 2 Aesten: *a*) *links*, über Manhing und Mehring durch das Bayerische Lechfeld zur Lechbrücke bei Augsburg unterhalb der ehemaligen Lechburg Conzilech; und *b*) *rechts*, geradeaus an Hof-Hegnenberg vorbei, wo ein weit gesehener römischer Wachtthurm auf der Anhöhe stand, zwischen Alt-Hegnenberg und Steinach hindurch gegen Hochdorf, an den heutigen Orten Baireberg, Kirchenried und Ried vorbei gegen Mergentau und dann wieder westlich zur Römerbrücke bei Conzilech nach Augusta.

Die deutlich erkennbare Stratur einer Römerstrafse zwischen Argoltsried und Germarsberg, so wie eine Schanze zwischen Aich und Buch, endlich die Römergräber bei Nennhofen und das Milliare am Schlosse zu Günzenhofen lassen eine Verbindungsstrafse von *ad Ambre* nach Augusta annehmen, welche von Argoldsried herkommend an Germansberg vorbei in einer geraden Linie nach Mammendorf und dann zwischen Nonnhofen und Hettenhofen hindurch nach Güngelhofen führte, wo sie *α*) links auf der alten Poststrafse über Tegernbach auf die oben (*b*) aufgeführte Römerstrafse, nach Augusta einleitete, *β*) rechts aber über Holzburg, Euresburg, Burg-Adelshausen wahrscheinlich auf die nach *Summontorium* geführte Römerstrafse lief.

Eine Römerstrafse bei Burgholz in der Nähe von Jankenhausen, Grabhügel bei Klotzau im Schellenberger Wald und Münzfunde zu Moraweis, endlich ein Castrum bei „Burg" lassen eine Traverse von den *Castris Urusis*, von Schomdorf und der Aumühle gerade aus nördlich an Türkenfeld und Klotzau vorbei nach Moraweis ansetzen, welche dann bei dem Castrum zu „Purk" auf die römische Heerstrafse von *ad Ambre* nach Augusta einleitete.

Die *zweite* Abtheilung der von *Raiser*schen Untersuchungen nimmt bei dem Strafsenzug, welcher von Kellmünz nach den *ad Castro Phebiana* bezeichneten Orten führt, die Untersuchung wieder auf. Von *Coelius Mons* liefen zwei Strafsen aus, beide nach *Guntia*.

a) Ueber *Venaxomodurum*, als ein Theil der von Claudius (47 n. Chr.) von Landeck in Tyrol nach Günzburg an der Donau geführten kürzeren Heerstrafse, welche Kempten und die Lagerstätten bei Finningen umging. Von *Venaxomodurum* zog sie über Oberhausen, Wallenhausen, (an Balmertshofen, Hoppach, Emmerthal vorbei) nach *Guntia*, wo sie sich wahrscheinlich zwischen Echlishausen und Bubesheim mit der von *Guntia ad Castra Phebiana* ziehenden Römerstrafse vereinigte.

b) Bei Illerberg die östliche Richtung der *via Claudia* (*a*) verlassend, lief dieser Arm nördlich in gerader Linie bis zu den röm. Lagerstätten bei Ulm und Finningen, wo sie die dem Ptolemäus bekannte, auf dem rechten Donauufer gelegene Römerstrafse, welche vom Rhein und aus Helvetien kam, aufnahm und mit derselben vereint dem Itinerar zufolge östlich nach Günzburg und Augusta zog. — Die diese Strafsenzüge deckenden Höhen trugen bei Osterberg, Illereichen, Illertissen, Bellenberg, Illerberg, Wullenstetten und Reutti Wachtthürme. Unter den in diesen Gegenden aufgefundenen und demnach von Hn. *v. Raiser* beigebrachten Denkmälern römischen Aufenthalts erscheinen uns die Taf. I. Fig. 5 abgebildeten Kreuze, welche der Vf. für römische Hermen hält, die die Strafsenarme bezeichnet hätten, verdächtig und christlichen Ursprungs. Jedoch möchten wir nicht entscheiden, bevor wir die Monumente, welche die Abbildungen zu dürftig wiedergeben, selbst untersucht und die Stellen erwogen hätten, wel-

welche für einen solchen Gebrauch dieser sonst wenig bekannten Denkmäler sprechen.

Strategische Rücksichten, welche Hr. *v. Raiser* gelehrt ausgeführt hat, lassen ihn das Ptolemäische *Phaeniana* mit dem „*Phebianis*", auch „*Febianis*" und mit den „*Pinnianis*" der *Notitia* für identisch halten. Nach ihm reichen denn diese Lagerstätten von Finningen am Ulmer-Ried, wo das *Praetorium* war, auf der einen Seite bis Neuhausen und Holzheim, und auf der anderen bis zum Iller-Uebergang bei Unter-Kirchberg, wo sie den Brückenkopf mit inbegriffen hätten. Dazu werden sodann die Schanzen, Wachtthürme und Vorwerke auf den Anhöhen bei Holzheim und Neuhausen, zu Reutti, bei Jedelhausen und Häuser, der Brückenkopf bei dem Freudenegger Hof an der Iller und die Höhenpunkte im Rotthale bei Pfaffenhofen und Kadelzhofen bis zu dem Strafsenvereinigungspunkte Strafs an der Roth mit eingerechnet. — Bei Finningen sind die Ueberreste der durch Ried gelegten und mit Kalksteinen gepflasterten Römerstrafse streckenweise noch sichtbar. Auch verdient die heutige Benennung „Eilet-Weg", welche eine aufsen an Finningen an den Krautfeldern vorbeiführende in gerader Richtung westlich gegen den Gurren- oder Fohlenhof der ehemal. Reichsstadt Ulm, über das dortige s. g. „steinerne Brückle" und von da bis zur Iller-Brücke laufende Strafsenstrecke führt, allerdings bei diesen Untersuchungen berücksichtigt zu werden, als einer von den vielen Namen, durch welche eine frühere Bezeichnung der Römerstrafsen hindurchschimmert, wenn es auch nicht gerade thunlich scheinen möchte sie mit Hn. *v. Raiser* sofort in Bezug mit einem Weg zu setzen, auf welchem man *forteilen* kann. Noch gehören die grofsen römischen Quadern zu Finningen, so wie Münzenfunde, Grabhügel und vor allem die merkwürdigen Ueberreste mehrerer grofser römischen Lagerstätten auf dem s. g. *Capellen*- und dem *Schlofsberg* bei Neuhausen hierher.

Bevor sich nun der Strafsenzug von *Phebianis* nach *Guntia* u. s. f. weiter verfolgen läfst, ist es nöthig einen Blick auf die drei Römerstrafsen, welche zu beiden Seiten der Donau gelaufen sind, zu werfen:

a) Die ältere des Ptolemäus am rechten Donauufer.

b) Die entferntere der Peutinger'schen Tafel auf dem linken Ufer der Donau, welche über die schwäbische Alp läuft, und der wir bei der *Statio ad Lunam* begegnen.

c) Die Verbindungsstrafse bei Ulm und in der Nähe des linken Donauufers.

Die Ptolemäische Römerstrafse, *a*) führte, von der Iller bis an den Rhein reichend, bei Unterkirchberg über die auf beiden Ufern dieses Flusses wohlbefestigte Römerbrücke auf das linke Ufer der Iller. Nach Unterkirchberg lief diese Strafse von Rifstissen über Stetten, dann durch die Wiblingeschen Waldungen, welche noch eine Menge römischer Grabhügel verwahren, über Unterweiler, wo sich starke Verschanzungen von einem ehemaligen römischen Castrum erhalten haben, die sich bis an die Iller hin fortsetzten. Zahlreiche Monumente, worunter Bildwerke und Münzen, bezeichnen römische Anwesenheit genügend. In Rifstissen vermuthet Hr. *v. Raiser* einen jener unbekannten Römerreste, die Ptolemäus „*sub ipso Danubio flumine*" vorträgt. — Diese Strafse, welche an mehreren Strecken unter der Benennung „der Heerstrafse" bekannt ist, erreicht in ihrer Fortsetzung bei Ober-Wachingen die Grenze des Oberamts Riedlingen; von hier aus läfst sie über Uigendorf, Aderazhofen und bei Offingen am südlichen Fufse des Bussenbergs (mit einem Römerthurm und in dem nahen „Heidenholz" gelegenen Grabhügeln) vorbei gegen Heudorf und zu dem auffallenden Hügel „Rauhen-Leuben" bei Ersdorf (mit Römerthurm), darauf zur Riedmühle und dem „Riedhof" bei Ertingen, wo die Römerstrafse in einer Strecke von 60' wiedergefunden wurde, und gegen „Alt-Mengen" oder „Ennertach" wo auf dem „Ennertacher-Berg" ein dem *Apollo grannus* und den Nymphen geweihter Altar mit einem Merkurbilde aufgefunden worden ist. Die weitere Fortsetzung dieser Strafse ist noch nicht genau genug untersucht. Leichtlen führt ein „Hochgesträfs" bei Engen an, so wie eine Reihe von hohen mit Burgruinen gezierten Spitzbogen, welche bis zum Untersee reicht; jene Strafse lief sodann über Hottingen gegen Tuttlingen, wo sie sich mit einer andern vom Bodensee herkommenden Strafse vereinigte, die bei Weix ebenfalls das „Hochgesträfs" genannt wird, und die dann über Oach und Hohenstetten nach Emmingen ab Eck und Liptingen unter der Benennung „der alten Strafse" heraufzog, dann aber vereint in nordöstlicher Richtung über den Hochgrat an *Worndorf*, Buchheim, Leibertingen, Wildenstein, nach Grünheinstetten fortlief. Der genannte Forscher hat mit Recht darauf aufmerksam gemacht, dafs in der Gegend von Liptingen eine zweite Verbindungsstrafse von Rottweil (*arae flaviae*) über Tuttlingen gesucht werde und dafs die Hauptstrafse an Altheim bei Möskirch, wo eine Markung „der Heer-Strafsen-Oesch" (vgl. *Schmeller's Bayer. Wörterb.* I. S. 123. s. v. *Esch*) heifse, sofort an dem Etter (*ibd.* p. 128. s. v.) von Heudorf bei Möskirch und an Rohndorf vorbei in östlicher Richtung der Ablech nach bis Hipfelberg und Ennertoch fortgelaufen sey. Die Orte Villingen und Rottweil nämlich, wie wir aus den mündlichen Mittheilungen des Hn. Hofr. *Hirt* hinzufügen können, sind ganz nach dem Grundrifs eines römischen Castrums angelegt. An beiden Orten wurden ebenfalls zahlreiche Münzen gefunden und in eine Privatsammlung vereinigt, die zu der bemerkenswerthen Beobachtung führte, dafs keine jener Münzen die Zeit vor Nero und abwärts die der Antonine überschreite.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

August 1835.

ARCHÄOLOGIE.

1) Augsburg, gedruckt b. Reitmayr: *Antiquarische Reise von Augusta nach Viaca mit Excursionen nach Venacomodurum und Coelio-Monte* — — von Dr. *v. Raiser* u. s. w.

2) *Ebendas.*, gedruckt b. Rösl: *Der Oberdonaukreis des Königreichs Baiern unter den Römern* — — von Dr. *v. Raiser* u. s. w.

3) *Ebendas.*, b. Ebendems.: *Beiträge für Kunst und Alterthum im Oberdonaukreis* — — von Dr. *v. Raiser* u. s. w.

(*Fortsetzung von Nr.* 149.)

Der Strafsenlauf auf dem linken Donauufer, ist in seinem Zusammenhang noch nicht sattsam ermittelt. Von Memminger führt einen Strafsenzug von Ober-Vechingen über Luppenhofen bei Munderkingen zur Altenburg bei Obermarchthal auf; bemerkt sodann, dafs zwischen Dietelhofen und Reutlingendorf bis an den Hühnerbühl die „subterrane" Strafse wieder wahrgenommen werde, welche sofort nach Teuzendorf ziehe, wo 2 Schanzen, die sehr an Brükkenköpfe erinnern, und Münzfunde eine römische Donaubrücke vermuthen lassen. Bei dem nahen Zell (i. J. 790 noch *Romanawe* genannt) wurde ein dem Sonnengott geweihter Votivstein gefunden. Weitere Andeutungen von einem Strafsenzug sucht man in dem „Heer-Wege" zwischen Teuzendorf und Grüningen; in den Römerthürmen und Thurmstellen zu Grüningen und Altheim bei Riedlingen; in den Grabhügeln bei Teuzendorf, Heiligkreuzthal und Hundersingen; in den Römerschanzen bei Binswengen und Hundersingen und in den auffallendsten zwischen beiden letztgenannten Orten gelegenen Hügeln, welche in der Umgegend unter den Benennungen „Heineburg" und „Baumburg" bekannt sind, und die von Menschenhänden aufgeworfen zu seyn scheinen. — Baureste, Münzen und andre Funde, Römerthürme und Thurmstätten bezeichnen einen ferneren Strafsenzug von der Altenburg bei Ober-Marchthal und über Berg und Berzach bei Ehingen bis in die Nähe von Ulm und dann über Alpeck und Heidenheim nach Aquileja.

Wir kehren jetzt auf den vorhin verlassenen Strafsenzug zurück. Die Strafse von Phebiani nach Guntia führte östlich in schiefer Richtung über Steinheim am Buchenberg, nach Strafs, wo sie jetzt noch „die Heerstrafse" heifst, dann nach Opferstellen bei Bühl und endlich zwischen Leipheim und Bubesheim nach Günzburg. Bei Strafs lag der Vereinigungspunkt der grofsen Heerstrafse nach Augusta Vindelicorum, welche Guntia gegen die Donau hin zur Seite liegen liefs, mit der von Venaxomodurum kommenden *Via Claudia* und mit der durch das Rotthal gelegten Verbindungsstrafse. Zahlreiche Grabhügel, Münzfunde, Bau- und Lagerreste bezeichnen diesen Strafsenzug, und am nördlichen Ende des Buchenbergs, auf den künstlichen Hügeln des Kreuzbergs bei Ober-Fallheim und des Schlofsbergs zu Bühl sucht man die Stelle eines römischen Wachtthurms, wie ein dergleichen auf dem Schlofsberg zu Leipheim stand.

Günzburg selbst ist an Denkmälern aus jener Zeit, wo es unter den Römern zu einer bedeutenden Blüthe gelangt gewesen zu seyn scheint, sehr reich. Hr. *v. Raiser* hat sich zu wiederholten Malen das grofse Verdienst erworben, dieselben in geordneter Folge zusammenzustellen. Die neuesten Mittheilungen hierüber enthält das zweite Heft seiner Untersuchungen des Ober-Donau-Kreises von S. 17 bis 24. Wir müssen es uns streng versagen auf den Inhalt dieser fleifsigen Zusammenstellung einzugehen und erwähnen nur als in den Zusammenhang unsrer Darstellung gehörig der von ihm beschriebenen Ortsanlage, nach welcher das heutige Günzburg auf dem andern der dort befindlichen Lager erbaut ist, des durch eine Abbildung anschaulich gemachten überaus dauerhaft construirten Strafsenpflasters und des von dem Hn. *v. Raiser* nachgewiesenen Transitus Guntiensis, von dem noch über 100 grofse Quaderstücke in einem tiefen Altwasser der Donau sichtbar sind. Ueber diese Donaubrücke hinweg lief eine Römerstrafse nach der mit dem seltsamen vielleicht corrumpirten Namen „der Mordschlacht" bezeichneten Gegend nach der s. g. „*steinernen Furche*", einem stellenweise noch sichtbaren Rücken einer aus Stein erbauten Römerstrafse, welche durch das Donau-Ried nördlich gelegt und an anderen Orten auch „die Stein" oder „die steinerne Strafse" zubenamt ist. In dieser nördlichen Richtung gelangte man über Riedhausen nach Ober-Stotzingen und dann über Stetten und Lenthal auf die Heerstrafse ad Lunam. Ein zweiter Strafsenarm führte als „Hartweg" in westlicher Richtung aus der Gegend der Mordschlacht nach dem alten Kau über Alpeck und Bernstadt zu der Statio ad Lunam, oder über Heidenheim nach Aquileja (bei Aalen). — Die Strafse auf dem rechten Donauufer setzte sich von Guntia aus, zwischen Reisensburg und Nornheim, Landstrost und Rettenbach in doppelter Richtung

tung entweder gegen Mindel-Altheim oder über Gundremmingen, nach *Pomone* fort, während auf die uns aus dem Obigen bereits bekannte Hauptstrafse nach Augusta weitere Verbindungsstrafsen theils auf den Anhöhen des Günsthals über Deffingen und Kleinböz, theils an Leinheim und Limpach vorbei gegen Wettenhausen liefen. — Die ganze Gegend ist nicht blos reich an verschiedenen römischen Alterthümern, sondern sie wurde durch eine bedeutende Reihe von Verschanzungen und Römerthürmen vertheidigt, unter welchen der alte Burgthurm auf dem Bergschlosse Reisenshausen, in der Nähe grofser Verschanzungen, eine Aussicht auf mehr als hundert Orte gewährt und wegen seiner starken Construction, seiner durchbrochenen Gewölbe und seiner Stufen innerhalb der Mauer merkwürdig ist. Eine von Nornheim nach Landstrost laufende Strafse führt endlich die alte Benennung „der alten Ochsen-Strafse" (von Augustus-Kaiserstrafse?), eine Benennung die im Saalbuch mit der der „Heer-Strafse" vertauscht ist.

Der Strafsenzug von Guntia am rechten Donauufer hatte uns nach *Pomone* geführt. Dieser Ort wurde bisher verschiedentlich, meist nur nach der Entfernung, in welche ihn die Peut. Tafel mit der ebenfalls ungewissen Statio ad Lunam setzt, bestimmt. Letzteren Ort hat *Buchner* mit Wahrscheinlichkeit in dem heutigen *Lonsee* auf der schwäbischen Alp gesucht; sonach wurde es Hn. *v. Raiser* möglich die Lage von Pomone genauer zu bestimmen. Nach ihm bezeichnet Pomone eine gröfsere Ausdehnung von mehreren römischen Lagerstätten, von denen die Burgstellen von *Pom*- oder *Baumgarten* bei Glöll den Kern bildeten. Daran reihen sich sofort die römischen Wohnungen oder Fortifikationen zu Altenbeind, Glöll, Aifslingen, Mönstetten und Dürrlingen und nach Hn. *v. Raisers* Vermuthung hätte Pomone auch die römischen Befestigungen und die Donaubrücke bei Feimingen, den römischen Badeort Lauingen und die Römerburg zu Dillingen, ja vielleicht noch einige der nächsten Römerniederlassungen in sich begriffen. Später, als sich die Römer auf das rechte Donauufer zurückziehen mufsten, waren dann die Fortifikationen von Pomone auf dem rechten Donauufer zu den bei Aifslingen begonnenen Festungswerken des linken Flügels der gegen die Donau unter dem Namen *Parrodum* (Parradum) auf den südlichen Anhöhen des Donauthals ausgesteckten militärischen Linien gezogen und damit ebenso in Verbindung gebracht worden, wie auf dem rechten Flügel dieser strategischen Linie die Veste Drusomagus und ihre Zubehörden. Für diese scharfsinnige und annehmliche Vermuthung hat Hr. *v. Raiser* in den Alterthümern und Befestigungswerken der eben erwähnten Orte zahlreiche Beweise beigebracht, die man auf S. 29—34 der angeführten Schrift zusammengestellt findet.

Das bereits erwähnte *Parradunum* nun erklärt Hr. *v. Raiser* für eine jener festen militärischen Grenzlinien, welche die Römer zu Anfang des fünften Jahrhunderts auf dem rechten Donauufer gezogen hätten, als sie sich über diesen Flufs von dem jenseitigen Ufer desselben zurückgedrängt sahen. Diese Linie lief nach Hn. *v. Raiser* auf der südlichen Hügel-Kette des Donauthals in einer über sechs Stunden langen Linie von *Aifslingen* bis *Dreisheim*. Er sieht sie in dem grofsen Castrum bei dem zuerst genannten Ort, in der an römischen Befestigungen reichen Hügelanhöhe bei Eppisburg, in einer grofsen auf der Anhöhe westlich von Binswangen *gelegenen* römischen Doppelschanze, in der Stätte eines römischen Wachtthurms auf der westlichen Anhöhe *bei* Westingen, in dem grofsen römischen Castrum bei Ober- und Unter-Thürheim, in der Stätte eines römischen Wacht- und Signalthurms auf dem Berge oberhalb Lauterbach und in mehreren Grabhügelgruppen an derselben bezeichnet. Die römische Verbindungsstrafse nach Drusomagus führte sodann in dieser Linie noch an Butterwiesen, Ehingen und Allmannshofen vorbei, welchen Strafsenzug zwei Grabhügelgruppen und Münzfunde in der Nähe der genannten Orte andeuten. — In Druisheim das alte *Drusomagus* zu vermuthen hält man sich theils schon durch des Namens Anklang, theils durch die Auffindung zahlreicher römischer Alterthümer für berechtigt. Dazu hat man auch noch aufserhalb der Burg und gegen die Donau hin drei gröfsere und kleinere Römerschanzen wahrgenommen. Gegen die äufserst gelegene dieser Schanzen zog die von Mertingen südlich auf Dreisheim laufende Strafse, welche die heutige Landstrafse von Augsburg nach Donauwörth durchschnitt. Die durch das Ried gegen den Lech getriebene Römerstrafse, welche in der Richtung zwischen Oberndorf und Münster am Lech, vermittelst einer Römerbrücke über diesen *Flufs* führte, soll noch wohl zu erkennen seyn *und ist* auch auf der Steuer-Cataster-Karte bemerkt.

Die Thürme und Befestigungen bei Wartingen, bei Hettlingen, bei Osterbuch, auf der Burg Villenbach, auf dem „Wacht-Berge" bei Emmersacker, auf dem hohen Berge oberhalb dem Markte Welden, der Welpenberg oder die Welpenburg bei Alten-Münster, das Castrum im Staatswalde „Jägershau", die Burgstelle zu Reutern, die Schneeburg in dem Cammeralwalde Kreuzer gegen Bonstetten, von wo aus man das Laugnethal bis Adelsried übersieht, und „die alte Burg" in der Staatswaldung „Stählebrg" bei Wörleschweng lassen eine Verbindungsstrafse in dem Zusamm- und Laugnethal mit mehreren Ramifikationen annehmen, welche endlich bei der Römerburg Wolfsberg auf die grofse röm. Heerstrafse von Guntia nach Augusta traf.

Die Untersuchungen des Hn. *v. Raiser* führen jetzt nach Anleitung der Peutingerschen Tafel von *Pomone* auf das jenseitige Donauufer in gerader Richtung nördlich nach *Opie* (bei Popfingen). Die Verbindungsstrafse nach diesem Orte hin ist in der Umgegend unter der Benennung das „Franken-Strafsel" allgemein bekannt und wird, aus Kalkstein erbaut, fast überall, wo der Feldbau dieselbe nicht zer-

zerstört hat, noch wahrgenommen. Sie hat eine Höhe von 1—3′ und die gewöhnliche Breite von 8′. Ihre Konstruction aus Kalksteinen mag Veranlassung zu der Benennung der „steinernen Strafse" gegeben haben. Selten berührt ihr Zug einen Ort, so dafs diese jünger seyn müssen als jene Strafse. Nach den Angaben des Schullehrers Geifsler in Wittislingen lief sie von Feimingen an Frauen-Riedhausen und Wittislingen vorbei über das Flüfschen Egge gegen Ziertheim, wo sie rechts über die Höhe des Sandbergs zog und dann theils unter der dortigen Vicinalstrafse, theils als Grundlage derselben die Flurmarkungen von Ziertheim, Dettenhausen und Reifsingen bis in die Wiesen in den s. g. Pfaffenloche durchzog. Zwischen Trugenhofen, Schrezheim und Duestellingen erscheint sie wieder als Heerstrafse, indem sie den Römerthurm zu Katzenstein links läfst, zieht sich hierauf bei Frickingen eine halbe Stunde von Katzenstein etwas nordwestlich und erreicht endlich, in der Richtung gegen Ummenheim und Dehlingen, Popfingen; während eine zweite von Katzenstein und Frickingen nördlich ausgelaufene Verbindungsstrafse über Köfsingen, zur Altenburg (auch „die alte Burg" genannt) bei Utz-Memmingen und dem nach Geldburgshausen einleitete. — Diese ganze Donaugegend ist übrigens reich an mannigfaltigen Alterthümern, unter denen sich mehrere Votivmonumente und ein bei Ober-Bächingen gefundener schlafender Amor auszeichnen. Die Höhen der Umgegend waren meist durch Römerthürme gesichert, von denen mehrere bei den obgenannten Orten aufgeführt werden.

Eine *zweite* Römerstrafse, welche von *Pomone* auslief, führte nordwestlich nach Heidenheim und dann nach *Aquileja* (bei Aalen). Nach Hn. Wurzers Beschreibung folgte sie von *Feimingen* aus zuerst eine kleine Stunde der Landstrafse von Dillingen nach Günzburg, welche sie dann westlich laufend verläfst und in einer geraden Linie ihre nordwestliche Richtung Feldeinwärts durch die Fluren von Feimingen und Gundelfingen, zuerst als Feldweg, dann bald überackert, bald als Flurgrenze zwischen den Flurmarkungen von Gundelfingen und Veit-Riedhausen nimmt. Auch hier erscheint sie unter der Benennung des „Stein-Sträfsle", sowie ihre Stratur aus Kalksteinen überall sichtbar ist, und geht sofort über den von Gundelfingen nach Haunsheim führenden Feldweg, indem sie den Schafhof hügelaufwärts westlich liegen läfst. Von hier an zieht sie durch einen Wald („Rummelhau" und „Vetter-Bauern-Holz") wieder abwärts gegen den Thalweg zwischen Berg-Reihen, überschreitet denselben und geht durch das „*Steinberg-Holz*", wo sie besonders sichtbar ist, durch den herrschaftlich Haunsheimschen Wald „Asang", hierauf durch den „hinteren Brand" an der etwas östlich liegenden Römerschanze vorbei, dann durch die Waldung wiederabwärts gegen das Bachhaglerfeld, worauf sie die Waldungen verläfst und die Grenze zwischen den Sachsenhauser und Bachhagler Fluren, und somit die Territorialgrenze zwischen Baiern und Würtemberg bildet. Sie zieht hierauf wieder auf die Höhe, läfst das Brenzthal mit der Stadt Giengen und den nahen Ort Hohen-Memmingen westlich liegen, tritt hierauf wieder in die Waldungen ein, läfst im „Spiefs-Walde" den Schrattenhof östlich, und erreicht, ganz nahe an dem Spiefshof und dann an dem Henhof bei Oggenhausen vorbeiziehend die Stadt Heidenheim, von wo aus sie in Verbindung mit einer Zweiten von Lonsee eintreffenden Römerstrafse auf einem noch näher zu ermittelnden Zuge nach *Aalen* läuft. — Wir haben die Specialangaben dieser sorgfältigen Beschreibungen um so lieber ausgehoben, als es uns wünschenswerth erscheinen mufs, dafs weitere Forschungen in der zunächst gelegenen Umgebung sich einer gleichen Sorgfalt in Ermittelung der Details befleifsigen, indem diese solchen Untersuchungen allein Reiz und reellen Nutzen verschaffen können. Münzenfunde und Grabhügelgruppen gewähren dann, wie hier, bestätigende Beweise, sowie die Thurmstätten der Burg Helen- oder Helunstein und das erwähnte Lager in dem Unter-Bächinger Gemeindeholz einen immerhin flüchtigen Blick in das römische Strafsenbefestigungssytem gewähren.

Eine *dritte* Römerstrafse führte aus der Donaugegend von *Pomone* zu der *Statio ad Lunam* (bei Lonsee auf der schwäbischen Alp). Sie zog aus der Gegend von Feimingen und Lauingen westlich an Echenbronn vorbei nach Gundelfingen, dann auf die Anhöhen bei Suntheim, Brenz und Bergenweiler, wo die Lontel in die Brenz fliefst. Sie läuft hierauf dem Lontelthale und dem Flüfschen Lontel aufwärts, an Stotzingen und Stettingen vorbei und dann in einer geraden westlichen Richtung gegen Westerstetten und Lonsee, wo bei Urspring die Lontel entspringt, nach welchem Flüfschen Hr. v. Raiser die Statio „ad Lunam" benannt glaubt. Die an diesem Zug gelegenen Orte haben Urnen, Münzen und ein Inschriftmonument geliefert und in der bei Brenz gelegenen Burgstelle von Suntheim, in der Güssenburg bei Hermaringen, sowie in einigen nahen am Lon- und Brenz-Thale in einer Gruppe beisammen gelegenen ehemaligen Ritterburgen vermuthet man römische Thurmstätten.

Der Verdienste des Hn. Buchner um die Bestimmung der Statio ad Lunam auf Lonsee haben wir bereits gedacht. Derselbe Forscher hat uns das Lager, den aus Quadern erbauten Thurm und sonstige Befestigungen der Umgebung dieses Ortes beschrieben. Die nächsten Stationen der Tafel, welche sie unter Clarenna und Grinnarione aufführt, haben bis jetzt nicht auf gleiche Weise ermittelt werden können. Ebenso können die Strafsen von diesen Orten her nur nach Vermuthungen angesetzt werden. Die Conjecturen, welche Hr. *v. Raiser* in dieser Beziehung vorgebracht, wollen wir hier, so scharfsinnig sie immer seyn mögen, nicht wiederholen. Für eine römische Verbindungsstrafse, welche von der Statio ad

ad Lunam nördlich auslaufend bei Gmünd die grofse Römerstrafse, die von Canstadt nach Aalen zog, erreichte, bringt Prof. Buchner und Sailer aufser Münzenfunden und einer Reihe römischer und mittelalterlicher Burgstellen auf dieser Linie als Beleg vor: die *Geifslinger Steig*, welche als ein grofsartiges römisches Bauwerk eine halbe Stunde lang durch Felsen gehauen seyn soll und eine durch Wälle und römische Münzen bezeichnete *römische Schanze* bei dem Schirndorf unfern von Gmünd.

Aalen liegt schon in der Nähe des unter dem Namen der Teufelsmauer bekannten Grenzwalls, den wir hauptsächlich durch Buchners rühmliche Forschungen näher kennen. Das alte Aquileja mag mehrere Lagerstätten unter sich begriffen haben, die zum Theil an jener Befestigungslinie lagen. Für den Hauptort hält Buchner die ehemalige kleine Reichstadt Aalen, deren Grundanlage ein 1000 Fufs langes und 500 Fufs breites Quadrat, nach Form der römischen Lager bildet. Römische Anwesenheit bezeichnen an diesem Ort grofse gekropfte Quadersteine, Spuren eines römischen Bades, Münzen und Urnenfragmente. Daran reiht sich die grofse Lagerstätte, bei dem Weiler Buch, eine Viertelstunde südlich von der Teufelsmauer; ferner die Lager- und Befestigungsreste längs den „alten Bächen", zu Ober-Alfingen, bei Hüttlingen, die „Burstel" an der Chaussée nach Aalen und die Grabhügel bei Schwebsberg und Pfahlheim.

Von Aquileja führte nach der Peut. Tafel eine Strafsenverbindung nach *Opie*. Die beigefügte Entfernung läfst uns diesen Ort östlich von Aalen bei der Römerstätte auf dem „hohen *Ipf*" bei Popfingen am Riefs suchen. Hier bildeten zwei kegelförmig gestaltete hohe Berge, von denen der *hohe Kipf* oder *Ipf* der nördliche und der gegenübergelegene steile *Flochberg* der südliche ist, den genannten Römerort. Die Spitze des hohen Ipfs haben die Römer geebnet, und mit einem wohlverschanzten Lager und Wachtthurm befestigt, mit welchen spurweise vorhandenen Befestigungen diefs römische Castrum auf dem Flochberg und vielleicht auch „die alte Burg" in Verbindung standen. Die Stätten von Römercastellen und Thürmen zu Kapfenburg bei Lauchheim und zu Röttingen in der Nähe von Baldern, sowie der „Hartweg" und römische Münzen bezeichnen den Strafsenzug nach dem abgehandelten Ort.

Die Castra *Septimiaca* setzt der Hr. *v. Raiser* an die *Sechtach*, welche bei Dannhausen entspringt und sich bei Nördlingen in die Egger ergiefst. Sie bildeten eine Befestigungslinie, welche unfern von Opie nördlich begann und zu Eck bei Mönchsroth an der Wörniz endete: damit stimmt die Angabe der Entfernung, welche die Peut. Tafel liefert. Die hier verzeichnete Entfernungslinie scheint nach den Lagern von Walpheim, Schmidheim und Nordhausen hin vom hohen Ipf aus gemessen zu seyn. Der höchste Punkt des Riefses, das Bergschlofs Baldern, von welchem aus man das ganze Riefs in einem Umkreis von 6 Meilen übersieht und über 200 Ortsthürme zählt, war der vornehmste Punkt unter den das Sechtachthal beherrschenden Anhöhen; daselbst finden sich Spuren von ausgedehnten Wällen und römischen Befestigungen, sowie Münzen römische Anwesenheit bekunden. Oestlich von Baldern bei Izlingen an der Sechtach liegt eine viereckige, wahrscheinlich römische Schanze mit einigen uneröffneten Grabhügeln. An demselben Flusse liegen östlich und westlich von Unter-Schmidheim auf der Anhöhe gegen Nordhausen und auf der Heide gegen Walpheim eine gröfsere und eine kleinere Schanze, welche die viereckige Anlage als römisch bezeichnet. Zu dem östlichen Castrum oberhalb Nordhausen zieht zwischen Nordhausen und Schmidheim eine als „Hochstrafse" bekannte Römerstrafse. Diese kommt von Goldburghausen und südlich weiter gegen die Donau von der alten Burg und von Katzenstein her, läuft dem Kloster Kirchheim, an Dirgenheim und Wessingen vorbei und setzt sich dann nach Dannhausen und Eck zu dem Grenzwall fort. Das Feld um das andere Castell wird „der Casten" genannt, durch welche Benennung man das lateinische *Castellum* durchschimmern zu sehen meint. Ein westlich von Dannhausen gegen Stillnau und Sechtachdorf mitten in den Aderfeldern von Steinen erbauten Hügel von bedeutender Höhe, dessen Grundanlage quadratförmig (die Länge jeder Seite beträgt 200 Fufs) ist und der den Namen der „Burstel" (Burgstelle) trägt, sowie die Grabhügel in seiner Nähe und die vier grofsen auf der Schneidheimer Huth gegen Dannhausen und Walpheim scheinen zu den Zeugnissen römischer Anwesenheit gezählt werden zu müssen.

Die Castra *Losodica* liegen nach Hr. *v. Raiser* im Riefs und reichen bis an die Wörniz. Der südliche Lauf dieses Flusses trennt sie von den auf dem linken Ufer gelegenen Castris Medianis. Die Entfernungsangabe der Peut. Tafel läfst den Hauptbestandtheil dieser Lagerstätten in der Gegend von Allerheim und Grofs-Sorheim vermuthen. Die ebenfalls an Römermalen reiche Riefsgegend zwischen Meihingen, Hoch-Altingen und Hausen liegt den Castris Septimianis nach den Angaben der Tafel zu nahe. — Die Umgegend dieser genannten Orte ist an Zeugnissen römischer Anwesenheit, als an Baurestea, Grabhügeln, Münzen und sogar einer Inschrift, besonders reich. Bei Grofs-Sorheim trifft man auf die Anlage eines römischen Castrums auf einer runden Anhöhe, ebenso bei Hoch-Altingen; auf der Burgstelle bei Allerheim stand ein römisches Monopyrgium mit weiter Aussicht und der Burghügel zu Wallenstein ist ebenfalls die Stätte eines römischen Wachtthurms wiederum mit weiter Aussicht im Riefs.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

August 1835.

ARCHÄOLOGIE.

1) Augsburg, gedruckt b. Reitmayr: *Antiquarische Reise von Augusta nach Viaca mit Excursionen nach Venacomodurum und Coelio-Monte* — — von Dr. *v. Raiser* u. s. w.

2) *Ebendas.*, gedruckt b. Rösl: *Der Oberdonaukreis des Königreichs Baiern unter dem Römern* — — von Dr. *v. Raiser* u. s. w.

3) *Ebendas.*, b. Ebendems.: *Beiträge für Kunst und Alterthum im Oberdonaukreis* — — von Dr. *v. Raiser* u. s. w.

(*Fortsetzung von Nr.* 150.)

Mehr Schwierigkeit macht die Vertheilung der Distanzen der Tafel auf die *Castra Mediana*, auf *Iciniacum*, auf die *Castra Biriciana* und die *Castra Vetoniana*. Herr von Raiser setzt die *Castra Mediana* in die an römischen Alterthümern reiche Gegend von *Spielberg* und *Gnozheim* bis *Treuchtlingen*; die mannichfachen Strafsenzüge, welche sich in dieser Gegend mehrfach durchkreuzen, sind uns nicht individuell anschaulich geworden. Wir müssen den Leser an die zahlreichen Mittheilungen des Hrn. *v R.* selbst verweisen, ob er sie besser zu nutzen weifs, als wir es von uns rühmen dürfen. Natürlich fanden zwischen allen hier befindlichen Römerstätten Verbindungen Statt; nicht mehr als dies zu wissen, bedarf es nur der Angabe jener Orte. Will man weiteren Mittheilungen Reiz und Interesse leihen, so mufs vor allem das Unsichere von dem wirklich Ermittelten scharf getrennt und das Ganze zu einer organischen Schilderung verbunden werden; Worte mögen allerdings in den meisten Fällen zu viel oder zu wenig besagen. Uns genügt es auf die römischen Befestigungsreste auf den Anhöhen von Gnozheim und des Spielbergs aufmerksam zu machen und hinzuzufügen, dafs die ganze Gegend umher von den Ueberresten römischer Anwesenheit übersät zu seyn scheint. Die Strafsen sondern sich daher überaus schwer und Hr. *v. R.* sieht sich z. B. nur in Erwägung der Entfernungsangaben genöthigt das an dem rechten Ufer der Altmühl gelegene Dietfurt und die ganze Reihe von Römermalen bis Pappenheim u. s. w. ganz willkürlich den *Castris Biricianis* zuzutheilen.

Mit *Iciniacum* wird man nach *Flotzheim* und dem anliegenden *Itzing* verwiesen, einem ¾ Stunden südlich von Monheim an der Landstrafse von Augsburg nach Nürnberg gelegenen Filialdorfe. Auch die Umgegend dieses Ortes, nördlich über Monheim hinaus bis in das Wittesheimer Holz und über Flotzheim bis Nusbühl und Kreuth, südlich bis gegen Fünfstellen und Mündling und östlich bis Ried, ist voll von römischen Alterthümern. Die Karte des Stadtpfarrers Prugger in Donauwerth, welche höchst zweckmäfsig beigefügt ist, zeigt die Stellen von sechs römischen Castris und Castellen, welche alle in ihrer gewöhnlichen quadratförmigen Anlage noch gröfstentheils sichtbar und mit einfachen oder doppelten Gräben und Wällen umgeben sind. Von den in der Nähe dieses Orts verzeichneten oder vermutheten Römerstrafsen nennen wir vorerst nur die bei Mündling, wo die aus Kalksteinen aufgeführte Römerstrafse noch sichtbar ist, obwohl wir über ihren weiteren Verlauf keine Nachrichten erhalten. Spuren einer Donaubrücke haben sich bei Marxheim in Brückenpfählen mit grofsen eisernen Stiefeln gefunden.

Zu der *Castris Biricianis* rechnet der Hr. *v. R.* alle Römerstätten, welche man in einer von Burgmanshofen und Mauer gerade auslaufenden nördlichen Linie zahlreich bis nach Pappenheim, Dietfurt und Weisenburg findet. Diese Gegend gewährt an Sepuleral- und vorzüglich an Votivmonumenten, an Münzen, Grabhügeln und Bauresten mehrfache Ausbeute; die Umgegend von Emezheim namentlich war besonders ergiebig, unter andern wurde daselbst die Grundanlage eines römischen Tempels aufgedeckt, indem man in gleichen Entfernungen auf zwei Säulenpostamente zu der Vorhalle, auf eine mit grofsen Ziegelplatten belegte Strecke dieses Vestibuls, auf die in einem rechten Winkel zusammengelaufenen Mauern des Tempels und auf eine mit Quadern bepflasterte Strecke im Innern desselben trat. Ein langer Strafsenzug, welchen Hr. *v. R.* nach dem Grenzwall verzeichnet, scheint nur bei Gehren als Römerstrafse sichtbar zu seyn, obwohl eine ganze Reihe von Römermalen denselben andeuten mögen.

Die vielfach besprochenen *Castra Vetoniana* der Peutingerschen Tafeln sucht Hr. *v. R.* in der an Römermalen überaus reichen Gegend von *Nassenfels*, Attenfeld, Ickstätten, Unterstall, Irshofen, Wolkertshofen, Irgertsheim und Dünzlau. Die besonders häufige Ausbeute an beschriebenen Grab- und Votivmonumenten, an Bildwerken, Münzen und andern Anticaglien, sowie die Befestigungen der Burg an diesem Ort machen die Annahme zulässig, dafs in *Nassenfels* das Prätorium oder der Kern dieser Lagerstätten gewesen sey. Nicht weniger ergiebig an ähnlichen Ueberresten sind die bereits oben genann-

nannten Orte der Umgegend. Dennoch machen die Strafsenzüge Schwierigkeit: der von den *Castris Biricianis* bei Mauer nach Nassenfels ist noch nicht hinlänglich ermittelt. Ein bei dem zur Ruralgemeinde Bergen gehöriger Einödhof Ickstätten gefundener mit Inschrift versehener römischer Meilenstein des *Septimius Severus* und seiner beiden Söhne *Caracalla* und *Geta*, v. J. 202. scheint die einzige Andeutung eines Strafsenzugs in gerader Richtung über diesen Ort hin zu seyn. Aufserdem sind vier Römerstrafsen bekannt, welche von Nassenfels ausliefen und durch nachstehende Orte ihrem Zuge nach bezeichnet sind: a) in einer schiefen südwestlichen Richtung auf Attenfeld (mit einem hier vermutheten römischen Wachtthurm), am Ickstätter Hof (wo sich diese Strafse mit jener von Mauer angenommenen vereinigt hätte) und der neuen Colonie Gietlholz vorbei, durch die römischen Grabhügel zwischen dem Forsthof und dem Orte Riedersheim bis zum Antonsberge bei Stepperg, wo ein Donauübergang befindlich war; b) die Schritt für Schritt bekannte nördlich laufende Strafse von Nassenfels über Mökkenlohe zur Ziegelhütte bei Pietenfeld und dann zum römischen Castrum bei Pfünz; c) die östlich an Wolkertshofen (mit Devotionsmonument für *Septimius Severus* und seine beide Söhne), Buxheim, Geimärsheim und Etting vorbei nach Kösching (*Germanicum*) gezogene Heerstrafse; d) die Verbindungsstrafse, welche an Meilenhofen und Biesenhard vorbei durch den Wittmös-Wald nach Dollnstein an der Altmühl zog. — Nach den andern als zu den *Castris Vetonianis* gehörigen oben genannten Orten, von Unterstall nach Ickstätten, nach Irshofen, nach Irgertsheim und Dünzlau (an jedem dieser Orte wurden, meist epigraphische, Römermonumente gefunden) und nach Egweil fanden natürliche Verbindungsstrafsen statt.

Das auf der südlichen Anhöhe von *Pfünz* gelegene gröfsere römische Castrum, wobei ein Tempel mit einem Schöpfbrunnen, mehrere Römerwohnungen aufserhalb des Castrums, die man im J. 1809 ausgegraben und einige Grabhügelgruppen, möchte Hr. *v. R.* wegen der gröfsern Entfernung nicht zu den *Castris Vetonianis* gerechnet wissen. Nach einer daselbst gefundenen Votivinschrift, welche die merkwürdigen Worte *Sedato Sacrum* eröffnen, hat er diese Römeranlage unter der sonderbaren Benennung *Sedatum* aufgeführt, und will es wahrscheinlicher finden, dafs hier ein Vorposten als Zubehör zu der nahen Römerstation *Germanicum* gesucht werden dürfe. Nach letzterm Orte führte von Pfünz aus eine Strafse, welche unter der Benennung „der Saustrafse" bekannt ist. Der nähere Verlauf derselben in Vereinigung mit der „Schaafstrafse" ist uns aus Hrn. *v. Rs.* Mittheilungen nicht klar geworden. Die Lager von *Germanicum* erreichte sie bei dem schon hierzu gehörigen Hepperg. Die bei diesem Orte gelegene „alte Burg" mit einem längst verschwundenen Thurm aus einem in seiner Anlage noch sichtbaren Castrum, so wie der durch seine Monumente und Befestigungswerke lange schon bekannte Markt *Kösching* bildeten das auf diesem Strafsenzug verzeichnete *Germanicum*.

Von Kösching läuft die Römerstrafse in einer geraden Linie an dem Weiler Strafshausen vorbei nach dem gerade in der Mitte zwischen *Germanicum* und *Celeusum* gelegenen Orte Theising, worauf sie als eigentliche Fahrstrafse (in einer Breite von 8 Schritt, die Trottoirs zu beiden Seiten mit eingerechnet von 11 Schritt) schnurgerade über die Anhöhe bei Harlanden, nach Ettling dem westlichsten Punkt von *Celeusum* läuft, und dann das in zahlreichen Bauresten noch vorhandene römische Castrum „auf der Biba" bei *Pförring* erreicht. Diesen Ort erklärt Hr. *v. R.* für das *Oppidum* von *Celeusum*, worauf er die durch Wälle gesicherte Anlage dieses Ortes bezieht. Die in diesen Orten entdeckten Denkmäler römischer Anwesenheit sind wiederum meistens Münzen und epigraphische Monumente.

Bei den *Castris Abusenis*, zu denen uns ein Donauübergang, der bei *Jersing* und *Sittling* stark befestigt gewesen zu seyn scheint, auf das rechte Flufsufer leitet, hat Hr. *v. R.* die Beschreibung, welche Hr. *Buchner* in dem *dritten* Hefte seiner Reisen auf der Teufelsmauer giebt, wörtlich zu Grunde gelegt. Des Zusammenhanges wegen heben wir die von ihm gegebene Bestimmung dieser Lagerstätten gleich hier aus: sie beginnen nach ihm südlich bei der Abensbrücke zu Siegenburg und weiter aufwärts bei Neukirchen und ziehen westlich in den Forst Dürrebuch; die hier gelegenen starken Verschanzungen decken den Flufsübergang und feindliche Angriffe von Nord-Ost. Auf den Anhöhen von Allersdorf, ¼ Stunde südlich von Abensberg erscheint eine zweite Abtheilung dieser Befestigungen. Die quadratförmige Hauptbefestigung weiter *abwärts* an der Donau bei *Eining* läfst Hr. *B.* das Prätorium dieser Lagerstätten an diesem Orte suchen. Als dazu gehörig müssen endlich noch die 30 noch uneröffneten römischen Grabhügel gegen Alt-Dürrebuch und in der Gegend Welschenbach aufgeführt werden. Auch diese Gegend haben epigraphische Denkmäler, Münzen und andere Anticaglien, so wie Baureste geliefert. Von den auf diesen Ort gelegenen Strafsen führt eine bei Sittling über die Donau, dann nördlich gegen die Verschanzungen von Arnsding, gegen Laimerstadt (Laimerstorf?) und zur Teufelsmauer bei Hagenhüll und Altmannstein; eine andere zog als „Saustrafse" in vasenförmiger Erhöhung westlich durch die „Long-Wiese", durch die Feldgegenden „Sichelsbaind" und „die Fuchslöcher", an Birkenbrunn vorbei nach der Anhöhe des „Tafel-Baums", weiter auf die Höhe „des Lippen-Holzes", durch den Vorsaum des „Manhinger Gemeindehölzchens", und abwärts über den Tettenbach, wo Redenbecher an einem östlich gelegenen Erdabrisse die ganze Stratur der Römerstrafse mit ihrer Pflastereinfassung deutlich beobachtete. Hierauf soll sie, an Manhing und Forchheim vorbeilaufend, die heutige von Neustadt über Beilagries und Neumarkt gelegte

legte mündungerischen Stationen erreichen und nachdem sie dieselbe durchkreuzt wiederum auf das große römische Lager „auf die Biha" bei Pförring führen. Der letzte Theil der Straße ist wohl etwas zu flüchtig und verwirrt beschrieben.

Von Abensberg folgt die Römerstraße als „*Oysen*" („Augustus") Straße der östlichen Richtung gegen Langquaid, Eggmühl, Heidenkofen nach den *Castris Augustanis*, welche an der großen und kleinen Laben mit Kay und Alburg bei Straubing reichten. Die Verbindung nach *Reginum* vermuthet Hr. v. *R.* sodann in nördlicher Richtung in der Gegend von Langquaid und Laiberndorf, wie eine die Straße beschützende Schanze bei Unter-Laiberndorf (das s. g. G'schößl im Ober-Geisbetholz), die seitwärts von Abbach am Wege nach Saalhaupt gelegenen römischen Grabhügel, drei epigraphische Monumente zu Abbach, die Stätte eines Monopyrgiums zu Hohen-Gebraching mit Antiquitätenfunden und die Ausgrabungen bei Kumpf-Mühl diesen Straßenzug bezeichnen. Regensburg selbst ist reich an römischen Monumenten, die zahlreiche vaterländische Schriftsteller zu wiederholten Malen bezeichnet und besprochen haben. Die epigraphischen Denkmäler berühren mehrmal die Regierung der Gordiane und liefern die Angaben der strategischen Besetzung dieses Römerorts. Ein Straßenzug, welchen man zur directen Verbindung von *Reginum* mit *Augusta Vindelicorum* vermuthet hat, ist bis jetzt noch nicht eruirt. Als Andeutungen einer solchen Straßenverbindung verdient vor allen die bei dem Kloster Indersdorf oder Unterdorf vorbeilaufende Römerstraße, welche 1½ Fuß über der Erdoberfläche erhaben, von dem nächsten Wäldchen bei Indersdorf über den Weiler Häusern zieht und bis Biberach noch wohl zu erkennen ist, aufgezeichnet zu werden. Daran reihen sich die Nachrichten von Holzstraßen oder Hochwegen, welche sich von Doting über Laimaring und Kümmertshofen, Rieden, gegen Tödenried und Uebelmanna zogen und sich daselbst mit einer andern Römerstraße vereinten, die von Burg-Adelshausen gegen Altomünster und gegen Pipins-Ried gelaufen ist; ferner die forstamtlichen Berichte, daß von der viereckigten Römerschanze bei Holzburg, „die alte Burg" genannt, in der Nähe von Bachern, eine durch Grabhügel bis nach Euensburg bezeichnete Römerstraße, und daß daselbst in dem „Sack" unfern von dem Burgstal Burg-Adelshausen wieder ein römisches, mit Gräben und Wällen umgebenes Castrum wahrgenommen werde. Dann möchten endlich noch die kleineren Schanzen und Fortifikationen von Sigmarshausen, Frauenhofen, Arnzell und Peterszell, die Ruinen von Rottenburg, die Gräben und Wälle auf dem Schloßberg bei Echoltsbach, die Schanze westlich von Bayerbach, die Grabhügel von Greising, die Schanzen und Grabhügel bei Hofdorf, die Stätte eines römischen Wachtthurms auf dem Castell- oder St. Castolusberg bei Fahlenbach, die Stätte eines römischen Tempels zu Grosselhausen, ein römisches Castrum auf dem Berge zu Rohrmühlhausen und ähnliche Spuren römischer Anwesenheit, allerdings auch in Sprache kommen.

Bevor wir jenen langen Strich von Befestigungen verlassen, welche inzwischen uns die Angaben der Peutingerischen Tafel und die übrigen zahlreichen Denkmäler römischer Anwesenheit in gegenwärtigen Untersuchungen geführt haben, sey es uns vergönnt einige Bemerkungen beizufügen. Die Teufelsmauer, auch Pfahlgraben, Pfalhecken, Pfalrain, Pfalranken, oder bloß Pfal, (vgl. *Schmellers* lesenswerthe Mittheilungen im Bayer. Wörterbuch. Bd. I. p. 308. s. v. *Pfal*) genannt, ist der Gegenstand wiederholter Forschungen gewesen. Die Bemühungen Buchners und Dr. A. Mayers dürfen als bekannt vorausgesetzt werden. Ein interessanter Artikel des Hrn. Ritter Kölle: *Sulle antichità romane trovata in Svevia, Annali dell' Instituto di Corrispondenza archeologica per l'anno 1829. p. 214*, liefert auf die Forschungen seiner Vorgänger hin manche geistreiche Andeutungen, die bei dereinstiger Begründung sehr werthvoll erscheinen dürften. Hr. v. *Raiser* spricht ebenfalls aus den Berichten und Ermittelungen seiner Vorgänger von diesem immensen Befestigungswerk. Er thut ganz recht daran, als Regel festzustellen, daß über diesen Limes hinaus kein Römerort der Peutingerschen Tafel zu suchen sey. Nur möchten wir diesen Grundsatz nicht so verstanden wissen, als ob die Römer überhaupt diese Grenzlinie nie überschritten hätten. Im Gegentheil, wie wir gesehen haben, daß sie späterhin auch diese Befestigungslinie nicht haben halten können und dem Andrange der deutschen Völker in den südlicher gelegenen Donaulanden neue Bollwerke entgegensetzen mußten; eben so ließe sich wohl behaupten, daß sie sich hinter diesem Pfalgraben *zurück*gezogen haben, nicht daß sie ihren eigenen Expeditionen durch denselben eine Grenze gesetzt hätten. Letzteres läßt sich um so weniger annehmen, als sich zum Beispiel an den Befestigungen der Burg bei *Nürnberg* nach den mündlichen Versicherungen des sachkundigen Hrn. Hofrath *Hirt* römische Bauart nachweisen läßt. Daß sie in flüchtigen Zügen noch weiter vorgedrungen seyen, ließe sich übrigens nicht blos aus schriftlichen Zeugnissen, sondern selbst z. B. durch römische Waffenstücke und Münzen, die man an mehreren Orten in Thüringen, namentlich des Herzogthums Gotha gefunden hat, wahrscheinlich machen.

Wir kehren auf die Straße von *Abusina* nach *Vallatum* zurück. Diese lief als „Oysen" oder „Augustus"- auch „Kaiserstraße" von Abensberg über Mauer bei Neustadt gegen Münchsmünster, dann nach Ilmendorf und Ernsgaden nach Manching. Hier wird nach Buchner und Großegger in der von der Peuting. Tafel für *Vallatum* angesetzten Entfernung von *Arusena* und *Summontorium* ein großer in seiner zirkelförmigen Circumvallation eine deutsche Meile, im Durchschnitt aber eine halbe Stunde betragender Wall beobachtet, von dem Buchner eine nähere Beschreibung geliefert hat. Hier möchte also der Römerort *Vallatum* zu suchen seyn.

Der

Der weitere Zug der Römerstrafse ging von Manching gegen Oberstimm, dann an Hagau vorbei nach *Weihering*, wo ein Burghügel mit römischen Befestigungen, hierauf in einer geraden Linie nach dem ebenfalls befestigten *Bruk*, wo die Strafse im Ober- und Unterforst in der Richtung nach dem obenerwähnten Burghügel als ein geradliniger Erdstrich, an welchem ein Viereck (75' im Quadrat) mit Wällen gelegen, wieder beobachtet wird, und endlich nach *Feldkirchen*, wo die Berglinie von *ripa prima* nach Hrn. v. *R.* begann. In dem „Zeller-Eichet", einem eine Viertel Stunde von Zell westlich gelegenen Wäldchen wird die Römerstrafse noch einmal 2 Fufs hoch über der Erde sichtbar, worauf sich in den cultivirten Gemeindegründen der Stadt Neuburg jede Spur der Römerstrafse verliert. Münzen und Anticaglien, welche in der Nähe von Feldkirchen bei Neuburg gefunden worden sind, lassen ihren Zug nach diesem Ort hin vermuthen. Zu Feldkirchen und zu Neuburg hat man das *Summontorium* des Itinerars gesucht. Hr. v. *Raiser* nimmt vorerst ganz mit Recht das *Summontorium* des Itinerars und das *Submonterium* der *Notitia* für gleich bedeutend. Später jedoch, nimmt er weiter an, als die Römer von den Deutschen wieder auf das rechte Donauufer zurückgedrängt worden, habe diese Römerstation eine weitere Ausdehnung erhalten und sey namentlich durch die Burgen und Castra in der Uferlinie von Neuburg, Altenburg, Kaiserburg und auf dem diesseitigen Stepperg unter der früher nicht vorkommenden Benennung *Ripa prima* augmentirt worden. Diese Römerstation macht Schwierigkeit, Hr. v. *R.* möchte sie nicht für identisch oder als untrennbar mit dem *Summontorium* der *Notitia* zusammenhängend genommen wissen. Der gewichtigste Grund für diese Trennung scheint der zu seyn, dafs die *Castra depicta* bei *Pancirola*, beide Orte als *zwei* römische Burgen abbilden. Nach den Entfernungsangaben des Itinerars von Manching (etwas mehr als 6 Stunden) und von Augsburg (8 Stunden) werden wir mit *Summontorium* auf die zweite von *Ripa prima* mehr südlich gelegene Linie mehrerer römischer Lagerstätten auf Anhöhen geführt, welche eine Linie von der westlichen Bergschanze bei Wächtering nach den östlichen Schanzen bei Walde begrenzt, und die die Anhöhen von Beyer-Dilling bis Gempfing und andrerseits der Lorenzberg bei Ehekirchen und St. Wolfgang bei Sinning nach beiden Seiten beschlossen. Fast alle bisher aufgeführte Orte sind an Ueberresten römischer Befestigungen, an Münzen und mehrere an epigraphischen Denkmälern reich. Auch läfst sich die „Oysenstrafse" von Feldkirchen südlich hinter Neuburg bis nach dem Weiler Kreit und der daselbst auf einem Berge gelegenen „Kreiter-Lücke" verfolgen. Hier scheidet sich die Strafse, nach einem wallartigen Erdaufwurf zu urtheilen, unter dem Schutz einer Römerschanze. Ein Strafsenarm führte zur Altenburg; die Heerstrafse aber lief an den „Strafsenweyhern" vorbei zum Höfelhof zwischen Oberhausen und der Altenburg und von da in die „Furch"- oder „Furtgasse", nämlich in ein zwischen Oberhausen und der Donau gelegenes Thal, in welchem zwei Tumuli von ehemaligen „Zollhäusern" und des Höfelhofs Grabhügel sind. In dieser Furtgasse kamen *im J.* 1814 bei Abführung der Erde die Pflastersteine von einer *via strata* und Fragmente von Brunnen und rothen Geschirren zu Tage; auch liegen hier und in dem Walde gegen Stettberg 9 Grabhügel. Von der Furtgasse zieht die Römerstrafse wohl sichtbar nordwestlich an den waldigten Donauanhöhen durch das Gehölz bis gegen den Stettberg, wo sie in den Feldern verschwindet und ihre Vereinigung mit der von den *Castris Vetonianis* über die Donaubrücke bei Stepperg herkommenden andern Römerstrafse nicht auffinden läfst. — Von dem westlichen wie von dem östlichen der die Lagerstätten von *Summontorium* begrenzenden Punkte zogen zwei Römerstrafsen nach *Augusta*. Die westliche hielt nach Hrn. v. *R.* die Höhenlinie des Lechthals bei Thierhaupten, Todenweis, Rehling, Scherneck, Anwalding und Mühlhausen ein, worauf sie sich mit der von Walde herkommenden östlichen bei Affing vereinigt haben mag. Dieser zweite östliche Strafsenzug wird in einer geraden Linie von Walde nach Alt-Gumpenberg bei Pöttmös, Immendorf, Handzell, an Gundelsdorf und Hohenried vorbei verzeichnet, worauf sie über die Anhöhen zwischen Affing und Haueswies, dann nach *Mietering* und gegen Haberskirch lief und, weil keine Römerbrücke bei dem heutigen Dorf Lechhausen stand, wahrscheinlich bei Mergentau auf die Strafse von *ad Ambre* einleitete, mit der sie über die befestigte Lechbrücke oberhalb *Augusta* nach diesem Hauptrömerort hinlief. Natürlich stehen nähere Strafsen-Verbindungen in der Nähe eines so bedeutenden Ortes zu vermuthen, können aber eben nur vermuthet werden, weshalb wir hier die weiteren Mittheilungen abbrechen. — Es wäre noch übrig auf die Bemühungen des Hrn. v. *R.* um die römische Lage und die Alterthümer von Augsburg selbst einzugehen, wenn nicht seine reichen Angaben weitere Erörterungen nöthig machten, zu denen der Raum fehlt, zumal der bei weitem geringere Theil dieser Untersuchungen die topographische Erforschung der Römerstrafsen angehet.

(*Der Beschlufs folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

August 1835.

ARCHAEOLOGIE.

1) Augsburg, gedruckt b. Reitmayr: *Antiquarische Reise von Augusta nach Viaca mit Excursionen nach Venacomodurum und Coelio-Monte* — — von Dr. *v. Raiser* u. s. w.

2) *Ebendas.*, gedruckt b. Rösl: *Der Oberdonaukreis des Königreichs Baiern unter den Römern* — — von Dr. *v. Raiser* u. s. w.

3) *Ebendas.*, b. *Ebendems.*: *Beiträge für Kunst und Alterthum im Oberdonaukreise* — — von Dr. *v. Raiser* u. s. w.

(Beschlufs von Nr. 151.)

Werfen wir einen Blick auf die umfangreichen Arbeiten des Hn. v. Raiser zurück, so wird sich zuerst zeigen, dafs sein Fleifs und seine rühmliche Ausdauer die überall vorhandenen Materialien in ein Archiv zusammengehäuft hat. Auf der andern Seite jedoch ist nicht zu verkennen, dafs der patriotische Provinzialenthusiasmus, den wir in der schönsten Weise stets bei ihm wahrnehmen, ihn zu sehr an kleinliche und vereinzelt dastehende, oft für immer todtliegende Angaben gefesselt hat. Namentlich aber war es durch die Mannigfaltigkeit der Zwecke, welche er verfolgte, unmöglich gemacht die Untersuchungen in der nöthigen Schärfe und mit jener Bestimmtheit zu führen, welche den Resultaten Gewifsheit und volle Glaubwürdigkeit beilegt. Wir haben hier namentlich die Strafsenzüge vor Augen, bei denen vor allen die nur einigermafsen unzuverläfsigen oder gar verdächtigen Angaben, von dem durch topographische Nachforschungen wirklich Ermittelten streng hätten getrennt werden sollen, sowie die unbedeutenderen und Vicinalstrafsen in der Darstellung überall vor den wirklichen militärischen Strafsenzügen der beiden ersten Klassen hätten zurückweichen müssen. So durchkreuzen sich die Notizen zu sehr und erschweren in ihrer nicht immer geschickten Wiederholung das Verständnifs der Sache ganz ungemein, so dafs es uns selbst oft unmöglich geworden ist diese Fehler durch unsere Redaction aus der Darstellung zu entfernen, was um so mehr zu billiger Beurtheilung auffodern mufs, als wir uns von den Hülfsmitteln und von aller Teritorialanschuung gerade während der Ausarbeitung dieser Relationen fern befanden. Diese Strafsensysteme in der Weise zu ergründen, dafs die Charte wenigstens die Verbindungen und mannigfachen Verzweigungen verzeichnete, welche dem Feldherrngeist römischer Anführer, die diese Gegenden befehligten, jeden Augenblick gegenwärtig seyn mufsten, möchte wohl ein schönes und lohnendes Unternehmen heifsen dürfen. Untersuchungen dieser Art sollten aber auf der Erforschung vaterländischer Geschichte wohl erfreulichere und zuverläfsigere Resultate gewähren, als die oft thörichten und abgeschmackten Vermuthungen über die Römerzüge in den deutschen Landen, mit welchen man erst neuerdings einen ganzen starken Band zu einer freilich bändereichen deutschen Geschichte belastet und unerquicklich gemacht hat.

In dieser Beziehung verdienen die unablässigen redlichen Bemühungen eines geschätzten und namhaften Historikers, Hn. Prof. *Buchners* in München, die rühmlichste Erwähnung. Seine früheren Arbeiten über die Teufelsmauer und die dahin fallenden Theile seiner baierischen Geschichte sind sattsam bekannt. In einem dritten Heft seiner *Reisen auf der Teufelsmauer*. München 1831. 8. hat er die Orte längs der Donau und Iller von Passau bis Bregenz neuerlich untersucht. Wir dürfen uns bei Erwähnung dieser gehaltvollen Schrift um so eher der Kürze befleifsigen, als theils der Hr. v. Raiser in den letzten Abtheilungen der oben benutzten Arbeiten dieselbe bereits gründlich berücksichtigt hat, theils aber die Punkte, in welchen Hr. Buchner von jenem Forscher abweicht in einer Recension (Neue Beiträge zur vaterländischen Geschichte, Geographie und Statistik, herausg. von Dr. Andr. Buchner und Dr. Lorenz Ziel. München 1832. Bd. 1. p. 118—128.) beider Schriften hervorgehoben worden sind. Uns genügt es darauf aufmerksam zu machen, dafs der Standpunkt des Hn. Prof. Buchner in den meisten Fällen ein im besseren Sinne historischer zu nennen ist, indem er Massen zu begreifen und die Aussicht zu erweitern bemüht ist. Die Einwendungen, welche man gegen seine Annahmen vorgebracht hat, sind nun in den angeführten *Neuen Beiträgen* u. s. w. p. 233—244 in einem Aufsatz besprochen, welcher den Titel führt: *Erklärung des Professor Dr. A. Buchner an die Freunde der Alterthumskunde, Einwendungen gegen eine an den Grenzwall versetzte römische Heerstrafse betreffend.* An diesem Orte hat er sich eines weitern ausgesprochen und namentlich auf den Unterschied der für *Reisende erbauten Landstrafsen* und der die Grenzfestungen verbindenden *Militärstrafsen* sehr geschickt aufmerksam gemacht. Das Nähere des dort Vorgetrage-

genen verdient bei Hn. Buchner selbst nachgelesen zu werden; in dem Zusammenhang gegenwärtiger Mittheilungen können jene Erörterungen nicht wohl einen Platz finden.

Nicht so gründlich wie über die röm. Alterthümer von Schwaben sind wir über die römischen Straſsenverbindungen die zur Isar und durch das eigentliche Baiern führen, unterrichtet. Die letzten Jahre haben auſser den schätzbaren, aber doch nur flüchtigen Bemerkungen des Hn. Buchner in dem zuletzt erwähnten Artikel, uns nichts über jene Gegenden zugebracht. Dies ist um so bedauerlicher, als es von dem höchsten Interesse seyn müſste, eine genauere und wirklich innere Kenntniſs von den Straſsen- und Befestigungswerken zu erlangen, mit welchen sie sich reiſsende Gebirgsströme und die unzugänglichen Gründe des Hochgebirges zu unterwerfen gewuſst haben.

In dieser Beziehung haben wir eines sehr willkommenen Artikels des Hn. Subrector Mutzl in Landshut zu erwähnen, welcher *über einige Römerstraſsen im Noricum ripense* und *Noricum mediterraneum* *) handelt. Der Vf. sucht zu erweisen, daſs den Römern in den Ländern südlich von der Donau bei weitem mehr Straſsen zu ihren Communicationen gedient hätten, als man gewöhnlich annimmt. Er stellt in dieser Rücksicht als Grundsatz fest, daſs jedem bedeutenden Fluſs eine Straſse gefolgt sey. Demnach verfolgt er von Juvavia aus den Zug der Salzach, an deren rechtem Ufer eine Heerstraſse über Oberalm, wo ein Meilenstein ausgegraben worden ist, nach Kuhl, *Cucullis*. Von diesem Ort zog die Straſse durch die Burg nach Werfen, wahrscheinlich in der Richtung der heutigen Landstraſse. Von Werfen tiefer ins Gebirg ging die Straſse, ebenfalls wie die heutige, in zwei verschiedenen Richtungen, theils der Salzach nach in das Pinzgau, über Gastein nach dem Dreuthale oder auch der Salzach weiter folgend ins Tyrol, theils über Hüttau nach Radstadt, den Tauern und sofort nach Italien. Hier fällt *Vacorium* nach den Angaben der Peutingerschen Tafel auf Pfarr-Werfen, wo eine römische Inschrift gefunden wurde; von Vacorium führte die Straſse über Hüttau durch die Faitz, über die Ebne nach *Ani* oder Radstadt, wohin die Distanzen der Peut. Tafel weisen, und von da theils nach Steiermark, theils der Taurach nach über den Radstadter Tauern. Auch hier scheint die heutige Straſse die alte Römerstraſse zu decken. „Unterm Tauern" soll noch vor nicht langer Zeit ein römischer Meilenstein gestanden haben. Die Station *in Alpe* trifft der Distanzangabe nach auf den Friedhof am südlichen Abhang „auf dem Tauern". Das regelmäſsige groſse Quadrat des Friedhofes läſst Hn. Mutzl die Stelle eines römischen Castrums an diesem Platze vermuthen. Abwärts lief hierauf die Straſse den Paſs, wo man eine Meilensäule mit dem Namen des *Septimius Severus* und der Zahl XLII gefunden hat, vorbei, durch Tweng (wo ein 2ter Meilenstein mit XL bezeichnet stand) über Meuterndorf nach in *Irnurio*. Die obigen Zahlangaben, sowie noch zwei andere, auf einem Meilenstein bei St. Margareth mit IIXXX und einem bei Tamsweg mit XLV, bieten bedeutende Schwierigkeiten in Betreff des Hauptorts dar, von welchem aus man gezählt haben mag. Ueber Gmünd (*Graviaci?*) läuft der Straſsenzug nach Lurnfeld (*Liburnia s. Tiburnia*), einem an Alterthümern reichen Ort.

Von Liburnia führte a) eine Straſse nach *Julia Carnicum*; b) eine andere der Drau hinauf nach *Loncium* (Lienz?), *Breunorum caput*, Brunecken und *Aguntum*, dem an Alterthümern reichen heutigen Innichen, durch welchen Zug das östliche Noricum mit dem westlichen verbunden wurde; c) eine dritte folgte der Möll, an Obervellach vorbei und das Melnitzerthal hinauf. Zu St. Daniel wurde eine Inschrift, welche von einem dem unbesiegten Hercules geweihten und *ex voto* wieder hergestellten Tempel spricht, gefunden. Hierauf zieht die Straſse über die hohen Korn-Tauern, durch die Wimmeralpe in das Anlauchthal, wo sie noch auf Strecken von 70—80 Schritt sichtbar ist. Sie ist aus Granit aufgeführt und der gemeine Mann nennt sie den „Heidenweg." Der Rathhausberg war ein römisches Goldbergwerk, das im J. 719 wieder geöffnet worden seyn soll. Im Gasteinerthal, durch welches die Straſse vom Anlauchthal herführte, wurden römische Münzen gefunden. Im Salzachthale theilte sich die Straſse, indem sie a) theils der Salzach über Bischofshofen heraus, wo eine römische Inschrift an der Kirchmauer beobachtet wurde; b) theils westlich dem sich erweiternden Pinzgauerthale folgte, wahrscheinlich bis nach Wald, um die Verbindung mit *Albianum*, das der Vf. am rechten Innufer verzeichnet, zu unterhalten; c) endlich lief sie nördlich durch das weite Zellerthal, durch die Hohlwege über Lofer, wo neuerlich römische Alterthümer entdeckt worden sind und über Ueken theils α) über Innzell nach *Bidajum* (in der Nähe des heutigen Bidenhart) auf einem durch die Erdwälle um Siegsdorf und durch Ortnamen wie Kastrum (?) bezeichneten Zug; theils β) über Reichenhall nach *Iuvavia*.

Nach dem eben erwähnten *Bidajum* führte eine andere Straſse von *Iuvavia* in ziemlich gerader Richtung wahrscheinlich über Saaldorf, Schonaram nach *Artobriga*, zwischen Mühlberg und Seelciten am Wezingersee. Hrn. v. Seethaler's Forschungen nach römischen Alterthümern in diesen Gegenden sollen diese Straſsenrichtung bestätigen. Am Wezinger- oder Tachensee wurde vor einigen Jahren beim Umpflügen des Bodens ein schönes Mosaikpaviment aufgefunden, das von den Findern zertrümmert wurde.

Eine Straſse, welche von *Iuvavia* der Salzach abwärts gefolgt ist, wird am rechten Fluſsufer in Bergham, Andering und St. Georgen durch Auffindung von

*) Neue Beiträge u. s. w. p. 291—300.

von Statuen, Inschriften u. s. w. und am linken Ufer durch einen Tempel in Lausee und die Alterthümer von Lebenau bezeichnet. — Endlich setzt der Vf. eine Strafse von Iuvavia über Thalgau und Seewalchen als mit Gewifsheit ausgemittelt an.

Die eben abgehandelten Untersuchungen sind mit Ueberblick geführt und in grofsen Umrissen dargestellt. Auch ihnen mufs die weitere Ausführung bleibenden Reiz ertheilen. Gerade in diesen Gegenden müfste es überaus interessant seyn eine Menge von Fragen, die sich dem sachverständigen Blick wie über die Steigung der Strafsen, ihre Lage auf dem Hochgebirge und da wo sie die Felsen durchbricht u. s. w. aufdrängen, zuverläfsig und präcis beantwortet zu sehn.

Die weitere Fortsetzung der römischen Befestigungswerke, welche von Regino abwärts das Donaugebiet beherrschten, in örtlichen Nachweisungen anschaulich zu machen, ist uns für jetzt noch nicht vergönnt. Neuere Mittheilungen darüber sind uns nicht zu Gesichte gekommen. Nur eine Notiz über die Römerstrafse, welche Hr. Senator Czech in Raab entdeckt und in Hormayrs Neuem Archiv für Geschichte, Staatenkunde, Literatur und Kunst. 1829. Nr. 73. p. 569. beschrieben ist, vergönnt uns die Hoffnung fernere Mittheilungen über die zahlreichen Strafsenzüge Pannoniens, welche sich in *Sabaria* und seit den Zeiten Constantins in *Sirmium* durchkreuzten. Dieser Strafsenzug wird in der Wieselburger und Raaber Gespannschaft ein Weichbild des zu Leiden gehörigen Vorwerks *Bormász* zuerst in gerader Richtung bis an den Rabnitz-Flufs in einer Länge von mehr als 1000 Klaftern und einer Höhe von 4—5 Schuh bei einer Breite von 6 Klafter im Grunde und 3 Klafter auf der Oberfläche beobachtet. Bis 200 Schritte von dem Flufs ist sie bis auf wenige Spuren ganz hinweggeschwemmt, dagegen zeigen sich dicht am Ufer des Flusses zu beiden Seiten derselben bedeutende Erhöhungen, welche die Gewalt des Wassers nicht gänzlich zu vernichten vermochte; ihre übrigen auf dieser Seite werden, noch wohl erhalten, als Weg benutzt. Auf dem rechten Rabnitz-Ufer aber, dem obigen Auslaufspunkte gerade gegenüber, erhebt sich ein, über den hier äufserst tief liegenden Boden, bei 12 Schuh emporragender und verhältnifsmäfsig breiter Hügel, an welchen sich eine der gegenüber befindlichen ganz ähnliche Erderhöhung anschliefst, deren Höhe bei gleicher Breite, in der Nähe jenes landeinwärts sich merklich verflachenden Hügels 5—6 Schuh, an entfernteren Stellen jedoch nicht über 4, an manchen Orten gar nur 2 Schuh beträgt. Vom diefsseitigen Ufer gerechnet bis zu dem zwischen dem Sövényházaer und Kétier Weichbildern gelegenen Rest, wo sie plötzlich verschwindet, durchläuft sie eine Strecke von beiläufig 200 Klaftern, jedoch in weit weniger guter Erhaltung, indem an mehreren Stellen auf 150—200 Schritte jede Spur einer ehemaligen Erhabenheit verschwunden ist. In der Mitte des XIII. Jahrhunderts noch erstreckte sich dieser Erdwall durch das Gemärk des Dorfes Kapi, bis zu dem in der Oedenburger Gespannschaft liegenden Orte Bö-Sáckány, wo noch heut zu Tage Ueberreste desselben anzutreffen seyn sollen. — Hr. Czech thut aus schriftlichen Zeugnissen dar, dafs dieses so eben beschriebene Werk schon zu Anfang des XIII. Jahrhunderts in demselben Zustand des Verfalls befindlich gewesen sey. Dies leiht der Vermuthung, dafs es römischen Ursprungs sey, eine neue Wahrscheinlichkeit, nachdem er ohnediefs jede andere irrige Annahme darüber als grundlos nachgewiesen hat. Nach seiner sehr wohl motivirten Ansicht aber ist dieses Werk eine Römerstrafse, welche durch die mit dem oberen *Priso-Dam* in Verbindung stehenden und damals noch weit mehr ausgebreiteten Sümpfe in dieser Gegend geführt hat. An dem oben beschriebenen Flufsübergang sollen noch vor mehreren Jahren bei niedrigem Wasserstande einige Joche der hier einst über den Raabflufs gebauten Brücke, nach der Versicherung der Bewohner, zu bemerken gewesen seyn. Römerüberreste, welche theils bei dem Weg selbst, theils in dem nahen Sövényháza gefunden werden, liefern bestätigende Beweise. An letzterem Orte namentlich wurden bei Grabung eines Kellers mehrere Anticaglien, unter denen auch 4 Penaten und ein bronzener Merkur erwähnt werden, zu Tage gefördert. Hierauf und auf die Entfernung von Altenburg (*Flexum*) stützt Hr. Czech die Vermuthung, dafs auf Sövényháza die Lage des alten Striluco falle, wonach dieser Weg ein Theil der von Taurunum über Arrabona in das oberste Pannonien und sofort ins Noricum führenden Heerstrafse gewesen wäre.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Hartmann: *Weimarische Blätter* von *Friedrich Peucer*. 1834. 8. (2 Rthlr. 8 Gr.)

Die vorliegenden „Blätter", den beiden Söhnen des Vfs zum Andenken gewidmet, heissen nach der Erklärung in der ersten Anmerkung S. 597. „um deswillen „Weimarische", weil sich ihr Inhalt vorzugsweise auf Weimarische Verhältnisse, Veranlassungen, Zustände, mitunter auf Weimarische Personen und Oertlichkeiten bezieht, oder doch durch Weimarische Einflüsse entschieden bedingt ist," und sie enthalten die dem Vf. neben und aufser dem Geschäftsleben gewordenen Productionen, welche sämmtlich durch den rothen Faden des ästhetischen Elements, dem sie durchgängig angehören, zu einer recht erfreulichen Fruchtschnur vereinigt worden sind. Neben den Beziehungen auf einzelne Momente der Weimarischen Glanzperiode, welchen bei weitem der gröfste Theil dieser Blätter seine Entstehung verdankt, ist nur ein kleiner Theil als Studie, als heitre literarische Nebenbeschäftigung ohne besondere Be-

Beziehung entstanden und in dieser Eigenschaft für die persönliche Zeichnung ihres Urhebers von Wichtigkeit. Die Einrichtung des Ganzen aber ist folgende: die Reihe der freundlichen Gaben eröffnet „das Rhythmische", das unter den besondern Ueberschriften: „vermischte Gedichte", „Sonette", „zur Geburtstagsfeier Göthes", „Laterna magica" nicht gerade in strenger chronologischer Folge, doch ziemlich vollständig das Weimarische Seyn und Leben in jenen 40 Jahren, wenigstens von seiner höchsten Blüthe bis zu seinem milden freundlichen Abend, selbst durch die stürmischen Zeiten der französischen Invasion und der darauf gefolgten Befreiungstage hindurch begleitet. S. 1—172. Daran schliefst sich „Dramatisches", S. 175—318, gröfstentheils demselben Boden entwachsen und besonders ausgezeichnet durch das „Nachspiel zu Ifflands Hagestolzen" S. 175 f., über dessen Entstehung und den Göthe'schen Antheil daran die Note S. 609, sehr beachtenswerthe Aufschlüsse gibt. Der dritte Theil enthält „Alt-Classisches", gelungene Uebersetungen aus Anakreon, Quintus von Smyrna, Theokrit, Terenz, Herodot und Tacitus S. 319—442, und der vierte „Vermischtes in Prosa", S. 443—594, so dafs in diesen beiden Abtheilungen das, was wir oben als „Studien" bezeichneten, das Vorherrschende ist, ohne jedoch, namentlich in mehreren Abhandlungen des vierten Theils, (z. B. Herder und der Actenstil S. 531, über Kleinkinderschulen S. 573, zu Ehren Böttigers S. 585.) die Weimarischen Beziehungen ganz auszuschliefsen. Den Beschlufs machen dann von S. 595—626 die Anmerkungen, welche recht eigentlich als die erläuternden Memoiren über das Ganze, mit einem grofsem Reichthume von besondern und allgemeinen geschichtlichen Aufschlüssen zu betrachten sind.

Wir brauchen nur noch daran zu erinnern, dafs der Vf. der, selbst dem Auslande, durch den Bericht Cousins an den Minister Montalivet bekannt gewordene Weimarische Ober-Consistorialdirector, Ritter *Peucer*, ist, um schon dadurch bei unsern Lesern die Ueberzeugung zu begründen, dafs sie in diesen Blättern recht viel Interessantes und Gediegenes für die Specialgeschichte der Weimarischen Blüthenzeit zu suchen haben. Am 26. März 1779 im Weimarischen Buttstädt geboren, trat unser Vf. ins öffentliche Leben zu Weimar, wo er schon unter Böttigers Leitung und Herders Oberaufsicht das Gymnasium besucht hatte, gerade da ein, als die Blüthenzeit Weimars in ihrem schönsten Aufgehen sich befand. Neben der Aufmerksamkeit des edlen Grofsherzogs, die er sehr bald für sich gewann, gelang es ihm, mit allen Notabilitäten des Weimarischen Sternensaals, von dem schon ins Greisenalter eingetretenen Wieland bis zu dem damals noch jugendlich frischen Göthe, in freundschaftliches Verhältnifs zu kommen; und von da an hat er Weimar, einen zweimaligen längeren Aufenthalt in Paris abgerechnet, nicht nur nicht wieder verlassen, sondern ist auch ein stets lebhaft betheiligter und zugleich auf der Leiter des Staatsdienstes ehrenvoll fortschreitender Genosse des schönen Weimarischen Kunst- und Geisteslebens geblieben. Seinen Beruf zu Productionen auf dem Gebiete der Poesie hat er vielfältig bewährt sowol durch eigene Leistungen auf den verschiedenartigsten Feldern derselben, die er zum Theil unter dem angenommenen Namen: Edmund Ost, dem Publicum in verschiedenen Zeitschriften mitgetheilt hat, als besonders durch seine Uebersetzungen des „classischen Theaters der Franzosen", deren Classicität selbst, namentlich in Bezug auf die Versification, gar nicht bezweifelt werden kann. Mögen darum andere Blätter in unsern Tagen schnell genug von dem Hauch der Zeit verweht werden und so das Schicksal der Blätter der cumäischen Seherin theilen; vor einem solchen Schicksal sind die vorliegenden „Weimarischen Blätter" durch ihre innere Gediegenheit hinlänglich gesichert. Gewifs es kann die Zeit nicht fern mehr seyn, wo wir über den gröfsten Deutschen, den unsre Zeit gesehen hat, über Göthe, endlich aus Clio's Munde etwas Gründliches und Befriedigendes vernehmen werden; und als ein schönes Verdienst der vorliegenden Blätter wird es dann gewifs anzuerkennen seyn, dafs sie zum Ausbau dieses Tempels manchen nicht zu verachtenden Stein geliefert haben.

D. *Meifsner*.

Essen, b. Bädecker: *Romeo*, oder *Erziehung und Gemeingeist*. Aus den Papieren eines nach Amerika ausgewanderten Lehrers, herausgeg. von Dr. *Karl Hoffmeister*. 1834. *Zweites* Bändchen, 331 S. *Drittes* Bändchen, 370 S. 8. (2 Rthlr.)

Rec. bezieht sich auf die Anzeige des ersten Bandes dieser Zusammenstellung, in Jahrgang 1833 dieser Blätter, Nr. 24, welcher er im Wesentlichen nichts hinzuzufügen findet. Die romanartige, sentimentale, mitunter etwas breite Behandlung einschlagender Gegenstände setzt sich durch beide Bände gleichmäfsig fort. Sie schliefsen damit, dafs Romeo zum zweitenmale, in Gesellschaft mehrerer Auswandernden und mit einer jungen, ihm noch auf dem Schiffe kurz vor der Abfahrt von seinem Vater angetrauten Gattin, nach Amerika übergeht, um an den Ufern des Missouri dem deutschen Vaterlande eine zweite Heimath gründen zu helfen.

MONATSREGISTER

vom

AUGUST 1834.

I.

Verzeichniss der in der Allgem. Lit. Zeit. und den Ergänzungsblättern recensirten Schriften.

Anm. Die erste Ziffer zeigt die Numer, die zweite die Seite an. Der Beisatz EB. bezeichnet die Ergänzungsblätter.

Hohl,

I.

K.

L.

M.

O.

P.

Q.

R.

S.

T.

U.

U.

V.

W.

Z.

(Die Summe aller angezeigten Schriften ist 69.)

II.

Verzeichniß der im Intelligenzblatte enthaltenen literarischen und artistischen Nachrichten und Anzeigen.

A. *Nachrichten.*

Todesfälle.

Universitäten, Akad. u. and. gel. Anstalten.